Geschichte der Revolutionszeit

von

1789 bis **1795.**

Erster Band.

Geschichte

der

Revolutionszeit

von

1789 bis 1795.

Von

Heinrich von Sybel.

Zweite, verbesserte Auflage.

Erster Band.

Düsseldorf,
Verlagshandlung von Julius Buddeus.
1859.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Seit der Veröffentlichung der ersten Bände dieses Werkes ist es mir gelungen, den Zugang zu dem Königlich Preußischen Staatsarchiv, und damit die Einsicht in die authentischen Acten der wichtigsten Ereignisse zu erhalten, welche die europäische Politik während des ersten Revolutionskrieges bestimmt und gebildet haben. Diese höchst wichtige Quelle ist mir bereits bei der Ausarbeitung des dritten Bandes zu Gute gekommen, und gibt mir bei der vorliegenden neuen Ausgabe den Anlaß zu erheblichen Verbesserungen der beiden ersten. Ich habe wahrgenommen, daß die früher von mir benutzten Gewährsmänner, insbesondere die holländischen Gesandten, in vielen Fällen sehr gut aufgemerkt haben: natürlich ist aber unter allen Umständen der Unterschied groß zwischen den Erzählungen noch so scharfblickender Beobachter und den Acten der handelnden Personen selbst. Zu einer wesentlichen Aenderung in dem Gesammturtheil über Personen und Zustände bin ich nicht geführt worden, wohl aber hat das Bild der einzelnen Ereignisse, und mehrmals an den entscheidendsten Stellen, sehr

erfreuliche Aufklärung und Bereicherung erhalten. Die wichtigen Unterhandlungen Bischoffswerder's in Wien, der Uebergang Preußen's zu dem östreichischen Bunde, die Pillnitzer Zusammenkunft, der Ursprung der polnischen Theilung, der Bruch zwischen England und Frankreich, alle diese Dinge erscheinen jetzt zum ersten Male in ihrem wirklichen Verlaufe: die hier gewonnene Ansicht kann nach der Natur ihrer Quelle als eine bleibende Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniß betrachtet werden.

Unterdeß hat auch die französische Literatur wieder eine Anzahl Schriften über die Revolution geliefert, die sich jedoch größten Theils begnügen, den längst bekannten Stoff je nach der Parteistellung der Verfasser nach rechts oder links zu wenden. Von größerer Bedeutung ist fast nur Toqueville's Buch über das ancien régime, nach dessen Erörterungen ich dankbar einige Stellen meines ersten Capitels verbessert, sonst aber mit Freude meine früher ausgesprochenen Wahrnehmungen über Ackerbau, Bodenzersplitterung, städtisches Gewerbe durch den Verfasser bestätigt gefunden habe.

In unerwarteter Weise ist in den letzten Jahren die russische Geschichte der Revolutionszeit aufgehellt worden. Während die Fortsetzung von Herrmann's lehrreichem Buche leider bis jetzt vergeblich erwartet wird, haben rasch nach einander Miliutin's Krieg von 1799, Blum's Denkwürdigkeiten des Grafen Sievers und Smitt's Suworow die zweite Hälfte der Regierung Catharina's aus den ächtesten Quellen beleuchtet. Wer hätte es vor zehn Jahren vermuthet, daß über diesen Zeitraum die russischen Archive sich eher als die deutschen öffnen würden? Von jenen Verfassern stehen allerdings Miliutin und Smitt auf specifisch-russischem Stand-

punkt: ihre Darstellung ist wesentlich apologetisch für Rußland, und feindselig bei dem einen gegen Oestreich, bei dem anderen gegen Preußen. Dabei ist ihre literarische Befähigung nicht eben bedeutend, die Kenntniß der sonstigen Quellen insbesondere bei Smitt höchst unzulänglich: immer aber sind ihre Schriften für den historischen Forscher wegen ihrer Materialien unschätzbar. Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß das Beispiel Rußland's und Preußen's endlich auch die östreichische Regierung bestimmte, die Siegel ihrer Archive für die Regierung Franz II. zu lösen. Es liegt hier ein merkwürdiges Beispiel von den Schwankungen des historischen und politischen Urtheils vor, welche nothwendig eintreten, so lange dem Wissensdrang die authentischen Quellen verschlossen bleiben. Seit dem Aufschwung von 1813 gab es in Preußen selbst nur Eine Stimme der Verwerfung über den Baseler Frieden und die damit vollzogene Absonderung Preußen's von Oestreich, und was gleichbedeutend schien, von der deutschen Sache. Diese Auffassung kam natürlich dem Ruhme Oestreich's im höchsten Maße zu Gut; es wurde völlig übersehen, daß gerade Oestreich's Feindseligkeit den König von Preußen zum Baseler Frieden gezwungen hatte. Als Häusser's Geschichte, als in noch speciellerem Eingehen das vorliegende Buch dies Verhältniß aus den Acten darlegte, nahm sich die Herstellung der einfachen Thatsache gegenüber der gangbaren Ansicht fast wie eine Schutzschrift Preußen's aus: in Wahrheit findet nichts Anderes Statt, als daß ein unberechtigter Schimmer, welchen die früheren Gerüchte dritter Hand verbreitet hatten, vor dem Lichte der ächten Zeugnisse verschwindet. Wie erfreulich wäre es nun, wenn endlich der letzte Schritt geschähe, und auch über Oestreich's Ver-

fahren vollständige Kunde erlangt würde. Daß dadurch die Gesammtansicht der Zeit in ähnlicher Weise verwandelt werden würde, wie es durch die Benutzung der preußischen und russischen Staatsschriften gegenüber der bisherigen Memoiren- und Zeitungsliteratur geschehen ist, ließe sich freilich nicht erwarten: wohl aber würde bei einer Reihe erheblicher Punkte dann erst der Zusammenhang erhellen, der Antheil der einzelnen Personen an den Ereignissen deutlich werden, die treibenden Motive der kaiserlichen Politik in klares Licht treten. Die letzte Lücke, welche hinsichtlich des Quellenstoffes für die Forschung auf diesem wichtigen Gebiete noch geblieben, würde damit ausgefüllt sein.

München, Januar 1859.

Sybel.

Vorrede zur ersten Auflage.

In dem vorliegenden Buche sollen die leitenden Ereignisse der europäischen Geschichte in den Jahren 1789 bis 1795 erzählt werden. Sie lassen sich unter drei Hauptgruppen ordnen: den Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, die Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, die Auflösung des deutschen Reiches

durch den ersten Krieg gegen Frankreich. Wie enge der Verlauf derselben zusammenhängt, ist theils bekannt, theils wird es durch die folgende Darstellung näher belegt werden. Zugleich zeigen sie bei aller Verschiedenheit des äußeren Herganges eine tiefe Gleichartigkeit des inneren Bestandes: es ist überall der Sturz des mittelalterlichen Feudalwesens, der sich in Paris und Warschau wie in der deutschen Reichsverfassung, und zwar überall zu Gunsten des modernen Militärstaates vollzieht. Wenn auf französischem und deutschem Boden dieser Prozeß im Jahre 1795 noch nicht vollständig durchgeführt ist, so hat sich doch sein Eintritt deutlich und unwiderruflich entschieden. Sein Princip ist erklärt: es bedarf keiner geistigen Kämpfe mehr, sondern nur noch einiger materieller Anstrengungen, um es in voller Sieghaftigkeit auf dem ganzen europäischen Continent zu entfalten.

Von diesen großen und mannichfaltigen Ereignissen ist das Erste, die französische Revolution, unzählige Male, wie man weiß, und seit 1848 mit verdoppeltem Eifer beschrieben worden. Auf den ersten Blick scheint es unmöglich, hier noch etwas Unbekanntes und Erhebliches herbeizubringen: tritt man der Sache näher, so zeigen sich doch mehrere neuere Druckschriften, die eine durchgreifende Umgestaltung der Revolutionsgeschichte nöthig machen, vor Allem Mirabeau's Briefwechsel, die Memoiren Mallet du Pan's, und die sehr zahlreichen, in Deutschland fast unbekannten Departementalgeschichten, welchen die Franzosen seit etwa zwanzig Jahren einen höchst anerkennenswerthen Fleiß zugewandt haben. Außerdem gelang mir aber, hiemit beträchtliche handschriftliche Materialien zu vereinigen. Das Kriegsarchiv zu Paris bewahrt die Correspondenzen der commandirenden Generale mit dem

Ministerium, die geheimen Depeschen der Conventscommissare, die Proceßacten Custine's und Houchard's, Alles so gut wie unbenutzt, und wie man denken kann, von bedeutendem geschichtlichem Interesse. Auf dem Reichsarchive erhielt ich bald nachher Einsicht in die umfangreichen Papiere des Wohlfahrtsausschusses, welche bis jetzt, so viel ich weiß, von keiner forschenden Hand berührt worden. Sie sind freilich unter der Directorialregierung stark gesichtet, und wichtige Actenstücke an die betreffenden Ministerien abgeliefert worden: immer aber fand sich unter der Masse vieles Werthvolle, z. B. sichere Ergebnisse über die Processe Hebert's und Danton's, die erste beglaubigte Darstellung von Robespierre's Katastrophe, eine beinahe vollständige Abschrift der Baseler Friedensverhandlungen u. s. w. Einige Ergänzungen lieferte zuletzt das Archiv des auswärtigen Ministeriums, allerdings in spärlicherem Maße, da seit Mignet's Abgang die dort befindlichen Schätze mit überraschender Aengstlichkeit gehütet werden.

Was die beiden erstgenannten Institute betrifft, so kann ich die thätige Förderung, die ich während des ganzen Verlaufes meiner Untersuchungen von den Vorgesetzten und Beamten derselben erhalten habe, nicht dankbar genug rühmen.

Die hier empfangene Bereicherung des geschichtlichen Stoffes hätte mir nun wohl den Muth gegeben, zu den Schriften über die Revolution eine neue hinzuzufügen. Allein welcher Deutsche, der einmal diesen Zeiten seine Betrachtung zugewandt, hätte nicht das Dunkel beklagt, welches über der Theilnahme unserer Nation an dem großen Weltkriege ruht? Im Grunde geht — außer den spärlichen und unbeglaubigten Mittheilungen der damaligen Zeitungen — un=

sere wesentliche Kenntniß auf ein Buch zurück, dessen Verfasser zwar von Vielerlei, genau besehen aber von gar Nichts die ganze Wahrheit, gehört hat, auf die mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, ein Buch, welches in jeder Hinsicht zu der von Gerüchten lebenden Literatur der französischen Auswanderer gehört. Das Geheimniß, in welches die handelnden Regierungen bis jetzt ihre Urkunden gehüllt haben, ist namentlich für uns Deutsche von empfindlichen Folgen gewesen. Da alle Belehrung über jene gewaltige Zeit aus französischen Quellen stammt, ist auch unsere Literatur an dieser Stelle durchaus von französischen Gesichtspunkten beherrscht: jede Parteifrage ist bei uns wie in Frankreich dabei vertreten, mit einziger Ausnahme der nationalen. Auch in unseren Schriften nimmt sich jene Periode so aus, als wenn die Geschichte Europa's identisch wäre mit der französischen, als wenn sie nur von dorther ihre Entwickelungsgesetze empfangen hätte. Es leuchtet ein, von welchem Einflusse auf die Beurtheilung der Dinge ein solches Verhältniß sein mußte. Noch stärker zeigt sich ein ähnliches Ueberwiegen des ausländischen Standpunktes in den polnischen Geschichten: hier liegt der ziemlich beispiellose Fall vor, daß die Sieger in einer großen und gewaltsamen Katastrophe den Besiegten das Wort beinahe ausschließlich gelassen haben. So gibt es bei dem größten Theile unseres Publikums über Deutschland's damalige Verluste gegen Frankreich keine andere Stimmung als die französische, über seine Eroberungen an der Weichsel kein anderes Gefühl als das polnische. Es ist dies sehr begreiflich bei der tiefen Verborgenheit unserer deutschen Quellen: immer aber bleibt es auch ein politisches Unglück, daß die besorgten Rücksichtnah-

men, aus welchen diese Schließung unserer Archive entsprungen ist, bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Um so freudiger begrüßte ich unter solchen Umständen die Möglichkeit, eine äußerst reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen einzusehen, welche zwischen 1790 und 1795 unter mehreren der hervorragendsten deutschen Staatsmänner und Feldherren gewechselt worden sind. Ich nenne hier nur das Bedeutendere: vertrautere Briefe des Herzogs von Braunschweig (wozu eine zweite Reihe auf der Weimarer Bibliothek kam), Briefe des General Möllendorf aus dem preußischen, des Grafen Tauenzien aus dem östreichischen Hauptquartiere, Berichte des Gesandten Buchholz aus Warschau, Haugwitz's aus dem Haag, Hardenberg's aus Basel, vor Allem aber die beinahe vollständige Correspondenz des Marquis von Luchesini und des General von Manstein. Die Wichtigkeit der Letzteren ist jedem Kundigen von vorn herein klar; ein sehr competenter Zeuge mag sie noch einmal in vollem Umfange aussprechen. Am 25. Mai 1793 schrieb der holländische Gesandte van Reede aus Berlin an seine Regierung: „Der Mittelpunkt aller Unterhandlungen ist im Hauptquartier; die Staatsminister sind ganz unwissend über die Absichten des Königs: man hatte erwartet, daß Graf Haugwitz hier die eigentliche Leitung der Sachen haben würde, doch nach dem äußeren Scheine zu urtheilen, ist es nichts damit: man versichert vielmehr, daß Manstein sowohl das Militärische als das Politische und selbst das Civile allein dirigire." Gerade die vertrautesten Eröffnungen dieses Mannes sind es nun, welche nebst den Briefen Luchesini's mich in den Stand gesetzt haben, die preußische Politik jener Zeit in ihrem wirklichen Bestande zu erkennen.

Bei der Fülle urkundlichen Stoffes, der mir hier zuwuchs, blieb indeß immer noch, namentlich über die Verhältnisse Oestreich's und Rußland's manche Lücke und vor Allem manche Stelle, wo die Urtheile jener Preußen durch streitende Interessen getrübt sein konnten. Hier bot denn das treffliche und mit höchster Liberalität verwaltete niederländische Archiv die willkommenste Ergänzung. Die Generalstaaten waren 1790 keine Großmacht mehr, stets aber noch aus bewegenden Gründen in bestem Ansehn bei allen Höfen. Bei einigen der wichtigsten Verhandlungen waren sie unmittelbar betheiligt, in anderen gewährte man ihnen gerade als völlig Unbetheiligten Einblick; vor Allem aber, sie besaßen eine durch Jahrhunderte gebildete diplomatische Schule, welche durch Scharfsinn und Gewandtheit den Mangel äußerer Macht zu ersetzen wußte. Die Beobachtungen ihrer Gesandten sind gewissenhaft und eingehend, genau und ausführlich, nicht selten geben sie über die inneren Zustände der Staaten, bei denen sie thätig waren, schätzenswerthe Kunde.

Es versteht sich, daß auch mit diesen Hülfsmitteln eine absolute Vollständigkeit nicht zu erreichen war. Indeß ist doch ein Anfang gemacht, und so viel ich gebe, glaube ich mit Sicherheit als das wirklich geschehene geben zu können. In diesem ersten Bande wird man, wie ich hoffe, die Entstehung der ersten Coalition, den Ursprung des Revolutionskrieges, die Räthsel des Feldzuges in der Champagne in befriedigender Weise aufgeklärt sehen: der zweite wird die polnische Theilung, die östreichischen Versuche gegen Baiern, und die Ende 1793 eingetretene Auflösung der Coalition von mehreren Seiten in neuem Lichte zeigen: der dritte und

letzte soll endlich den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jacobinerherrschaft und den Abschluß der Conventsregierung darstellen. Sie werden so rasch auf einander folgen, wie der Stoff es irgend erlaubt.

Marburg, 8. Mai 1853.

Sybel.

Druckfehler.

Seite	1	Zeile	17	statt: Lehnbriefen — lies: ihren Lehnbriefen.
„	57	„	11	„ sagt lies: sagte.
„	86	„	23	„ Mournier lies: Mounier.
„	113	„	16	„ gegründet lies: ergründet.
„	144	„	2	„ Quadratlinien lies: Quadratlieue.
„	161	„	1	„ Orden lies: Osten.
„	464	„	8	„ nächste lies: nächst.
„	514	„	35	„ Verräther lies: Verbrecher.
„	560	„	19	„ Hochheim lies: Horchheim.
„	581	„	25	lies: dieselbe Ansicht finden wir bei.
„	597	„	9	streiche: zu.
„	~~626~~	„	~~19~~	~~statt: Stungen, lies: Stunden.~~

Seite 595 ist irrig mit der Zahl 495 bezeichnet.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Ausbruch der französischen Revolution.

Erstes Capitel: Frankreich vor der Revolution.

Zweites Capitel: Sturz des Feudalstaates.

Drittes Capitel: Die Menschenrechte.

Viertes Capitel: Die Hauptstadt.

Viertes Capitel: Oekonomische Verhältnisse.

Fünftes Capitel: Abschluß der Verfassung.

Sechstes Capitel: Schwankungen der östreichischen und preußischen Politik.

1. Der dritte Mai 1791.

2. Pillnitz.

Drittes Buch.

Sturz des französischen Königthums.

Erstes Capitel: Ursprung des Revolutionskrieges.

Zweites Capitel: Sturz der Feuillans.

Drittes Capitel: Ministerium der Gironde.

Viertes Capitel: Letzte Versuche der Feuillans.

Fünftes Capitel: Der zehnte August.

Viertes Buch.

Feldzug in der Champagne.

Erstes Capitel: Deutsche Rüstungen.

Zweites Capitel: Herrschaft des Pariser Gemeinderathes.

Drittes Capitel: Wahlen zum Nationalconvent.

Viertes Capitel: Angriff der Verbündeten.

Fünftes Capitel: Rückzug aus Frankreich.

Erstes Buch.

Ausbruch der französischen Revolution.

Erstes Buch.

Ausbruch der französischen Revolution.

Erstes Capitel.

Frankreich vor der Revolution.

Frankreich gab im vorigen Jahrhundert das Bild eines Staates, der in seiner Spitze moderne Formen angenommen, in Grundlagen aber und Inhalt tausend feudale Bestandtheile bewahrt hatte.

Im früheren Mittelalter fand man dort wie überall das Gemeinwesen der Gutsherren und Ritterbürtigen, der Prälaten und Corporationen; über den geschlossenen Standesvorrechten erhob sich ein schwaches Königthum und eine weltbeherrschende Kirche; die materiellen Verhältnisse waren durch das Monopol der zunftmäßigen Arbeit und des unbeweglichen Eigenthums gebunden. Obwohl adlige Vorrechte den ganzen Boden bedeckten, gab es doch keine aristokratische Staatsverfassung, sondern nur Zersplitterung der politischen Gewalt und Ausdehnung der Privilegien, sowohl auf Kosten der Staatseinheit als des Gesammtwohls. Die Provinzen bildeten wie die deutschen Territorien beinahe unabhängige Staaten, deren Herzöge und Grafen daheim regierten wie sie wollten oder konnten, dem Könige aber nach Lehnbriefen oder den Zeitverhältnissen ihre Reisigen zuführten oder auch entgegensetzten. Mit ihren eigenen Vasallen standen sie ungefähr auf demselben Fuße wie der König mit ihnen: der einzelne Edelmann war im Grunde der Herr und Fürst seiner Bauern, und dafür seinem Lehnsherrn nur zu geringen und festbestimmten Leistungen verpflichtet.

Sehr langsam hob sich unter dieser Masse streitbarer Dynasten die königliche Macht empor. Noch im Mittelalter gelang es ihr, durch schmiegsames Bündniß mit der Kirche und den Stadt-

gemeinden die großen Reichsbarone, die Beherrscher ganzer Provinzen, zu beseitigen, und deren Gewalt mit der Krone zu vereinen. Dann gaben die englischen Kriege, und die inneren damit verbundenen Wirren Carl VII. den Anlaß, die Zustimmung seiner Stände zu dem ersten stehenden Heere in Europa, und, was dafür unumgänglich war, zu einer festen und bleibenden Steuer, welche von königlichen Beamten überall zu erheben wäre, zu gewinnen. Es machte den König unabhängig von der Lehnsbewaffnung des Adels; es eröffnete zugleich der Verwaltung des Königs den Zugang in die adlichen Herrschaften wieder. Dabei kam diese wichtigste Grundlage der absoluten Monarchie in Frankreich zu Stande unter dem Jubel der Bürger und Bauern, die hier endlich Schutz gegen adliche Wegelagerer, fahrende Söldnerbanden und englische Kriegsbeschwerden zu finden hofften. Seitdem stand die Monarchie in Frankreich auf eigenen Füßen, für sich allein stark genug, um den Ständen des feudalen Staates das Gleichgewicht zu halten. Aus diesem aber trat sie bald in eine unzweifelhafte Ueberlegenheit hinüber. Denn indem Franz I. sich von dem Papstthum einen durchgreifenden Einfluß auf die Besetzung der kirchlichen Aemter errang, ordnete er den wichtigsten der alten Stände, den Clerus, dem Throne vollkommen unter. Er schmückte zu gleicher Zeit seinen Hof mit allem Prunke der burgundischen Etikette und den besten Erzeugnissen der italienischen Bildung, er erfüllte endlich die ganze Nation mit lebhaftem Schwunge für die gewaltigen Kämpfe gegen Kaiser Karl V. Mit beiden Antrieben lockte er vor Allem die Edelleute immer unwiderstehlicher aus der einsamen Selbstständigkeit ihrer Burgen in den glänzenden Dienst seines Palastes und seines Heeres. Die Einkünfte stiegen unter ihm und seinen Nachfolgern durch eine stets wachsende Zahl indirecter Abgaben: auf diese gestützt, konnte man die Zahl der Truppen beständig vermehren, und nachdem einmal die Krisis der Religionskriege überwunden war, gab es keine Genossenschaft in Frankreich mehr, stark genug, um der materiellen Gewalt des Königthums die Wage zu halten. Zuweilen erinnerte sich der Adel wohl noch an die alte Selbstständigkeit, wenn eine Spaltung in der königlichen

Familie oder zwischen den Factionen des königlichen Hofes ihm Anlaß zu freierer Bewegung gab: es ist aber bekannt, wie Richelieu und Mazarin die letzten Regungen dieses bewaffneten Mißvergnügens zu Paaren trieben, und darauf Ludwig XIV. die Regierung übernahm, er sowohl als die Welt davon überzeugt, daß es keine Schranke seines Rechtes als seinen Willen gebe.

Es ist in der That nicht wohl möglich, ein höheres Bewußtsein von seiner Stellung zu haben, als es diesem Fürsten inne wohnte. Aus der gesetzlich bestehenden Verfassung konnte er es nicht schöpfen: denn in dieser fand sich keine Abschaffung der alten Adelsrechte, der Befugnisse der Reichsstände, der Souveränität der hohen Gerichte. Er betrachtete aber die thatsächlichen Verhältnisse, nach welchen damals fast ein halbes Jahrhundert hindurch der König zu jedem Belieben auch die Kraft besessen hatte: er las, was im neuen Testamente oder im byzantinischen Rechte von dem göttlichen Ursprunge und der schrankenlosen Allmacht der Monarchie gesagt war, und kam zu der Ueberzeugung, daß Gott, welcher Könige über die Menschen gesetzt, ihnen damit auch unbedingte Verfügung über die Unterthanen verliehen habe. Er betrachtete sich als die Quelle jedes Rechtes im Staate, welches von selbst zerfalle, sobald er ihm die Genehmigung des Fortbestehens entziehe. Er gab Gesetze, erhob Steuern und änderte urkundliches Recht nach seinem Belieben. Die Aeußerungen dieses Herrscherbewußtseins gingen zuweilen über alles Maß des europäischen Menschenverstandes hinaus. Einmal forderte er ein Gutachten, ob ihm nicht, wie muhamedanischen Herrschern des Orients, das Eigenthum aller Aecker im Lande zustehe. Ein anderes Mal bedrohte er die private Wohlthätigkeit mit Strafen, weil der König und sonst Niemand der Hort und Schutz der armen Leute in Frankreich sei. Immer verstand es sich ihm von selbst, daß die Aufsicht über Gewissen und Religion zu den höchsten Rechten seiner Krone gehöre: man weiß, wie er die unglücklichen Hugenotten zu Tausenden gepeinigt oder über die Grenzen verjagt hat.

Ein, wie es scheint, so maßloser Despotismus war lange Jahre hindurch nichts desto weniger bei der Masse des französischen

Volkes noch mehr verehrt als gefürchtet. Ludwig war ebenso thätig wie ehrgeizig, und sein Ehrgeiz selbst richtete sich nicht minder auf den Inhalt als den Glanz seines Berufes. Mitten in den Verschwendungen und Festlichkeiten seines Hofes, neben Jagd und Theater, unter Frauen- und Kunstgenuß, fand er Zeit und Arbeitskraft, die großen Interessen seines Reiches im Auge zu behalten, und das Wirken seiner Minister unaufhörlich mit seinen leitenden Gedanken zu durchdringen. Er hatte das Glück, für die innere Verwaltung Colbert's eisernen, allseitigen, rastlosen Fleiß neben sich zur Hand zu finden: es ist wahr, er behandelte den großen Minister oft rauher als ein russischer Fürst seinen Leibeigenen, immer aber unterstützte er ihn fast ein Menschenalter hindurch bei jedem schöpferischen Vorschlage, mit deren Reihe Colbert das moderne Frankreich gründete. Civil- und Finanzverwaltung, bürgerlicher und peinlicher Proceß, Industrie und Handel empfingen neue Antriebe und fruchtbare Einrichtungen: die großen darauf bezüglichen Ordonnanzen sind nicht gerade tadellose Arbeiten, aber selbst ihre Mängel dürfen im 17. Jahrhundert für Fortschritte gelten, und überall zeugen sie von unermeßlichem Studium, praktischer Einsicht und nationaler Gesinnung. Vollends aber wird die Höhe ihres Standpunktes einem Jeden in das Auge fallen, der sich in die Actenmasse der laufenden Verwaltung unter diesem Ministerium vertieft[1]). Die Ueberlegenheit ist gewaltig, mit der sich hier der moderne Staat, despotisch und unentwickelt wie er ist, über die Verwirrung und die Beschränktheit des feudalen Staatsunwesens emporhebt. Handele es sich nun um die Anlage des großen Südcanals oder um die Schulden kleiner Stadtgemeinden, um die Sicherung der Landstraßen gegen vagabundirende Bettler oder um die Deckung des schuldlos Angeklagten gegen eine willkürliche Criminaljustiz: überall ist das Gefühl für das allgemeine Wohl, die Pflege des Landes und der Schutz der niederen Classen auf der Seite des Ministers, und die unverdeckte Selbstsucht der Familie, des Standes oder der Gemeinde auf der

---

1) Correspondance administr. de Louis XIV. ed. Depping.

Seite der Betheiligten. So hart die Regierung gegen zahllose Privatrechte verfuhr, so kann man doch nicht bezweifeln, daß in den meisten Fällen ihre organisatorische Wirksamkeit höchst wohlthätig auftrat. Erwägt man dabei, daß sie Frankreich zu gleicher Zeit eine beinahe herrschende Stellung in Europa erkämpfte, und dem kriegerischen Stolze des Volkes die vollste Befriedigung verschaffte, so wird die lange Popularität Ludwig XIV. nicht mehr befremdend erscheinen.

Zu ihrer Charakteristik gehört aber noch ein weiterer Zug, der für unsere Erzählung beinahe noch wichtiger ist. Niemals hat nämlich eine Herrschaft bestanden, gewaltig und gefürchtet wie jene Ludwig XIV., welche über so schwache Rechtsmittel und so spärliche Organe verfügt hätte. Gehen wir die großen Zweige der Regierung durch, und wenden uns zuerst zu dem vielleicht lebhaftesten Interesse des damaligen Frankreich, dem religiösen, so ernannte der König zwar die Würdenträger der Kirche, einmal aber angestellt, verwalteten diese die kirchlichen Dinge beinahe in völliger Selbstständigkeit ohne eine gesetzlich wirkende Theilnahme oder Aufsicht des Königs. Dies wollte um so mehr bedeuten, als sie auf die Masse des Volkes einen höchst energischen Einfluß ausübten, so daß man z. B. die Verfolgung der Hugenotten fast ebenso als eine Wirkung des Volkshasses wie des königlichen Willens betrachten kann. Sie vertraten dabei eine colossale und trefflich verwaltete Gütermasse mit Herrschaftsrecht über viele tausend Bauern, und zahlten davon nicht mehr Steuern als sie frei beliebten. Es lag endlich das Unterrichtswesen auf allen Stufen in ihrer Hand: der Staat als solcher hatte kein Mittel, irgend eine Einwirkung dorthin gelangen zu lassen. Auch nachdem die Versammlungen der Reichsstände außer Gebrauch gekommen, dauerten die Versammlungen des Clerus in ungestörter Regelmäßigkeit fort. Neben ihnen erschienen Provinzialstände in ansehnlichen Theilen des Reiches, meist aus Abgeordneten der höhern Klassen bestehend, zuweilen den gesammten Adel der Provinz umfassend. Sie hatten ein freilich stark geschmälertes Recht der Steuerbewilligung und wichtige Befugnisse für die Verwaltung der

provinzialen Angelegenheiten: oft genug hatten die königlichen Beamten heftige Verhandlungen mit ihnen zu bestehen.

Aehnliche Zustände finden wir auf dem Gebiete der Rechtspflege. Vor Allem war nicht an Einheit und Zweckdienlichkeit in ihrer Organisation zu denken: es war eine Mischung alter Ueberbleibsel und neuer Anfänge, die neben einander unter zahllosen Reibungen und Unbequemlichkeiten fort existirten. Ueberall besaßen adliche Grundherren oder städtische Behörden die niedere und oft auch die höhere Gerichtsbarkeit über die Kirchsprengel, in denen sie Besitzungen hatten. Als Berufungsinstanz dienten königliche Präsidialhöfe: allein die Competenz derselben war so mangelhaft ausgesprochen, daß oft ein Proceß erst durch vier bis sechs niedere Tribunale durchging, ehe er an den Präsidialhof gelangte. Die höchste Stufe in dieser Hierarchie nahmen die Parlamente ein, zuerst neun, dann fünfzehn an der Zahl, das Pariser durch die Größe des Bezirkes und das Ansehen seiner Magistratur vor den übrigen hervorragend, sie alle aber von dem Bewußtsein voller Souveränität erfüllt, und im Einzelnen weder unter einander, noch mit den untergeordneten Behörden, noch auch mit dem königlichen Rathe über die Grenzen ihrer Befugnisse einig. Bei verschiedenen Anlässen griffen sie auf das Tiefste sowohl in die Gesetzgebung als in die Verwaltung ein. Sie behaupteten den Anspruch, daß keine königliche Verordnung gesetzliche Kraft habe, bis sie in die Register des Parlamentes eingetragen sei, und daß diese Eintragung aus Gründen des Rechtes und des Gemeinwohls verweigert werden könne. Sie erließen polizeiliche Verordnungen, Weisungen an die Sicherheitsbehörden, Urtheile über ungesetzliche Maßregeln der Verwaltungsbeamten. Die Regierung trat dem Allen in den Weg, erzwang die Eintragung des zurückgewiesenen Gesetzes, verbot die Verfolgung der angeklagten Behörde: in den meisten Fällen mußten dann die Parlamente nachgeben, auf dem Grundsatz ihres Rechtes aber blieben sie bestehen, und kamen bei jedem neuen Anlaß mit unerschütterlicher Zähigkeit darauf zurück.

Was nun das Verhältniß des Monarchen zu den Mitgliedern

dieser Höfe betraf, so war entscheidend, daß die Aemter derselben, so weit sie nicht an einer Gutsherrschaft hafteten, zu erblichem Besitze verkauft waren, der König also nicht den mindesten Einfluß auf die Besetzung der Stellen besaß. War man bei Hofe der Meinung, daß ein Tribunal die Justiz mangelhaft verwalte, so hatte man kein anderes gesetzliches Mittel dagegen, als Cassation des Urtheils wegen Formfehler, oder neue Auslegung des Gesetzes, oder, ein bedenklicher Rest des früheren Mittelalters, Ansichziehen des ganzen Processes. Von einer Aenderung des Personals durch Absetzung, Versetzung oder Beförderung war keine Rede. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich dann in den übrigen Zweigen des öffentlichen Dienstes. Sehr wenige unter den französischen Königen waren ordentliche Haushalter gewesen, vielmehr hatten sich, aus Nachlässigkeit, Ehrgeiz oder Genußsucht, die Meisten in steter Geldnoth befunden: so war seit dem Ende des 15. Jahrhunderts der traurige Gebrauch aufgekommen, die Aemter zu verkaufen, ja seit Heinrich IV. sie zu erblichem Besitze zu veräußern. So ging aus dem Staatsdienst eine zahlreiche und selbstständige Aristokratie hervor; um den Preis der Aemter zu steigern, verband die Regierung mit vielen derselben die Erhebung in den Adelstand, mit allen die Befreiung von den drückendsten Steuern. Die Zahl der so veräußerten, und oft nur zur Veräußerung geschaffenen Aemter war ungeheuer. Richelieu, heißt es, schaffte hunderttausend ab. Colbert berechnete, daß die Kaufsumme der zu seiner Zeit bestehenden 500 Millionen Livres betrug. Sie fanden sich in allen Gebieten des Staatsdienstes, bei Hof und im Heere, im Steuer- und im Forstwesen, in den Gemeinden und in den Zünften. Bei allen hatte der Staat für eine geringe Geldsumme das Recht aufgegeben, seine Organe zu lenken und zu beaufsichtigen.

Ludwig XIV. war aber nicht der Meinung, daß man mit einer solchen Staatsverfassung nicht regieren könne. Mochte sein Thron von noch so vielen selbstständigen Rechten umgeben sein, so fand er das Wesentliche darin, daß die Berechtigten seine Gebote im Einzelnen befolgten. Es gab keine menschliche Leidenschaft, die er nicht zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt hätte. Hin-

reißend liebenswürdig in jüngeren, Ehrfurcht erweckend in älteren Jahren, war er unübertroffener Meister in der Kunst der persönlichen Beherrschung. Er benutzte die Eitelkeit des Adels, die Herrschsucht der Magistrate, die Glaubenshändel der Geistlichen, die Habsucht Aller. Half weder Schmeichelei noch Intrigue oder Bestechung — obwohl dies Alles in ausgearbeitetem Systeme und unendlichem Umfange gebraucht wurde — so nahm er nach dem Bewußtsein seines göttlichen Berufes keinen Anstand, zu den Mitteln der Furcht und der Gewalt zu greifen. Gegen widersetzliche Landschaften marschirten seine Regimenter, unbequeme Magistrate erlagen unter dem Drucke der Bequartierungen, willkührliche Verhaftungen ließen die lästigen Opponenten zu Hunderten verschwinden. Allmälig entwickelte sich dann aus unscheinbaren Anfängen eine das gesammte Reich umfassende königliche Verwaltung, welche von Einem Mittelpunkt, dem Finanzminister, abhängig, ihren Einfluß Schritt auf Schritt in alle Lebenskreise der Nation vorschob. Seit Richelieu gab es in jeder Provinz einen königlichen, jeder Zeit absetzbaren Beamten, den Intendanten, welcher in jedem seiner Bezirke einen ebenso absetzbaren Beigeordneten (subdélégué) unter sich hatte. Er sollte zunächst die Finanzinteressen des Staates wahrnehmen, griff aber von diesem Punkte aus bald nach allen Seiten umher, unterwarf die Gemeinden einer strengen Aufsicht, drängte den Einfluß der adligen Grundherren in den Schatten, und legte eine starke polizeiliche Gewalt über alle Theile seiner Provinz. Wie viele Privilegien, Corporationen und Exemtionen die neue Gewalt auch umringen mochten, die Monarchie hatte jetzt ein überall schlagfertiges Organ, eine jede derselben, wenn nicht zu beseitigen, aber doch unter ihrem Willen zu beugen. Die Provinzialstände murrten zuweilen, aber bewilligten Alles, die Magistrate widersprachen, aber fügten sich zuletzt in ihre Niederlage: der Adel hing mit Zittern an dem Augenwinken des Herrschers, und der Clerus floß von Devotion und Begeisterung über. Ludwig fand sich lange Jahre hindurch auf einer die Welt überragenden Höhe, auf welcher nur selten ein ferner Ton der Klage oder des Widerspruchs sein königliches Ohr erreichte.

War aber ein bleibendes Gedeihen auf solchen Grundlagen möglich?

Man kann den modernen oder repräsentativen Staat im Gegensatze zu dem Feudalsysteme durch drei Forderungen charakterisiren: Sorge des Staates um das Gesammtwohl, Ausstattung der Regierung mit allen dazu nöthigen Rechten, Verbreitung öffentlichen Geistes im Volke durch politische Berechtigung aller Classen. Die erste Aufgabe ist absolut, und überall im weitesten Sinne zu fassen: sie gibt zugleich das Maß für die Lösung der beiden anderen, da offenbar zur Erreichung des Staatszweckes unter verschiedenen Umständen verschiedene Regierungsrechte und Verfassungsformen erforderlich sind. Ludwig XIV. nun, so gewaltig er schaltete, ließ jene Forderungen sämmtlich außer Acht. Er dachte nicht daran, den politischen Sinn des Volkes durch angemessene Berechtigung der niederen Classen zu wecken; er versäumte im Bewußtsein seiner Stärke, den steten Widerstreit zwischen der königlichen Verwaltung und den Rechten der Feudalstände zu einer gesetzlichen und gedeihlichen Lösung zu bringen; endlich aber kam er in seiner Allmacht und Selbstvergötterung von den Wegen des Staatswohls hinweg zu einer Politik persönlicher Leidenschaft und Ehrsucht. Durch eine Kette immer maßloserer Eroberungspläne stürzte er das Land in tödtlich erschöpfende Kriege, und vereinte ganz Europa zu allgemeiner und glücklicher Auflehnung gegen das französische Uebergewicht. Er beschädigte aber dadurch die Monarchie in doppelter Beziehung. Einmal entzog er ihr die materielle Grundlage der Kraft durch eine nicht auszuheilende Verwirrung der Finanzen, welche nach unten jede Erleichterung des hart gedrückten Volkes unmöglich machte, und nach oben die Regierung vollkommen aus ihren natürlichen Bahnen hinausdrängte. Denn da das Deficit immer zunahm, obgleich die Steuerkraft des Volkes auf das höchste angespannt war, so griff bereits Colbert, und seine Nachfolger in verstärktem Maße, zu dem traurigen Mittel, die Zahl der käuflichen Aemter in unglaublicher Weise zu mehren, und so das erbliche und ausschließliche Privileg durch den ganzen Körper des Reiches zu verbreiten. So verlor der Staat die

Besetzung einer langen Reihe von Aemtern im Steuer- und Forstwesen; der Privatindustrie wurde in vielen Städten der Holz-, Wein- und Branntweinhandel entzogen, selbst der ärmliche Verdienst der Schiffzieher, Packknechte und Leichenbitter wurde zum Monopol erhoben, und gegen ein ansehnliches Capital wenigen Familien ausschließlich gesichert. Sodann aber, und dies war das Schlimmste, sank das moralische Ansehen des Thrones. Den einsichtigen Despotismus verzeiht für eine Weile ein Volk, wenn es privates Gedeihen und öffentliche Macht darunter erwachsen sieht: hier aber war Hungersnoth in allen Provinzen, Baumrinde die tägliche Nahrung von Hunderttausenden, die Heere durch Niederlagen zerrüttet, die einzige Wirkung der Gottähnlichkeit Ludwig's das offenbare Verderben des Reiches. Seine Nachfolger sollten es empfinden. Gleich nach seinem Tode stieß das Pariser Parlament seinen letzten Willen ohne Schwierigkeit um: Alles, was er zur Einschränkung der feudalen Rechte gethan, ging verloren, sein junger Urenkel mußte den Weg der modernen Monarchie von Neuem beginnen.

Es war Ludwig XV.: man braucht nur den Namen auszusprechen, um das Ergebniß vor Augen zu haben. Wenn Ludwig XIV. durch die Uebertreibungen seiner Politik auch sein persönliches Ansehen beschädigt hatte, so gab sein Nachfolger der Welt ein Beispiel sittlicher Versunkenheit, wozu nur der Lebenslauf der verworfensten aller römischen Kaiser ein Seitenstück liefert. Der Bürgerstand lernte einen Thron verachten, welchen der König durch seine Ausschweifungen besudelte; die höhere Gesellschaft vergiftete sich alle Adern durch wetteifernde Nachahmung der königlichen Laster. Hatte Ludwig XIV. die Rechte der feudalen Stände keiner großen Reform unterzogen, weil er sie thatsächlich alle beherrschte und sich ihnen insgesammt überlegen fühlte, so stieg sein Enkel in ihre Reihen hinab, nahm an ihren Parteihändeln Antheil, und wußte sie nicht aus eigener Kraft, sondern den Einen nur durch die Hülfe des Andern zu bekämpfen. So demüthigte er zuerst die Parlamente, um Clerus und Jesuiten zu befriedigen, verbündete sich dann auf das Antreiben der Marquise Pompadour

mit dem richterlichen Adel, um den überragenden Einfluß der Kirche zu brechen, und fiel dann durch den Einfluß der Gräfin Dubarry wieder in die Abhängigkeit einer jesuitischen Faction zurück, nachdem ihm die Macht der Parlamente zu Häupten gestiegen war. Jede dieser privilegirten Classen benutzte die Zeit ihrer Gunst, um ihre Vorrechte zum Schaden des Staates oder des Volkes zu mehren, und erfüllte die Tage ihres Mißgeschicks mit demagogischen Anklagen gegen den Despotismus der königlichen Regierung. In jedem Falle büßte die letztere entweder einen Theil ihrer Gewalt oder ihrer Volksgunst ein. Dabei erlitt das Ansehen Frankreich's nach Außen immer empfindlichere Niederlagen. Man hat das Bündniß mit Oesterreich, welches die Marquise Pompadour 1756 abschloß, sehr oft mit Unrecht getadelt: nicht das Eingehen desselben hat Frankreich Schaden gebracht, sondern die elende Führung des gleichzeitig mit England begonnenen Krieges durch die damals herrschende Faction. Als sie dann unter Choiseul's Leitung im Begriffe war, nach lobenswerthen Rüstungen und unter günstigen Aussichten den Kampf wieder aufzunehmen, erlag sie den jesuitischen Gegnern, welche aus Parteihaß die Kriegspolitik der gestürzten Machthaber verdammten, und Frankreich zu völliger Nichtigkeit in Europa herunterbrachten. Die Herabwürdigung der Monarchie unter den Einfluß der feudalen Parteien hatte also auch die nationale Demüthigung im Gefolge. Es war der letzte Stoß für das Ansehen der alten Staatsordnung.

Ein solcher Zustand mußte eine erregbare, und in ihren höheren Schichten gebildete Nation wie die französische in tiefe und lebhafte Gährung versetzen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erhob sich trotz aller Fesseln der Censur und der Bastille die Kritik der öffentlichen Meinung immer allseitiger und immer ungestümer. Eine revolutionäre Wendung hatte der Strom der Gedanken schon längst in ganz Europa. Nachdem die große Autorität des Mittelalters, die Kirche, sich nicht mehr als unfehlbar und einig erwies, gab es für die Zeit überhaupt keinen äußern Haltpunkt mehr. Die Kirche hatte Staat und Recht, Wissenschaft und Kunst in sich

beschlossen, Natur und Welt außer ihr für etwas Verlorenes und Sündhaftes erklärt: als sie nun selbst sich spaltete, kam nicht bloß der Glauben, sondern der ganze Zustand der Menschen in Schwanken. Ueberall trat die Ueberzeugung hervor, kein Bestehendes mehr ohne Ausweis seines inneren Werthes anzuerkennen, dafür aber ohne Rücksicht auf äußere Schranken jedem ächten Leben nachzuforschen und es sich anzueignen. Hatte sich das Mittelalter von der Welt abgewandt, so ergriff man jetzt von der Natur wie etwas ganz neu Entdecktem jubelnd Besitz: hatte die alte Kirche die Nichtigkeit alles Irdischen verkündet, so wandten sich jetzt alle Triebe der Entwicklung des materiellen Zustandes zu: hatte das religiöse Weltalter vor Allem die Sündhaftigkeit des Menschen betont, so trat jetzt der Gedanke des göttlichen Bildes im Menschen, der Würde und des Werthes des menschlichen Geistes in den Vordergrund. Dies traf in das Herz des alten Staates, der von dem Menschen als solchen niemals Notiz genommen, son-dern ihn nur nach Stand und Zunft geschätzt hatte. Es [illegible] die Forderung, nicht des Umsturzes aller bestehenden Ordnung, wohl aber der Zugänglichkeit ihrer Rechte für jeden aufstrebenden Geist. Eine neue Politik arbeitete sich gleichzeitig mit einer unbekannten Naturforschung und einer schöpferischen Philosophie an das Licht. Ueberall wandte man sich von dem Idealen hinweg, weil es dem drängenden und gährenden Bedürfniß nicht sicher und greiflich genug erschien: die ganze Zeit erfüllte sich mit realistischen und praktischen Trieben, die sich nur allmälig zu Humanität und Schönheitssinn abklärten. Wie das religiöse Mittelalter seine Ketzermorde gehabt hatte, so fehlte es auch der neuen Weltrichtung nicht an Fehlgriffen und Vergehen: man soll aber über dem Tadel derselben nicht vergessen, daß der Zustand, aus dem sie Europa emporgerissen, uns Allen ohne Ausnahme als die unerträglichste Barbarei erscheinen würde. Man hat eine Zeit lang die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zum Theil in ihren werthlosesten Ausläufern überschätzt; man ist jetzt nur zu geneigt, ihr weltgeschichtliches Verdienst zu übersehen, weil es das Gemeingut Aller und der Boden unseres Zustandes geworden ist.

Wer jedoch über ihre zuweilen schlaffe oder heuchlerische Humanität die Achseln zucken möchte, versetze sich erst in die gänzlich inhumane Zeit vor ihrem Wirken zurück. Weder das klassische noch das christliche Alterthum, weder das Mittelalter noch die Reformation, nahm einen Anstoß an den ärgsten Gräueln der Kriegführung, an den Qualen einer grausamen Criminaljustiz, an einer Vernichtung der politischen Gegner, gegen welche alle Schrecken unserer Revolutionen und Reactionen Kinderspiele sind. Der Gedanke, daß das Leben jedes einzelnen Menschen für die Andern etwas bedeute, ist erst durch das vorige Jahrhundert eine thätige Kraft geworden.

Die verneinende Seite dieses Geistes, die Verwerfung der Autorität, hatte nun in Frankreich einen in jeder Beziehung günstigen Boden. Denn hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich, und was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Es folgte aus der Regierungsweise Ludwig XIV., daß das Königsthum alle Gewalt, die Feudalstände aber alles Recht besaßen, und damit die beiden Elemente dieses gemischten Staates sich in der öffentlichen Meinung gegenseitig aufhoben. Es gab in dem ganzen französischen Staatsrechte keinen unangefochtenen Punkt; es war ganz natürlich, daß die Neuerung von vorn herein ihren Ausgangspunkt in Natur- und Menschenrecht suchte. Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern, der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Mißlingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos. Die Einen drückten sich milder, die Anderen herber aus, die Einen hofften auf friedliche Mittel, die Anderen auf gewaltthätige Revolution, die Einen studirten einzelne Seiten, die Anderen den gesammten Bau des Staatslebens: so weit sich aber die Betrachtung erstreckte, so weit stand auch die Ueberzeugung von der gänzlichen Untauglichkeit des Alten fest. Auf die zahllose Menge der Theorien, welche damals die Luft erfüllten, gehe ich aus mehreren Gründen nicht im Einzelnen ein: genug, wenn wir zwei Hauptrichtungen unterscheiden, die sich dem alten Gemeinwesen entgegenwarfen. Beide empfanden den unberechtigten und schädlichen Druck

der bisherigen Vorrechte, der Krone, der Kirche, der Feudalstände. Die Einen antworteten darauf mit der Forderung, daß an die Stelle all dieser Herrschaften die unbedingte Freiheit der Einzelnen, die Andern, daß dafür die Herrschaft der bisher gedrückten Mehrheit eintreten sollte. Auf jene Seite im Wesentlichen gehört Voltaire, auf diese Rousseau, und in den ökonomischen Fragen auf jene die Physiokraten, auf diese die Socialisten. Damals, um die Mitte des Jahrhunderts, empfand man die Tiefe eines solchen Gegensatzes noch wenig: man arbeitete unter unendlichem persönlichem Hader, mit ewig wechselnder Gruppirung, in allen denkbaren Formen der Literatur, des geselligen Lebens, der Freimaurerei und des Ordenswesens an dem gemeinsamen Werke, an der Zerstörung des Alten. Man wird diese Dinge nicht den Grund der Revolution nennen dürfen: man wird es um so weniger, als bei der Schwäche der Zeitungspresse, der Strenge gegen Druck und Buchhandel, dem geringen Verkehr im Lande und der tiefen Unbildung des Volkes, die geistige Bewegung fast ganz innerhalb der guten Gesellschaft blieb, und selbst die bürgerlichen Schichten nur an wenigen Punkten erreichte. Nur so viel kann man sagen, daß einige Führer der Revolution aus jener Literatur die erste Richtung empfingen, wie denn z. B. Robespierre aller Orten Rousseau im Munde führte: das praktisch Wesentliche aber that hier wie überall, wo die Gewalt der Massen vollständig entbunden wird, nicht eine politische Theorie, sondern die Macht der populären Leidenschaften. Desto stärker aber war vor der Revolution die Einwirkung der Theorie auf die privilegirten Classen selbst. Da sie der Reihe nach abwechselnd mit der Regierung verbündet und mit ihr in Widerstreit waren, so sogen sie gleich eifrig die Pest der höfischen Sittenlosigkeit und die Lehren der radikalen Opposition ein. Die Parlamente, welche als ächte Glieder des feudalen Systemes auch damals noch die Aechtung des Protestantismus und das Verbot des zinsbaren Darleihens eifrig aufrecht hielten, erfüllten sich doch im Kampfe gegen die Jesuiten mit aller Frivolität der Voltaire'schen Schule, und stimmten laut in den Ruf nach Ausrottung des Aberglaubens ein. Der Hofadel lernte

unter Choiseul's Verwaltung sich in der Stärke des freien Geistes fühlen und schaarte sich nach dessen Sturze wieder um die äußere Kirchlichkeit, man kann sich denken, mit welcher Inbrunst, da es unter dem Einflusse der verworfensten aller königlichen Maitressen, der Dubarry, geschah. Gerade hier, in der unmittelbaren Nähe des Thrones, gewann von allen die radikalste Ansicht die tiefsten Wurzeln, die Weltanschauung eines rohen Materialismus, nach welcher nichts als der Sinnengenuß und die Eigensucht wirklich, alles Andere aber ein leeres Spiel der Einbildung ist.

So war, als die schimpfliche Regierung Ludwig XV. endete, der Bau des alten Staatswesens in allen Theilen unterhöhlt. Die Krone hatte durch die Laster des Königs und die Schwäche gegen das Ausland, die Feudalstände durch ihre inneren Händel und den Kampf mit der Krone, beide durch das Aufkommen der radikalen Staatslehren Ansehen und Halt auf das Gründlichste verloren. Die Masse des Volkes aber fand sich dadurch nicht gebessert. Vielmehr war der Druck der Privilegien, der sich über alle Punkte der bürgerlichen Gesellschaft erstreckte, mit der inneren Fäulniß der Zustände nur immer härter geworden. Denn je tiefer die höheren Classen in ihrem sittlichen Bestande sanken, desto schwerer und eigensüchtiger traten ihre Anforderungen an das gemeine Wesen auf. Um es uns im Einzelnen zu vergegenwärtigen, gehen wir die großen Lebenskreise des französischen Volkes durch [1]).

Der bei Weitem wichtigste war damals die Landwirthschaft. Von 25 Millionen Einwohnern waren ungefähr 21 damit beschäftigt, von 51 Millionen Hektaren — so groß war die Oberfläche des Reiches — nahm sie 35 in Anspruch, nicht ganz so viel wie jetzt, mehr als noch einmal so viel als in dem heutigen England. Gewöhnlich stellt man sich nun vor, das Eigenthum dieser Ländermassen sei fast ausschließlich in der Hand der Kirchen, Klöster,

[1]) Für das Folgende sind vor Allem die ministerielle statistique de la France und die glänzenden Arbeiten Moreau de Jonnès benutzt. Letzterer gibt häufige Nachweisungen über den älteren Zustand, die jedoch hier und da der Controle und Berichtigung bedürfen.

Edelleute und Finanzmänner gewesen: so daß man vor 1789 nur große Güter gekannt, und erst die Revolution einen Stand der kleinen Eigenthümer geschaffen hätte. Die Einen finden darin das höchste Lob, die Anderen den tiefsten Schaden der neuen Zeit: über die Thatsache aber sind sie um so einiger, als sie in den Debatten der revolutionären Versammlungen fast unaufhörlich angekündigt wird. Allein sieht man näher zu, so zeigt sich, daß nicht auf dieser Seite die Wirkung des Feudalsystems auf den Landbau zu suchen ist. Die Autorität der revolutionären Redner kann man nicht hoch anschlagen, da sie einmal ein politisches Interesse hatten, die vorhandenen großen Güter zu Gunsten der städtischen Proletarier zu zerstückeln, und sodann sich überall in statistischen Dingen in fabelhafter Weise unwissend zeigten. Versetzt man dagegen sich selbst in die Zustände vor 1789 zurück, so begünstigte, abgesehen von Lehn- und Kirchengütern, auch das alte französische Erbrecht die Anhäufung der Güter keineswegs; und oft hörte man den Adel klagen, daß die Roture mehr und mehr Güter erwerbe, begreiflich genug, da die Geldmacht dem alten Adel gegenüber in stetem Wachsthum begriffen war. In den Verhältnissen lag mithin alle Möglichkeit zur Theilung des Bodens, und einer der glaubwürdigsten Beobachter spricht dann kurz vor der Revolution nach dreijährigen Forschungen in allen französischen Provinzen das Ergebniß aus, daß ungefähr ein Drittel des Landes von kleinen Eigenthümern bebaut werde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber, und vor Allem in Lothringen und Champagne, arm und elend seien: die Zersplitterung bei den Erbschaften, bemerkt er, ist zu groß; ich habe häufig Besitzungen von zehn Ruthen mit einem Fruchtbaume gesehen, man sollte mit einem gesetzlichen Theilungsverbote dazwischen treten.

Es ist Arthur Young, einer der ersten Landwirthe des damaligen Europa, welcher nach unermüdlichen Beobachtungen dies Zeugniß ablegt. Einheimische Beobachter bekräftigen seine Aussage. Die Zersplitterung der Güter, sagt Turgot, ist so groß, daß ein Besitzthum, welches eben für eine Familie ausreichte, unter fünf oder sechs Kinder getheilt wird. Die Güter, berichtet ein

Intendant, werden in gleichmäßiger und beunruhigender Weise zersplittert; die Aecker werden in das Unendliche getheilt und die Stücke weiter getheilt. So war es bei den Bauern, bei den kleinen Besitzern [1]). Die übrigen zwei Drittel des Bodens standen nun durchaus im Eigenthum großer Grundherren, theils des Adels und Clerus, theils der Magistratur und Geldmacht. Auf welche Weise diese ihre Güter nutzbar machten, werden wir sogleich untersuchen, bemerken aber vor Allem, daß eine Classe mittlerer Eigenthümer, groß genug, um von dem Acker ein sorgenfreies Dasein zu gewinnen, und immer noch so klein, um zu steter und angestrengter Arbeit genöthigt zu sein, daß mit einem Worte ein ländlicher Mittelstand völlig fehlte. Heutigen Tages lassen sich die ländlichen Eigenthümer Frankreichs in drei Massen sondern, deren jede ungefähr ein Drittel des ertragfähigen Landes besitzt. 18 Millionen Hektaren fallen auf 183,000 große, 15 Millionen auf 700,000 mittlere, 15 auf nicht ganz 4 Millionen kleiner Eigenthümer [2]). Zieht man den Vergleich mit dem alten Zustande, so ist das letzte Drittel armer Besitzer in genauer Uebereinstimmung auf beiden Seiten vorhanden, und merkwürdig genug, es findet sich fast ungeändert 1815 und 1831, ebenso wie vor der Revolution und in unserer Zeit. Die furchtbarsten Stürme gehen über seine Oberfläche und ändern nichts an seinem Bestehen. Was aber die Bewegung von 1789, was die Freiheit des Bodens und die bürgerliche Gleichheit in Wahrheit neu erschaffen hat, das ist jene Mittelklasse, welche jetzt ein volles Drittel des Areales inne hat. Man wird gestehen, ein merkwürdiges Ergebniß. Wie oft ist es von Feudalen und Socialisten verkündet worden, daß die volle Freiheit in ökonomischen Dingen zur Vertilgung der Mittelklassen und dem Gegensatze der Millionäre und Proletarier führe! Hier sehen wir das Gegentheil in einer der größten geschichtlichen Thatsachen. Das Feudalsystem hat durch seine Beschränkungen den ländlichen Mittelstand zerdrückt, die Herrschaft der Freiheit

[1]) Angeführt bei Tocqueville l'ancien régime 60.

[2]) Cochut, revue des deux mondes, sept. 1848. Rossi, économie politique, p. 325 ff.

hat ihn neu geschaffen. Fassen wir aber die Stellung jener Optimaten und der von ihnen abhängigen Leute noch etwas näher in das Auge.

Die erste Thatsache, welche uns hier begegnet, ist eine traurige. Es war nur eine verschwindende Minderheit der großen Besitzer, welche sich selbst um ihre Güter und deren Insassen kümmerte. Wer es irgend vermochte, eilte zu den Genüssen des Hofes oder der Hauptstadt, und kehrte erst auf seine Güter zurück, um hier die liederlich ausgeleerte Börse wieder zu füllen. Da lebten sie in knauseriger und zusammenscharrender Zurückgezogenheit, in elend eingerichteten Schlössern, von den Bauern als unerbittliche Gläubiger gemieden, oder auch mitten in Wald und Wüstung, um die Freuden der Jagd in nächster Nähe zu genießen. Von geistigen Interessen war so wenig wie von landwirthschaftlicher Thätigkeit die Rede, noch weniger hatten sie Verkehr mit ihren Nachbarn, theils aus Sparsamkeit, theils aus Mangel an allen Vicinalwegen. War dann die Zeit des Fastens vorüber, so stürzten sie begierig wieder zu den lockenden Tafeln von Paris und Versailles. Die Zahl der Ausnahmen in dieser trübseligen Regel war so gering, daß sie auf den Zustand des Landes keinen Einfluß ausübte.

Während diese Herren den Ertrag ihrer Güter in vornehmem Glanze aufgehen ließen, waren die Aecker in Parzellen von etwa zehn, höchstens fünfzehn Hektaren, an sogenannte Meier ausgethan, welche nicht einen festen jährlichen Geldzins, sondern in der Regel die Hälfte des Rohertrags als Pacht entrichteten, und dafür von dem Herrn die erste Saatfrucht, Vieh und Geräth empfingen [1]. Dies ergab ein jammervolles Dasein für sie selbst, einen kümmerlichen Zustand der Güter, und eine hohe, aber unsichere Einnahme für die Herren. Die Letzteren, welche ihr Gut fast nur als Reisende sahen, pflegten die Erhebung der Gefälle zu verpachten, gewöhnlich an einen Notar oder Advokaten, welcher die Bauern mit unbarmherziger Härte behandelte. Diese vernachlässigten den Kornbau, von dem sie die Hälfte abzugeben hatten, um jeden Ne-

---

[1]) Quesnay, bei Daire, physiocrates p. 219 ff., Young, Reise II, 190, d. d. Uebers. Lullin de Chateauvieux bei Mounier, I, 270 ff.

benverdienst, der ihnen allein zufiel, brauchten die Ochsen lieber zu Fuhren als zum Pflügen, mästeten im eigenen Weizenfelde die Gänse, vor Allem aber führten mehr und mehr die Zweifelderwirthschaft ein, um eine große Hutung und dadurch eine Vermehrung des Viehstandes zu gewinnen, der ihnen persönlichen Vortheil, dem Acker aber in solcher Weise offenbar keinen Nutzen brachte. Es war also eine Landwirthschaft ohne Fleiß, ohne Wissenschaft, und vor Allem ohne Capital: man hat gefunden, daß damals in den französischen Meiereien durchschnittlich ein Capitalaufwand von 40 bis 60 L. auf die Hektare verwandt wurde, während in England schon in jener Zeit der Durchschnitt auf 240 stieg [1]). So war denn das Ergebniß erbärmlich. Man rechnete beim Weizen eine Ausbeute von 7 bis 8 Hektoliter auf die Hektare, bei 5 bis 6fachem Ertrage der Aussaat, während der Engländer damals den 12fachen erzielte. Der Bauer konnte dabei nicht bestehen; die Ausbeute von 10 Hektaren reichte kaum hin, seine Familie zu ernähren, an Verkauf und Gewinn war nicht zu denken. Wer auf solche Art sein Leben lang zum Hunger verurtheilt ist, pflegt bald die Hände in den Schoß zu legen. Allmälig blieben immer weitere Ackerstrecken wüst liegen, ein Viertel des pflugfähigen Bodens, sagt Quesnay 1750, mehr als 9 Millionen Hektaren Arthur Young 1790. Millionen ländlicher Wohnhäuser hatten keine Oeffnung als die Thür oder doch nur ein Fenster [2]), es gab keine Kleidung als ein selbstgefertigtes grobes und doch nicht dichtes Wollentuch, in vielen Provinzen ging alle Welt barfuß, in anderen waren nur Holzschuhe bekannt. Die Nahrung war Mehlsuppe mit etwas Schweinefett, Abends ein Stück Brod, wenn es hoch kam mit Speck, sonst Monate lang kein Fleisch, in vielen Gegenden niemals Wein [3]). Die geistige Entwickelung entsprach diesen materiellen Verhältnissen. Bücher und Zeitungen waren in den Dörfern ebenso unbekannt, wie Lesen und

---

[1]) Arthur Young II, 249. Der ältere Mirabeau rechnet für ganz Frankreich (kleine und große Cultur zusammen) 66 L. auf den Arpent.

[2]) Dies ist auch jetzt noch so.

[3]) Berichte der Präfekten an das Ministerium 1803.

Schreiben. Für allen Unterricht waren die Bauern an den Pfarrer und Küster gewiesen, an Proletarier wie sie selbst, die in sehr seltenen Fällen aus dem Gesichtskreise des Kirchthurmes herauskamen. Immer war die Kirche das Einzige, was in dies elende Leben einen geistigen Funken warf: leider aber war die religiöse Anregung unendlich stark mit Rohheit und Aberglauben versetzt. In weiten Strecken des Südens wußten die Bauern von einem Protestanten wenig mehr, als daß man ihn wie einen gefährlichen Zauberer todtschlagen müsse; ihr eigener Glauben war dabei mit einer Fülle der krausesten Bilder altceltischen Heidenthums durchzogen. Von der Außenwelt hörten sie nichts. Denn im ganzen Lande war der Reiseverkehr so gut wie Null. Es gab einige königliche Straßen, prachtvoll gebaut, sechzig Fuß breit, Denkmale des monarchischen Prunkes, auf denen aber bis 1776 in ganz Frankreich nur zwei Postwagen fuhren [1]), und der Reisende Tage lang zubringen konnte, bis er eines anderen Fuhrwerkes ansichtig wurde [2]). Verbindungswege aber zu diesen Straßen oder den nächsten Marktstädten hatten nur wenige Dörfer in bevorzugten Provinzen. So verging das Dasein dieser Menschen ohne Inhalt als Arbeit und Entbehrung, ohne Freude als den bunten Putz einiger Kirchenfeste, ohne Wechsel, wenn nicht der Hunger den Einen zum städtischen Tagelohn oder zum Militärdienste führte. Nicht leicht kam er dann jemals in das Vaterhaus zurück, die Genossen seines Dorfes empfingen keinen Gewinn aus seinen Erfahrungen.

Das Verhältniß zum Gutsherrn mußte bei solchen Zuständen ein abscheuliches sein. Schon das bisher angeführte charakterisirt dieses Gemeinwesen, welches allen Genuß dem Reichen, alle Last dem Armen zuwälzte. In dem aristokratischen England war damals ein Viertel des Rohertrags ein hoher Pachtschilling, und dabei bezahlte der Gutsherr hohe Zehnten und Armentaxe [3]). In Frankreich war die Hälfte die Regel, und die Gutsherren befreiten

---

1) E. Daire introduction aux œuvres de Turgot.

2) Young's Reise.

3) Yvernois tableau des pertes etc.

sich noch dazu durch ihre Privilegien von vielen öffentlichen Lasten, die mit verdoppeltem Gewichte auf die Meier zurückfielen. So verhielt sich der Ertrag des französischen Ackers zum englischen wie 9 zu 14, die Rente aber des englischen Grundherrn stand auf $2\frac{3}{4}$, die des französischen auf $3\frac{3}{4}$ Procent[1]. Der Ausfall im Ertrage traf also doppelt den Antheil des kleinen Colonen. Dazu kamen die Menge der gutsherrlichen Rechte, Frohnden auf dem Herrnhofe, Zehnten für die Kirche, Straßenbau für den Staat. Der Gutsherr, der seine Naturalgefälle theuer zu verkaufen trachtete, wünschte sich hohe Getreidepreise; der Bauer, der bei so viel Abgaben nicht genug für seine Familie erzeugte, sehnte sich wie der städtische Proletarier nach niedrigen Korntaxen. Mit einem Worte, den beiden so eng auf einander angewiesenen Classen war nichts auf der Welt gemein: sie standen sich nach Bildung, Interessen, Genüssen wie Bewohner verschiedener Erdtheile, hier mit Verachtung, dort mit Ingrimm gegenüber. Wenn der Bauer die Thürme des Herrnhauses erblickte, so hatte er keinen lieberen Gedanken, als daß er einmal das Schloß mit den Schuldregistern darinnen verbrennen könnte.

Hier und da gab es im Einzelnen bessere Verhältnisse, im Großen können wir nur zwei Ausnahmen der trübseligen Regel anführen. In Anjou herrschte Meierwirthschaft wie in Niederbretagne und Guyenne: dennoch waren dort die Bauern wohlhabend und die Edelleute beliebt. Niederpoitou war nämlich die einzige Provinz, aus der sich der Adel nicht in den Strudel des Hoflebens hatte hineinlocken lassen. Der Edelmann saß auf seinem Schlosse, in Wahrheit der Herr seiner Güter, der Verwalter seiner Aecker, der Pfleger seiner Bauern. Er gab ihnen Vorschuß zur Anschaffung, Lehre zur Erhaltung ihres Viehs[2]; die Ausweisung eines Meiers war unerhört, der Knecht war auf dem Gute geboren, der Gutsherr der Pathe aller Kinder auf den Colonaten. Oft sah man ihn mit den Bauern zusammen auf den Markt ziehen, um diesem die Rinder möglichst vortheilhaft zu ver-

---

[1]) Young l. c.

[2]) Sauvegrain considérations sur la population etc. Paris 1806.

kaufen. In solchen ehrenwerthen Sorgen ging aber auch sein Gesichtskreis völlig auf; er ehrte Gott und den König, arbeitete auf seiner Scholle, war ein guter Jäger und Trinker, und wußte von der Welt und ihrer Bildung so wenig wie seine Meier.

Im Norden des Reiches aber hatten sich modernere Zustände entwickelt. Hier fand man wohlhabende Pächter, welche auf eine Reihe von Jahren die Güter gegen feste Geldpacht übernahmen, die Höhe derselben nach den Steuern abmaßen, und mit Einsicht und Capitalkraft wirthschafteten. Dies war die Regel in Flandern, Artois, Picardie, Normandie, Isle de France und einigen kleineren Bezirken. Hier stand der Eigenthümer auf sicheren Renten, der Ertrag des Bodens war doppelt so groß wie bei den Meiern. Das Land nahm sich aus wie ein Garten, die ärmeren Nachbarn fanden auf den stattlichen Pachthöfen ein reichliches Unterkommen. Es waren dieselben Provinzen, in welchen Young die kleinen Eigenthümer in leidlichem Wohlstande antraf. Wenn hier ein solcher Bauer ein schmales Streifchen Land neben seiner Hütte besaß, eben groß genug, um etwas Gemüse, Futter für ein paar Ziegen und einige Weinreben zu ziehen, so verdiente er den Rest seiner Bedürfnisse entweder im Tagelohn bei dem benachbarten Pächter, oder als Weber für den nächsten Fabrikanten. Es war der Zustand, den man heute in Frankreich als den regelmäßigen der kleinen Grundbesitzer betrachten muß: es sind nicht heruntergekommene Bauern, sondern Arbeiter, die ihre Ersparniß in Grund und Boden angelegt haben[1]). Damals wurde ihnen das Fortkommen schwerer als jetzt, weil es weniger Industrie und wohlhabende Oekonomen gab: wo sie außer den eben genannten Provinzen vorkamen, saßen sie zwischen armen Meiern, ebenso elend und hoffnungslos wie diese, nur darauf bedacht, zu der eigenen Scholle noch eine Meierei hinzuzupachten. Sie verschwanden also völlig unter jenen, und dies ist auch der Grund, weshalb die französischen Schriftsteller ihrer niemals besondere Erwähnung thun, sondern sie stets mit den Meiern unter der Beschreibung

---

[1]) Rossi l. c.

der sogenannten kleinen Cultur zusammenfassen. Ueber deren Umfang sind alle Zeugnisse gleichlautend auf ungefähr 27 Millionen, während gegen Geldpacht nur 8 Millionen Hectaren benutzt wurden[1]). Jene würden also zu ziemlich gleichen Theilen unter kleines Eigenthum und Naturalpacht zerfallen.

Heutigen Tags werden durch kleine Eigenthümer und Meier etwas über 24 Millionen, durch Geldpächter, wie 1780, ungefähr 8 Millionen, durch wohlhabende Eigenthümer etwas mehr als 10 Millionen Hectaren angebaut[2]). Hier sehen wir wieder deutlich, worin das Verdienst der Revolution um den französischen Ackerbau besteht. Wie in ihrem Gefolge das mittlere Eigenthum entstanden ist, so hat auch ein vernünftigeres System des Anbaues bedeutenden Boden gewonnen. Der sogenannten kleinen Cultur sind 6 Millionen Hectaren, und beinahe ein gleicher Betrag ist der Wüstung entzogen. Der Umfang des auf Geldpacht ausgegebenen Landes ist genau derselbe wie vor der Revolution, und der Zuwachs besteht ganz in Besitzungen reicher und wohlhabender Eigenthümer, die ihre Güter selbst bewirthschaften, also in der Ueberleitung von eifrigerem Fleiße und stärkerer Capitalkraft auf den Acker. Das Reich der Meierwirthschaft ist noch sehr bedeutend, auch die Lage der Meier, trotz des Wegfalls der Frohnden und Herrenrechte, wenig gebessert. Es wird eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, die einzelnen Ereignisse und Tendenzen der Revolution hinsichtlich ihres Einflusses auf diese Entwickelung zu prüfen.

Wenden wir uns zu den Städten des alten Frankreich hinüber, so brachten ähnliche Ursachen auch dort wie auf dem Lande entsprechende Wirkung hervor. Die städtischen Aemter, einst aus der Wahl der Quartiere oder der Zünfte hervorgegangen, waren seit dem 17. Jahrhundert häufig zur königlichen Ernennung gezogen, im 18. aber zur Füllung des Staatsschatzes in den bei Weitem zahlreichsten Ortschaften zu erblichem Besitze verkauft wor-

---

1) Quesnai, Turgot, Young.

2) Cochut.

den[1]). Die Verwaltung der Stadt lag also in der Hand eines geschlossenen Verbandes weniger Familien, die im Allgemeinen sich nur zu sehr von dem schlaffen und eigensüchtigen Geiste des damaligen Staates anstecken ließen. An diese reihten sich zunächst die Familien der Geldmacht, die Mitglieder der großen Finanzcompagnien, die Pächter der indirecten, die Erheber der directen Steuern, die Actionäre der mit Staatsmonopol ausgestatteten Handelscompagnien und die größeren Bankiers. Auch diese Kreise waren theils gesetzlich, theils factisch vollkommen abgeschlossen; die Herrschaft der Börse wurde von einer Aristokratie gehandhabt, in welche nur Geburt oder Staatserlaubniß den Zugang eröffnete. Der Natur der Sache nach sammelte sich ihre Thätigkeit vor Allem in Paris, ja sie drückte ihr Gepräge dieser Stadt überhaupt in so vorwiegendem Maße auf, wie es in unserer Zeit, berufen als der Epoche der Papierherrschaft, wie sie ist, niemals eintreten kann. Alle Welt weiß, bis zu welcher schwindelnden, das Land erschütternden Höhe die Agiotage zu Anfang des Jahrhunderts durch Law gesteigert worden war: seitdem hatte ihre Arbeit niemals ausgesetzt, und was vom Reichthum und Einfluß vorhanden war, stürzte sich mit wagehalsiger Begierde in ihre Kreise. König, Minister, Adel, Clerus, Parlamente begegneten sich auf diesen Bahnen; das ewige Deficit und die wachsende Schuldenlast des Schatzes gab stete Gelegenheit, den Staat hinein zu verwickeln und nach Privatzwecken auszubeuten: ohne Bedenken darf man behaupten, daß im Vergleiche mit der Gegenwart die Schwindelei jener Zeit so groß und schamlos war wie die Liederlichkeit derselben. Nun war Paris damals keine Fabrikstadt und hatte unbedeutenden Großhandel: abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen bestand die industrielle Thätigkeit des Ortes in kleinem Handwerke und großem Papierhandel. Es ist nicht der unbedeutendste Zug zu dem Bilde träger und eigennütziger Genußsucht, zu welcher die höheren Classen der gewaltigen Nation herabgesunken waren, daß unter allen Papieren keine beliebter als die Leibrenten waren, mit

---

1) Depping correspondance administrative de Louis XIV., vol. II., introduction.

denen man, gegen hohe Zinsen für sich selbst, seinen Kindern das Capital vorweg nahm.

Handel und Gewerbe lagen nun in dem ganzen Reiche in den Banden des strengsten Zunftzwanges. Die damaligen Einrichtungen gingen bis auf König Heinrich III. zurück, der zuerst den Satz ausgesprochen hat, nur der König verleihe das Recht auf Arbeit, ein Wort, welches die ganze Lehre der Socialisten in monarchischer Fassung in sich enthält. Die Meister jedes Handwerkes handhabten darin die innere Ordnung, ließen keinen außer ihrer Zahl zur Ausübung desselben zu, nahmen Niemanden auf, der sich nicht vor ihnen einer Prüfung seiner Fähigkeiten unterzogen hatte. Anfangs blieben viele Gewerke von dieser Organisation verschont, bis auch hier die Finanznoth des Staates zerstörend eingriff, und den Handwerkern das Zunftrecht wie den Richtern die Aemter verkaufte. Bald ging man weiter, theilte vorhandene Handwerke in mehrere Zünfte, und stempelte die geringfügigsten Erwerbszweige zu zunftmäßigen Handwerken um. So gab es Ebenisten neben den Schreinern, Trödler neben den Schneidern, Pastetenhändler neben den Bäckern. Die Obstweiber wie die Blumenmädchen bildeten geschlossene mit Statuten versehene Innungen; in den Zünften der Näherinnen, Stickerinnen, Putzmacherinnen durften nur Männer das Meisterrecht erwerben. Eine Menge dieser Statuten erschwerten dem fähigsten Gesellen die Meisterschaft durch übertriebene Gebühren, eine kaum geringere ließ überhaupt nur die Söhne der Meister oder die zweiten Männer verwittweter Meisterinnen zu. Kurz der Mißbrauch der Staatsgewalt zum Nutzen bevorzugter Einzelninteressen trat in der grellsten Weise hervor. Wer einmal nicht zu dieser Aristokratie des Handwerkes gehörte, hatte keinen Weg, durch seiner Hände Arbeit anders als in ewiger Dienstbarkeit zu leben. Die Bauern, welche die Verzweiflung des Hungers vom platten Lande in die Städte trieb, fanden kein Gewerbe als den Tagelohn ihren Bestrebungen geöffnet. Was das System dem Staate bedeute, empfand man sehr wohl auf beiden Seiten, bei den Bevorzugten wie bei den Hintangesetzten. Als Turgot im Jahre 1776 die

Zünfte sprengte, erklärte das Pariser Parlament, Prinzen, Pairs und Doctoren einhellig: alle Franzosen seien in feste Körperschaften getheilt, deren Kette vom Throne an bis zum niedrigsten Handwerke ein Ganzes bilde, unentbehrlich zur Existenz des Staates, unauflöslich, wenn nicht alle gesellschaftliche Ordnung zu Grunde gehen sollte. Es dauerte nicht lange, so wurden hiernach die Zünfte hergestellt: wir werden sehen, wie auf die salbungsvolle Erörterung die Gesellen und Lehrlinge fünfzehn Jahre später antworteten.

Die große Industrie vollzog sich in denselben eng gemessenen Formen. Sie war seit Colbert, der sie eigentlich erst geschaffen, das Lieblingskind der Regierung, wurde aber, wie es Lieblingskindern geht, zugleich gehätschelt und tyrannisirt. Als Colbert seine Thätigkeit begann, erzeugte Frankreich weder feineres Tuch, noch Strümpfe, weder Seidenstoffe noch Glas, weder Theer noch Seife. Das Handwerk, seit einem Jahrhundert zünftig, hatte den industriellen Sinn so wenig entwickelt, daß der Minister für alle diese Dinge deutsche, schwedische, italienische Arbeiter kommen ließ. Um den Absatz nach Außen zu sichern, schrieb er überall die Art der Fabrikation auf das Genaueste vor; um die Concurrenz von Außen her zu beseitigen, trat er mit einer Menge von Verboten und Schutzzöllen dazwischen. Es war wieder die Staatsgewalt, die ihre Kraft mitten in der Sphäre des privaten Verkehres einsetzte, zu Gunsten des Fabrikanten, zum Schaden des Consumenten. Bei seinen Nachfolgern setzte sich das System fort, und wurde schädlicher, weil es mit aller Unbeständigkeit und Planlosigkeit der Regierung Ludwig XV. gehandhabt wurde. Die Industrie nahm allerdings einen bedeutenden Aufschwung, und steigerte ihren Jahresertrag von Colbert bis Necker vielleicht auf das Sechsfache [1]. Aber die Statuten wurden doch von Jahr zu Jahr drückender, jede neue Erfindung und Verbesserung war durch sie ausgeschlossen, und seit 1760 hätte dem Wachsthum der Maschinen keine Gesetzgebung nachkommen können. Die Industrie folgte

[1]) So stand das Verhältniß bei der Wollenmanufactur.

demnach, wie unter solchen Umständen überall, nicht den natürlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten, sondern nahm sogleich eine künstliche und aristokratische Wendung. Unter Colbert kamen auf 60,400 Arbeiter der Wollindustrie nicht weniger als 17,300 in der Verfertigung der Spitzen; und hundert Jahre später brachte die Fabrikation der Seife 18, jene des Puders aber nicht weniger als 24 Millionen jährlichen Ertrag. Schneidender läßt sich das Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des vornehmen Luxus und der unreinlichen Dürftigkeit der Volksmassen nicht ausdrücken.

Der Ackerbau mußte aber in jedem Sinne die Nachtheile dieses Systemes empfinden, welches ihm den Verkehr mit dem Auslande lähmte, die Geräthschaften vertheuerte und außerdem den unmittelbaren Absatz verkümmerte. Denn durch die Beschützung der Industrie trat die landwirthschaftliche Production überhaupt für die Regierung in den Hintergrund. Diese gewöhnte sich, auch hierin unseren Socialisten ähnlich, bei dem Worte Volk an die städtischen Arbeiterclassen zu denken, und wenn sie deren Interesse an hundert Stellen den Privilegirten aufopferte, so wirkte Menschen- und Ruheliebe zusammen, um ihnen wenigstens die nothdürftige Nahrung und Kleidung unbedenklich auf Kosten der Ackerwirthe zuzuführen. Als Ergänzung der Prohibitionen und Schutzzölle erschienen die Ausfuhrverbote des Getreides und anderer ländlicher Rohprodukte. Mit diesen Künsten hatte man 1764 den Preis des Hectoliter Weizen, den man jetzt im Durchschnitte auf 19 bis 20 Fr. annehmen kann, noch unter acht Livres hinabgedrückt [1]). Damals gab Choiseul den Handel frei, der Preis stieg etwas über 15 Livres. Die gleiche Wirkung folgte derselben Maßregel 1775 unter Turgot: nach ihrer Beseitigung fiel der Durchschnittspreis bis zur Revolution wieder auf 12¾ Livres. Die Arbeiter hatten dann leidlich wohlfeiles Brod, aber nirgend im Reiche konnten die Landwirthe gedeihen. Trotz der heftigsten Klagen aus allen Provinzen blieb der Anlaß des Uebels, und

---

[1]) Melier, im zehnten Bande der mémoires de l'académie royale de médicine.

damit das Uebel selbst bestehen. Die Regierung war fest in ihrer Ueberzeugung, daß sie für die Bevölkerung der Städte und deren Ernährung unmittelbar zu sorgen habe: es war eine sich von selbst verstehende Sache, daß der Staat seine politische Gewalt zum Besten seiner Machthaber und Günstlinge verwandte. Niemand dachte an die weiteren Folgen eines solchen Grundsatzes, Niemand erwog die Frage: wie wenn diese Gewalt einmal in demokratische Hände käme?

Versuchen wir hier einen allgemeinen Ueberblick über den Wohlstand des damaligen Frankreich zu nehmen. Bei der Unvollständigkeit officieller Nachweise ist die Aufgabe schwer, die Lösung ungewiß. Indessen wird auch ein nur annäherndes Ergebniß sein Interesse haben, indem wir überall, um nicht bloß todte Zahlen aufzustellen, die Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zustande beifügen.

Den Gesammtertrag der Industrie gibt der gut unterrichtete Tolosan, hier der einzige Gewährsmann, auf 931, den des Handwerks auf 60 Millionen an. Heute liefert, vom Handwerke abgesehen, die Industrie allein des östlichen Frankreich einen Jahresertrag von 2282 Millionen: die Gesammtsumme hat sich also wenigstens vervierfacht. Damals trug es auf jeden Kopf der Bevölkerung 39 L., heute wird man unbedenklich mehr als hundert annehmen können. Die Freigebung der inneren Concurrenz, welche seit 1789 eingetreten, hat aber nicht bloß die Masse des erzeugten Gutes gesteigert, sie hat auch, was so oft bezweifelt wird, die Vertheilung derselben günstiger gestaltet. Der Tagelohn nämlich der industriellen Arbeiter stand nach einem hochberechneten Durchschnitte 1788 für die Männer auf 26, jener der Weiber auf 15 Sous [1]). Heute [2]) beträgt er, nach erschöpfenden Aufnahmen, für die Männer 42, für die Weiber 26 Sous. Ebenso ist der ländliche Tagelohn von 1789 sicher nicht höher als auf 15, in der Gegenwart aber in keinem Falle niedriger als 25 Sous

---

1) Young. Assemblé nationale 15. Januar 1790, 11. August 1791.
2) 1853.

anzuschlagen. Wenn man dann für das Jahr noch die erhebliche Verstärkung von etwa 30 seitdem aufgehobenen Feiertagen in Anschlag bringt, so findet man für den Lohn der alten Zeit wenig mehr als die Hälfte des heutigen Betrages — 351 L. für die Fabrikarbeiter, 157 für die ländlichen Tagelöhner, während er in der Gegenwart auf 630 und 300 Fr. steht. Um die Bedeutung dieser Sätze mit einander zu vergleichen, muß man noch die Preise der Waaren damals und jetzt zusammenstellen. Da zeigt sich denn, daß vor 1789 das Brod für sehr wohlfeil galt, wenn es 3 Sous das Pfund kostete, dieser Satz aber nur in Paris ein häufiger war, und in den Provinzen in der Regel überschritten wurde. In unserer Zeit aber stand von 1820 bis 1840 der Durchschnittspreis in ganz Frankreich auf 17, 1851 aber in Paris auf 14 Centimes, also noch unter dem alten Werthe von 3 Sous. Dies scheint zu dem Verhältniß der Getreidepreise übel zu passen, da der Hectoliter Weizen um 1780, wie wir sahen, zwischen 12 und 13, um 1840 aber zwischen 19 und 20 Franken kostete, allein der Widerspruch löst sich durch die Vervollkommnung des Mahlens und Backens, welches jetzt ein Drittel, ja die Hälfte mehr Brodgewicht aus demselben Kornvorrath gewinnt als in der alten Zeit [1]). Man sieht also, daß der Arbeiter vor der Revolution fast um die Hälfte weniger Brod für seinen Lohn erhielt als heutigen Tages. Bei den übrigen Nahrungsmitteln war das Verhältniß ähnlich, bei den Kleidungsstoffen aber noch ungünstiger.

Den entscheidenden Grund dieser Verhältnisse wird man erkennen, sobald man den Grundreichthum des Landes, den Ertrag des Ackerbaues im weitesten Sinne, in Erwägung zieht. Es würde zu weit führen, hier alle einzelnen Zweige durchzugehen und alle dabei vorkommenden Bedenken zu discutiren: es muß uns hinreichen, nur einige Hauptpunkte hervorzuheben. Von dem hauptsächlichsten Nahrungsmittel, dem Weizen, erzeugte das Land vor der Revolution ungefähr 40 Mill. Hectoliter, also auf den

---

[1]) Vor 1789 gab der Septier von 240 Pfund Weizen in der Regel nur 180 Pfund Brod, Moniteur, 12. Juli 1792, Supplement.

Kopf der Bevölkerung 167 Liter, 1840 dagegen 70 Millionen Hectoliter und demnach 208 Liter auf den Kopf. Den Viehbestand aller Art schätzte man damals auf 33 Millionen Stück, heute beträgt er 49, und die Zunahme ist gleichmäßig in allen Sorten. Das Weinerzeugniß stand damals auf 27, jetzt auf 37 Millionen Hectoliter, so daß also der Kopfbetrag wenigstens nicht gesunken ist [1]). So geht es durch alle Theile der Landwirthschaft hindurch. Erwägt man, daß eine Menge nutzbarer Erzeugnisse damals noch völlig unbekannt war, daß über die Unschädlichkeit der Kartoffel eine hitzige literarische Fehde geführt, daß der Wald ungleich mehr als heute auf den Raub gebaut wurde [2]), so kann es nicht befremden, daß der kundigste Statistiker des heutigen Frankreich den vegetabilischen Ertrag des Bodens, der jetzt sicher die Summe von sechs Milliarden übersteigt, für die Zeit vor der Revolution nur ein Geringes über zwei ansetzt. Was dies für den Volkswohlstand bedeutet, fällt in das Auge: man wird sich von der Lage der Bevölkerung vor 1789 demnach einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, daß auch die jetzt erzeugten Massen die allgemeine Consumtion in Frankreich nicht besser als in Preußen [3]), immer aber viel schlechter als in England stellen.

Ueber den dritten großen Zweig des nationalen Reichthums, den Handel, fasse ich mich kurz. Denn bis jetzt liegen meines Wissens keine statistischen Daten über den inneren Verkehr vor, welcher übrigens bei der Menge der Binnenzölle im alten Frankreich sehr viel geringer als heute gewesen sein muß: weiterhin ist aber für den auswärtigen Handel der früheren Zeit kein Mittel gegeben, um aus den allgemeinen Summen den Werth der Rohproducte und der industriellen Arbeit von dem eigentlichen Handels-

1) Moreau de Jonnes aus gleichzeitigen Quellen. Ich bin hierbei stehen geblieben, weil der Raum mir nicht erlaubte, die Erörterungen mitzutheilen, nach denen mir ein noch ungünstigeres Ergebniß für 1770 höchst wahrscheinlich ist.

2) Mémoire remis aux notables, 1787. Young Reise III, 111. Moreau agriculture 366.

3) Statistique de la France, agriculture. Auszüge aus den Mittheilungen des (preuß.) statist. Bureaus, in der köln. Zeitung 12. Sept. 1851.

gewinne zu sondern. Genug, wenn wir uns das Verhältniß im Großen durch die summarische Angabe anschaulich machen, daß nach den Registern der Douane kurz vor der Revolution die jährliche Einfuhr auf 576, die Ausfuhr auf 540 Mill. stand, während 1836 jene auf 905, diese auf 961 Mill. gestiegen war.

Alles zusammen genommen war also Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirthschaft dreifach, in dem Handel ungefähr doppelt so arm als in der Gegenwart. Dies Ergebniß muß man wohl im Auge behalten, wenn man sich ein Urtheil über die Finanzen des alten Staates zu bilden unternimmt. Ein Budget von 500 Millionen bedeutete für die ökonomische Kraft des Landes damals ungefähr so viel wie heute eine Abgabemasse von 1400, und folglich auch eine Jahreslücke von 100 nicht weniger als in unserer Zeit ein Deficit von 300 Millionen. Ein solches aber war vorhanden, als Ludwig XVI. die Regierung antrat: es ist also sehr begreiflich, daß er mit ängstlichem Eifer auf die Herstellung des Gleichgewichtes Bedacht nahm, und mit den Versuchen dazu das Staatsgebäude endlich bis zu völliger Umwälzung erschütterte.

Es würde ein Buch für sich allein erfordern, wollte man die Reformbestrebungen von der Thronbesteigung Ludwig's bis zum Ausbruche der Revolution im Einzelnen darstellen. Für unsern Zweck aber ist es genug, die Momente zu bezeichnen, welche zuerst für die Möglichkeit, dann für den Verlauf der Revolution wichtig geworden sind.

Ludwig XVI. selbst, daran kann nur der zweifeln, welcher den geschichtlichen Quellen dieser Zeit niemals nahe getreten ist, brachte zu der Regierung ein Herz, erfüllt von Gottesfurcht, Menschenliebe und Gemeingeist, mit. Er war ernsthaft, sittenrein, von seiner Würde und von deren Pflichten durchdrungen, und fest in dem Entschlusse die schandbaren Wege seines Vorgängers für immer zu schließen. Leider stand seine Fähigkeit bei Weitem nicht zu seinem Willen in Verhältniß. Er war ohne sicheres Urtheil, dürftig unterrichtet, und unbehülflich wie in der äußern Erscheinung, so auch in Sprache und Gedanken. Da er von den Personen

so wenig wie von den Zuständen seines Reiches eine ausreichende Kenntniß hatte, so bestimmte von Anfang an das Ungefähr die Wahl seiner Minister, der Einfluß seiner Tanten, seiner Gemahlin, der streitenden Hoffactionen, und gerade bei ihm, der sich in jeder sittlichen Beziehung unerschütterlich, in jeder technischen aber rathlos zeigte, wäre so unendlich viel auf die Hülfe der nächsten Rathgeber angekommen. So bewährte er gerade so viel Rechtlichkeit und Wohlwollen, um jedes Streben auf nützliche Reform zu ermuthigen, und entbehrte überall der Festigkeit des klaren Urtheils, welche trotz der Opposition des Bestehenden ein positives Ergebniß herbeizuführen weiß. Was hiemit kommen mußte, kam. Die Anarchie, welche unter Ludwig XV. in den Gemüthern geherrscht, gelangte in öffentlichen Thatsachen zur Erscheinung. Das Leiden des Volkes, welches die Einzelnen bisher in stummer Abspannung getragen, trat in das Bewußtsein der Massen.

Jener Zufall, der unter ihm die Lenkung der Geschäfte bestimmte, führte ihm zuerst den größten Reformer seiner Tage, Turgot, als Minister zu. Dessen Streiche fielen nach allen Seiten. Freigebung des Kornhandels und Beseitigung der Wegefrohnden für das platte Land, Aufhebung des Zunftzwanges und Errichtung eines großen Creditinstitutes, der Discontocasse, für Industrie und Gewerbe, eine Menge von Verbesserungen und Milderungen in dem Steuerwesen des Staates, Aussicht auf allmälige Betheiligung aller besitzenden Einwohner an den politischen Rechten: unter diese Hauptrubriken läßt sich die rastlose Thätigkeit des liberalen Staatsmannes ordnen. Man begreift, daß unter den Privilegirten kaum eine Classe war, die nicht ihre ganze bisherige Existenz gefährdet sehen mußte: der Widerstand erhob sich von allen Weltgegenden her, Hofleute, Parlamente, adlige Grundherren und zünftige Handwerke setzten sich mit hitzigem Geräusche zur Wehre. Der Hader drang bis in das Innere der königlichen Familie selbst: Ludwig's jüngerer Bruder, Graf Carl von Artois, schmähte über den Minister, welcher den Adel, die Stütze und den Wall des Thrones unterwühle, und ein Vetter des Königs, der reiche und sittenlose Herzog Philipp von Orleans,

fing bei der allgemeinen Aufregung an, Demagogie auf eigene Rechnung zu treiben. Zum ersten Male sah man damals in Paris, was seitdem in so furchtbarer Steigerung sich wiederholen sollte, daß die Polizeibehörden der Hauptstadt, dieses Mal im Interesse der Privilegirten, selbst den Pöbelaufstand gegen die Krone anfachten. Ludwig XVI. fand im Anfange, daß er und Turgot allein das Volk liebten, und war fest gegen den Straßentumult und das Parlament; aber hatte dann keine Waffe gegen die eigene Ermüdung und den bohrenden Einfluß seiner täglichen Umgebung. Nach kaum anderthalbjähriger Verwaltung mußte Turgot der Reaction des alten Staatswesens weichen; fast alle seine Schöpfungen brachen wieder zusammen.

Es folgte eine lange Zeit der Experimente und Palliative: man wäre gerne in dem breiten Geleise des privilegirten Herkommens fortgegangen, wenn nur die wachsende Finanznoth Ruhe gelassen hätte. Eben damals entschloß sich Ludwig zur Unterstützung der Nordamerikaner gegen England, im Grunde gegen seinen Willen und die Einsicht seiner Minister, welche die Kosten eines großen Krieges scheuten und in der Befreiung der Colonien keine Schwächung Englands erblickten. Aber der unbestimmte Freiheitsdrang und die liberale Staatslehre, welche weit und breit im Lande Wurzel gefaßt hatte, trug es davon. Der junge Marquis von Lafayette, damals ein junger hochaufgeschossener Blondin, äußerst eitel und ehrgeizig, der bei Hofe wegen seiner eckigen Formen kein Glück machte, rüstete ein Schiff aus eigenen Mitteln und fuhr hinüber; eine Menge einflußreicher Personen riefen nach Rache an England für den Schimpf des siebenjährigen Krieges; genug, diese Meinung siegte, und der Krieg gegen England wurde erklärt. Für Frankreich ergab sich daraus eine starke Verbreitung des demokratischen Sinnes nach dem Muster der amerikanischen Anschauungen. Die Anhänger Rousseau's frohlockten: hier sehe man die Möglichkeit einer gedeihlichen Revolution, die Ausführbarkeit einer breiten Demokratie, die Einrichtung eines Staates auf der Grundlage der natürlichen Menschenrechte. Eine weitere Folge des Krieges war eine neue Belastung des Staats-

haushalts. Damals war Necker Finanzdirector, ein Genfer, welcher einst als armer Commis nach Paris gekommen war, sich durch Verstand und Handelsgeschick zu einem reichen Bankier emporgeschwungen, und mit großer Selbstgefälligkeit sein Haus zum Mittelpunkte der vornehmen Liberalen gemacht hatte. Durch sein Ansehen auf der Börse verschaffte er dem Staate einen gewissen Credit, und machte Anlehen auf Anlehen, bis zu 500 Millionen, ohne eine Vermehrung der Steuern, ohne eine Vorkehrung zur Tilgung. Es hieß offenbar die Zukunft der Gegenwart opfern, da das Deficit durch die Vermehrung der Zinslast mit jedem Jahre anwuchs. Necker genoß allerdings für den Augenblick ein unermeßliches Ansehen, und sonnte sich gerne in dem Bewußtsein, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, der erste Staatsmann Europa's zu sein: allein, da er nirgend die Axt an die Wurzel der Schäden legte, wuchsen sie ihm binnen weniger Jahre über den Kopf; bald wußte auch er keinen andern Rath, als Einschränkung des Budgets und Sparsamkeit in den Ausgaben des Hofes, machte sich aber dadurch bei allen Großen des Vorzimmers verhaßt und wurde im Mai 1781 beseitigt. Sein Nachfolger, Calonne, ein geistreicher und frivoler Mensch, begann mit dem Satze, daß wer Credit begehre, Luxus treiben müßte, und erneuerte auch für das höfische Treiben die Verschwendung im glänzendsten Style Ludwig XV. Nachdem man in solchem Zuge einige Jahre fortgejubelt, die Schuldenmasse um mehr als 400 Millionen, die Steuerlast um 21 Millionen vermehrt hatte, war mit dem Anfang des Jahres 1787 das Verderben vorhanden, die Katastrophe unabweislich.

Werfen wir hier einen Blick auf das Budget des alten Staates, dessen Verwirrung das Signal zu einer Erschütterung aller civilisirten Welttheile geben sollte. Es liegt, nachdem Necker und Calonne, die Notabeln und die Revolution über seinen Inhalt mit gleicher Unwahrhaftigkeit gestritten, jetzt in seinen geheimsten Theilen der geschichtlichen Betrachtung vor [1]).

[1]) Bailly hist. financ. de la France II, 278 ss.

Was zuerst die Einnahmen betrifft, so ist die Vergleichung allgemein bekannt, nach der sie vor 1789 etwas über 500, unter Napoleon nahe an 800 betragen und dann zwischen 1815 u. 1848 bis 1500 Millionen zugenommen hätten. So bestimmt sich diese Ziffern ausnehmen, so wenig läßt sich ein Schluß auf die Wohlfeilheit der verschiedenen hier betheiligten Regierungsweisen darauf begründen. Das Eine bemerkten wir schon, daß im Verhältniß zum Nationalreichthum eine Abgabe von 500 Millionen vor 1789 ungefähr das Gewicht einer heutigen von 1400 Millionen hatte. Sodann ist aber die runde Summe von 500 Millionen bedeutend zu erhöhen. Die Solleinnahme des Staates stand nämlich im Jahre 1785 auf 558 Millionen, wozu noch 41 Millionen für die Lokalverwaltung der Provinzen kamen, die, ohne in den Schatz zu gelangen, gleich an den Erhebungsstätten wieder verausgabt wurden. Dies ergab für die Nation eine jährliche Last von 599 bis 600 Millionen. Daneben erhob die Kirche, deren Kosten sich jetzt auf dem Budget des Staates finden, 133 Millionen an Zehnten und 16 Millionen an sonstigen Gebühren: die Sporteln, welche zur Ergänzung der richterlichen Besoldungen dienten, trugen 29 Millionen: die Grundherren bezogen an Zöllen $2^1/_2$, und an Stempelgebühren [1]) wenigstens 37 Millionen. Ich sehe hier ab von den Grundzinsen, Renten und Diensten, deren Schätzung ganz unmöglich ist, die aber auch ihrer Natur nach nicht bei den öffentlichen Lasten zur Sprache kommen können, sondern eher gegen die Hypothekschulden der heutigen Bauern aufzurechnen sind. Die genannten Posten aber, nebst einigen kleineren von ähnlichem Charakter, betrugen zusammen 280 Millionen, so daß also das französische Volk damals im Ganzen eine jährliche Abgabenmasse von 880 Millionen zu tragen hatte. Vergleicht man diese Summe mit dem allgemeinen Nationalreichthum, so kann man sie unbedenklich einem heutigen Betrage von 2400 Millionen gleich setzen, und erhält so das Ergebniß, daß von Ludwig XV. bis auf Napoleon III. nur eine einzige Regierung in Frankreich existirt hat,

[1]) So bezeichne ich der Kürze wegen die Abgaben bei Besitzveränderungen, lods, relods, quints u. s. w.

welche einen noch größeren Betrag des Gesammtvermögens als das alte Regime für sich in Anspruch genommen, die Schreckensherrschaft nämlich der Jakobiner. Kaiserthum, Restauration und Louis Philippe haben sich mit ungleich niedrigeren Sätzen begnügt; der Feudalstaat findet auch hier sein Gegenbild bei den Socialisten.

Fragt man nach der Vertheilung dieser Abgaben auf die einzelnen Theile der Nation, so tritt eine grelle Ungleichmäßigkeit zu Tage. Die Vornehmen waren nicht frei von Steuern, wohl aber in vielen Beziehungen hoch begünstigt. An den Verbrauchssteuern, welche auf 308 Millionen geschätzt waren, nahmen sie natürlich ihren vollen Antheil, bei der Grund- und Kopfsteuer aber, 171 Millionen, hätten sie, wie sich während der Revolution herausstellte, bei gleicher Vertheilung etwa 33 Millionen mehr bezahlen müssen, als geschah. Sodann fiel die Last des Straßenbaues, die ausschließlich durch die Frohndienste der Bauern getragen, und auf 20 Millionen geschätzt wurde, ferner die Kosten der Provinzialmiliz, etwa $6^1/_4$ Millionen, allein auf die Schultern der niedern Classen. Nimmt man die oben angeführten 40 Millionen hinzu, welche die Grundherren ihrerseits von den Bauern bezogen; erwägt man, daß die kleinen Leute jedes Ortes verpflichtet blieben, den Steuerbetrag ihrer Gemeinde aufzubringen, auch wenn reiche Mitbürger sich durch Ankauf privilegirter Aemter ihrerseits der Zahlung entzogen; bringt man endlich die entsetzliche Willkür bei der Erhebung der Verbrauchsteuer in Rechnung, bei der wieder große bevorrechtete Classen der wehrlosen Volksmenge gegenüber standen: so wird man den jubelnden Ingrimm verstehen, womit 1789 vor Allem die Bauern die Freudenkunde von dem gänzlichen Sturze dieses Systems empfingen.

So gewaltig nun der Antheil war, welchen der Staat von den Einnahmen des Volkes erhob, so sah er sich selbst dennoch in immer wachsender Bedrängniß und Verlegenheit. Unordnung von der einen, und Selbstsucht von der andern Seite lösten seine Schätze in Staub auf. Es war in der Finanzverwaltung, wie in der Justiz: nie hatte Jemand es versucht, ihre Organisation nach einem großen Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit zu ordnen,

vielmehr schleppten sich eine Menge einzelner Verwaltungen, bald nach Provinzen, bald nach Einnahmequellen, bald nach der Bestimmung der Fonds gesondert, neben einander fort, kreuzten ihre Wirkung, und vernichteten jede Verantwortlichkeit. Den Belauf der Cassenrückstände, der vielleicht einem halben Jahresbudget gleich kam, hat auch die Revolution nicht zu ermitteln vermocht. Den Gewinn der Steuerpächter hat sie nur mit der Guillotine herbeizubringen gewußt. Einmal im Zuge des Deficits kam die Regierung schnell genug auch in den Strom der schwebenden Schulden hinein; die Vorausnahme künftiger Jahreserträge gegen wucherische Zinsen bei ihren eigenen Erhebern, und die Verschleppung fälliger Schulden und gesetzlicher Ausgaben hatten die eine immer größere Verluste als die andere bei der endlichen Saldirung im Gefolge. Wie weit diese Verwirrung um sich gegriffen, zeigt das Budget über die wirkliche Cassenführung von 1785. Neben einer regelmäßigen Einnahme des Schatzes von nicht ganz 327 Millionen geht eine Rechnung von 340 Millionen in der Einnahme, von 407 Millionen in der Ausgabe, über Posten, die entweder früheren oder späteren Jahren von 1781 bis 1787 angehören, so daß die Generalsumme der Rechnung mit nahe an 850 Millionen abschließt. Man sieht, welch ein Feld hier den Spekulanten und Beutelustigen eröffnet war, man sieht, wie weit es bei einem solchen Verfahren mit dem Wohlstande eines Reiches kommen mußte, welches hundert Jahre früher und zwanzig Jahre später Europa seinen Willen als Gesetz diktirte.

Den letzten Zug für die Würdigung dieses Haushaltes gibt aber die Art der Ausgaben, für welche die mühsam aufgebrachten Schätze verwandt wurden. Der Hof stand auf dem officiellen Budget mit 33 oder 35 Millionen, in Wahrheit verbrauchte er 40, ohne die Kosten der königlichen Jagden und Reisen, ohne den Lohn der Großwürdenträger, ohne die Unterhaltung der königlichen Schlösser. Das Kriegsministerium, welchem Necker 99, Calonne 114 Millionen zuweist, empfing 131 Millionen; davon nahm die Verwaltung etwas über 39, der Sold und Unterhalt der Truppen 44, der Gehalt aber der Officiere 46 Millionen hinweg.

Außer allen ministeriellen Berechnungen lagen die persönlichen Anweisungen des Königs „für Geschenke u. dgl. an Hofleute, an den Finanzminister und Magistrate, Rückzahlung auswärtiger Anleihen, Zinsen und Discontirungen an die Schatzbeamten, Nachlaß einzelner Personalgefälle, unvorhergesehene Ausgaben aller Art". Diese Rubrik, die sich durch ihre Ueberschrift charakterisirt, belief sich 1785 auf 136 Millionen. Während auf diese Art in den höchsten Regionen der Gesellschaft nichts als Ueberfluß und Fülle erscheint, treten die Brücken und Chausseen mit 4, die öffentlichen Bauten mit kaum 2, wissenschaftliche Anstalten mit etwas über 1 Million auf. Dagegen wirft das Budget von 1832, und in ähnlicher Weise die folgenden für diese Zwecke 59 Millionen aus. Hospitäler und Findelhäuser erhielten 6 Millionen vom Staate, 6 von der Kirche und hatten 24 Millionen eigene Einkünfte; während die Wohlthätigkeitsanstalten des modernen Frankreich über einen Jahresbezug von 119 Millionen verfügen. Kurz, wo man in die Vermögensverhältnisse dieses Feudalstaates eingeht, erhält man immer das gleiche Ergebniß: er trennt das Volk in zwei gesonderte Hälften, und bereichert die bevorzugte Minderheit auf Kosten der gedrückten Masse.

Da aber jede Aussaugung dieser Art in sich selbst den Keim des Verderbens trägt, da sie ihre Einnahmequellen verdirbt und ihre verschwenderischen Leidenschaften steigert, so fand man auch hier sich Ende 1786 in folgender Lage. Die ordentliche Jahreseinnahme stand auf 357 Millionen. Die Jahresausgabe, wie sie die Tabellen des Schatzes darstellten, stieg auf 442 Millionen. Dazu kamen 27 Millionen Pensionen, 72 Millionen drängende Rückstände der Vorjahre, endlich mit 1787 der Ausfall einer nur bis hierhin ausgeschriebenen und einregistrirten Steuer von 21 Millionen. Das Deficit belief sich also auf 198 Millionen. Man hatte bis zu diesem Augenblicke sich durch alle guten und schlechten Künste eines übermäßig angespannten Credites fortgeholfen: dieser aber zeigte sich auf das Gründlichste erschöpft. Eine Vermehrung der Steuern war bei der Masse der Lasten, welche die Nation bereits erdrückten, ganz undenkbar. In dieser Lage griff Calonne

mit geistreichem Leichtsinne auf Turgot's ernste und edle Gedanken zurück. Hatte er bisher von der Gunst der Privilegirten gelebt, so trachtete er jetzt durch ihre Aufopferung das Gemeinwesen zu erleichtern. Er wünschte dem Staate Glück, daß er so viele und große Mißbräuche in sich schließe, durch deren Beseitigung man neue Quellen des Wohlstandes eröffnen könnte.

Natürlich geschah ihm in doppeltem Maße, was Turgot erfahren hatte. Die dichtgedrängte Menge der Vorrechte erhob sich tumultuarisch gegen seine Pläne. Hofadel, Provinzialstände, Steuerbehörden, Gerichte, Polizeibeamte, Gemeinderäthe, Handwerksmeister eröffneten den Kampf gegen den Willen des Königs und seiner Minister. So weit aber war die Entwickelung der modernen Gedanken gediehen, daß sich beide Parteien um die Wette an die Kraft der öffentlichen Meinung wandten. Das Ministerium selbst war es, welches die Presse befreite, damit sie die Anhänger des Alten der nationalen Verachtung Preis gebe. Der jüngere Adel bei Hofe und in den Provinzen war es, der gegen die Minister den Pariser Pöbel und die Bauern der Auvergne bewaffnete und zu gewaltsamen Unordnungen aufregte. Das Pariser Parlament, also nach dem Ministerium die mächtigste, und neben demselben die selbstständigste Behörde des alten Staates, forderte seinerseits die Versammlung der allgemeinen Stände des Reiches, deren sich das Königthum seit zwei Jahrhunderten entledigt hatte; und in einer Versammlung aristokratischer Notabeln, mit der man einen fruchtlosen Versuch zu Reformen machte, wurde die Forderung wiederholt. Das Ministerium, die Losung einmal ausgesprochen, griff nach einigem Sträuben nicht ungern zu, in der Hoffnung, an dem Reichstage eine kräftige Stütze gegen die Privilegirten zu finden. Niemals würde man den unermeßlichen Erfolg der ersten revolutionären Schläge verstehen, wenn man sich diese Verhältnisse nicht stets vergegenwärtigte: welch einen starken Antheil an der Beherrschung des Landes die privilegirten Stände und Corporationen hatten, und wie diese jetzt mit dem Ministerium wetteiferten, sich gegenseitig zu Staub zu zerreiben.

Calonne hielt dieser brausenden Bewegung nicht lange Stich.

Den letzten Anstoß zu seinem Falle gab die Königin, die er seitdem mit unvertilgbarem Hasse verfolgte. Sein Nachfolger Brienne nahm, nach heftigem Streite mit den Parlamenten, den Abschied, als die Berufung der Reichsstände bereits entschieden, und in finanzieller Beziehung der Bankerott so gut wie ausgesprochen war. Da kam Ludwig wieder zu Necker zurück, der denn auch die Geldverlegenheit beschwichtigte, die Nothwendigkeit einer liberalen Politik anerkannte, und das Zusammentreten des Reichstages auf den 27. April 1789 festsetzte. Die Gährung, welche durch die vorhergegangenen Streitigkeiten zum ersten Male seit den Religionskriegen in die Volksmassen gedrungen, wuchs seitdem von Stunde zu Stunde. Sie knüpfte sich vor Allem an die Frage, ob die Reichsstände, wie früher in drei Kammern, oder ob sie in einer einzigen Versammlung mit doppelter Stimmenzahl des dritten Standes tagen sollten: hier schieden sich die bisher verbundenen Oppositionen, indem die Aristokraten die Sonderung, die Liberalen die Vereinigung der drei Stände begehrten. Necker hatte das Ungeschick, seine Ansicht durch die Verfügung der doppelten Stimmenzahl zu verrathen, aber über den Hauptpunkt die Regierung hartnäckig schweigen zu lassen. Die öffentlichen Debatten darüber wurden im Lande nur um so heftiger und heißer; in der Bretagne kam es zu offenem Bürgerkrieg zwischen dem Adel und dem Bürgerstande. Was von radicalen Elementen in Frankreich war, sah seine Zeit gekommen, und eine starke Theuerung während der Wintermonate stellte jedem Conspiranten verzweifelnde und schlagfertige Massen zur Verfügung. So begannen die Wahlen, beinahe nach allgemeinem Stimmrechte. Jedes Wahlcolleg hatte nach mittelalterlichem Brauche seinen Abgeordneten Aufträge und Beschwerden mitzugeben: da wurde dann in allen Amtsbezirken die lange Liste der Uebelstände aufgestellt, geprüft und durch diese Verhandlungen erst ein Gemeingut des populären Bewußtseins. In ganz Frankreich war nur der eine Gedanke, daß von hier an ein neues Zeitalter für das Volk und das Reich beginne, und, trete in den Weg wer da wolle, sich vollenden müsse.

Während so die Millionen in allen Landschaften sich aus den

Banden des hergebrachten Rechtes erhoben, ungewiß über ihre Zukunft, aber sicher in ihrem Entschlusse zum Vorangehen, sank die Regierung mit jedem Tage in immer tiefere Ohnmacht. Sie ahnte, welche Gefahren in dem Anbrechen der neuen Epoche lägen, aber ihre Entblößung war so dringend, daß sie den Beginn der Krisis eifrig herbeisehnte. Das eine große Mittel der materiellen Macht, das Geld, war in ihren Cassen nicht vorhanden. Aber auch das zweite, die Armee, war bereits von dem allgemeinen Zersetzungsprozesse ergriffen. Es ist dies vielleicht der wichtigste Umstand für den weiteren Verlauf der Revolution und dessen Verschiedenheit von allen seitdem in Europa erfolgten Umwälzungen. Der Grund desselben ist einfach: das französische Heer war im Wesentlichen nach keinen anderen Grundsätzen als die übrigen Zweige des Staatswesens organisirt, und wurde wie diese durch die Kämpfe zwischen Krone und Feudalständen längst vor dem Ausbruche der Revolution aus allen Fugen gehoben. Der Adel allein hatte Zutritt zu den Officierstellen, und wenn von dieser Regel einzelne thatsächliche Ausnahmen vorkamen, so hatte man doch gesetzlich 1781 das Monopol sogar auf den Adel von vier Ahnen beschränkt. Nun gehörten 27 Regimenter fremden oder einheimischen Großen; bei ihnen ernannte der Inhaber aus einer vom Kriegsminister aufgestellten Liste den Obersten, dieser aber die übrigen Officiere des Regiments. Der Einfluß der königlichen Regierung auf die Auswahl der Officiere beschränkte sich also auf die Zusammenstellung jener Candidatenliste zu dem einzigen Amte des Obersten. Bei den übrigen Truppentheilen vergab allerdings diese höchste Stelle allein der König; die andern Chargen aber wurden nur zur Hälfte durch den König, zur Hälfte durch den Obersten besetzt. Endlich empfing auch der Officier sein Amt, auf Nachweis seiner Befähigung, gegen Erlegung einer Geldsumme: es war ein Kauf auf Lebensdauer, wie er bei den Gerichten auf Erblichkeit Statt fand. Hierdurch wurde nun die Pflicht des unbedingten Gehorsams formell nicht aufgehoben: es konnte aber, namentlich unter einer schwachen Regierung, nicht ausbleiben, daß das Officiercorps sich als das, was es war, auch fühlte, als

Theil der großen Aristokratie, welche sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit dem Könige in die Beherrschung Frankreichs theilte. Die Kämpfe dieses Adels gegen das Ministerium, welche die letzten Jahre erfüllten, mußten demnach in die Armee auf das Tiefste eingreifen. Vielfach kam es vor, daß wie die Richter so auch die Officiere, ihre Obersten an der Spitze, den Gehorsam versagten. Wie aber hinter der aristokratischen Opposition in den Landschaften die Bauern und in den Städten die Arbeiter zu gähren begannen, so ergoß sich neben der ständischen Widersetzlichkeit der Officiere die populäre Bewegung in die Gemüther der Soldaten. Sie hatten den Druck des alten Regime vielleicht noch härter als die Bauern gefühlt, denn sie darbten so arg wie diese bei einer Löhnung von 10 Sous, während namenlose Summen zur reichen Ausstattung von 1171 Generalen verwandt wurden; sie empfanden allen Uebermuth des Adels gegen die Canaille, verschärft durch die Wucht einer harten und oft brutalen Disciplin, und blickten ebenso wie ihre Mitbürger auf den Beginn der Reichsstände als auf die Befreiung aus einer unerträglichen Sclaverei. Die Zahl der Regimenter, auf welche die Regierung rechnen konnte, war äußerst gering, die Disciplin hatte sich auf allen Stufen gelockert: die Officiere schmähten auf den Despotismus der Minister, und die Soldaten versprachen sich, dem Volke nichts zu Leide zu thun.

Der alte Staat war also in seiner inneren Zwietracht und Auflösung vernichtet, ehe noch ein revolutionäres Wort gesprochen war. Die Regierung war entblößt von Geld und Truppen, um ihren Bestand zu vertheidigen: die Feudalstände hatten große Einzelnrechte, aber keine Gesammtorganisation, um die Regierung zu ersetzen. Sobald die öffentliche Meinung, welche nach ihren radicalen Theorien beide gleich nachdrücklich verwarf, in dem Reichstage ein Organ ihrer Kraft erhielt, brauchte sie nur ihren Willen zu erklären, ja die vorhandene Thatsache nur auszusprechen, und der alte Staat fiel rettungslos in seiner eigenen Fäulniß zusammen. Was dann aber kommen würde, vermochte damals kein Mensch vorauszusehen. Da die Meisten über den Zustand des

Landes höchst ununterrichtet waren, so schwelgten sie in unbestimmten und desto feurigeren Hoffnungen. Manche aber kannten die Armuth und Rohheit der Massen, den bitteren Haß zwischen Besitzern und Nichtbesitzern, und das selbstsüchtige Sittenverderbniß der höheren Stände, und blickten, die Einen mit ehrgeiziger Lust, die Andern mit patriotischer Sorge, in eine sturmbewegte Zukunft.

Zweites Capitel.

Sturz des Feudalstaates.

Die Eröffnung der französischen Reichsstände war auf den 5. Mai 1789 anberaumt und Versailles zum Orte der Sitzungen bestimmt. Am 4. war halb Paris hinübergeströmt, um den Hof und die Abgeordneten zu dem feierlichen Gottesdienste, welcher die große Epoche einweihen sollte, hinziehen zu sehen. Eine unübersehbare Menschenmasse erfüllte die Straßen, die Fenster, die Dächer; als die Abgeordneten des dritten Standes erschienen, dröhnte die Luft von weithin hallenden Jubelrufen; der prunkende Zug des Adels und Clerus wurde dagegen mit tiefem Schweigen empfangen, und erst bei dem Herannahen des Königs begann das grüßende und dankende Tosen auf's Neue. Den folgenden Tag traten die Stände, im Ganzen 1200 Personen, in dem festlich geschmückten, weiten Sitzungssaale zusammen: der König erschien, umgeben von seiner Familie und dem vollen Prunke des alten Hofstaates, und von begeistertem Beifall der Abgeordneten und der Zuschauer begrüßt. Auf das Zeichen des Ceremonienmeisters, daß der König sprechen werde, folgte dem brausenden Lärmen eine lautlose Stille, und Ludwig begann seine Thronrede, deren Sätze, reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken, ein neues Zeitalter für Frankreich und Europa eröffnen sollten.

Nachdem er geschlossen, erhob sich der Großsiegelbewahrer Barentin, welcher den Abgeordneten eine weite und nur zu unbestimmt umzeichnete Thätigkeit in Aussicht stellte. Sie werden, hieß es, über die Freiheit der Presse und der Personen, über

Criminal- und Civilrecht, über Erziehung und Unterricht berathen. Sie werden, setzte er warnend hinzu, von diesen schöpferischen Reformen die gefährlichen Neuerungen zu unterscheiden wissen, welche die Feinde des öffentlichen Wohls damit vermischen möchten. Ueber die nächste entscheidende Frage, über die Befugnisse der Versammlung und ihr Verhältniß zu ihren Theilen, über die Privilegien des Clerus und des Adels, über die Art der Abstimmung endlich, sprach der Minister keinen Willen, sondern nur Wünsche und Hoffnungen aus.

War dies schon ein Zeichen der Rathlosigkeit und Uneinigkeit im Ministerium, so machte Necker, der sich mit einem dreistündigen Vortrage anschloß, die Sache noch schlimmer. Sein Fehler war nicht bloß, daß er die Versammlung ermüdete, daß er über die Frage des Augenblicks, über die Abstimmungsweise, der Regierung das Entscheidungsrecht so wenig wie der Siegelbewahrer vorbehielt, daß er über die Reform der Finanzen keine bestimmten Anträge vorlegte, und wenigstens auf diesem Gebiete die Initiative der Regierung feststellte. Dies Alles war fehlerhaft, es hätte für sich allein schon gefährlich und verderblich werden können. Aber er fügte ein Schädlicheres hinzu: er brachte es nicht über sich, die Wahrheit der Lage auszusprechen.

Er meldete ein jährliches Deficit von 56 Millionen an, und verwirrte damit die öffentliche Meinung, die seit den Notabeln stets über ein Deficit von 120 bis 140 Millionen verhandelt hatte. Er hatte ganz Recht, wenn er jene 56 Millionen durch Ersparnisse an den Ausgaben decken zu können meinte, aber es war aufregend und unwahr, wenn er deshalb die Nothwendigkeit des Reichstags läugnete und dessen Berufung einen freien Act der königlichen Gnade nannte. Er sprach nicht von dem eigentlich fressenden Schaden des Staatshaushaltes, weil er selbst vor Allen ihn angerichtet, und doch nicht seinen Ruf als Retter der Finanzen verlieren wollte. Wenn das künftige Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben leicht herzustellen war, so hatte man bisher, und Necker am Meisten, das Deficit der früheren Jahre planlos auflaufen lassen. Man fand sich einer schwebenden Schuld von 550

Millionen gegenüber [1]); man hatte also viel mehr als eine ganze Jahreseinnahme vorausverzehrt. Die Lage war schlimmer, als wenn das heutige französische Budget statt 600 über 2000 Millionen schwebender Schuld zu tragen hätte.

Von jener Masse mußten contractmäßig im Jahre 1789 an Anticipationen 71 und außerdem an fälligen Schuldcapitalien 72 Millionen bezahlt werden [2]). Das wahre Deficit des Jahres nach seinem geringsten Ansatze belief sich also auf mehr als 200 Millionen, beinahe die Hälfte der Jahreseinnahme. Es war so schwerbedeutend, als wenn heute der Schatz eine Jahreslücke von 800 Millionen zu decken hätte.

Dies also wurde bemäntelt, die Stellung des Ministeriums zu den Ständen nothwendig verfälscht, die Fortschleppung des bisherigen Unwesens verewigt, oder eine scharfe Katastrophe schon an diesem Punkte vorbereitet. Es war ein verhängnißvolles Beispiel, wodurch Unredlichkeit und Unordnung an diesem Brennpunkte des Staatslebens für ein Menschenalter eingesetzt wurde.

Für den Augenblick war keine Rede davon. Alles trat zurück vor dem Gewichte der Verfassungsfrage, ob die drei Stände gemeinsam oder gesondert, ob eine einzige Nationalvertretung oder selbstständige Körperschaften neben einander berathen sollten. Sie brach sogleich mit voller Bedeutung bei der Formfrage herein, von wem die Wahlzeugnisse der Abgeordneten zu prüfen wären, ob von jedem Stande für sich, oder von der ganzen Versammlung.

Den Rechtspunkt brauchen wir nicht zu erörtern. Zweifellos fest stand Eines: das formelle Recht der Regierung, welche die Stände so gut wie neu erschuf, sie in der einen oder der anderen Weise zusammen zu rufen. Die Regierung wollte Reformen, theils nach dem politischen Systeme des Hauptministers, theils weil sie Geld bedurfte, und dies ohne Reformen nicht zu haben war.

---

[1])

Anticipationen	271½	Mill.
Rückständige Renten . .	160	„
Rückstände der Ministerien	120	„
	551½	Mill.

[2]) Dies sind die Remboursemens, von denen Calonne redet.

vergab sie ihrem Ansehen unermeßlich, indem sie die wichtigste Verfassungsfrage dem Gutdünken und dem Hader der Stände überließ, so hob sie ihre materiellen Zwecke auf, wenn sie sich nicht entschieden für die Vereinigung der Stände zu einer Versammlung erklärte. Denn jede erhebliche Reform wäre beim Clerus verkümmert, beim Adel verworfen worden. Das zeigten schon die Aufträge der Wähler.

Was die Regierung versäumt hatte, mußten also die Stände selbst zu thun übernehmen. Was die Regierung mit freier Gesetzlichkeit hätte befehlen können, führte jetzt sofort zu reißender Revolution. Aber es gab keine Wahl. Die Gemeinen wollten die Fortdauer der privilegirten Stände nicht dulden, der Staat hätte sie nicht dulden können, wollte er nicht zu Grunde gehen.

Die Communen, hier ohne eine abweichende Stimme einig, betrachteten das System einer einzigen Versammlung als sich von selbst verstehend. Sie hüteten sich, als dritten Stand sich zu constituiren, sie blieben unthätig, und erklärten, die Constituirung der gemeinsamen Versammlung zu erwarten. Langsam also und vorsichtig begannen sie ihren Gang. Sie fühlten sich im Bewußtsein der guten Sache, sonst aber noch unsicher nach allen Seiten hin. Die Personen waren sich fremd, der Schauplatz des Handelns den Meisten völlig neu, feste Planmäßigkeit lag in der Natur der Wenigsten. Sie kannten den Wunsch ihrer Wähler, nämlich fast aller erwachsenen Männer des Reiches, sie empfanden die Gährung des öffentlichen Sinnes, sie wußten, welch eine Fülle von Verzweiflung und Begeisterung sie hinter sich hatten. Einige der Führer waren bereits in den Gassen und Winkeln der Hauptstadt accreditirt, einige Versuche des Aufruhrs waren gut gelungen, man sah wenigstens die Möglichkeit auch eines materiellen Widerstandes. Aber die Masse der Deputirten war ungewiß über den Umfang der eigenen Pläne, verlegen sie selbst bei dem Anblick des Schwankens in der Regierung [1]). Würde der König unvermuthet umschlagen, so gab es doch nur Wenige, die sich von dem Gedanken

[1]) Uebereinstimmend in den Aussagen Baillys, Mirabeaus und Barentins.

der gewohnten Ehrfurcht und dem Bilde der überragenden Regierungsgewalt losmachen konnten. Noch mancher Fehler der Monarchie mußte ihnen das Bewußtsein steigern. Ohne Zweifel der Bedeutendste und Einflußreichste unter ihnen war Graf Mirabeau, Vertreter der provenzalischen Stadt Aix, ein ungestümer Gegner des Feudalstaates und unruhiger Theilnehmer an allen populären Bewegungen der letzten Zeit. Wenn irgend einer, hätte er die Kraft gehabt, die Versammlung anzutreiben und fortzureißen, aber auch er zauderte, und hielt die Genossen von allen kräftigen Schritten zurück, weil er von der Haltlosigkeit und Unerfahrenheit der Meisten den Ruin des Staates befürchtete. Hätte Necker einen Schatten von Kraft und Talent, schrieb er damals, in acht Tagen könnte er 60 Millionen Auflagen, 150 Millionen Anleihen haben und uns am neunten auflösen: wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, statt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu machen.

Nur allmälig kamen Verhandlungen mit den anderen Ständen in Gang. Der Adel zeigte sich herb, absprechend, vorwärts drängend, der Clerus behutsam, salbungsvoll und zähe. Man versuchte gemeinsame Conferenzen, man war nach drei Wochen keinen Schritt weiter, und ließ die Berathung fallen (25. Mai). Die öffentliche Ungeduld und die Noth des Schatzes wuchs, die Regierung trat noch einmal dazwischen, und Necker mußte einen Mittelweg vorschlagen. Die Vollmachten sollten von jedem Stande geprüft, das Ergebniß den beiden anderen mitgetheilt, und im Falle einer hier sich erhebenden Anfechtung durch den Ministerrath entschieden werden. Es wäre ein geringer Gewinn gewesen, da die Hauptfrage über die Abstimmung unerledigt blieb. Der Clerus nahm also den Vorschlag unbedenklich an, der Adel aber, durch das Zusammensein gesteift und gesteigert, erklärte, er habe längst geprüft und sich constituirt. Er ersparte so den Communen die gefürchtete Ehre, zuerst mit der Krone zu brechen. Die Conferenzen schlossen am 9. Juni von Neuem.

Die Führer der Communen sahen, daß man sich dem Adel

unterwerfen oder die Unterwerfung der Stände erzwingen müsse. Am 10. kündigte Mirabeau an, der Abgeordnete von Paris, Abt Sieyes, habe einen wichtigen Antrag zu stellen. Es war die Erklärung, die Zeit sei gekommen, die Versammlung zu constituiren, die beiden anderen Stände zur gemeinsamen Wahlprüfung aufzufordern, die Operation ohne Aufenthalt zu beginnen, und über die Ausbleibenden hinwegzusehen. Es wurde angenommen, dem Könige Nachricht gegeben, die Wahlprüfung am 12. Abends angefangen, und am 14. beendigt. Die Alles entscheidende Frage mußte jetzt zur Lösung kommen. Die Versammlung war in der Lage, sich zu constituiren: als was constituirte sie sich?

Zwei Denkweisen, deren Kampf von nun an den ganzen Verlauf der Revolution beherrschen sollte, traten hier auf der Schwelle der Ereignisse sich entgegen, eine jede durch ihr bestes Organ, welches sie in Frankreich besaß, vertreten. Auf der einen Seite erhob sich Sieyes, ein politischer Theoretiker von geringer Kenntniß der wirklichen Dinge, welcher die Welt und die Menschen überall nur nach seinem Systeme beurtheilte, in einseitiger Beschränktheit folgerichtig vorwärtsschritt, und nach der Weise solcher Doctrinäre mit verborgenem und hochmüthigem Ehrgeize erfüllt war. Seine Rede bewegte sich um die einfachen Sätze: wir sind laut Ausweis unserer Vollmachten Vertreter von 96 Procent des Volkes, das Volk ist souverain, folglich haben wir als seine Vertreter zu handeln, und uns als Nationalvertretung zu constituiren. Es war die Erklärung des offenen Krieges der willkürlichen Principien gegen die bestehenden Rechte. Der Vernunft ist es allein gemäß, daß die Mehrheit des Volkes herrsche, was nicht vernünftig ist, soll nicht weiter existiren, wenn der König und die höheren Stände unvernünftig bleiben, so schreitet das herrschende Volk über sie hinweg.

Dagegen wollte Mirabeau allerdings um jeden Preis die Einführung einer neuen Regierungsform und die Beseitigung des ganzen Feudalstaates. Aber er war der Mann der Ordnung so gut wie der Todfeind der alten Ordnung. Er war, wenn es unvermeidlich wäre, auch zur Revolution entschlossen, aber er suchte mit

rastloser Sorge die Heftigkeit des Stoßes zu brechen. In seinem unaufhörlich schaffenden Geiste spiegelte sich das Bild der segensreichen Thätigkeit, die sich bei Erhaltung der Ruhe unabsehbar nach allen Seiten ausdehnen ließ, aber auch der entsetzlichen Zerstörung, die mit dem Zusammenstürzen der Ordnung hereinbrechen mußte. So eben noch hatte er Necker, der in seinen Augen ein verächtlicher Staatsmann war, aufgesucht, um ihm seine Unterstützung auf der richtigen Bahn zu bieten; Necker aber, der Mirabeau's persönliche Lebensweise verachtete und in seinem Talent nur eine gefährliche Nebenbuhlerschaft erblickte, hatte ihn trocken zurück gewiesen. Mirabeau ließ sich durch den Zorn darüber nicht aus seinen Wegen bringen; indem er sich überzeugte, daß ein Gewaltschritt nicht zu vermeiden war, strebte er die Gewalt der Mehrzahl wenigstens nicht als höchstes Recht erklären zu lassen. Das Volk ist noch nichts, rief er, aber es wird groß und majestätisch werden; noch stehen wir unter den vom Könige beliebten Rechten und können seine Genehmigung bei unserem Schritte nicht entbehren; wir müssen uns jetzt mit unserem jetzigen Rechte begnügen, an die Zukunft aber einen unwiderstehlichen Anspruch stellen. Also nennt Euch Vertreter des Volkes in der Nationalversammlung, verschafft dem Volke den Zugang zu seinen Rechten und wachset dann selbst mit dem Volke heran.

Es gab in der Versammlung nur wenige Stimmen, denen auch Mirabeau's Fassung zu viel zu sagen schien; aber selbst diese gingen, indem sie die Benennung Vertreter der Mehrheit vorschlugen, von der in jedem Falle nöthigen und vorausgesetzten Einheit der Versammlung aus. Es gab darüber keinen Zweifel, keine Abweichung. Draußen gährte es lebhafter: in Paris schlugen kecke Redner ihre Tribüne in den Gärten des Palais Royal auf, und setzten unaufhörlich zuströmende Massen in Bewegung; in den Provinzen wuchs die Hungersnoth und bewirkte zahlreiche Rottirungen der Meier und Ackerknechte, die an keiner Stelle Aussicht auf Besserung hatten, und in großen Banden zuerst die reichen Pächter, dann die Schlösser der Gutsherren, endlich kleine Städte brandschatzten. Die Truppen wurden unaufhörlich dadurch in Athem

gehalten, und richteten doch nur wenig aus. In Marseille ließ die Stadtbehörde auf Mirabeau's Rath die Bürger zu den Waffen greifen, um solche Banditen von der Stadt abzuhalten. Weit und breit stand die Jugend der Bretagne noch aus den Zeiten der Wahlkämpfe her in Waffen, man wollte ihre Zahl auf 40,000 angeben, sie schworen auf Unterstützung der Communen, wenn die Aristokratie sich denselben in den Weg stellen würde. Nachrichten ähnlicher Gesinnung flossen von allen Seiten in Versailles zusammen; in Paris herrschte die Meinung, der Hof sei schuldig durch Verrätherei, die Communen durch Langsamkeit. Jede Stunde drängte die Versammlung unaufhaltsamer zu den äußersten Schritten, der Hof hatte allen Grund zu der Sorge, daß mit der Vereinigung der drei Stände die Allmacht der Nationalversammlung auch über die Krone hinauswachsen werde. Dazu fand sich das Ministerium von sehr reellen Sorgen gepeinigt, da schon sechs Wochen seit Eröffnung der Stände vergangen, für keine Einnahme gesorgt, die Kasse der völligen Erschöpfung nahe war. Artois und seine Freunde pochten auf die rasche Erfüllung ihrer düsteren Weissagungen, und meinten, es sei die höchste Zeit, die königliche Gewalt vor den stündlich wachsenden Gefahren zu sichern. Unter solchen Stimmungen vollendete sich die Verhandlung der Communen. Am 16. Juni faßte sie Sieyes in kurzen Bemerkungen zusammen. Vielen war der Muth gewachsen, Andere zürnten über die sich ankündigende Hinneigung des Ministerraths zu dem Adel. Mit einer an Einstimmigkeit gränzenden Mehrheit, unter dem Beifalle von 4000 Zuschauern, siegte Sieyes am 17. Die Communen constituirten sich als die Versammlung der Nation.

Wohl war es ein Beschluß, welcher die Regierung zu ernsten Erwägungen aufforderte; denn er enthielt nicht bloß die Vereinigung der drei Stände zu einer Versammlung: es war die Erklärung, daß die Erwählten der Mehrzahl über jedes bestehende Recht hinüber zu den Beherrschern Frankreichs erhoben seien. Es war etwas Anderes, durch das Einverständniß aller Betheiligten und die Genehmigung des Königs zu dem Ziele zu gelangen, oder aus eigener Kraft sich selbst und vielleicht sich allein die gesetzgebende

Gewalt über Frankreich beizulegen. Es war eine Usurpation, wenn je eine geschehen ist, es war, wie Bailly selbst es sagte, die Uebertragung der königlichen Gewalt auf die Versammlung. Es war die Revolution. Die Gemäßigten in der Versammlung konnten mit vollem Rechte die Verantwortung dafür den Ministern zuschieben, die ihnen keine Wahl außer der Ungesetzlichkeit und dem politischen Tode gelassen: für die Regierung, die sich durch Unklarheit und Nichtsthun, ohne es zu wollen, in eine Linie mit den höheren Ständen gestellt, blieb das Ereigniß ein vernichtender Angriff.

Seit mehreren Tagen sah man den Zusammenstoß auf allen Seiten voraus. Der Adel rührte sich bei dem Könige auf das Aeußerste, um sich und seine Rechte zu behaupten. Ein Theil der Minister, sonst ihm wenig geneigt, glaubte jetzt in seinem Sinne verfügen zu müssen, um die Selbstständigkeit der Krone zu wahren. Eine Berathung folgte der anderen, man kam sehr langsam vorwärts, denn man verkannte die Schwierigkeiten nicht, und vor Allem, man war nicht einig. Necker war es, der eifrigen Widerspruch erhob. Mit einem Theile des Adels und einigen Mitgliedern der Communen hegte er längst den Wunsch, eine der englischen ähnliche Verfassung einzuführen, und den hohen Clerus mit dem Adel zu einem Oberhause zu vereinen. Das demokratische System des Abtes Sieyes aber gab dazu so wenig Hoffnung, wie die eigensinnige Absonderung der beiden höheren Stände: er sah bei der jetzigen Lage der Dinge weder hüben noch drüben Aussicht, am Schlimmsten dünkte ihn jedoch der Verlust seiner Volksgunst, der ihm fernere Einwirkung auf die Communen unmöglich gemacht, und ihn bei entschiedener Parteinahme für den Adel sicher betroffen hätte. Er drang also jetzt endlich auf die Maßregel, die er vor fünf Monaten als die Lebensfrage seines ganzen Thuns hätte durchsetzen müssen, auf das Einschreiten des Königs zu Gunsten des richtigen Systems. Der König müsse aus eigener Macht die Vereinigung der Stände befehlen, sonst aber seine bisherige Machtstellung wahren. Jetzt aber war es zu spät. Alle Empfindlichkeit der bedrohten Rechte und Privilegien war durch den An-

griff der Communen erwacht. Der Ministerrath beschloß, im Uebrigen zwar alle erdenkbaren Reformen zuzugestehen, aber auf der Sonderung der Stände zu beharren. Nicht bloß der Einfluß der Königin, wie man erzählt hat, sondern der Eifer gegen die Revolution brachte den Beschluß zu Stande[1]).

In der That, blind genug mußte der Schrecken und der Abscheu sein, um königliche Beamte zu einem solchen Schritte fortzureißen. Man hatte die Versammlung berufen, um der Regierung des Königs gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen eine starke Unterstützung zu geben. Jetzt, um den Adel zu decken, stellte man den König vor die Bresche. Indem man den Beschluß der Communen kassirte, zog man den Unwillen der Nation auf die Gesinnung des Königs, und um diesen Zorn zu beschwichtigen, opferte man wesentliche Theile der Macht des Königs, denn dies war, die Existenz irgend welcher Reichsstände vorausgesetzt, die Folge einer jeglichen Reform.

Neckers Meinung lieferte allerdings ein Ergebniß, welches die königliche Autorität nur sehr nothdürftig gedeckt hätte. Aber man hatte dies Mißgeschick allein sich selbst zugezogen, und wenn man nur leidlich aus der Verlegenheit entkam, so hatte man Grund genug, sein Glück zu preisen. Entscheidend aber war, daß man zur Durchführung des ministeriellen Beschlusses nur so lange die Macht besaß, als man keinen Widerstand erfuhr. Die Kasse des Staates war leer, und die Truppen in Paris vollkommen unzuverlässig. Man wußte es, aber man schritt blind vorwärts. Ludwig XVI. ging auf die Jagd, die Hofjunker freuten sich, daß den Schwätzern und Demagogen das Maul gestopft würde.

Daß man aber Widerstand erfahren würde, zeigte der erste Schritt auf der neuen Bahn. Als der Saal der Versammlung am 20. geschlossen wurde, um die Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung zu treffen, brachten die Führer des dritten Standes den größten Theil ihrer Genossen in einem benachbarten Ballhause zusammen, und ließen sie schwören, bis zur Vollendung der Verfas-

---

1) Memoiren des Ministers Barentin.

sung zusammen zu bleiben. Die Scene war nicht so begeistert, wie sie meist geschildert wird [1]). Der Mehrzahl war es unheimlich genug, bei dieser Eröffnung des Kampfes gegen den Enkel Ludwig XIV., nicht Alle wußten, wie tief dessen Macht schon damals untergraben war. Immer aber war bekannt, daß eine eifrige Minderheit des Adels mit ihnen einverstanden, daß die Mehrheit des Clerus im Begriffe sei, zu ihnen überzutreten. Einige Eingeweihte rechneten auf Necker, der im Stillen ermunternde Aeußerungen vernehmen ließ. Andere aber hofften auf das Volk von Paris, dessen Aufregung von Tag zu Tage stieg. Die Soldaten insbesondere wurden hundertweise im Palais Royal bewirthet; sie sind alle zu Philosophen geworden, schrieb etwas später Camille Desmoulins.

Zwei Tage nachher kamen 148 Geistliche, Bischöfe, Aebte und Pfarrer, es kam der gesammte Adel der Dauphiné, sich mit den bedrohten Gemeinen zu vereinigen. Das Ministerium that nichts, um es zu hindern, nichts, um seine Vorsätze danach zu ändern. Am 23. wurde der König feierlich in den Saal geführt, um hier, zum letzten Male, sein königliches Belieben zu verkünden.

Was er damals sagte, hätte die Monarchie in Frankreich begraben, und den Reichsständen die Souveränität gegeben. Das ganze Finanzwesen wurde ihnen überlassen, der König erklärte sich zur Aufhebung der drückendsten Steuern, zu Reformen im Justiz- und Militärwesen, zur Einrichtung von Provinzialständen, zur Abschaffung der Verhaftbefehle und der Censur seinerseits bereit. Alles sollte erst entschieden und geregelt werden durch die Stände — das schien an sich eine reiche Bewilligung — aber durch die Stände in gesonderter Berathung. Dieses Verbot der Nationalversammlung war das erste und das letzte Wort der Sitzung. Es war die Abdankung der Monarchie zu Gunsten des Adels. Es war die Ueberantwortung des französischen Staates an das Belieben der privilegirten Stände. Dieser Alles bestimmende Punkt wird nur in zu vielen Darstellungen übersehen. Er ent-

[1]) Die gleichzeitigen und unwiderleglichen Beweise hat Cassagnac zusammen gestellt, hist. des causes etc. III, 63.

schied aber über den Werth aller jener Verheißungen des Königs, die unter dem Systeme der drei Curien sicher nur Verheißungen blieben.

Es war kein Wunder, daß die Communen widerstanden Wir sind hier durch den Willen des Volkes, rief nach der Entfernung des Königs Mirabeau, und werden nur den Bajonetten weichen. Die Versammlung beschloß auf seinen Antrag die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Es war hinreichend, den ganzen Apparat der königlichen Sitzung in Trümmer zu werfen.

Zunächst schrak der König vor der ersten Gewaltthat zurück. Sie wollen den Saal nicht verlassen? sagt er, nun so lasse man sie. Dann wurde Necker lebendig. In der Sitzung war er nicht gewesen, sondern hatte seine Entlassung eingereicht. Abends nahm er den Jubel unzähliger Volksmassen in Empfang, die den König kurz vorher mit Murren und Schmähen begleitet hatten und ließ sich darauf von Ludwig zum Bleiben bestimmen. Stunden lang waren die Häupter der Communen in seinem Saale vereinigt, und am 24. dankte er der Versammlung, welche Sitzung hielt, als wäre nichts geschehen, für die Zeichen ihrer Achtung. Wieder ein Theil des Clerus und am folgenden Tage die liberale Minderheit des Adels, Neckers Freunde, traten herzu. Dann aber dröhnte es in Paris. Die Aufregung war tief und allgemein, es waren nicht bloß die Literaten und Weiber des Palais Royal mit dem beweglichen Haufen, der sich um sie versammelte, sondern aus der Bürgerschaft erhoben sich die Wähler des dritten Standes, Alles besitzende und hochgeachtete Männer, um der Versammlung ihre Unterstützung zuzusagen. Schon am 25. meldete sich die Empörung. Ein Volkshaufen stürmte den erzbischöflichen Palast in Paris, und die Garden weigerten ihr Feuer. In Versailles wollte eine ähnliche Schaar die Truppen von dem Eingang des Sitzungssaales verjagen, und die Officiere fühlten sich ihrer Mannschaft nicht sicher. Die Minister waren durch Neckers, der König durch den offenen Abfall der Truppen gebrochen. Ludwig ließ den Präsidenten des Adels, den Herzog von Luxemburg kommen, und befahl ihm selbst die Vereinigung mit den Communen. Ich habe

kein Geld, setzte er hinzu, und das Heer ist voll von aufrührerischer Gesinnung, ich kann Euch nicht schützen, mein eigenes Leben ist in Gefahr. Ueberrascht und erschreckt rief der Herzog: aber das heißt die Allmacht der Versammlung erklären, so stark ist die öffentliche Meinung; der Adel ist bereit, sein Leben für den König dahinzugeben. Ich will nicht, schloß Ludwig, daß Jemand für mich umkomme.

Die Niederlage war vollständig. Die Partei trug den Gedanken nicht, ohne Widerstand an eigener Schwäche schimpflich gestorben zu sein. Zwar erfolgte jetzt die Vereinigung, und der Clerus beschloß noch vorher sich zum Verdienste, künftig Steuer zu zahlen und seine Güter der Nationalschuld als Pfand zu stellen. Dann aber kamen allerlei Verwahrungen, Proteste, Gewissensskrupel, und die Erbitterung blieb auf allen Seiten. Wichtiger war noch, daß auch in Paris die Anarchie sich fortsetzte, die man an das Tageslicht beschworen hatte. Keine Behörde konnte sich geltend machen, die Truppen wurden immer zuchtloser, fremde Vagabunden strömten von allen Seiten in die Stadt, zwölftausend heißt es in einigen, dreißig-, ja vierzigtausend Menschen, in andern Berichten. Dabei hungerte das Volk, Tumulte vor den Bäckerläden kamen täglich vor, es gab für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht den geringsten Schutz mehr. Es war ganz richtig, wenn die Minister einem solchen Zustande gegenüber auf Herstellung ihrer materiellen Macht bedacht waren, es war ganz pflichtgemäß, daß sie aus verschiedenen Provinzen neue Regimenter heranzogen. Aber sogleich heftete sich die Adelspartei an diesen Punkt. Der Streich des 23. war mißglückt, weil die Garde versagt und Necker seine Collegen im Stiche gelassen hatte. Wie nun, wenn man ein Ministerium aus neuem festerem Stoffe bildete, und in dessen sichere Hand die Verfügung über neue imposante Streitkräfte legte, die von den Demagogen noch nicht bearbeitet wären? Dann wäre doch das Mißgeschick des 23. nach jeder Seite hin unmöglich? Dann würde man doch die Mittel besitzen, den Maulhelden der Versammlung die thätige Kraft der Krone fühlen zu lassen, das gute Recht des Adels zu

sichern und dadurch von selbst die wahre Freiheit vor der Anarchie zu schirmen?

Die Dinge gingen denn ihren Weg. Die Truppen mehrten sich von Tag zu Tag, den Oberbefehl erhielt der greise Held des siebenjährigen Kriegs, der Marschall Broglie, denn diesem, glaubte man bei Hofe, werde die Gunst und der Gehorsam des Soldaten nicht fehlen. Man hätte schnell genug diese Täuschung berichtigen können, wenn man hier überhaupt die Fähigkeit zum Lernen besessen hätte. Am 30. ließ der Oberst der französischen Garden eilf seiner Leute verhaften, weil sie in Verbindung mit dem Palais Royal im Regimente einen Club zur Verführung der Soldaten gebildet hatten. Solcher Clubs gab es damals schon, von Paris her angeregt, in vielen Städten und Garnisonen der Provinz, alle hingen mit dem Palais Royal als Mittelpunkt zusammen; hier war man sogleich entschlossen, die Eilf zu befreien, um nicht selbst in die Untersuchung verwickelt zu werden. Ein Haufen von einigen Tausenden erbrach das Gefängniß, die Garden jubelten, eine Colonne Dragoner, die zur Herstellung der Ordnung abgeschickt wurde, vereinigte sich mit dem Volke. Das Regiment der Leibwachen selbst, erfuhr man in Versailles, sei nicht zuverlässiger, ein Linienregiment in Bethune versagte bei einem Brodtumulte, und die Bürgerschaft setzte ihm zum Dank eine Soldzulage aus.

Broglie hatte kein anderes Mittel dagegen, als immer neue Regimenter kommen zu lassen; die Folge war nur, daß die Berührung mit Paris die Auflösung im Heere immer weiter verbreitete. Noch einmal erhob sich unter diesen Umständen in der Nationalversammlung Mirabeau. Er gehörte nicht zu den eigentlichen Leitern der Demagogie, welche damals die Soldaten dem Throne abwendig machte, immerhin war er so weit betheiligt, um den Umfang ihrer Erfolge zu kennen, und stets noch entschlossen, wenn es zum Sturze des Feudalstaates unumgänglich nöthig wäre, die ärgsten Uebel der Revolution in den Kauf zu nehmen. Aber seine mächtige Adresse an den König um Entfernung der Truppen entsprang nicht aus dem Wunsche, ein kräftiges Mittel gegen die Pariser Anarchie zu beseitigen, sondern zum Theil aus dem Stre-

ben, von der Versammlung jeden Schein einer Gefahr zu entfernen, vor Allem aber aus der Ueberzeugung, daß jeder Gewaltschritt die Armee auf der Stelle sprengen und die Anarchie über ganz Frankreich verbreiten würde. Indem er den Versuch machte, mit der Adresse einen Antrag auf Errichtung von Bürgergarden in Paris zu verbinden, hatte er zugleich ein Streitmittel gegen die alte, und eine Gewähr für die neue Ordnung im Sinne. Aber weder der König, welcher von der Zersetzung des Zustandes gar keinen Begriff hatte, noch die Versammlung, die durch die Umtriebe des Adels erschreckt und erbittert war, ging darauf ein.

Am 11. machte die Feudalpartei ihren Staatsstreich. Necker und drei andere Minister wurden entlassen, Breteuil, Broglie, Foulon und Laporte dafür in den Rath der Krone berufen. Diese Männer gehörten nicht gerade zu dem Kerne der Partei, sie waren vielmehr persönlich stramme Monarchisten, und zunächst nur dazu bestimmt, die Versammlung in Versailles und die Demagogen in Paris zu unterwerfen: die Dinge hatten sich aber schon so unnatürlich verwickelt, daß die Frucht eines solchen Sieges nicht der Krone, sondern dem Adel zugefallen wäre. In diesem Sinne verstand die Ernennung Jedermann, und der ganze Haß gegen die Privilegirten brauste augenblicklich gegen die neuen Minister auf. Tags vorher hatte in Paris ein colossales Gastmahl im Palais Royal stattgefunden, wo Garden, Reiter aller Waffen, Canoniere und Linientruppen in buntem Gemisch von den Bürgern bewirthet worden. Tief in der Nacht am 11. verhandelten dann die Wähler des dritten Standes über Mirabeau's Antrag, und die Bildung einer Bürgergarde. Nun am Mittag des 12. kam die Nachricht von Necker's Entlassung, im Palais Royal brach der Tumult los, und aus den Fenstern des Café Foy rief Camille Desmoulins das Volk zum Widerstande auf. Nach so gründlicher Vorbereitung war der Erfolg gewaltig. Viele Tausende waren auf der Stelle in Bewegung, Arbeiter, Handwerksburschen, Bettler, Vagabunden, Diebe; überall wurden die Waffenläden geplündert, kleine Wachposten aufgehoben, die Zollhäuser an den Barrieren in Brand gesteckt, die Reiterangriffe, die Prinz Lambesc auf den Tuilerien-

garten unternehmen ließ, abgewehrt. Gleich in diesen ersten Augenblicken war die Niederlage des Ministeriums entschieden. Denn alle Truppen bis auf wenige Compagnien Ausländer versagten, so daß man vor Dunkelwerden sich veranlaßt sah, die Stadt gänzlich zu räumen und die Truppen auf dem Marsfelde bivouakiren zu lassen. Der 13. war ein elender Tag, sowohl für den Hof, der die Meldung über den bevorstehenden Abfall der Soldaten empfing [1]), als für die besitzende Bevölkerung in Paris, die sich auf der einen Seite von dem Heere des Marsfeldes, auf der andern von den stets wachsenden Massen der Revolutionäre bedroht sah. Die letzte Gefahr war bereits die dringendere. Die Banden plünderten nicht mehr die Waffenläden allein, sondern außerdem die Getreidemagazine, und bald auch die Bäckerläden, und in raschem Fortschritt dann einzelne Weinkeller, und endlich vernahm man von allen Enden von Diebstählen aller Art, mit denen die Freiheitsbewegung begleitet wurde. Da war denn die Einrichtung der Bürgergarde ein mit dankbarem Jubel begrüßtes Rettungsmittel. Die ersten Patrouillen zeigten sich in der Nacht des 12., am Morgen des 13. nahmen die Wähler von dem Rathhause Besitz und setzten einen permanenten Ausschuß ein, welcher die Regierung der Stadt übernahm, sofort 200 Mann aus jedem Districte bewaffnete, und die weitere Ausrüstung einer vierfachen Stärke beschloß. Ein Theil der bisher ganz zuchtlosen Rotten trat auf der Stelle ein, die übrigen zu entwaffnen war die Hauptthätigkeit des neuen Instituts. Indeß war der Tumult noch immer im Wachsen, das ganze Regiment der französischen Garden trat zum Volke über, zahlreiche Deserteure der anderen Truppentheile langten an [2]), diese Menschen waren bei Weitem am Schwierigsten in Zucht zu halten. Wieder war Rede davon, alle Häuser der Aristokratie auszurauben; das Lazaristenkloster wurde verheert, die Waffensammlung des Kronschatzes entwendet, eine Anzahl

---

[1]) Selbst die fremden Regimenter Royal-Allemand und Chateauvieux kündigten den Gehorsam. Revol. de Paris.

[2]) 3000 Mann nach Loustalot.

Schuldgefängnisse geöffnet. Das war der 13. Juli, sagt Bailly, der Tag, an welchem Paris fortwährend Gefahr lief, geplündert zu werden, und nur durch die Bürgergarde vor den Banditen gerettet wurde [1]). Derselbe Tag entschied auch über die Monarchie. Der König, von der völligen Auflösung der Regimenter unterrichtet, gab den Befehl, sie aus der ansteckenden Nähe von Paris hinwegzuführen. In der Nacht zogen sie ab, Paris war seiner eigenen Souveränität überlassen [2]). Der Sturz der Adelspartei, die Besiegung des alten Königthums, die Auflösung der alten Armee war besiegelt. Das bisherige System war zum zweiten Male, ohne Kampf, an seiner eigenen Zerrüttung, es war durch den Abfall seiner Regimenter am 13. Juli erlegen.

Die Ereignisse des 14. gehören bereits einer neuen Epoche und einem neuen Kampfe an.

In Paris ging die populäre Bewegung unaufhaltsam vorwärts. Die unermeßliche Stadt war von einem Ende zum anderen in der Hand der Insurrection; alle Leidenschaften der menschlichen Brust, Freiheitsliebe und Patriotismus, Haß und Rache, Habgier und Ehrgeiz arbeiteten in den wogenden Menschenmassen; unaufhörlich flogen die wildesten Gerüchte umher, von dem Anmarsch feindlicher Heeresmassen, der Sprengung der Nationalversammlung, der blutdürstigen Wuth der Aristokraten, und drohende und abenteuerliche Pläne antworteten ihnen, alle Volksfeinde zu ächten, nach Versailles hinauszuziehen, den König von seinen schlechten Rathgebern zu befreien. Die Wähler auf dem Stadthause wünschten inne zu halten, und sich zunächst mit der Nationalversammlung in Berührung zu setzen: draußen aber ging das Toben fort, man

---

[1]) Mem. I. 113, 115 (edit. 1804).

[2]) Wenn Lafayette II. 22 sagt, die Ankunft einer Escadron Husaren am 14. hätte den Alarm erneuert, und Anlaß zum Bastillenkampfe gegeben (auch der Moniteur weiß von diesen Husaren), so gibt er II. 53 den wahren Maßstab für die Bedeutung dieser Version: „die plötzliche Entstehung der Bürgergarden wurde wahrlich nicht durch die Gerüchte über die Banditen verursacht, sondern höchstens beschleunigt, wie das Gerücht von der Ankunft der Husaren die Bewegung von Paris beschleunigte.“ Vgl. Bailly I. 139. Es war ein falscher Lärm, wie sie zu tausenden täglich vorkamen.

dürfe nicht rasten, bis der König sein Ministerium aufgelöst hätte, man müsse kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen, man müsse vor Allem Waffen für die Massen des entfesselten Volkes haben. So warf sich ein Schwarm, geführt von dem Procurator Corny und dem Pfarrer der Stephanskirche [1]), auf den Palast der Invaliden, wo 20 Kanonen und 28,000 Flinten erbeutet wurden; ein anderer eröffnete von der Antonsvorstadt einen Angriff auf die Bastille, wo man ebenfalls große Waffenvorräthe vermuthete. Das Schloß war berufen als Gefängniß für willkürlich Verhaftete, es lag gerade am Eingang der Stadt, gegenüber der Antonsvorstadt, dem Quartiere der Arbeiter; die Revolutionäre hatten also Grund, seinen Besitz zu wünschen. Auch war er leicht zu haben, die Besatzung war 138 Mann stark, hatte zwei Säcke Mehl als Proviant, und konnte das Abschneiden des Wassers nicht hindern. Hülfe und Entsatz war unmöglich. Indeß weigerte der Befehlshaber Launai die Uebergabe; der Kampf begann, von beiden Seiten wurde unerschrocken gefochten, bald aber sank der Besatzung der Muth; sie erklärte dem Befehlshaber, der Widerstand habe keinen Sinn und steckte die weiße Fahne auf. Einige Führer der Stürmenden verbürgten sich für freien Abzug, und die Besatzung ließ die Zugbrücke nieder. Allein die Menschen, welche hier in Bewegung waren, kannten keine Schonung. So eben noch hatten sie eine junge Dame, die sie für Launais Tochter hielten, auf dem Platze vor dem Schlosse lebendig verbrennen wollen; jetzt fluthete die Masse plündernd und mordlustig in alle Räume des Gebäudes; die gemeinen Soldaten wurden mit Mühe durch einige französische Garden gerettet, Launai aber und mehrere Officiere trotz alles Ringens ermordet, enthauptet und die Köpfe im Triumph umhergetragen. Zu gleicher Zeit fiel im Rathhause der Präsident des Ausschusses, Flesselles, nachdem man entdeckt hatte, daß er der Volksbewaffnung Hindernisse in den Weg gelegt, und Launai Hülfe versprochen hatte. Das Einzige, was die improvisirte

---

[1]) Ein großer Freund und Verehrer Lafayettes (vgl. seine Thätigkeit nach dem 22. Juli, Lafay. II.).

Behörde zum Schutze der Privatsicherheit noch veranstalten konnte, war der Befehl, die Stadt während der Nacht zu erleuchten. Dafür sprengten die demokratischen Führer das Gerücht aus, daß von Charenton her Truppen anrückten, und jagten dadurch Alles, was etwa noch ungerüstet geblieben, unter die Waffen. Man sagte am 16., wenn der König jetzt nicht nach Paris komme, so würden 80,000 Bürgergarden ihn in Versailles abholen, und den Schwarm der Aristokraten in alle Winde verjagen.

Es war nicht mehr nöthig. Schon am 15. erschien der König, nur von seinen Brüdern begleitet, in der Nationalversammlung, zeigte den Rückmarsch der Truppen und die Wiederberufung Necker's an, und bat um Vermittelung in Paris. Am 16. traf dort eine Deputation der Versammlung ein, fand noch alle Straßen voll von Barricaden, und die Agenten des Herzogs von Orleans mit dem Zuge auf Versailles beschäftigt, entzündeten aber durch ihre Nachrichten auf dem Stadthause unermeßlichen Jubel. Mitten in dieser Begeisterung wurde durch Zuruf der Präsident der Communen am Tage des Ballhauses, Bailly, zum Maire der Hauptstadt, und General Lafayette zum Führer ihrer Nationalgarden proclamirt. Beide Männer wollten nun von dem Herzoge von Orleans weder als König noch als Generalstatthalter etwas wissen, und man beschloß, Ludwig XVI. persönlich in Paris auftreten zu lassen, um durch einen solchen Schritt der Hingebung jede Hoffnung auf einen Thronwechsel abzuschneiden. In der Nacht flohen die Minister, die Generale der letzten militärischen Operationen, die Prinzen von Artois und Condé, aus dem Lande, und am 17. schickte sich der König zu der gefährlichen Reise in seine Hauptstadt an, nachdem er sein Testament gemacht und das Abendmahl genommen hatte. Indeß gelang der Zug. Unter dem Schutze Bailly's und anderer populärer Abgeordneten kam der König in anderthalbstündiger Fahrt von den Barrieren bis zum Stadthause, unter dessen Fenstern Hunderttausende den Platz und die Straßen füllten. Er selbst vermochte nicht zu sprechen, Bailly und Lally-Tolendal thaten es für ihn, und unzählige Vivats antworteten aus der Menge. Von Philipp von Orleans war keine Rede weiter.

Der König war unterworfen, die Regierung an die Nationalversammlung übergegangen. Ob aber in diesem Augenblicke das Wort Regierung noch etwas bedeutete, wußte kein Mensch. Denn wie der Funke in der Mine hatte der Pariser Aufstand eine unermeßliche Explosion in ganz Frankreich hervorgebracht, in welcher binnen wenigen Tagen der alte Staat für alle Zeiten zu Grunde ging. In allen Provinzen ohne irgend eine Ausnahme erhoben sich die Stände, die Ortsbehörden, die Bürgerschaften, die Bauern und die Proletarier. In der Bretagne, wo alle Anstalten zur Revolution seit Monaten getroffen waren, setzten die Städte neue Municipalitäten ein und rüsteten aus den königlichen Waffenmagazinen die Bürgergarde. In Caen stürmte das Volk die Citadelle, zertrümmerte die Bureaux der Salzsteuer und hätte die Beamten ohne Dazwischenkunft der Nationalgarde erschlagen. Deren Bewaffnung war binnen acht Tagen in ganz Frankreich vollständig, mit Waffen, wie man sie eben zur Hand hatte, Flinten, Piken, Dolchen, Säbeln, in der Regel ausreichend gegen zu unbändige Tumultuanten, zu weiteren Zwecken nicht erforderlich, da im ganzen Reiche nicht ein einziges Regiment gegen sie ausgerückt wäre. Die königlichen Intendanten ließen sich nicht blicken, die Parlamente strebten vergessen zu werden, die alten Gerichtsbehörden verschwanden spurlos. Das Bedürfniß der privaten Sicherheit rief dann, wie in Paris, aller Orten permanente Ausschüsse in das Leben, selten durch regelmäßige Wahl der Bürger, meistens durch Zuruf oder eigene Machtvollkommenheit ernannt. Diese brachten, von den Nationalgarden unterstützt, in den meisten Städten eine leidliche Ordnung zu Stande, d. h. sie verhüteten in der Mehrzahl der Orte Todtschlag und Plünderung. Was aber mit dem alten Staatswesen zusammenhing, hatte auf keinen Schutz zu rechnen. Die Zollhäuser an den Stadtthoren, wie an den Reichsgrenzen, wurden zu großem Theile demolirt, mißliebige Officiere und Beamte verfolgt und niedergemacht, in einigen Orten, St. Denis, Poissy, St. Germain, sogenannte Kornwucherer aufgehängt. In Poissy rettete eine Deputation der Nationalversammlung einen solchen Unglücklichen, einen braven Mann, wie sich später heraus-

stellte, der 40 Arbeiter ernährte, nur durch fußfälliges Flehen aus den Händen einer wüthenden Rotte. Ueberhaupt trat bei der drückenden Theuerung die Sorge um Brod mit furchtbarem Gewichte hervor. Die Bauern fürchteten sich, ihr Korn in die brausenden Städte, vielleicht zur Plünderung zu führen, die städtischen Behörden, dann ihres Lebens nicht sicher, schickten heimliche Agenten, um Getreide zu jedem Preise zu kaufen, diese kreuzten ihre Operationen, trieben damit die Preise in die Höhe, erregten die Aufmerksamkeit der Dörfer, wurden angehalten, auch wohl als Kornwucherer todtgeschlagen. Kurz es war Verwirrung, Aufregung, immer anwachsendes Getümmel an allen Punkten.

Alles dies aber schien gelinde und leichte Unbequemlichkeit, wenn man es mit dem Zustande der Landschaften verglich. Hier hatte der Druck des Feudalstaates am Stärksten gelastet, alle Einzelnen am Schwersten getroffen, hier war auch, sobald die zwingende Macht der Obrigkeit nicht mehr empfunden wurde, der Ausbruch über alle Beschreibung entsetzlich [1]. Im Norden, wo der größte Theil der Aecker von wohlhabenden Pächtern mit gut bezahlten und gehaltenen Knechten betrieben wurde, blieb es bei der plötzlichen Versagung aller Leistungen, Zehnten, Dienste und Frohnden, so daß bald die Pächter, bald die Gutsherren sich mit einem Schlage vermögenslos sahen. Anderwärts brachen die Bauern in die Grundstücke, die sich der Gutsherr zur eigenen Bewirthschaftung vorbehalten hatte, und richteten sich dort mit voller Bequemlichkeit ein. Immer jedoch wurde das Leben der Gutsherren und ihre Wohnung geachtet. Im Centrum aber und im Süden des Reiches, in den Gegenden der Meierwirthschaft und ihres Elendes, hatte die Erbitterung und die Rohheit der Bauern nicht Maaß noch Ziel. In Auvergne und Dauphiné rotteten sie sich zuerst in den Bergen zusammen, und stiegen dann tumultuarisch bewaffnet in die Thäler und Ebenen hinab. Da gingen die Schlösser in Flammen auf, die Klöster wurden zerstört, die Edelleute, wo man ihrer habhaft wurde, oft unter gräßlichen

[1] Gute Details bei Buchez IV. 1. edit.

Martern zu Tode gebracht. In der Franchecomté brannte bis zum Ende des Monats jeden Tag ein adliches Schloß, und als die Bürgergarde von Vesoul einschreiten wollte, wurde sie besiegt und der Ort selbst von den Rotten der Landleute mit stürmender Hand genommen. Nicht weit davon, in Maconnais, sammelte sich ein Haufen Banditen, der bis auf 6000 Mann anwuchs, den Bauern, die sich nicht anschließen wollten, den rothen Hahn selbst aufs Dach setzte, ihrer 230 niedermachte [1]), in vierzehn Tagen 72 Schlösser verbrannte und erst am 29. durch die vereinten Bürgergarden aller benachbarten Städte in förmlichem Treffen auf das Haupt geschlagen wurde. Die Wogen einer fessellosen und blutdürstigen Anarchie schlugen über dem Reiche zusammen.

Dahin hatte es in wenigen Wochen der unsinnige Versuch gebracht, ein System, welches den Staat dem Bankerotte und das Volk der Verarmung überlieferte, mit offener Gewalt zu behaupten. Das Schwert, welches das Wachsthum der Nation treffen sollte, war bei dem ersten Versuche gebrochen. Behörden und Truppen waren von der Oberfläche des Bodens verschwunden, kein Gesetz, kein Gericht, keine Autorität existirte, die Gesellschaft löste sich in ihre Naturelemente auf. Es ist der Nationalversammlung nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß sie in ihrem Neuerungseifer an Alles die Hand gelegt, nichts Bestehendes geachtet, keinen Uebergang vom Alten zum Neuen gesucht habe. Wir werden, wo es sich gehört, diesen Vorwurf nicht verschleiern, aber in den meisten Richtungen gebührt er nicht ihr, sondern den Gegnern ihrer ersten Tage. Was denn hatte der Sturm, den das Ministerium Breteuil erregte, von dem alten Staate übrig gelassen, um es nun langsam zu verbessern und verbessernd zu erhalten?

Mirabeau hatte wieder Recht, als er am 17. Juli dem wohlgemeinten Antrage Lally's, das Volk durch eine kräftige Proclamation, nachdem es die Freiheit gewonnen, zur Ordnung und Gesetzlichkeit zu ermahnen — als er diesem Wunsche mit der Antwort entgegentrat, nicht auf Ermahnungen komme es an,

---

[1]) Bericht an die A. N. Sitzung vom $^{22}/_{3}$. 91.

sondern auf neue Organe der Gesetzlichkeit, die Gemeindebehörden seien so schnell wie möglich neu zu schaffen, die Versammlung möge einige kurze Sätze als allgemeine Richtschnur geben, das Einzelne sonst den einzelnen Orten überlassen, und nur die schleunige Vornahme der Wahlen befehlen. Ueber diesem Streite geschah aber gar nichts. In Paris vor Allem blieb der anarchische Zustand im Wachsen, die Wähler, die im ersten Augenblicke die Leitung ergriffen, sahen sich durch die städtischen Districte in ihrer Competenz angefochten, und die Tumultuanten hatten wieder völlig freie Hand. Fünf Mal rettete in fünf Tagen nur Lafayette's schmeichelnde Popularität ein Opfer der Volksjustiz, endlich aber, am 22. wurden trotz aller seiner Anstrengungen der Minister Foulon und sein Schwiegersohn Berthier unter greuelvollen Mißhandlungen ermordet. Das Verbrechen kam nicht bloß aus der aufwallenden Leidenschaft der Massen; die Führer, welche die Fortdauer der Unordnungen wünschten, hatten es sich große Summen kosten lassen [1]), immer aber gab es viele Tausende, die für einen solchen Preis zu haben waren. Auf die Nationalversammlung und die Ordnungspartei in Paris machte es den stärksten Eindruck. In Paris dankten die Wähler ab, und 120 von den Districten gewählte Vertreter bildeten einen neuen Gemeinderath, der auf der Stelle und nach allen Seiten hin den Unordnungen in den Weg trat. Die Nationalversammlung erließ jetzt ihre Proclamation, in den Provinzen jedoch, wie Mirabeau vorausgesagt hatte, ohne irgend eine Wirkung. Unaufhörlich wiederholten sich die Berichte von dem Brande der Schlösser und der Mißhandlung der Edelleute, von Verwüstung der Kirchen, wo sich unbeliebte Geistliche, von Plünderung der Pachthöfe, wo sich reiche Getreidevorräthe fanden. Der Ausschußbericht sagte darüber am 3. August: in allen Provinzen ist jede Art des Eigenthums dem schändlichsten

---

[1]) In Mirabeau's Correspondenz kommt die Aeußerung vor: Foulons Tod hat hunderttausende, der Mord des Bäckers François nur wenige tausend Livres gekostet. Auch Bailly hat dieselbe Ansicht II, 293. Berthier reiten 600 Mann zu Pferde entgegen, um die Bemühungen der Escorte, ihn direct in die Abtei zu bringen, zu vereiteln.

Raube zur Beute, die Auflagen, die gutsherrlichen Rechte, Alles ist zerstört, die Gesetze sind ohne Kraft, die Magistrate ohne Ansehen, die Rechtspflege ein eiteles Scheinbild. Der Ausschuß wußte wieder nichts besseres als eine nachdrückliche Proclamation, dieses Mal aber griff eine weitere und praktischere Auffassung durch. Man sah ein, daß sich überhaupt nichts würde erhalten lassen, ehe das Unhaltbare völlig und gesetzlich abgethan wäre; daß eine Regierungsgewalt erst dann wieder möglich würde, wenn sie sich die freie Zustimmung der Nation erobert hätte. Man stand aber in diesem Augenblicke an dem eigentlichen Brennpunkte der Revolution. In all jenen Gräuelscenen brach das tiefe Elend der Tausende und hundert Tausende an den Tag, welche das System der feudalen Rechte, nicht durch seine Mißbräuche, sondern durch sein Dasein, zu Knechtschaft und Hunger die Jahrhunderte hindurch verurtheilt hatte. Alle anderen Nöthe, die Verlegenheit des Staatsschatzes, die Ohnmacht und die Gewaltthätigkeit der Monarchie, die Erniedrigung Frankreichs im Auslande, Alles ging zuletzt auf die eine Quelle zurück, aus welcher die leibliche und geistige Verarmung des französischen Volkes entsprang. Wer über die Grenzen des Reiches und die Schranken des Augenblickes hinaussah, mußte sich sagen, daß die Geschichte des Jahrhunderts in Europa kaum einen anderen Inhalt als die Vernichtung des Feudalsystemes hatte, und daß die Revolution, wenn sie eine Geschichte haben sollte, die Vernichtung des Feudalsystemes aussprechen mußte. Thatsächlich war es bereits durch die Thorheit des Ministeriums Breteuil in alle Lüfte gesprengt: welcher Mensch von Einsicht und Gewissen hätte einen heißeren Wunsch haben können, als die Besiegelung des Umsturzes durch ein feierliches Gesetz? Wer die Frevel, welche den Ausbruch begleitet hatten, beseufzte, konnte er, wenn er ein Herz für sein Land und sein Volk hatte, zu Strenge und Strafe schreiten auf einem anderen als einem befreiten und gereinigten Boden? Der ganze Kampf, den man um die Vereinigung der drei Stände zu einer Versammlung geführt, hatte keinen anderen Zweck gehabt. Die Abschaffung des Feudalsystemes war der Gährungsstoff für das politische Leben Frankreichs vom Tode

Ludwigs XIII. bis zum Eröffnungstage der Reichsstände gewesen. Hier war kein Zaudern noch Innehalten möglich.

Der Adel in seiner liberalen Minderheit ehrte sich selbst durch die Initiative, die er in der Nachtsitzung des 4. August ergriff. In materiellem Sinne gehörte kein großer Opfermuth dazu, auf Dinge zu verzichten, die durch Schwert und Feuer schon völlig zu Grunde gegangen waren, aber man soll die patriotische Einsicht anerkennen, die, um dem Vaterlande seine Zukunft zu gründen, selbst den Stempel der Gesetzlichkeit auf die eigenen Verluste drückte. Nachdem Noailles und Aiguillon die ersten Anträge gestellt[1]), erhob sich ein maßloser Wetteifer, alle Theile des Systems zur Sprache und zum Gerichte zu bringen. Vielleicht Niemand in der Versammlung hatte geahnt, wie lang und mannichfaltig das Verzeichniß der Lasten war, welches sich jetzt in erschreckendem Ueberblicke heraus stellte. Ich will das unzählige Mal Beschriebene nicht wieder beschreiben, wie der Eifer von Stunde zu Stunde stieg, wie man sich mit der Redaction der Decrete nicht aufhielt, in athemloser Eile endlich, um gar nichts auszulassen, nur noch Principien, Wünsche und Hoffnungen decretirte, nach allen Seiten hin die vernichtenden und befreienden Schläge richtete, Leibeigenschaft, Herrengerichte, Grundrenten, Zehnten, Jagdrechte, käufliche Aemter, Sporteln, Stolgebühren, Gemeinde- und Provincialprivilegien, Standesvorrechte, Steuerexemtionen, Häufung der Aemter und Pfründen, Alles in einer Nacht, in einem unaufhaltsamen Zuge beseitigte, und endlich in brausender Begeisterung den Dank der Nation an Ludwig XVI., den Hersteller der Freiheit, und die Abhaltung eines Te Deum votirte.

Es war das kein Act gewöhnlicher Gesetzgebung. Nach dem Maße einer solchen gemessen, würde es Anlaß zu reichlichem Tadel bieten. Ein Theil der Beschlüsse vertilgte wohlerworbene Rechte und Einkünfte; man setzte wohl hinzu, sie sollten fortbezogen werden, bis man eine Entschädigung und Ablösung geregelt hätte, man

---

[1]) Daß sie vorher bei Orleans dinirt, worauf ihre Gegner ein großes Gewicht gelegt, kann an dem Werthe ihres Antrags nichts ändern.

wußte aber wohl, daß bei dem jetzigen Zustande an die Erhebung nicht zu denken war. Eine andere Reihe hob organische Einrichtungen auf, die für den Staat ebenso wesentlich waren wie für die bisherigen Begünstigten, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Käuflichkeit der Aemter, die Gerichtssporteln, das Jagdrecht. Es ist mit leichter Weisheit oft gerügt worden, daß man nicht vorher die neue Ordnung geschaffen, weil der Zusatz, es solle bis zu deren Einführung das Alte provisorisch fortbestehen, ohne alle Wirkung sein mußte. Es ist allerdings ganz wahr, daß nach dem 4. August kein Herrnrichter mehr fungiren, kein Zehntpächter mehr erheben, kein Lehnsherr seine Gefälle erlangen konnte, daß sich ganz Frankreich mit Schützen bedeckte, die die Felder zertraten, die Forsten beschädigten, das erlegte Wild im Walde selbst mit gefreveltem Holze brieten: aber es ist ebenso unzweifelhaft, daß alle diese Ungesetzlichkeiten auch vor jener Sitzung sich ohne Halt und Scheu vollzogen, keine abwehrende Gewalt sich gegenüber hatten, und sich auch ohne die Beschlüsse der Versammlung fortgesetzt hätten. Unvermeidlich also waren bei Weitem die Meisten der Decrete und höchst dringend ihr sofortiger Erlaß. Was man tadeln kann, und was selbst Mirabeau die Nacht des 4. als eine Orgie bezeichnen ließ, war der Taumel der Aufregung, der ihre Entstehung begleitete, manche unnöthige und rechtswidrige Einzelnheit in das Leben rief, mehrere nachher beseitigte Anträge als neuen Zündstoff in die Gährung des Volkes warf, und vielen späteren Unbesonnenheiten der Versammlung als gefährliches Muster gedient hat.

Immer aber hatte die Versammlung am 4. August das bleibende Interesse des Staates und die großen Gesetze der nationalen Entwickelung für sich. Ihre Beschlüsse waren das große Manifest, womit die Versammlung die gerechten Wünsche der Nation zusammenfaßte, und sich an die Spitze aller wahren Bedürfnisse und Hoffnungen des Volkes setzte. Nicht auf die Zerstörung des Alten, durch welche die Bahn zur Zukunft hindurch führte, ist die Reihe der Anklagen zu gründen, die sich mit Recht gegen die Versammlung erheben lassen. Ihre Schwäche kam erst dann zu Tage, als sie unter den verschiedenen Gestaltungen des Neuen mit voller Frei=

heit das Unrichtige wählte. Was sie hier geschaffen, ist längst der Zerstörung anheimgefallen; der Gewinn des 4. August aber ist für alle Zeiten gewonnen, die Freiheit der Arbeit, die Gleichheit des Rechtes, die Einheit des Staates.

Mehrere Tage wurden übrigens verwandt, um die Decrete jener Nacht zu redigiren. Einiges fiel, als zu unbestimmt, ganz hinweg, Anderes, wie die einstweilige Fortdauer der aufgehobenen Institute, wurde genauer gefaßt. Die lebhafteste Verhandlung entstand über die Kirchenzehnten, wo zum ersten Male eine herbe Abneigung gegen alles Kirchliche in der Versammlung anschlug. Umsonst forderte Sieyes im Namen der Gerechtigkeit und des Staatsnutzens, daß man nicht ohne Ablösung den Grundbesitzern ein Geschenk von 130 Millionen machen solle: Buzot entgegnete, die Geistlichkeit möge bei einer verlorenen Sache den Anstand freiwilligen Verzichtes wahren, und sich erinnern, daß all ihr Besitz doch Eigenthum des Volkes sei. Aus ähnlicher Stimmung entsprang das Decret, welches alle Zahlung kirchlicher Abgaben an den Papst verbot: hier war man ganz außerhalb der geschichtlichen Nothwendigkeit, welche sonst diese Decrete sanctionirte; es war ein rechtswidriger und willkürlicher Angriff, bei dem sich die gefährlichsten Hinneigungen der Revolution, Anfeindung der Kirche und Mißachtung des Völkerrechtes in enger Verbindung offenbarten.

Drittes Capitel.

Die Menschenrechte.

In die Zukunft, welche der 5. Mai 1789 den Franzosen eröffnete, trat wohl kein Mensch mit unruhigeren Hoffnungen als General Lafayette. Seitdem der amerikanische Befreiungskrieg unter seinen Augen zum glücklichen Ausgang gediehen, trug er sich mit dem Gedanken an eine ähnliche Umwälzung in Frankreich. Die Mißbräuche des alten Staates lagen offen vor Jedermanns Augen, auch er kannte sie gerade so weit, um seine Neigungen für durchaus patriotisch halten zu können. Bei den Notabeln und den Ständen seiner Provinz redete er gegen die Gefahren der Verhaftsbefehle, über die Nothwendigkeit der Steuerbewilligung und für die Berufung der Reichsstände: Brienne's Gewaltschritte gegen die Parlamente verstand er nach ihrer Ungesetzlichkeit und Rechtsverletzung zu beurtheilen, und sich in dem Widerspruche dagegen bemerklich zu machen. So erweiterte er den liberalen Ruf, der ihm aus seinem Ritterzuge nach Amerika erwachsen war; er trat mit allen Mißvergnügten der Zeit in Verbindung, wurde ein naher Freund des Gerichtsrathes Duport, der die eigentliche Seele jener parlamentarischen Unruhen gewesen, und gehörte bald zu dem engeren Kreise der Männer, welche die Fäden aller damaligen Opposition in der Hand hielten. Es verstand sich damit von selbst, daß seine Popularität in raschem Fortschritte wuchs, zumal er selbst ein entschiedenes Talent zu vorsichtiger Demagogie entwickelte, die ihn sehr verschiedenen Bestrebungen als künftigen Führer bezeichnete, ohne ihn gegen Oben irgend blos zu stellen. Mit jeder Art des Widerstandes, schrieb er einem Freunde, hab' ich mich ver-

bunden, oft habe ich Werkzeuge gebraucht, die bald zerbrochen werden müssen, Alles habe ich versucht, außer dem Bürgerkrieg, und auch den hätte ich führen können, wenn ich ihn nicht verabscheute.

So kam er als ein Mann nicht bloß des Rathes, sondern auch der That, nicht bloß auf Reformen sinnend, sondern auch zur Revolution gerüstet, in die Versammlung der Reichsstände. Anfangs machte er sich wenig bemerkbar, er hatte, um seiner Erwählung sicher zu sein, sich einem adlichen Wahlkreise gegenüber zu dem Versprechen bequemt, nur auf einen förmlichen Beschluß der Adelskammer für Vereinignng der drei Stände zu wirken, und damit von vorn herein sich jede offene Thätigkeit abgeschnitten. Noch am 27. Juni, als der König die Vereinigung befohlen, ließ er sich von der Kammer bescheinigen, wie gehorsam er seinem Auftrage nachgelebt, und dachte, da ihm bereits seine Eigenschaft als Adelsdeputirter ein unberechenbares Unglück erschien, sich in irgend einer Ersatzwahl des dritten Standes neu ernennen zu lassen. Diese Schwierigkeiten hinderten ihn jedoch nicht, seine populären Verbindungen im Stillen zu pflegen. Um seinen Freund Duport sammelte sich jetzt der Bretonische Club, ein Verein liberaler Abgeordneter, der Mehrzahl nach Vertreter der Bretagne; Duport überlieferte demselben die allmälig durch und um ihn organisirte Pariser Demagogie, und Lafayette verstand, durch seinen Ruf und Reichthum gleich sehr befördert, davon den größten Vortheil für seinen Einfluß zu ziehen. Der Herzog von Orleans, dessen Opposition gegen den Hof den meisten dieser Umtriebe damals zum Aushängeschild diente, suchte sich bereits in den ersten Tagen des Juli dem jungen Generale anzunähern; Lafayette aber, der schon seine eigene Stärke kannte und den Herzog tief verachtete, wies ihn kalt und wegwerfend zurück. In der Versammlung votirte er, seines Wahlmandates eingedenk, auch jetzt noch nicht, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, einen Lieblingsgedanken, der ihn völlig charakterisirte, und ihm den begeisterten Jubel, nicht aller Liberalen, wohl aber aller Revolutionäre zuwandte, vor die Versammlung zu bringen. Er beantragte am 11. Juli den Erlaß

einer Erklärung der Menschenrechte, nach amerikanischem Muster. Ehe es aber hierüber zu einer Bestimmung kam, entschied derselbe Tag in anderer Weise über seine Stellung. Die Einsetzung des Ministeriums Breteuil bewies dem dritten Stande, daß andere Waffen als die der Tribüne zur Anwendung kommen, und die Entscheidung von den Pariser Barrikaden und der Haltung des Heeres abhängen würde. In dieser Lage erschien es zweckmäßig, einen Mann an die Spitze der Versammlung zu setzen, der volksthümliche und militärische Vorzüge zugleich vereinte: so schuf man, weil das Präsidium bereits besetzt war, die sonst nicht vorkommende Würde eines Vicepräsidenten, um Lafayette, damals innerhalb der liberalen Partei den einzigen General von Ruf, damit zu bekleiden. Er nahm es an und erklärte, die Gewalt der Umstände nöthige ihn, auf sein Wahlmandat keine Rücksicht weiter zu nehmen, sondern das Vaterland erretten zu helfen. Diese Ernennung war nichts als die Stufe zu einer praktisch wirksameren Machtstellung; am 15. wurde er durch den begeisterten Ruf der Volksmassen auf dem Greveplatz zum Befehlshaber der Pariser Volksbewaffnung gemacht. Man nannte sie damals städtische Miliz; er taufte sie, die Einheit aller Milizen des Reiches im Auge, zur Nationalgarde um. Sie trug die Farben der Stadt, Blau und Roth; er fügte, um sie von den gleichen Farben des Hauses Orleans zu unterscheiden, das bourbonische Weiße hinzu, und elektrisirte dann die revolutionäre Stimmung durch das Wort, diese Cokarde werde die Reise um die Welt machen. Es war keine leere Redewendung, denn er hatte bereits Verbindungen in Holland und Ireland, um durch Unruhen in beiden Ländern den ihm seit Amerika verhaßten englischen Einfluß zu brechen[1]). Nur die Bitten der Minister Necker und Montmorin, die sich nichts weniger als auswärtige Verwickelungen zu ihren inneren Nöthen wünschten, hielten ihn damals von weiterer Propaganda ab. Immer sieht man, wie wenig er geeignet war, der Revolution die Achtung vor dem Völkerrechte zu lehren.

---

[1]) Memoires IV, 82.

Schlimmer aber für den Augenblick wirkte in denselben Tagen sein Antrag auf eine Erklärung der Menschenrechte. Er war nicht der Erfinder des Gedankens, dieses von den Amerikanern gegen England gerichtete Manifest in Frankreich nachzuahmen. Der Vorschlag findet sich vielmehr in mehreren Wahlcahiers; im Verfassungsausschuß setzte Sieyes, dessen abstrakten Neigungen er höchlich entsprach, die Ankündigung desselben durch; die Beschäftigung mit theoretischer Politik und die unmittelbare Anwendung derselben auf die einzelnen Dinge des Tages lag überhaupt in der Luft. Es wäre auch ohne Lafayette wahrscheinlich zu einer Erklärung der Rechte gekommen, immer aber hat er sich die Ehre nicht rauben lassen, die vorhandene im Wesentlichen geschaffen zu haben.

Man kann seinen Antrag in drei Sätze zusammenfassen:

alle Menschen sind frei und gleich, nur das Gesammtwohl darf einen Unterschied begründen; —

alle Menschen haben das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung; —

alle Souveränität hat ihren Ursprung im Volke, kein Einzelner darf eine Autorität ohne ausdrückliche Uebertragung ausüben.

Er folgert hieraus dann für die Einzelnen Religions- und Preßfreiheit, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Unterwürfigkeit gegen das Gesetz, wenn man selbst oder durch seine Vertreter zugestimmt hat, Theilung der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt. Dies Alles endlich nicht als das Programm einer neu einzuführenden Verfassung, sondern als überall geltendes Urrecht, dessen bisherige Unterdrückung recht- und sittenwidrig sei.

Die Grundanschauung, auf welcher diese Anträge beruhten, war eine höchst bedeutsame. Die Bewegung, die zum Sturze des Feudalsystems führte, ließ sich in die drei Worte zusammenfassen: Alles für das Volk. Lafayette setzte nun mit gleichem Nachdruck die weitere Forderung hinzu: Alles durch das Volk. Er übersah dabei den tiefen Unterschied, welcher die Erreichbarkeit des einen von der des andern Satzes trennt. Die Richtung auf das gemeine

Wohl kann auf der Stelle jede einsichtige Regierung den Einrichtungen jedes Staates geben, sobald sie will. Eine gedeihliche Verwaltung aber wird sich mit eigenen Kräften eine Nation erschaffen, nicht sobald sie will, sondern sobald sie kann. Die Masse der Menschen wird nicht politisch fähig durch den bloßen Ausspruch des Gesetzes, daß sie politisch mündig sei, sondern erst durch verbreitete Bildung des Geistes und mehr noch des Charakters. Damals aber war die französische Nation zur Selbstregierung so schlecht wie möglich vorbereitet, die Massen in tiefe Unwissenheit, die höheren Stände in beispiellose Sittenverderbniß versunken, überall eine brennende Gier bald nach Rache und Zerstörung, bald nach Herrschaft oder Bereicherung, an keiner Stelle aber ein aufgeklärter Gemeingeist, und bei den Meisten gerade so viel Vaterlandsliebe, als sich aus frischer Verachtung der Kriegsgefahr und instinktivem Abscheu gegen das Ausland zusammensetzte. Solch ein Volk zur sofortigen und umfassenden Souveränität berufen, hieß es durch abhetzende Anarchie zu errettendem Despotismus führen.

Doppelt stark wurde dieser Fehlgriff aber durch die weltumfassende Form, in welcher der Antrag auftrat. Gewiß nicht bloß die Franzosen, sondern alle Völker sollen sich zur Selbstherrschaft erziehen. Aber die Selbstherrschaft durch ein Gesetz zur sofortigen Geltung decretiren, kommt jedem Staate für sich allein zu, und die Eitelkeit, womit Lafayette sich und seine Revolution als weltbefreiend betrachtete, war ein wühlerischer Eingriff nicht bloß in die Ordnung, sondern auch in die Freiheit aller Staaten. Man möchte es entschuldigen mit dem Gedanken, der gewaltige Vorgang dort in Versailles habe wenigstens den großen Werth gehabt, den Völkern und Herrschern ein nachdrückliches Beispiel zu geben, nach dem sie ihre politische Weiterbildung einzurichten hätten: dann aber wird man um so tiefer bedauern, daß dieses ideale Staatsrecht nicht im Einzelnen schärfer gedacht und besser redigirt war.

Denn wenn Lafayette von dem richtigen Grundgedanken ausging, daß in jedem Menschen, ohne Unterschied des Standes und Besitzes, die Würde des menschlichen und das Ebenbild des gött-

lichen Geistes sich abspiegele, so verfälschte er ihn fast in jeder seiner Anwendungen. Statt der Gleichheit der Rechtsfähigkeit und des Rechtsschutzes setzte er, alles bestehende Recht vernichtend, den Anspruch auf thatsächliche Gleichheit. Statt der Pflicht der Regierung, politische Fähigkeit in immer weiterem Kreise zu verbreiten, setzte er die Befugniß der Einzelnen, gegen jedes mißliebige Gesetz sich aufzulehnen und jede bestehende Herrschaft zu beseitigen. Er erhob damit nicht den Willen der Gesammtheit, sondern die Willkür der Einzelnen auf den Thron, nicht die Allen gemeinsame Vernunft, sondern die Masse der individuellen Leidenschaften. Er gab diesen nicht bloß den Staat, sondern auch das Privateigenthum, als den Grund der fühlbarsten Ungleichheiten, Preis. Er zerstörte, was er damals zunächst bezweckte, die Möglichkeit einer parlamentarischen Verfassung und eines demokratischen Staates. Denn nach seinen Sätzen ist es ebenso gut Sklaverei, dem Willen erwählter Vertreter wie den Geboten des erblichen Königs gehorchen zu müssen. Nach ihnen ist nur ein solches Gemeinwesen möglich, wo die Masse des Volkes nicht bloß zur Gesetzgebung und Verwaltung, sondern auch zum Bruche jeder eigenen Verpflichtung und zur Verfügung über alles Eigenthum befugt ist. Es wird das Ideal der socialen Republik sein; gerade im Gegentheile aber bedarf der in Wahrheit demokratische Staat am Meisten den Gehorsam des Einzelnen gegen das einmal gegebene Gesetz, und die Achtung des Staates vor einmal erworbenen Einzelrechten. Je demokratischer eine Verfassung angelegt ist, desto mehr Grund hat sie, Lafayettes Menschenrechte von sich abzuweisen.

Lafayette selbst und seine Freunde waren über dies Verhältniß völlig im Unklaren. Bei allem Drange nach demokratischem Ruhme fühlte er sich doch stets als großen Herrn, und hatte in seinem populären Eifer keine Ahnung von der communistischen Bedeutung seines Thuns. Es machte ihn nicht irre, daß die beiden Menschen, die mehr als alle Anderen zu seinem späteren Sturze beigetragen, Marat und Robespierre, die Erklärung der Rechte als die einzig gute That der Versammlung und jede andere Verfassung als überflüssig bezeichneten. Um so trauriger war es, daß auch die gar

nicht maratistische Mehrheit der Versammlung gleich nach den Stürmen des Juli den Antrag des Generals mit großem Eifer vornahm. Eine Unzahl Redner hatten sich gemeldet, ein Entwurf drängte den andern. Nichts Peinlicheres, Langweiligeres, Beschämenderes kann man lesen, als diese Verhandlung, wo man durch Stimmenmehrheit ermitteln wollte, was Recht und Freiheit bedeute, zum Maße des Gehorsams jedes Bürgers gegen das Gesetz in allen Staaten und Zeiten Der Eifer, allen historischen Schutt zu beseitigen, und den reinen Vernunft- und Weltstaat zu erbauen, war unaufhaltsam. Es war vergebens, daß Malouet und Clermont vor der Selbstüberhebung dieser Metaphysik warnten, vergebens, daß Mounier und Lally an die bestehenden Rechte des Königs erinnerten. Es gab ein tiefes Mißvergnügen, als auch Mirabeau sich von dieser Aufhebung aller Staatsordnung lossagte, es gab endlich Ausbrüche des heftigsten Zornes, als er immer und immer wieder von der Rednerbühne und in der Presse auf die Forderung zurückkam, die Erklärung der Rechte wenigstens auf ruhigere Zeiten und bis an das Ende der Verfassung zu versparen. Man watete unermüdlich durch das Elend dieser langen Debatte hindurch. Ein Paragraph nach dem anderen kam bei allen Verbesserungsanträgen zuletzt doch zu Stande, am 27. August war die Erklärung vollendet.

Sie wich in der Fassung überall von Lafayette's ursprünglichem Antrage ab, beseitigte jedoch keinen einzigen seiner Uebelstände, sondern fügte noch manches Samenkorn der Verwirrung und Auflösung hinzu. Denn nicht bloß die Kritik, sondern auch die Schöpfung der wichtigsten Regierungshandlungen überwies sie der augenblicklichen Willkür der Einzelnen und der Massen. Jeder Bürger, sagt der sechste Artikel, hat das Recht, persönlich oder durch seine Vertreter an der Entstehung der Gesetze Theil zu nehmen. Jeder Bürger, sagt der vierzehnte, hat das Recht, persönlich oder durch seine Vertreter die Nothwendigkeit der Steuer zu erwägen, sie frei zu bewilligen, die Anwendung zu beaufsichtigen, sowie die Auflage und den Umschlag derselben zu bestimmen. Die Versammlung hatte bei dieser Feststellung keinen anderen Gedanken,

als daß die Volksvertreter Gesetzgebung und Steuerbewilligung haben, und mit dem Erlaß ihres Beschlusses die einzelnen Bürger sich beruhigen sollten: es ist aber offenbar, daß der Artikel selbst auch den einzelnen Bürgern volle Befugniß gab, nach Umständen das Verhältniß umzukehren, jene Rechte selbst in die Hand zu nehmen, und dann ein weiteres Handeln der Abgeordneten für unnöthig zu erklären. Was endlich das Verhältniß der Bürger unter einander betraf, so suchte man Lafayette's allgemeinen Ausdruck: alle Menschen sind gleich — in etwas zu mildern, indem man hinzusetzte: gleich an Rechten. Allein man gab damit nur die Möglichkeit einer besseren, nicht die Unmöglichkeit der verderblichen Auslegung. Wer es wünschte, mochte jetzt den Artikel dahin verstehen, daß der Staat jedem Bürger den Weg zur Erwerbung aller Rechte gleich offen lasse: wer aber mit seinen Wünschen höher stieg, fand in dem Wortlaute des Artikels allen Grund, um auf Gleichmachung der thatsächlichen Rechtsverhältnisse zu bestehen, und an keiner Stelle eine thatsächliche Ungleichheit weiter zu dulden.

Wie sich an diesem Punkte der Gang der Revolution entschied, so charakterisirte sich hier auch im Wesentlichen der Gehalt aller Parteien der Revolutionszeit. Es waren drei Gruppen, welche von nun an um die Herrschaft rangen, und bald auch räumlich sich im Locale der Nationalversammlung schieden. Auf der Rechten saßen die meisten Edelleute und Bischöfe, die unbedingten Anhänger des Alten, bereit zu manchen einzelnen Reformen, grundsätzlich aber fast in den Anschauungen des 23. Juni, nach welchen das Volk dem Könige, und dieser den alten Ständen unterworfen werden sollte. An Zahl schmolzen sie täglich zusammen, weil immer mehr Edelleute theils aus Furcht vor den Tumulten, theils aus Haß gegen die Revolution auswanderten; desto mehr steigerten sie sich an blinder und eifriger Heftigkeit, und vermehrten dadurch die Leidenschaftlichkeit und Erbitterung der Gegner. In der Versammlung waren ihre besten Vertreter der Abt Maury, ein von Geist überströmender, kecker und frecher Redner, ein Mensch von ausgelassenem Lebenswandel und ohne allen sittlichen Ernst, welcher

dann später auch bereitwillig die Farbe wechselte, einstweilen aber bald witzig, bald salbungsvoll die Monarchie, das Recht, die Religion vertheidigte; sodann der Hauptmann Cazalès, ein ritterlicher Officier ohne Furcht und Tadel, von engem aber geradem Urtheil, ein stets schlagfertiger Redner, und bereit, gegen jeden Widersacher sein Wort auch mit dem Degen zu vertreten. Im Allgemeinen zeigte die Partei alle Tugenden und Fehler des alten Regime, hingebenden Muth, frivolen Leichtsinn, unbezähmbare Eigenwilligkeit. Sie waren bereit, für ihre Sache den Kopf zu verlieren, aber nicht ihn ernst zu gebrauchen; sie stritten für das Banner der Zucht und Ordnung, und waren außer Stande, ein Vorurtheil oder eine Stimmung dem Bedürfniß des Landes oder der Partei zu opfern.

Im Centrum begegneten sich dann die Gemäßigten von Rechts und Links, die Abgeordneten, die, von der Schlechtigkeit des alten Zustandes überzeugt, die Gewaltthaten Breteuil's durch die Erhebung des Juli gebrochen hatten, die Revolution aber als Nothwehr und nicht als Recht begriffen, und so schnell wie möglich auf den Sturz des alten die Gründung des neuen Staatswesens folgen zu lassen wünschten. Es waren durchgängig ehrenwerthe Männer, für die Freiheit begeistert, die Ordnung ersehnend, aber ohne ausreichende Kenntniß des Landes, mehr juristisch als staatsmännisch gebildet, und ununterrichtet über die ersten Erfordernisse einer guten Verwaltung. Sie litten dabei unter allen jenen Schwierigkeiten, welche in stürmischen Zeiten die Bildung jeder Mittelpartei erschweren, der Ohnmacht des wägenden Verstandes gegenüber der vorwärts stürmenden Leidenschaft, dem Mangel an fester Eintracht in den eigenen Reihen, der hemmenden Sorge vor entgegengesetzten Gefahren. Indessen dies Alles hätte man wohl überwunden, wäre nicht ein weiterer, stets wichtiger, für die Aufgabe der Partei entscheidender Uebelstand hinzugetreten. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß gerade für ihr Streben die erste, ja die schlechthin unerläßliche Bedingung eine unmittelbare Einheit zwischen der Nationalversammlung und der Regierung war. Das Ministerium des 15. Juli zählte nun einige Deputirte eben dieser

Farbe, sein Haupt war Necker, der von jeher sich zu ihnen gehalten hatte. Jedermann mußte erwarten, daß eine solche Regierung keine dringendere Aufgabe kennen würde, als die Erweiterung und Organisation der Partei, daß vor allen Anderen sie darauf bedacht sein würde, jene persönlichen Reibungen durch ihren Einfluß auszugleichen, jene Verschiedenheiten der Meinung durch ihr Ansehen mit sich fortzureißen. Weder das Eine noch das Andere überstieg menschliche Kräfte, so vielerlei Schwierigkeiten es auch bieten mochte. So schwach die Regierung im Augenblicke war, das Ansehen der formellen Sachkunde und der überlegenen Technik besaß sie auch jetzt noch: so viel Mißtrauen in der Versammlung wucherte, Reiz- nnd Leitungsmittel gab es für alle Mitglieder ohne Ausnahme. Der Hof machte gerade in diesem Augenblicke keine Schwierigkeit; die Coterie Polignac war in alle Weltgegenden zerstreut, die Königin tief gebeugt, Ludwig XVI. ohne Ansicht und Willen. Necker hatte nach dieser Seite freie Hand. Aber von Neuem kam seine vollkommene Unfähigkeit an den Tag. Nicht bloß hat er nichts Wesentliches geleistet, sei es, daß man Bildung einer liberalen Regierungspartei, sei es, daß man eine einsichtige Initiative der Regierung in Betracht zieht: sondern er hat weder das Eine noch das Andere jemals versucht, ja, so unglaublich es scheint, er ist in beiden Beziehungen ein wesentliches Hinderniß gewesen. Gab es unter den Deputirten Verstimmung und Reizbarkeit, so war er empfindlicher und persönlicher als sie Alle. Waren die übrigen Minister nicht gerade schöpferische Talente, so schien es bei ihm Grundsatz, jedes eigene Lebenszeichen der Regierung zu vermeiden. Selten genug kam er zum Vorschein; Alles, was sich von seinem Thun berichten läßt, beschränkt sich auf weiteres Laviren mit den alten Finanzmitteln, unnöthiges Reizen der Versammlung durch Tadel unwesentlicher Kleinigkeiten, muthloses Nachgeben bei allen wichtigen Forderungen der Anarchisten, unvernünftige Zähigkeit endlich in dem Festhalten an seinem Amte. Es war kein Wunder, daß er in einer Woche seinen Einfluß, in einem Monate seine Volksgunst, in einem Jahre sein politisches Dasein einbüßte. Es war kein Wunder, daß eine solche Regierung

der Revolution keinen anderen Ausgang als Anarchie und Terrorismus zu bereiten wußte. Persönliche Mängel und vermeidbare Fehler, aber nicht die gebieterische Kraft eines Princips oder der unaufhaltsame Drang einer Naturgewalt hat das fernere Unheil geschaffen. Eine schöpferische Politik des Centrums ist 1789 unmöglich geworden, nicht weil es am 14. Juli, wie die Rechte murrte, mit dem Princip der Autorität gebrochen, nicht weil es, wie die Linke polterte, durch inconsequenten Verrath an der Freiheit die Kraft verloren, sondern weil es durch die Regierung selbst an der Wiedergeburt der Regierung verhindert worden ist.

Endlich auf der Linken folgten die Verehrer der Menschenrechte und der reinen Volkssouveränität, die unbedingten Gegner der Kirche und der Aristokratie, die Enthusiasten für gränzenlose Bewegung der Volksmassen. Der großen Anzahl unter ihnen klangen die Worte Nation, Freiheit, Rechte unter allen Umständen begeisternd; es schien ihnen unmöglich, daß man darin zu viel thun, einen Staat durch zu starke Rechte der Unfähigen beschädigen, ein Volk durch zu große Freiheit der Nichtsnutzigen zerrütten könnte. Sie waren noch mitten im Jubel des Bastillesturms; sie hatten stets noch das Elend des alten Regime vor Augen; sie meinten, die Vernichtung könne nicht gründlich, der Sieg nicht vollständig genug sein. Alles was mit dem früheren Zustande in irgend einer Verbindung stand, Hof und Clerus, Adel und Parlamente, sahen sie mit Mißtrauen und Ungunst, Alles was dagegen ankämpfte, mit Bewunderung oder beschönigender Nachsicht an. Die Meisten waren persönlich unbescholtene Männer, deren Einsicht und Character nur für ihren damaligen Beruf nicht ausreichte, deren Erregbarkeit vor Allem einer festen Leitung durch eine liberale Regierung bedurft hätte. Da es an dieser, wie wir sahen, völlig fehlte, so blieb die Partei in der Hand ihrer demagogischen Häupter, deren keines durch Talent und Gesinnung eine so bedeutende Machtstellung verdiente. Sieyes, welcher früher und später erfolgreich eingegriffen, hielt sich damals in übellauniger Zurückgezogenheit. Statt seiner trat ein anderer Cleriker hervor, der Bischof Talleyrand von Autun, ein großer Edelmann, der wegen eines Körper-

gebrechens mit der profansten Gesinnung von der Welt in den geistlichen Stand getreten war, ein Ausbund von geschmeidigem Verstande und kühler Menschenberechnung, gutmüthig im Privatverkehr, gewissenlos und habsüchtig in den großen Geschäften. Mit radicalerer Heftigkeit machten sich die Leiter des bretonischen Clubs bemerklich, neben Duport der Ritter Lameth und der Advocat Barnave, jener ein flacher und leerer aber höchst unruhiger und breit auftretender Mensch, dieser ein begeisterter und schwungvoller Redner, ein sittlich reiner und liebenswürdiger Character, für den Augenblick aber von schrankenlosem Fanatismus fortgerissen. Weiterhin fand sich eine kleine Gruppe von Freunden des Herzogs von Orleans, durchgängig ebenso verworfene Menschen wie ihr Patron, in der Versammlung ohne Einfluß, aber gefährlich durch ihre Verbindung mit dem ärgsten Pariser Pöbel. An sie reihte sich schließlich eine kleine Gruppe der äußersten Linken, welche für's Erste wenig hervortrat, in allem bisher Geschehenen nur den oberflächlichen Anfang der eigentlichen Revolution sah, und auf eine demokratische Zukunft hoffte, an ihrer Spitze die Advocaten Pethion aus Chartres und Robespierre aus Arras.

Der einzige Staatsmann in der Versammlung, der einzige, welcher ihrer Aufgabe hätte genügen können, war Mirabeau. Dieser gewaltige Mensch war 1749 geboren, stand also jetzt auf der Höhe seines Lebensganges. Die Natur hatte ihn mit üppiger Verschwendung ausgestattet; sein Vater, ein geistreicher aber eigenwilliger und querköpfiger Sonderling, sah mit Erstaunen die überströmende Begabung des Sohnes, die Fülle des Talents, die hinreißende Liebenswürdigkeit, die lodernde Leidenschaft; er meinte, ein solches Wesen durch strenge Zucht regeln und bändigen zu müssen, und ließ sich durch den heftigen Widerstand des Sohnes von Schritt zu Schritt bis zur ärgsten Tyrannei verhetzen. Die unausbleibliche Folge trat ein: der Sohn riß sich völlig von dem Vater, von Haus und Familie los, warf sich in den Strudel der wildesten Ausschweifungen, und büßte darin für immer den Adel sittlicher Reinheit und Unschuld ein. Aber so mächtig angelegt war diese Natur, daß seine geistige Kraft wie unberührt durch den Schlamm seines

Lebens hindurchging. Niemals hatte er regelmäßige Studien gemacht, aber inmitten seiner Saturnalien vermochte er Jegliches, womit er in Berührung kam, Politik und Geschichte, Verwaltung und Finanzen, Rechts- und Verfassungsfragen, mit überlegenem Genius zu ergreifen. Lange vor der Revolution war er im Klaren über die Nothwendigkeit ihres Ausbruches und die Richtung ihres Laufes. Ein so stolzer Aristokrat, wie irgend einer der altgläubigen Cavaliere, verfolgte er die Fäulniß des feudalen Staates mit glühendem patriotischem Hasse, und zeigte in einer Reihe überwältigender Streitschriften das Bild des künftigen Frankreich mit einschneidenden, leuchtenden Zügen. Er gab Calonne's gewissenloser Finanzpolitik den Todesstoß, er brandmarkte Necker's Schwäche, als noch alle Welt ihn als den untrüglichen Gott des Staatshaushalts verehrte. Schon damals nahm er in der öffentlichen Aufmerksamkeit die erste Stelle ein. Untersetzt, blatternarbig und cynischen Wesens wie er war, bezauberte er bei jedem Gespräche, und erschütterte durch eine Beredtsamkeit ohne Gleichen. Wohl niemals wieder hat ein parlamentarischer Staatsmann so heiße Bewunderung und so grimmigen Haß erregt. Während die Liberalen ihn schon 1785 als den einzig befähigten Finanzminister begehrten, galt er den Anhängern des Alten als der wahre Feuerbrand der Revolution: das Ministerium wollte ihn bei dem Beginne der Wahlen als den gefährlichsten aller Demagogen nach Ostindien deportiren lassen, als die Gutmüthigkeit des Königs hindernd dazwischen trat. Es gehörte zu der gesunden Stattlichkeit seines Wesens, daß solche Erlebnisse bei ihm nicht den mindesten Eindruck machten: so unermeßlich sein Ehrgeiz war, so kannte er doch keine persönliche Empfindlichkeit und selbstsüchtige Reizbarkeit. Er wollte Frankreich beherrschen, weil er sich und keinem Anderen die Kraft dafür zutraute; er traf jede sich spreizende Mittelmäßigkeit mit zermalmenden Schlägen, für sich selbst aber hatte er keinen anderen Gedanken, als daß seine Macht das Wohl des Landes fördern müsse.

So war die Versammlung beschaffen, die sich jetzt dazu anschickte, auf die Erklärung der Rechte die Redaction der Verfassung

folgen zu lassen. Wird man die Grundsätze der Erklärung entwickeln, oder schon bei den ersten Schritten inconsequent werden?

Man wollte zuerst sehr methodisch und langsam vorwärts gehen, von den Rechten der Bürger zu der Nation, zu deren Vertretern, zum Könige gelangen. Allein ein solches Verfahren war nicht die Sache dieser gespaltenen, entzündbaren, unerfahrenen Versammlung, auch drängte die ganze Lage der Dinge auf die Feststellung einiger großen Leitpunkte. So brach die Verhandlung rasch durch alle Dämme des Geschäftsganges hindurch, und ehe man es sich versah, war man im Kampfe um die umfassendste aller politischen Fragen, über das Verhältniß der Versammlung zum Könige. Alle Gegensätze der Systeme und alle Brennstoffe der Praxis fanden sich dort zusammen.

Allmälig ordnete sich der Streit um folgende Fragen:

Wird der gesetzgebende Körper in mehrere Kammern zerfallen?

Wird zwischen seinen Sitzungen ein Zwischenraum sein?

Wird der König einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt empfangen?

Ist ihm ein solcher an der constituirenden Gewalt der jetzigen Versammlung zuzugestehen?

Der Ausschußbericht darüber ging aus dem Kreise hervor, zu dem sich früher auch Necker hatte rechnen lassen, der sich jetzt um den Präsidenten der Stände der Dauphiné, Mounier, sammelte, und mehrere liberale Edelleute, Lally, Clermont u. A. zu seinen Organen zählte. Zum Sturze des Feudalstaates hatten sie Alle eifrig beigetragen, ihr Augenmerk war auf ein etwas demokratisch umgestaltetes Nachbild der englischen Verfassung gerichtet. Also neben den Abgeordneten des Volkes ein Senat von lebenslänglichen Mitgliedern, dreijährige Sitzungen, ununterbrochene Aufeinanderfolge derselben, kein Gesetz ohne Zustimmung beider Kammern und Genehmigung durch den König.

Von diesen Anträgen war der eine, auf Permanenz gerichtete, der Annahme sicher, da ihn das Centrum einbrachte, und er ganz im Sinne der Linken lag. Der andere, der zwei Kammern vorschlug, wurde stürmisch debattirt. Die Linke erhob sich mit Un-

gestüm dagegen und protestirte gegen eine solche Verletzung der Grundrechte. Mirabeau, der allein so viel wog wie eine ganze Fraction, legte kein Gewicht darauf; seine Meinung ging auf eine Kammer, die in zwei Abtheilungen verhandeln sollte; die Rechte endlich gönnte ihren liberalen Standesgenossen die Genugthuung nicht, die neue Adelskammer zu besetzen. So zeigte sich schnell genug, daß der Artikel durch eine erdrückende Mehrheit fallen würde. Alle Zweifel also, alles Interesse und alle Leidenschaft sammelte sich auf den dritten Punkt, auf das Recht des Königs, einem Beschluß der Kammer sein Veto entgegen zu stellen.

Hier nämlich stand nicht das Centrum, sondern die Linke allein. Nicht bloß die Rechte focht mit Eifer für den König, sondern auch Mirabeau hatte schon im Juni, als es sich erst um die Vereinigung der Stände handelte, dieselbe Ansicht mit durchgreifendem Nachdruck ausgesprochen. Wenn er dies zu einer Zeit that, wo die Kraft und deren Mißbrauch noch ganz auf Seiten der Krone war, so war er um so weniger für die Schwächung derselben, jetzt wo die Regierung null und das Parlament allmächtig war. Die Stimmung der Mehrheit zeigte sich dann auch in diesen Tagen unzweifelhaft, als bei der Präsidentenwahl ein entschiedener Monarchist den Sieg davon trug. Die Linke sah ihr Unterliegen vor Augen, und griff zu allen Mitteln, um, was die freie Entschließung der Mehrheit versagte, durch Einschüchterung zu gewinnen. Ihre Anhänger in Paris drohten mit einem bewaffneten Auszuge nach Versailles, um die Verräther aus der Versammlung auszustoßen, und ein großer Schreier, der Marquis St. Huruge, suchte einen bewaffneten Schwarm zu diesem Zwecke in Bewegung zu setzen. Allein die Nationalgarde machte dem Unfug auf der Stelle ein Ende, und St. Huruge lief vor ihren Patrouillen brüllend davon.

Man sah in Versailles, daß die wirkliche Macht der Hauptstadt in der Hand des Führers dieser Nationalgarde, des General Lafayette lag. Nicht wenige Abgeordnete, die sehr ernstliche Sorge vor den Wühlern hatten, erkundigten sich doppelt ängstlich nach den Ansichten dieses einzigen Retters und Beschützers, und wie die Abgeordneten, fragten auch die Minister den bürgerlichen Dictator

nach seiner Meinung über das Veto. Er antwortete unter starker Betheuerung seines Gehorsams und monarchischen Sinnes, er habe gegen das absolute Veto an sich nichts einzuwenden, doch sei es möglich, daß Unruhen entständen, er rathe also den Mittelweg eines bloß aufschiebenden Veto, und bitte nur, den König in Paris populär zu machen. Hierauf glaubte Necker einen Meisterstreich zu führen, indem er im Namen des Königs selbst der Versammlung jenen Mittelweg vorschlug, der König wolle auf das Veto verzichten, wenn auch die beiden folgenden Legislaturen auf demselben Beschlusse beharrten.

Die Wirkung dieses Vortrags war gewaltig. Alle farblosen Geister verließen die Sache, die sich selbst aufgab: am 10. September fiel zuerst das Zweikammersystem, am 11. wurde das Suspensivveto mit großer Mehrheit angenommen. Vergebens hatten die Monarchisten gegen Necker das verzweifelte Mittel ergriffen, der König habe über die Verfassung, die ihm erst Sanction oder Veto verleihe, gar nicht mitzureden, die Versammlung allein sei constituirend: diese Behauptung gerade aus ihrem Munde konnte nur dazu dienen, die Verfahrenheit der Lage anschaulich zu machen, nicht aber eine Niederlage der königlichen Stellung abzuwenden. Desto nachdrücklicher ersah die Linke dabei ihren Vortheil. Als es sich fragte, wie viel Kammersitzungen hindurch das Veto dauern sollte, begehrte Barnave, die Frage ausgesetzt zu lassen, bis der König die Beschlüsse des 4. August sanctionirt habe: Necker hatte darauf die Kurzsichtigkeit, dem Könige, dem er so eben das Veto entrissen, eine lehrhafte Kritik jener Beschlüsse in den Mund zu legen. Da kamen dichtgedrängt die Anträge, durch förmlichen Beschluß zu erklären, was Mounier und Mirabeau früher gegen Necker geäußert hatten, nämlich, daß der König mit der Feststellung der Verfassung nicht das Mindeste zu schaffen, sondern die Decrete des Nationalwillens lediglich bekannt zu machen hätte. Es wäre, sobald es in gesetzlicher Form verkündet wurde, die Absetzung des Königs gewesen. Dieses Mal rettete Mirabeau. Nicht als Vertheidiger trat er auf, es hätte der Sache und ihm selbst nur schaden können, und Necker zu demüthigen, nahm er mit zorniger Freude den Anlaß wahr. Mit donnerndem Nachdruck

also stellte er die Allmacht der Versammlung den kritischen Erörterungen des Ministers entgegen. Wenn der König nicht gehorchen wolle, so werde man über ihn hinwegschreiten müssen, mit weiser Zurückhaltung habe man bisher die königliche Sanction der Verfassung nicht erörtert, weil man das beste Vertrauen zum Willen des Königs gehabt, möge dieser nicht selbst die Versammlung nöthigen, den Schleier hinwegzureißen. So in ihrem Selbstgefühle gesteigert, ließ sich die Versammlung, ohne zu entscheiden, beruhigen, und Necker beeilte sich, in kürzester Frist die unbedingte Annahme der Decrete nachzuliefern. Darauf wurde denn am 21. September nach seinem Wunsche die Dauer des Veto auf zwei Legislaturen erstreckt; immer aber hatte die Monarchie eine neue Niederlage erlitten, immer tiefer gruben sich die Grundsätze der Menschenrechte in die Praxis des Staatslebens ein.

Viertes Capitel.

Die Hauptstadt.

Die Verwirrung in den Provinzen dauerte nach den Augustbeschlüssen fort, da man die Wohlthaten derselben nicht durch feste Ordnung dem Volke zugänglich machte, sondern ihre formellen Rechtsverletzungen durch die Menschenrechte nur noch steigerte. Die Bauern hetzten ihre bisherigen Herren wie wilde Thiere, im Namen der heiligen Insurrectionspflicht, und hielten die am 4. verschonten Gefälle zurück, als ein Eigenthum, das nicht dem Gemeinwohl zuträglich sei. Sie bezahlten aber auch dem Staate wenig Abgaben mehr, da sie persönlich noch nie eine Steuer bewilligt hatten, kurz, die Wildheit und Auflösung nahm mächtig überhand. Der Nationalversammlung erging es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wo der Arzt ein schmerzstillendes Mittel versucht, ohne den Grund des Uebels zu erfassen: gerade das Bestgemeinte schlug zuletzt am Schlimmsten aus. Um bei der Ohnmacht der Provinzialbehörden die Geschäfte nicht völlig stocken zu lassen, nahm sie dieselben durch einen Verwaltungs- und einen Polizeiausschuß selbst in die Hand. Die unausbleibliche Folge davon war die erklärte Nichtigkeit der Minister, die Niemand mehr als die Lenker der Regierung betrachten konnte. Um wenigstens die Sicherheit von Leib und Leben wieder herzustellen, gab sie den städtischen Behörden das Recht, die Linientruppen zu requiriren: da aber in dem Gesetze sonst Niemand genannt war, so sah sich das Ministerium selbst in seiner persönlichen Erhaltung von dem Stadtrathe der Residenz abhängig. Wir werden sehen, wie entscheidend später dieser Umstand geworden ist.

In Paris wuchs übrigens die neue Ordnung, langsam genug aber immer fortschreitend heran. Den gesetzlichen Mittelpunkt bildeten die Vertreter der Districte, deren Versammlung, zuerst 120 Mitglieder stark, bald auf 240, dann auf 300 Personen vermehrt wurde, und über bleibende Einrichtungen und größere Ausgaben zu beschließen hatte. Die Sorge für die laufende Verwaltung, oder wie man lieber sagte, die ausübende Gewalt, lag in der Hand des Maire und Stadtrathes, der von jenen Vertretern aus ihrer Mitte erwählt wurde und sich nach Ausschüssen in die Geschäfte theilte. Der ehrliche Bailly, der sich auf seiner Studirstube gern mit politischen Erörterungen beschäftigt und mit patriotischem Stolze das Präsidium im Ballhause geführt hatte, sah sich mit einem Schlage an der Spitze einer Verwaltung, die eine unermeßliche Aufgabe, eine furchtbare Verantwortlichkeit und sehr geringe Mittel hatte. Es dauerte lange, bis irgend eine Arbeitsordnung hergestellt werden konnte, im Grunde mußte Jeder zu Jeglichem bereit sein, und hatte man alle Kräfte vom Morgen bis tief in die Nacht hinein angespannt, so mochte man dem Himmel danken, wenn die Sache nur noch ebenso leidlich, wie am vorigen Tage stand. Auf Anerkennung war vollends nicht zu rechnen, da seit Juli alle Welt die Leidenschaft und das Talent zu regieren besaß. Der Stadtrath kritisirte den Maire, der große Ausschuß den Stadtrath, Bailly begriff es nicht, wie sein Eifer alle die Mißtrauensvota verdiente. Sodann hatte jeder District seine Versammlung und seinen Vorstand, die sich um die Wette des gemeinsamen Wesens annahmen; von hier aus sah sich ein Dutzend Mal im Tage das Stadthaus mit Forderungen und Belehrungen unterstützt. Dazwischen regten sich die Gewerke. Die Schneidergesellen forderten Erhöhung des Lohnes und Einschränkung der Flickschneider. Die Haarkünstler begehrten Herabsetzung der Gesellensteuer; die Metzger richteten ihre Fleischbänke ein wie und wo sie wollten, unter der Erklärung keine Reaction gegen ihren souveränen Willen zu dulden, und der Stadtrath ließ es dabei bewenden.

Anfangs hatte man freilich allen Grund, leise genug aufzu-

treten, denn seit dem 14. Juli war Jedermann bewaffnet, und außer den Gewehren des Invalidenhauses etwa 50,000 Piken in den Händen der Proletarier. Es war die erste Sorge Lafayette's, diesen Zustand zu beseitigen, indem er die Einrichtung der Bürgergarde vollendete, und das übrige Volk allmälig entwaffnete. Jeder Bezirk stellte 4 Compagnien zu 100 Mann, die Officiere wurden in der Bezirksversammlung gewählt, die Mannschaft in ziemlich kostspieliger Weise uniformirt, und schon dadurch der ganz Besitzlose ausgeschlossen. Dazu kam in jedem Bezirke noch eine Compagnie besoldeter Truppen, Compagnie des Centrums genannt, meist aus ehemaligen französischen Garden bestehend, deren jetzige Officiere von Lafayette angestellt wurden. Der General verstand sie schnell an seine Person zu fesseln; auch die freiwilligen Garden widmeten ihm eine unbedingte Verehrung; an der Spitze dieser dreißig Tausend, der einzigen schlagfertigen Streitmacht damals im ganzen Königreiche, war er der wahre Beherrscher von Paris und dadurch ohne Frage der mächtigste Mann im Staate.

Diese Einrichtung vollbracht, konnte man etwas freier athmen, und sich auf einen Streit einlassen, den man bis jetzt nachgiebig hingehalten hatte. Die Versammlungen im Palais Royal gingen unaufhörlich fort; man hatte dort das Bewußtsein, durch die Julirevolution den Staat gerettet zu haben, man war also entfernt nicht gesonnen, sich von einer Stadtbehörde tyrannisiren zu lassen. Ihr Publicum, welches damals von Desmoulins, Loustalot, Marat begeistert wurde, bestand zum Theil aus Elementen, wie sie auch bei allen heutigen Revolutionen vorkommen, Vagabunden, Industrierittern, Abenteurern; es gibt in Paris, sagte einmal Loustalot, 40,000 Fremde, die kein bestimmtes Gewerbe haben und zur Miethe wohnen, für diese ist das Palais Royal die Districtsversammlung. Einen wesentlichen Unterschied aber gegen das heutige Pariser Treiben machte der Umstand, daß es damals keine Fabrikarbeiter gab, die durch das Maschinenwesen von vorn herein zu festen Massen verbunden waren. Die breite Grundlage also der Versammlung im Palais Royal bildeten Handwerksgesellen und kleine Meister, deren äußere Lage in der Regel ärm-

licher als die der heutigen Arbeiter war. Es war viel leichter als jetzt, unter günstigen Umständen diese losen Elemente in Brand zu setzen, zumal ihre politische Unbildung viel größer als heute war, es konnte ebenso aber auch gelingen, mit zutreffendem Geschicke eine furchtbare Aufregung ohne Mühe zu zerstreuen. Heute dauert es länger, bis die geschlossenen Massen der Arbeiter sich in Bewegung setzen, einmal aber aufgebrochen, greifen sie tiefer und nachhaltiger ein: Ereignisse wie die Junischlachten von 1848 wären in dem damaligen Paris schlechterdings unmöglich gewesen.

Es waren verschiedene Mittel, wodurch das Palais Royal seine Getreuen in Athem setzte. Wie damals die Aufregung aus der ganzen Lage des Staates hervorging, alle Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften an sich auf das Höchste gespannt waren, bedurfte es nicht großer Künste und Mühen, um die Wellen unaufhörlich in Bewegung zu erhalten. Das Meiste that die Presse, die alle Häuser mit ihren Anschlägen bedeckte, die Straßen mit ihren Ausrufern erfüllte, ihre Zeitungen durch alle Classen verbreitete. Man war in dieser Hinsicht noch viel genügsamer als heut zu Tage, die meisten Blätter erschienen in kleinem Octavformat, die Wirksamsten nur ein Mal die Woche, nicht selten mit greulichen Holzschnitten geschmückt; man beschränkte sich auf möglichst drastische Besprechung der gerade brennenden Tagesfrage, richtete sich ohne Anspruch auf Belehrung oder System an die liebsten Leidenschaften des Lesers, und wirkte viel nachdrücklicher als die großen Journale der Gegenwart. Nimmt man etwa den französischen Mercur von Mallet du Pan und Mirabeau's Courrier der Provence aus, so waren alle diese Zeitungen von dem Schlage unserer demokratischen Localblätter von 1848, mag man nun nach Talent und Geschmack, oder nach Gesinnung und Charakter ihrer Redacteure fragen. Was aber wieder jene Zeit ganz eigenthümlich charakterisirte, war das Monopol dieser Presse für ganz Frankreich. Nur allmälig entstanden einzelne Zeitungen in den Provinzen, den Ton aber gaben ganz unaufhaltsam die Pariser Blätter an, Loustalot z. B. hatte eine Zeitlang 200,000 Abonnenten.

Neben der Presse begannen damals auch die Clubs ihre Thätigkeit. Der Bretonische hatte einige Verzweigungen in Paris und den Nachbarstädten, ein anderer, der Club von Montrouge, machte sich neben ihm in etwas gröberer Volksthümlichkeit bemerkbar; dies Alles stand aber noch in den ersten Anfängen und war ohne erheblichen Einfluß. Desto mehr rührten sich einzelne Coterien zu vorübergehenden Zwecken, vor Allem die Freunde des Herzogs von Orleans, Biron, La Clos, Sillery, die immer noch auf dessen Erhöhung zum Generalstatthalter oder Regenten dachten, gewaltige Geldsummen an die einflußreichen Demagogen wendeten, dadurch allen Volksbewegungen die Spur ihres Daseins aufdrückten und der Partei Orleans einen viel größeren Namen, als ihr wirklich zukam, machten. Im Palais Royal war St. Huruge ihre kräftigste Lunge, jenseits der Seine bewegte der Advocat Danton für sie den Bezirk der Cordeliers, — komm, sagte er damals einem guten Freunde, heule mit uns, du wirst viel Geld verdienen und kannst nachher immer noch deine Partei wählen [1]).

Die Gegenstände, womit diese Führer ihre Schwärme entflammten, waren dieselben, wie in allen Revolutionen, dieselben, die auch in unserer Zeit ihre Dienste leisten mußten. Bei uns sprach man von der drohenden Reaction und der socialen Frage, damals hieß es mit weniger Umschweif, Verschwörung der Aristokraten und vertheuertes Brod. Der kleinste Anschein, der nach diesen Seiten fiel, führte zu Auflauf, Plünderung, Todtschlag, und wie es nicht anders sein konnte, die letzte Zielscheibe aller Beschwerden war die nächste Behörde, die des Stadthauses. Da hielt ein Volkshaufen einen Nachen an, in dem auf Befehl der Commune Schießpulver fortgeschafft wurde; man las auf dem Begleitscheine statt Pulvervorrath, Pulververrath [2]), und sogleich brach ein toller Aufstand los, in dem nur mit unsäglicher Mühe das Leben des angeschuldigten Officiers gerettet wurde. Nicht

[1]) Der Mann hieß Lavaux, Auszüge aus seinen Erlebnissen hat Villenave mitgetheilt, biogr. univ. art. Danton.

[2]) Poudre de traitre, statt poudre de traite, schlechtes Pulver, wofür die Sclavenschiffe Neger einhandelten.

selten kam es vor, daß die Bäcker, die ihres Lebens nicht sicher waren, wenn ihr Brod nicht ausreichte oder nicht wohlschmeckend war, selbst die auf Rechnung der Stadt veranstalteten Mehlfuhren plünderten; im Palais Royal schmähte man dann über die elende Verwaltung, die nicht durch Aufhängen der Kornwucherer der Theuerung ein Ende mache. Als dann die Uniformen der Bürgergarde erschienen, gab es einen Schrei des Entsetzens im Palais Royal: jetzt sei die Freiheit verloren und die Aristokratie der Reichen an der Stelle des Adels eingerichtet. Genug, die Gemeindebehörden mußten sich bald überzeugen, daß entweder ihre Autorität oder jene des Palais Royal ein Ende erreichen müsse. Ihre erste Maßregel ging gegen die Winkelpresse, sie verboten jede Druckschrift, die nicht einen verantwortlichen Herausgeber nenne. Als man im Palais Royal gegen eine so tyrannische, unterdrückende, die ersten Rechtsgrundsätze vernichtende Verfügung donnerte, verbot die Commune alle aufrührerischen Versammlungen. Darauf ein gewaltiger Protest im Palais Royal und offene Aufkündigung des Gehorsams. Nun endlich schritt die Bürgergarde ein, ihre Patrouillen säuberten den Garten und schlossen die Cafés, es gab eine Menge Verhaftungen und endlose Hetzereien. Die Patrioten wütheten, hier kam es zu der ersten Proclamation des Gegensatzes, der in unseren Tagen eine so große Rolle spiele sollte. Sie riefen das Volk auf, sich gegen die Tyrannei des Bürgerthums zu erheben. Die Redeweise stammte aus dem alten Regime, welches unter Bourgeoisie die erblichen Inhaber der städtischen Aemter, unter Volk die Masse der übrigen Bürger verstand. Jetzt hieß Bürgerthum die frei gewählte Obrigkeit, die auf der frei eingeführten Ordnung beharren, Volk aber jede beliebige Zusammenrottung, die mit souveränem Willen die Gesetze überschreiten wollte. Da es meistens Gesellen waren, so sieht man bereits den Uebergang zu dem heutigen Sprachgebrauche, welcher unter Volk die Lohnarbeiter, unter Bürgerthum aber die übrige Masse des Volkes begreift.

Uebrigens machte die sociale Frage auch ohne die Tumulte des Palais Royal den Behörden entsetzlich zu schaffen. Wenn

schon früher der Privathandel bei Weitem nicht ausgereicht hatte, um die der Hauptstadt nöthigen Lebensmittel herbei zu bringen, so war jetzt gar nicht durchzukommen, weil in Folge der bürgerlichen Unruhen der Handel völlig stockte, die letzte mißrathene Erndte die Preise hoch gesteigert hatte und jede Stadt und jede Provinz ihre Vorräthe fest zu halten suchte. Nichts aber war gewisser, als daß eine wirkliche Unterbrechung der Zufuhr einen furchtbaren Ausbruch der Volkswuth herbeiführen würde; kein Gegenstand lag mit schwererer Verantwortlichkeit als dieser auf den neuen Behörden. Um das Pfund Brod wie bisher zu drei Sous zu liefern, mußte die Stadt bedeutende Getreidemassen im Ausland theuer ankaufen, und dann den Bäckern billig ablassen. Dabei war es nicht genug, mit schweren Kosten Brod auf die Bäckerläden zu schaffen; man mußte sehr bald auch den Aermeren das Geld geben, um es zu kaufen. Bei dem Stocken vieler Gewerke waren eine Menge Arbeiter brotlos, und das Einströmen fremder Vagabunden dauerte immer noch fort. Um Ruhe zu behalten, richtete man auf dem Montmartre öffentliche Werkstätten ein, in welchen damals 17,000 Menschen einen Tagelohn von 20 Sous erhielten. Es ging hier ganz so wie in den Nationalwerkstätten des Jahres 1848, die Meisten erschienen nur, wenn der Wochenlohn gezahlt wurde, und suchten sonst anderweitigen Verdienst, oder politische Beschäftigung im Palais Royal. Solchen Ausgaben war denn die Stadtcasse um so weniger gewachsen, als ihre beste Einnahmequelle, das Octroi, mit der Zerstörung der Barrieren völlig versiegt war. Folglich wandte man sich an den Staat. Die Nationalversammlung hatte keinen anderen Rath, als durch ein Decret vom 29. August die Freiheit des Getreidehandels und das Verbot der Ausfuhr bei Strafe des Hochverraths zu erklären. Dies gab natürlich keine augenblickliche Hülfe. Necker war bekanntlich im ärgsten Deficit, Bailly aber erklärte ihm, wenn er nicht zahle, so werde eine neue Revolution hereinbrechen. So übernahm es also der Staat, die Stadt Paris zu erhalten. Er deckte die Kosten der Getreidekäufe und sollte den Erlös des Verkaufes zurückbekommen. Aber die Bedürfnisse wuchsen, schon

im September verzehrte die Stadt auch jenen Erlös und forderte dazu noch stets neue Millionen. Man zahlte dabei dem Privathandel Prämien für jede Korneinfuhr, machte den ärmeren Bäckern Vorschüsse und schloß große Lieferungen mit dem Auslande ab. Wenigstens erreichte man so viel, daß man nicht mehr wie im Juli von einem Tage zum andern lebte, sondern für einige Monate im Voraus versorgt war. Aber Geld, und immer wieder Geld blieb der Inhalt jeder Depesche, die Bailly an Necker abgehen ließ.

Rechnungen anderer Art brachte dann General Lafayette hinzu. Er war der Held des Tages, der Liebling der Hauptstadt, der Mittelpunkt der Pariser Politik. Eine solche Stellung war nicht ohne Gewandtheit und nicht ohne Ausgaben zu behaupten. Der General bewährte die eine, und verstand die anderen zu beschaffen. Der gutmüthige Bailly, der in allen mühseligen Details fast unterging, war in ewigem Streite mit dem großen Gemeinderath; Lafayette, der außer den Militärischen sich nur mittelbar durch heimliche Vertraute, durch diese freilich an allen Punkten, geltend machte, Lafayette wurde von dem Rathe mit ausgesuchter Absichtlichkeit gefeiert. Gleich nach seinem Amtsantritte organisirte er eine Polizei auf eigene Hand, die unter der Leitung der Herren von Semonville und Talon zuerst ganz Paris, bald auch Versailles, den Hof und die Nationalversammlung unter Aufsicht nahm. An Talon, der Civillieutenant bei dem Gerichte des Chatelet war, hatte er ein getreues Organ bei diesem Tribunale, welches so eben von der Nationalversammlung den Auftrag erhalten, alle politischen Prozesse zu verfolgen. Als endlich auch die Stadt einen Ausschuß für höhere Polizei einsetzte, fanden sich wieder mehrere eng verbundene Anhänger des Generals in diesem zusammen. Durch all diese Mittel war er in der That Herr und Meister in Paris geworden, und es begreift sich, daß er, bei der unendlichen Bedeutung der Hauptstadt, neben dem Könige und der Nationalversammlung ungefähr als die dritte Macht des Reiches betrachtet wurde. Geld freilich, und immer wieder Geld kosteten alle diese Dinge. Lafayette zog auf die Stadtcasse, diese auf den Staat.

Unter so vielfachen Arbeiten, Bewegungen, Intriguen, Tumulten, hatte man seine Tage zu fristen. Welch eine Verwaltung, sagte einmal Mirabeau, welch eine Epoche! Alles muß man fürchten und Alles wagen. Man schafft einen Aufstand durch die Mittel, die man zu seiner Verhütung ergreift. Stets bedarf man der Mäßigung, und jede Mäßigung erscheint langsam und kleinmüthig; stets ist Kraft zu entwickeln, und jede Kraft erscheint Tyrannei. Man wird von tausend Rathschlägen bestürmt, und darf nur von sich selbst Rath nehmen; man muß die Gutgesinnten fürchten, weil Unruhe und Uebertreibung sie fast gefährlicher als Verschwörer macht. Aus Klugheit muß man weichen, die Unordnung führen, um sie zu bändigen, und unter den grausamsten Verlegenheiten noch eine heitere Stirne zeigen. In dieser Schilderung war kein Wort zu viel gesagt, und die Anerkennung derselben von den damaligen Behörden wohl verdient. Einige Wochen nach dem Bastillesturme war das bürgerliche Dasein in Paris wieder gesichert. Wohl gab es noch manchen Lärmen an den Bäckerläden, manche bittere Verlegenheit für den Ausschuß der Lebensmittel. Aber die Zufuhr war auf Monate gesichert, die Nationalgarde zuverlässig, alle Theile der Verwaltung in Thätigkeit. Das Palais Royal war durch Lafayette's Patrouillen, die orleanistischen Umtriebe durch Lafayette's Agenten überwältigt. Die Debatte über das Veto gab zwar noch einmal frischen Anlaß zu Unruhe und Aufregung, die Redner im Palais Royal wurden wieder lebendig, es kam zu jenem Vorschlage, bewaffnet auf Versailles zu marschiren: aber die Masse der Bevölkerung blieb in ihrem Geleise und war der Meinung, daß Anarchie schlimmer als Despotismus sei [1]). So lange ihre Behörde keinen Anlaß fand, die Losung, Gehorsam und Ruhe zu ändern, gelang den Aufrührern nicht eine einzige belangreiche Demonstration. Ludwig XVI. hatte über dies Verhältniß keinen Zweifel. Als Breteuil, um die persönliche Sicherheit des Königs besorgt, ihn damals zur Verlegung der Residenz etwa nach Metz aufforderte, wies er den Vorschlag mit voller

---

[1]) Loustalot 13. Sept.

Entschiedenheit zurück. Er wußte, daß der Lärmen des Palais Royal ohnmächtig sei, und konnte sich also nicht denken, daß ihm, der nichts gegen die Nationalversammlung im Schilde führte, von Paris her eine ernstliche Gefahr drohte. Er hatte für den Augenblick Recht, für die Zukunft aber wäre es wohlgethan gewesen, dem Vulcane nicht zu trauen, und statt Breteuil einmal Mirabeau zu hören. Gerade die Pariser Umtriebe waren es, welche diesen mit krampfhafter Sorge erfüllten.

Die Wünsche des Herzogs von Orleans, darüber ist kein Zweifel möglich, gingen darauf hin, den König entweder hinwegzuschrecken, oder, wenn er in Versailles Stand hielte, aus der Welt zu bringen, in jedem Falle aber den leer gewordenen Thron zu besteigen. Hierin lag aber noch nicht die bedeutendste Gefahr. Denn wenn freilich seine Agenten damals all jenes Gesindel lenkten, welches später die Tuilerien stürmte und dann die Revolutionsarmee bildete, so war die Nationalgarde stark genug, sie zu hindern, und Lafayette entschlossen, den Herzog nie zur höchsten Gewalt zuzulassen. Wie aber, wenn aus der Mitte dieser Schutzwehren selbst sich Gefahren anderer Art entwickelten, an die bis dahin Ludwig noch gar nicht gedacht hatte? Den König wegzujagen oder gar zu ermorden, war den guten Pariser Bürgern ein Greuel, aber gerade umgekehrt, ihn nach Paris zu holen, ihn dort zu hegen und zu bewahren, ihn von seinem reactionären Hofe zu trennen und zum rechten Bürgerkönige zu machen, dieser Gedanke, der für die Pläne des Herzogs ebenso vernichtend, wie für die Selbstständigkeit des Königs war, fing im September an, in vielen Köpfen umherzuschleichen. Wenn die Commune kein Brod hatte, so lag der Gedanke an die leicht verfügbare Civilliste nahe; wenn Lafayette im Ministerconseil einmal nicht gehört wurde, so konnte er sich sagen, der König würde in Paris die Wünsche des Volkes deutlicher vernehmen. Eine Weile leistete man noch der Versuchung Widerstand. Als am 17. die französischen Garden, welche seit ihrem Abfall am 13. Juli ihren Dienst beim Könige verloren hatten und in die besoldeten Compagnien der Nationalgarden eingetreten waren, auch einmal nach Versailles

wollten, war es General Lafayette selbst, der sie beschwichtigte, und dem Ministerium Nachricht darüber gab. Er deutete mit nicht mißzuverstehenden Worten auf den Herzog von Orleans als den Mittelpunkt dieses Treibens: in der That war dessen Ehrgeiz wieder lebendig und dessen Geld die Haupttriebfeder der Unruhen. Darauf hin veranlaßte der Minister St. Priest den Stadtrath von Versailles, zum Schutze gegen solche Versuche das Regiment Flandern von Douai kommen zu lassen, 1000 Mann, so daß sich jetzt die Anzahl der Linientruppen bei Paris auf 3600 Mann belief. Mit so geringen Kräften war kein Staatsstreich zu machen, dennoch nahm das Palais Royal davon Anlaß zu beunruhigenden Gerüchten, der König wolle nach Metz, habe sich der Hülfe der Oestreicher und Preußen, der Spanier und Sardinier versichert. Es war kein wahres Wort daran, indeß fingen einige Districte und einige Arbeiterhaufen Feuer, und wollten fort nach Versailles. Allein noch immer hielt die Nationalgarde Stand, die Patrioten klagten über das reactionäre Bürgerthum, Bailly ärgerte sich über die anarchischen Umtriebe der Orleanisten.

Der 1. October aber brachte wesentliche Aenderung der Zustände.

Zunächst lieferte er den Demagogen des Palais Royal neuen Stoff zur Aufregung der Massen. Die Officiere der königlichen Leibwache gaben ihren Cameraden von Flandern im Theatersaale des Schlosses zu Versailles ein Gastmahl, bei dessen Schlusse sich die königliche Familie zeigte, die Officiere in heißen Jubel ausbrachen, und manches begeisterte Wort gegen die Revolution und die Anarchie laut wurde. Die Nachricht davon wurde im Palais Royal mit wilder Gier ergriffen, Marat, sagte Desmoulins, machte allein so viel Lärmen wie die vier Posaunen des jüngsten Tages; sie verbreiteten im Volke, das Mahl sei eine prunkende Orgie gewesen, die Officiere hätten die dreifarbige Cocarde von ihren Hüten gerissen und was der Lügen mehr waren [1]). Jetzt schienen

[1]) Das Couvert hatte 1 Thaler — 3¾ Fr. — gekostet, Loustalot révol. de Paris N. 15. Die Truppen außer Paris hatten die dreifarbige Cocarde noch gar nicht angelegt.

alle Besorgnisse über die bevorstehende Gegenrevolution bestätigt, die Gährung griff weit in dem Volke um sich, wo eine einfarbige Cocarde erschien, war der Träger seines Lebens nicht sicher. Dazu kam der Brodmangel, der nicht stärker aber auch nicht schwächer als im Sommer war[1]), sodann die eben beliebte Auflösung der großen Werkstatt auf dem Montmartre, die eine Menge unbeschäftigtes Gesindel in die Stadt geworfen hatte; das Volk entdeckte mit einem Male, daß die Aristokraten allein die Noth verursachten, daß sie Dreschen und Backen hinderten, um die Nation durch Hunger ihren Trabanten zur Beute zu überliefern. Bei den französischen Garden stieg wieder die Lust auf, nach Versailles zu marschiren, man bemerkte hier und da, daß ihre Mannschaften mit geringerem Eifer gegen die Tumultuanten einschritten. Indeß blieb die unbesoldete Nationalgarde, 24,000 Mann, vollkommen unberührt. Unermüdlich jagten ihre Patrouillen die tobenden Volkshaufen auseinander. Die Patrioten schrieen über diese Banden, die sich blindlings einem der Aristokratie verkauften Stadtrathe zur Verfügung stellten. Noch am Abend des 4. October vertheilten sich die Mitglieder des Gemeindeausschusses in ihre Bezirke, um Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht die Aufrührer die Wachthäuser der Nationalgarden entwaffneten, um dann nach Versailles hinaus zu ziehen[2]). Die Posten und Patrouillen wurden verdoppelt, die Nacht verging ruhig.

Allein in diesem Augenblicke waren die Führer bereits nicht mehr in der Stimmung, um sich einem neuen Ausbruche der Revolution ernstlich entgegen zu werfen.

Vor einigen Tagen hatte die Nationalversammlung dem Ministerium eine neue Steuer bewilligt. Da meinte Duport, nur das Deficit habe Frankreich zu den Reichsständen verholfen, es sei

---

[1]) Brissot im patriote français: il regnait depuis quelques jours cette même disette apparente dont nous avons déjà parlé, mais cette disette n'existait point réellement. Ebenso unzweideutig ist das Ergebniß der amtlichen Correspondenz zwischen Bailly und Necker über die Verpflegung von Paris, bei Buchez IV. Das Brod kostete 3 Sous das Pfund, was Jahre lang der Marktpreis in Paris blieb.

[2]) Révolutions de Paris und Gorsas courrier vom 5. und 6.

nicht wohlgethan, das Deficit so schnell zu beseitigen. Ein sonst namenloser Abgeordneter, Broustaret, erinnerte, daß die meisten Cahiers erst nach Vollendung der Verfassung von neuen Steuern wissen wollten, und hierauf setzte Toulongeon, ein naher Freund Lafayette's, den Antrag durch, vor Ausschreibung der Steuer dem Könige die Menschenrechte und die bis dahin beschlossenen Verfassungsartikel zur Annahme vorzulegen.

Von den Verhandlungen, welche dieser Beschluß im Ministerrathe hervorrief, ist das Einzelne unbekannt. Fest steht aber das Ergebniß, daß man im Allgemeinen keinen Widerstand wagte, eben so wenig aber zu einer unbedingten Annahme geneigt war, sondern dem Könige eine Kritik der gefährlichsten Punkte offen zu halten wünschte. Am 4. wurde die Antwort des Königs in diesem Sinne festgestellt, und der Nationalversammlung am 5. Vormittags eröffnet. Ludwig billigte die Decrete im Ganzen, machte aber einige Ausstellungen, und behielt sich die volle Ausübung der Executivgewalt vor. Die Linke griff diesen Bescheid mit Heftigkeit an, und klagte zugleich die höfischen Umtriebe der letzten Tage an. Die Rechte pochte hiergegen auf den Mangel jeglichen Beweises, und stellte den in jedem Falle unbesonnenen Antrag auf Untersuchung, den aber Mirabeau durch eine scharfe Hinweisung auf den allgemeinen Verdacht gegen die Königin sofort beseitigte. Er suchte darauf die Verhandlung allein auf die Verfassungsartikel, mit Ausnahme der Menschenrechte, zu beschränken [1]. Allein es gelang ihm dieses Mal so wenig wie im August. Die Versammlung ließ sich ihr Werk nicht verkümmern, und beschloß, auf unbedingter Genehmigung des Ganzen zu bestehen.

Wichtiger aber war es für den Augenblick, daß der Urheber der Menschenrechte, der General Lafayette, diese Gesinnung im höchsten Maße theilte. Er war durch seine Freunde im Ministerrathe noch früher als die Nationalversammlung von der Entscheidung des Königs unterrichtet. Er aber betrachtete die Menschenrechte als den höchsten Schmuck seines Ruhmes, er wollte kein Wort daran bemäkelt wissen. Wenn der König sich dennoch eine

[1]) Avant-moniteur. Courrier de Provence.

Kritik unterfinge, so mochte er die Folgen tragen. Der General dachte nicht selbst eine offene Empörung zu erheben, aber er fand keinen Anlaß mehr, sich einer vorhandenen Gährung in den Weg zu stellen. Die Demokraten sahen plötzlich die Bahn geöffnet, man kann sich denken, daß sie mit Eifer vorwärts schritten.

Noch ehe die Nationalversammlung am 5. ihre Sitzung eröffnete, waren in Paris seit früh Morgens sieben Uhr [1]) zuerst einige hundert, dann einige tausend Weiber auf dem Greveplatz versammelt. Sie drangen in das Stadthaus, schrieen nach Brod, schimpften auf die Behörden, trieben allen denkbaren Unfug. Als sie endlich die Sturmglocke zogen, eilten die französischen Garden herbei und forderten Rache gegen die Beschimpfer der Nationalcocarde. Ein anderer Auflauf bildete sich in der Antonsvorstadt, die sogenannten Kämpfer der Bastille an der Spitze; ein dritter, ebenfalls die Waffen in der Hand, im Palais Royal. Es unterliegt keinem Zweifel, daß deren Führer im Solde Orleans standen, der jetzt das Mißlingen des 17. Juli glänzend gut zu machen hoffte und den Weg zum Throne auch durch das schmutzigste Verbrechen hindurch zu beschreiten bereit war. Die unbesoldete Bürgergarde nahm keinen Antheil; auf dem Greveplatze wich sie, als die Weiber Gewalt drohten, und keine Behörde den Widerstand befahl; auf den beiden anderen Punkten aber war sie geradezu im Begriffe mit den Waffen einzuschreiten [2]). Jedoch ihre Oberen theilten diese Absicht nicht mehr. Als sie eben den Kampf eröffnen wollte, langten Beauftragte vom Stadthause an, Officiere von Lafayette's Generalstab und Volksmänner zusammen, um jeden Streit zu hindern [3]). Dann aber war gleich nach Beginn des Weibertumultes der Vicepräsident des Stadtrathes, Vauvillers, schleunigst nach Versailles abgereist [4]), wo er gegen 10 Uhr den Ministern die noch ganz unbegründete aber zur Einschüchterung

---

[1]) Moniteur.

[2]) Loustalot, révolutions de Paris. N. 13.

[3]) Moniteur.

[4]) Loustalot l. c. p. 12.

sehr brauchbare Kunde überbrachte [1]), nicht etwa, daß ein Pöbelhaufe, sondern daß die Pariser Nationalgarde, besoldete und unbesoldete, von Artillerie und einer Menge Volkes begleitet, sich gegen Versailles in Bewegung setze, nicht bloß, um Brod zu fordern oder die Beschimpfung der drei Farben zu strafen, sondern — wovon in der Hauptstadt noch Niemand geredet hatte — um den König nach Paris zu holen. Die Tumultuanten des Greveplatzes, deren Führer ganz entgegengesetzte Wünsche hegten, wußten nichts davon, sondern im Augenblicke jener Meldung, eben um zehn Uhr, entschlossen sich die Weiber zum Ausmarsch: denn man müsse, sagten sie, den König von der Aristokratie befreien, und sich Brod für das hungrige Volk bei ihm erwirken: man werde, mochte Orleans im Stillen hinzusetzen, den König entweder aus Frankreich oder aus der Welt hinweg bringen. Das Wort also, welches für den wirklichen Lauf der Revolution verhängnißvoll wie kein anderes werden sollte, der König nach Paris, ist nicht von den Weibern, sondern von Lafayette's Parteigenossen, nicht von dem Palais Royal oder den Orleanisten, sondern von dem Vicepräsidenten der Commune zuerst ausgesprochen worden. Im Ministerium war die Bewegung groß. St. Priest forderte kräftige Gegenwehr, der König schwankte, die Königin besorgte größeres Unheil: die drei Minister, welche damals mit Lafayette zusammenhingen, Cicé, Montmorin und Necker, erklärten, die Residenz in Paris sei bei der bekannten Anhänglichkeit des Volkes an die Person des Königs eher ein Vorzug als eine Gefahr. So kam man zu keinem Entschlusse.

Unterdeß trat in Paris die Bürgergarde in allen Bezirken zusammen. Einige Abtheilungen erschienen auf dem Greveplatz und säuberten diesen von dem Gesindel, welches in großer Masse an die Stelle der abgezogenen Weiber getreten war. Mit deren Entfernung war vollendet, was orleanistisches Element an der Bewegung gewesen, Cordeliers und Bastillekämpfer waren mit ihnen abgerückt. Die Massen aber auf dem Greveplatze hatten noch

---

[1]) St. Priest p. CXVIII ss.

kein bestimmtes Ziel. Man war ungewiß über die wahre Lage der Dinge, und wußte nicht recht, mit welchem Worte der Knoten zu zerhauen wäre. Gerade in diesen Stunden empfing die Nationalversammlung die Antwort des Königs auf die Menschenrechte; man kannte sie aber auch schon hier auf dem Greveplatze zu Paris [1]) und steigerte damit die Unruhe: es ist ein Beweis mehr für die weite Vorbereitung des Ausbruchs, deren Fäden wenigstens mittelbar in den Ministerrath selbst gereicht haben müssen. Gegen Mittag vereinten sich die Dreihundert [2]), und sandten eine Botschaft an die Nationalversammlung, daß die Emeute noch nicht beendigt, ein anderer Grund aber als der Cocardenstreit und der Brodmangel nicht bekannt sei. Gleich nachher aber kam der wahre Grund gewaltsam an das Licht. Die französischen Garden forderten plötzlich den General Lafayette auf, sie nach Versailles zu führen. Der König müsse nach Paris, damit das Treiben der Aristokraten zerstört und in Paris das Brod wohlfeil werde: weigere er sich, so müsse er abgesetzt, und der General im Namen Ludwig XVII. Regent werden. In dieser Bewegung, durch welche die Botschaft Vauvillers fünf Stunden nachher verwirklicht wurde, war keine orleanistische Ader, sie lief im Gegentheil gerade den Wünschen des Herzogs zuwider, und man kann höchstens zweifelhaft sein, ob sie von Lafayette veranlaßt, oder gegen den Willen des Generals durch die Begeisterung seiner Soldaten erzeugt war. Für die erstere Ansicht spricht vor Allem Vauvillers verfrühte, und in Bezug auf die Nationalgarde lügenhafte Botschaft, es spricht dafür das Bekanntsein der königlichen Antwort auf die Menschenrechte, die Ansichten der mit ihm befreundeten Minister, und endlich Neckers bestimmte Aussage [3]), Lafayette habe des Königs Uebersiedelung gewünscht, um dadurch Einfluß auf die Regierung zu

---

[1]) Gorsas p. 107.

[2]) Protokoll der Commune. Lafayette sagt falsch, um 9 Uhr.

[3]) Necker sur la révol. II. sect. 2. Es gab, sagt er, in Paris zwei Richtungen, die eine wünschte den König hinwegzutreiben, um seine Stelle einzunehmen, die andere, ihn nach Paris zu bringen, um durch seinen Besitz Einfluß zu üben.

gewinnen. Dagegen steht schlechterdings nur die eigene Versicherung des Generals und sein stundenlanges Sträuben, das er dem Begehren der Grenadiere entgegensetzte. Er hielt unter ihnen zu Roß, und erklärte, er müsse den Befehl der Commune abwarten.

Während draußen die Soldaten unablässig tobten, berathschlagten die Dreihundert stundenlang über die Beschaffung von Brod und Getreide. Mit der Tagesfrage hing dies eng genug zusammen. Bailly hatte vor wenigen Tagen große Lieferungsverträge abgeschlossen, aber im Augenblicke stockten mehrere Zufuhren; die Nationalversammlung hatte am 2. October ein Gesuch an die Ausschüsse gewiesen, was für sie freilich das einzig Mögliche war, für Paris jedoch keine augenblickliche Hülfe schaffte; der Minister Necker endlich antwortete seit dem 1. October gar nicht mehr. So lagen diese Dinge äußerst nahe, als es sich um eine bewaffnete Sturmpetition an König und Versammlung handelte. Da kam Nachricht, daß die Weiber unangefochten die Seinebrücke bei Sevres passirt hätten, und jetzt gegen 4 Uhr schickte Lafayette einen Adjutanten herauf, der Abmarsch sei unvermeidlich, man solle ihm die nöthigen Befehle zuschicken [1]).

Hier erschien denn das vollständige Programm des Tages. Der Ausschuß befahl nach Lafayette's Wunsch den Ausmarsch, gab dem General Vollmacht zu Allem, was ihm nützlich erscheinen würde, und ordnete ihm Commissäre aus seiner Mitte bei, die dem Könige folgende Punkte als Begehren der Commune vortragen sollten:

Ludwig möge den Dienst in seinem Schlosse nur durch die Nationalgarde versehen lassen;

er möge der Commune Einsicht in alle Acten über die Verpflegung von Paris gewähren;

er möge die Menschenrechte einfach genehmigen;

---

[1]) Er selbst hat zwei Berichte über den Tag hinterlassen, und in beiden den Umstand verschwiegen. Er findet sich in einem Protokoll der Commune.

er möge Paris zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte erwählen [1]).

Hier war Alles zusammen: Unterstützung der Pariser Nahrungssorgen, Bestätigung des Lafayette'schen Staatsrechtes, Ueberlieferung der Reichsgewalt in die Hände der Nationalgarde, und des Generals ihres Führers. Auf solche Hoffnungen angewiesen, zog Lafayette hinaus. Auch jetzt noch sammelte die unbesoldete Garde sich langsam, Viele wußten nicht, wohin es gehe, einige Abtheilungen mußte er unterwegs lange Zeit erwarten [2]). Nachdem er die Seine bei Sevres passirt, meldete er nach Versailles, er komme von den Garden gezwungen, er würde umgekehrt sein, wenn er die Brücke besetzt gefunden hätte [3]). Seine Truppen aber ließ er von hier in kriegerischer Ordnung vorgehen, mit dem Befehle, Alles nieder zu werfen, was sich dem Marsche widersetzen würde [4]).

Die Weiber trieben indeß seit 3 Uhr in Versailles ihr Wesen. Sie überschwemmten den Saal der Nationalversammlung, wo Mirabeau kurz vorher den Präsidenten vergebens gebeten hatte, die Sitzung aufzuheben, und auf seine Autorität hin den Hof zu benachrichtigen, daß Paris gegen ihn im Anzuge sei. Eine Deputation der Weiber ging zum Könige, bat um wohlfeiles Brod und ungeschmälerte Freiheit, und kam von seiner Güte begeistert zurück. Die Masse aber hatte Raufereien mit den Leibwachen, die Lage des Schlosses schien immer bedenklicher, der Ministerrath versammelte sich von Neuem. Da kam auch Lafayette's Botschaft, und St. Priest forderte den König zur sofortigen Flucht nach Rambouillet auf. Wenn Sie morgen nach Paris geführt werden, sagte er, so ist Ihre Krone verloren. Necker rief aus: das ist ein Rath, der Ihnen den Kopf kosten kann. Der König beschloß die Abreise, als aber die Nationalgarde von Versailles Schwierig-

---

[1]) Protokoll der Commune. Lafayette verschweigt dies Alles und begnügt sich mit der Notiz, die Commune habe ihm zwei Commissare mitgegeben.

[2]) Gorsas Courrier N. 91. p. 108.

[3]) St. Priest p CXXV.

[4]) Lafayette IV. 117.

keiten erhob, verfiel man wieder in zuwartende Unthätigkeit. Jedoch meldete man jetzt schon der Nationalversammlung die unbedingte Genehmigung der Menschenrechte.

Gegen eilf Uhr Abends langte Lafayette mit 20,000 Mann Nationalgarde an. Als seine Trommeln gehört wurden, wußten die Pariser Weiber nicht, was das zu bedeuten habe, und schickten eine Patrouille aus, um etwaige Feinde zu erkunden [1]). Der General erklärte dem Könige, er werde mit seinem Blute die Ordnung aufrecht erhalten, und die Commissäre des Stadtraths trugen ihre vier Punkte vor. Der König genehmigte den ersten, hatte die beiden folgenden schon erledigt, und gab über den vierten, den Umzug nach Paris, eine ausweichende Antwort. Die Nationalgarde besetzte darauf einen Theil der Posten im Schlosse, Lebensmittel wurden beschafft, mehrere Bataillone in Kirchen untergebracht, andere lagerten bei Wachtfeuern auf den Straßen. Zwischen ihnen trieb sich das Gesindel der Weibercolonne und die Vagabunden, die im Gefolg der Nationalgarde gekommen, herum; in einzelnen Straßen, besonders in der Nähe des Schlosses, ballten sich diese Massen zusammen, es war Rede, die Caserne der Leibwache zu stürmen und das verdächtige Regiment zu sprengen. Gegen Mitternacht verließ Lafayette das Schloß, war dann noch eine Viertelstunde bei dem Minister Montmorin, und begab sich, obgleich die Bedrohung der Caserne gemeldet wurde [2]), zur Ruhe, weil alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Allein kaum war er verschwunden, so wurde die Caserne angegriffen, genommen und geplündert [3]), zugleich gab es ein Scharmützel zwischen den Parisern und einer Abtheilung der Leibwache, wobei diese aus der Straße verjagt wurde, ihre Posten am Schlosse aber behauptete. Endlich gegen sechs Uhr fand eine Patrouille der Aufständischen einen Eingang zum Schlosse ohne Wache [4]), und

---

[1]) Gorsas p. 107.

[2]) La Marck I, 116 ff. Augenzeuge. Lafayette hat eine ganz abweichende Chronologie.

[3]) Gorsas. Toulongeon.

[4]) Gorsas 110.

auf der Stelle erfolgte der Einbruch. Höfe, Gänge und Zimmer wurden überschwemmt, einige Leibwachen niedergemacht und das Vorzimmer der Königin mit Mühe vertheidigt, bis diese sich halb nackt durch eine Hinterthüre zum Könige gerettet hatte. Gleich nachher machte Lafayette, der mit Nationalgarden herbeieilte, diesen Mordscenen im Gebäude selbst ein Ende: draußen aber tobte die Menge, alle Höfe des Schlosses erfüllend, weiter. Da versprach zuerst der König nach Paris zu kommen, und zeigte sich dem Volke auf dem Balcon. Gegen die Königin jedoch dauerten Flüche und Verwünschungen fort, bis Lafayette auch sie hinausführte, und ihr vor den Augen des Volkes die Hand küßte. Da erscholl sogleich der Jubelruf: es lebe der General, es lebe die Königin. Von diesem Augenblicke an, sagt Lafayette, war der Friede geschlossen. Einige Stunden später war die königliche Familie auf dem Wege nach Paris, vierzehn Tage weiter folgte ihr die Nationalversammlung.

Ueberblickt man den ganzen Verlauf des Ereignisses, so wird man nicht glauben, daß Lafayette die so nahe an Königsmord streifende Banditenthat des 6. vorausgesehen oder veranlaßt habe. Schwerlich aber ist er von dem Verdachte zu reinigen, daß er nicht auch in diesem letzten Augenblicke, über die Weigerung des Königs erbittert, einen kleinen Schrecken für unschädlich erachtet, und sich deshalb ohne Rücksicht auf den beginnenden Tumult zur Ruhe begeben habe. Er ist hier, wie bei dem ganzen Ausbruche. Er läßt die Unfugstifter des Palais Royal gewähren, sehr zufrieden, daß sie ihm die passende Einleitung schaffen, um sich der Beute zu bemeistern und noch dazu als Ordner und Retter zu erscheinen. Sein Spiel war vorsichtig genug, um auf lange Zeit einen jeden Verdacht von ihm ferne zu halten; auch hatten er und seine Freunde seitdem die Macht in Händen, und richteten die Untersuchung gegen wen sie mochten. Zehn Monate lang wurde diese betrieben. Der Herzog von Orleans, an den Jedermann damals dachte, wenn von schlechten Streichen die Rede war, bot sich vor Allen dem Argwohn dar; es war stadtkundig, daß das Gesindel der Weibercolonne, wenn nicht seine Instructionen, jeden-

falls sein Geld erhielt; verschiedene Personen hatten ihn in dem ärgsten Getümmel der Mordnacht im Schlosse erblickt; den bündigsten Beweis aber lieferte erst mehrere Jahre nach seinem Tode die Auffindung eines Schreibens, in dem er am 6. seinen Bankier anwies, die verabredeten Summen nicht zu zahlen, „das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch[1]." Ein weiterer Verdacht richtete sich gegen Mirabeau, der gewaltig genug in der Revolution dastand, daß man einen wichtigen Act derselben ohne seine Betheiligung fast für unmöglich hielt. Allein damals stellte sich nichts weiter heraus, als daß er, begreiflich genug bei seinen Verbindungen, im Allgemeinen unterrichtet war: jetzt aber steht es urkundlich fest, daß er in der Bewegung von Anfang an ein öffentliches Unheil sah. Damals schon wußte es, wenn kein anderer, so doch Lafayette, und versprach dem gefürchteten Nebenbuhler, als die Untersuchung spruchreif wurde, sein Zeugniß für Mirabeau's Unschuld abzulegen. Allein an dem bestimmten Tage fehlte der General in der Nationalversammlung, und Mirabeau sprach mit bitterer Schärfe über den ungezügelten Ehrgeiz des neuen Diktators. Gemeinsame Freunde tadelten diesen Unmuth, da schrieb Mirabeau seinem nächsten Vertrauten, dem Grafen La Marck mit der bestimmten Vollmacht, Lafayette das Schreiben vorzulegen: ich konnte gestern Lafayette einen unauslöschlichen Flecken aufdrücken, den ich ihm bisher nur für die Geschichte bestimmt habe. Ich habe es nicht gethan, ich habe das Schwert gezeigt, den Hieb aber nicht geführt. Die Zeit wird es thun statt meiner, soll ich es aber beschleunigen, so möge er durch den kleinsten Angriff den Kampf gegen mich eröffnen.

Ich gestehe, daß für mich kein Zweifel über das Urtheil der Geschichte zurückbleibt. Nicht der schmutzige Lärm der Weiber, nicht der tückische Mörderanfall auf das Schloß sind die wesentlichen Ereignisse des 5. October. In wie weit hiebei das Geld des Herzogs von Orleans und der Ehrgeiz seiner Freunde im

[1]) Ducoin Philippe d'Orleans 72. nach einer Mittheilung des kaiserlichen Polizeiministers Real. Courez vite, mon cher, chez le banquier, qu'il ne délivre pas la somme, l'argent n'est point gagné, le marmot vit encore.

Spiele gewesen: es ist das eine Frage von criminalistischem, aber schwachem geschichtlichem Interesse. Das folgenschwere Ergebniß des Tages war die Unterwerfung des Königs unter die revolutionären Kräfte der Hauptstadt. Dies hat Lafayette im Voraus gewünscht, es ist zuerst am Morgen aus seiner engeren Umgebung nach Versailles gemeldet, am Mittag unter seinem Einflusse von dem ihm ergebenen Stadtrathe beschlossen worden. Seine Begleiter haben es dem Könige vorgetragen, erst nach seiner Ankunft ist es der Ruf der Volksmassen in Versailles geworden. Endlich, er allein und seine Freunde haben den Vortheil des Ereignisses ausgebeutet, bis eine neue Revolution sie nach dem eigenen Muster behandelt hat.

Einen Augenblick dachten freilich die Männer des Palais Royal, eine solche Bewegung der Massen, wie sie hier nach allen Anstrengungen endlich gelungen, würde die Herrschaft der Straßenredner für immer befestigen. Aber die Commune, die ihre Begehren sämmtlich erreicht und den König nebst seiner Civilliste, den Ministern und der Nationalversammlung in Händen hatte, hielt plötzlich inne. Schon am 8. erließ sie eine scharfe Verfügung gegen den Mißbrauch der Presse. Im Palais Royal empfand man es mit giftiger Erbitterung. Man durfte fragen, mit welchem Rechte die uniformirte Miliz auf einmal Ruhe und Gehorsam predige, sie, die ein Geschöpf der Revolution war, wie die Pikenmänner der Vorstädte. Man mußte finden, daß Lafayette kein anderes Recht zur Herrschaft hatte, als die Revolution, und keinen Grund zur Schließung der Revolution, als seine Herrschaft. Man schürte also weiter, man versuchte wieder einen Brodtumult und schnitt am 21. October einem Bäcker der Kopf ab. Allein auf der Stelle zeigte sich, wer für den Augenblick der Stärkere war. Die Commune ließ die Mörder ohne Verzug verhaften und begehrte von der Nationalversammlung ein Kriegsgesetz gegen Aufruhr, welches schon in Versailles von Mirabeau beantragt, jetzt mit starker Mehrheit erlassen wurde. Darauf wurde es für's Erste ruhig in den Straßen von Paris. Der Herzog von Orleans aber, der einen Königsthron in der Emeute zu finden gehofft,

ließ sich durch Lafayette, man kann sagen mit Schlägen, in eine anständige Verbannung nach London jagen, so daß Mirabeau, des Herzogs Benehmen nach der eigenen Stellung messend ausrief: diesen Menschen sollte ich zum Könige ersehen haben? nicht zum Bedienten möchte ich ihn gebrauchen. Auf lange hin war es seitdem zu Ende mit einer Partei Orleans.

Als aber Mirabeau das fernere Begehren stellte, den Ministern alle Mittel zu einer starken Regierung, die sie angeben möchten, zu gewähren, kam von den Ministern selbst nur die Erklärung, daß sie keine Verantwortung bei der allgemeinen Unsicherheit übernehmen könnten. Von irgend einer Ordnung in den Reichsangelegenheiten war keine Rede. Der gesetzliche Boden war vollends zertrümmert. Es blieb bei der Ohnmacht der Regierung und der Herrschaft der Pariser Nationalgarde durch den General Lafayette. Diese waren für den Augenblick die Stärksten in Paris und Paris hatte die Gewalt über das Reich. Es war die Souveränität der einzelnen Menschen, die Herrschaft der Urwähler, die unmittelbare Volksregierung, es war mit einem Worte die zur That gewordene Theorie der Menschenrechte und des allgemeinen Empörungsrechtes. Jetzt war die erste Frucht davon dem Pariser Bürgerthum als dem räumlich und physisch Nächstgestellten zugefallen; es mochte sich seines Sieges freuen, so lange es die physische Kraft besaß, die Beute gegen die folgenden Angreifer zu behaupten.

Fünftes Capitel.

Verwaltung. Assignaten.

Ein einziger Mensch unter den damaligen Staatsmännern Frankreichs hatte über die geschilderte Lage der Dinge ein völlig klares Bewußtsein [1]). Mirabeau begriff, daß die Linke, die aus Furcht vor Adel und Militärgewalt, die Anarchie noch immer zu steigern suchte, damit nicht die Consequenz, sondern die Vernichtung des Repräsentativsystems ausspräche, er sah, daß die Rechte, die aus Furcht vor der Anarchie immer dringender auf Herstellung des Alten pochte, damit nicht der Empörung, sondern der Autorität den letzten Gnadenstoß gäbe. Denn daß der Feudalstaat unmöglich, und jeder Versuch zu seinen Gunsten ein Selbstmord der Regierung wäre, diese Ueberzeugung war seit Jahren die Seele all seines Thuns. Dessen despotische Mißbräuche hatte er an seinem eigenen Leibe empfunden, die hektische Schwäche desselben aber auf allen Gebieten der Politik gegründet, es möchte schwer sein zu sagen, ob er ihn mehr gehaßt oder verachtet hätte. Was jedoch seinem Zorne die rechte Belebung und seinen Forderungen die volle Ueberlegenheit gab, war die Deutlichkeit, in der das Bild des künftigen Frankreichs bis in die Einzelnheiten der Verwaltung hinab vor seiner Seele stand. Während er selbst zum überwältigenden Angriffe gegen den König Ludwig und die Minister aufrief, verlor er nicht einen Moment die nöthigen Rechte des Königthums und der Regierung aus dem Auge. Schon im Juli sagte er dem

---

[1]) Hauptquelle für das Folgende, welches früher nur sehr unvollständig bekannt war, ist jetzt der Briefwechsel Mirabeau's mit La Marck.

Grafen La Marck, einem einflußreichen Freunde der Königin: seht doch, daß man mich mehr für einen Freund als für einen Gegner halte. Im September sagte er mit seinem durchdringenden Urtheil über Personen und Dinge, mit seiner vollständigen Kenntniß des Pariser Zustandes das Unheil der Octobertage voraus; er sah dabei, wie die Regierung immer noch rathlos schwankte, jeden Einfluß aufgab, der Versammlung planlos wechselnd bald Kriecherei, bald Erbitterung entgegen brachte. Sehen diese Menschen nicht den Abgrund, rief er aus, der sich vor ihren Füßen höhlt und sie rettungslos begräbt; der Pöbel von Paris wird die Leichname des Königs und der Königin peitschen, Alles, Alles kommt darauf an, sie über ihre Stellung aufzuklären. Es waren dieselben Tage, in denen er die Menschenrechte als das Grab aller Ordnung unablässig bekämpfte und im Namen der Freiheit für das unbeschränkte Veto des Königs stritt: dieselben Tage, in denen er Necker's forttappende Wirthschaft durch einen zermalmenden Streich gegen die Discontocasse bis auf die Fundamente erschütterte, zugleich aber eine von dem Minister begehrte Einkommensteuer als letztes Rettungsmittel gegen den Staatsbankerott der widerstrebenden Versammlung entriß. Am 29. September stellte er den Antrag, den Ministern des Königs die Theilnahme an den Debatten der Versammlung zu gewähren; man fand gleich heraus, daß er an sich selbst als künftigen Minister denke und ließ den Vorschlag einstweilen über dringenderen Fragen beruhen.

Es war damals Jedermann so gewohnt, seinen Namen mit allen folgenreichen Schlägen der Revolution in Verbindung zu setzen, daß man ihn allgemein als einen Haupturheber des 6. October betrachtete. In Wahrheit aber erkannte kaum ein Anderer so klar zugleich das Verderben, welches hier seine Quelle hatte, und die Mittel, ihm zu begegnen. Am 7. October forderte er den Grafen La Marck auf, dem Könige zu erklären, Thron und Reich seien verloren, wenn man Paris nicht schleunigst wieder verlasse. Er selbst sei bereit, die Mittel dazu unverzüglich anzugeben. Indem er als den Kern der Gefahr die unmittelbare Einwirkung der Volksmassen auf Regierung und Gesetzgebung

bezeichnete, traf er genau den Brennpunkt aller späteren Zerstörungen der Revolution. Indem er ein ausführliches Gutachten über die dagegen zu beobachtende Haltung entwarf, zeichnete er mit Meisterzügen die bleibenden Schöpfungen, welche Frankreich der Revolution verdankt. Er will den König frei von jedem anderen Einflusse, als dem der Nationalvertretung, aber mit dieser untrennbar verbunden. Er will keine Herstellung der Adelsvorrechte und des Feudalsystems, dessen Untergang unwiderruflich ist. Er will, daß der König selbst der Versammlung zuvorkomme, indem er die Vernichtung der Parlamente und des richterlichen Adels ausspreche. Er will, daß der König für seinen Hof genau das Nöthige in Anspruch nehme, und den Grundsatz feststelle, daß die öffentlichen Einnahmen nur zur Förderung des Gesammtwohls und zur Sicherung des Staatscredits bestimmt seien. Nur indem der König diesen Weg einschlägt, und sich so mit den großen Interessen seines Volkes identificirt, erkennt er die Möglichkeit der Rettung. Vor Allem warnt er, an die Grenze zu fliehen und durch Verbindung mit den Emigranten oder dem Auslande die Gesammtheit der Nation gegen sich unter die Waffen zu rufen. Er fordert zu Vorsicht und Eile auf, erklärt aber die jetzigen Minister schlechthin für unfähig zur Ausführung des Planes. Er begehrte also, daß man sonst einen zuverlässigen, begabten und volksthümlichen Vollstrecker aufsuche, und diesen mit unbedingten Vollmachten ausstatte.

Zu gleicher Zeit knüpfte er Unterhandlungen über die Umgestaltung des Ministeriums nach allen Seiten an, mit den einflußreichen Mitgliedern der Nationalversammlung, endlich auch, so viel Ueberwindung es ihn kosten mochte, mit Lafayette. Hier aber trat die eigentliche Schwierigkeit hervor. Lafayette fand die augenblickliche Lage genau so, wie er sie wünschen konnte. Der König war ihm aus Furcht gehorsam, die Minister sahen ihm nach den Augen, er konnte sich für den Regenten von Frankreich halten, ohne die Last der eigentlichen Geschäfte, ohne die Gefahr irgend einer Verantwortlichkeit. Noch gestand er sich keineswegs, daß nicht die Pariser Nationalgarde seinen Befehlen, sondern er

ihren Launen folgte; noch genoß er die ganze Fülle einer frischen Volksthümlichkeit; vor allen Dingen aber, der geheimste Wunsch seines Herzens war erfüllt, vor keinem Höherstehenden hatte er sich zu beugen. Wie sollte er nun auf die Bildung eines starken Ministeriums eingehen? Daß sie in gewissem Sinne nothwendig scheine, mußte er freilich bei den Verhandlungen einräumen, aber einen Anderen mit solchen Befugnissen zu bekleiden, hätte seinen souveränen Einfluß gebrochen, und selbst die Aufgabe zu übernehmen, würde gleich sehr seine Geschicklichkeit und seine Volksgunst bloßgestellt haben. Dieselben Beweggründe wirkten noch stärker bei den anderen Häuptern, die schon Lafayette um dessen Macht beneideten und sonst sich genau in dem Kreise derselben Fähigkeiten und Anschauungen bewegten. Die Conferenzen zeigten von Anfang an geringe Hoffnung auf Erfolg, setzten sich indessen einige Wochen hindurch fort.

Die Bildung einer zugleich starken und populären Regierung, das ist der Mittelpunkt, um den sich Mirabeau's Schritte sämmtlich bewegen. Sie muß stark sein, um Frankreich aus völligem Verderben zu erretten: sie kann stark sein, sobald sie sich fähig und thätig zeigt und entschieden den Opfern des 4. August den Rücken wendet. Hierin ist ihm Alles beschlossen. Mirabeau findet das volksthümliche, moderne oder liberale Element keineswegs in einer Definition der Grundsätze, oder einer Form der Regierung: das charakteristische Merkmal ist ihm vielmehr die Befreiung des Volkslebens und des Staates von den Banden der Einzelnprivilegien und Monopolien, die Erlösung also des religiösen Gewissens von den Befehlen einer bevorrechteten Kirche, der Arbeit von dem grundherrlichen und Zunftzwange, des Capitals von dem Monopol der Börse und der Hauptstadt, der Rechtspflege von dem Privatbesitz der Gutsherren und der Parlamente, der Finanzen von der privilegirten Eigensucht des Hofadels, der Verwaltung aus dem Erbgange der käuflichen Aemter, der Nationaleinheit endlich von den Schranken der Binnenzölle und der Provinzialprivilegien. Indem hiemit jede andere Herrschaft als die des allgemeinen Wohles unmöglich wird, bilden diese Eroberungen sowohl die wahre Freiheit

des Einzelnen, als auch das wahre Wesen des Repräsentativstaates. Erst als Folgerung aus ihnen, dann aber nicht minder unabweisbar, erscheint die Umgestaltung der Regierungsform. Sie bedingen starke Rechte der Volksvertreter neben dem Könige, nicht als angeborenes Urrecht der einzelnen Menschen, sondern als unerläßlich zum Gedeihen des Staates. Denn durch die Beseitigung der alten Privilegien empfängt vor Allem die Krone eine solche Machtvermehrung, daß ohne ständische Theilnahme an Steuern und Gesetzgebung ein völliger Despotismus einträte, unter dieser Theilnahme aber der König schon als Lenker der jetzt erst entstehenden Verwaltung eine stärkere Gewalt als je besitzt.

In diesem Sinne bereitete sich Mirabeau zu einer Reihe von Gesetzen, von denen keines ein Wort über die formellen Verfassungsfragen enthielt, die aber zusammen ausgereicht hätten, durch die Schöpfung einer lebensfähigen Regierung auch über den Bestand der Constitution zu entscheiden. Das erste war die Sicherung des Daseins gegen den Unfug der souveränen Einzelnwillkür. Er schlug deshalb gleich nach dem 6. October ein Kriegsgesetz vor, strenger in allen Bestimmungen als das später erlassene, aber liberaler, indem es sich nur auf das Weichbild von Paris beschränkte. Es war ganz sein praktischer Blick, mit dem er in Paris den Hebel für die Bewegung des ganzen Reiches erkannte, diesen mit geharnischter Hand ergreifen, den Provinzen aber den unnöthigen Schrecken des Kriegsgepränges ersparen wollte. Sodann bedurfte er, um eine wirksame Regierung herzustellen, einer großen Finanzmaßregel: keine Regierung unter der denkbar besten Verfassung konnte ihr Gleichgewicht erlangen, welche bei jedem Schritte in die Fesseln des Deficits und der Schulden verwickelt wäre. Hier kam ihm nun eine heftige revolutionäre Bewegung entgegen: er wagte es, sie für seine Zwecke der Ordnung zu benutzen.

Die Lage der Finanzen war natürlich trostlos. Hätte das Ministerium Breteuil nicht den Sturm der Anarchie entfesselt, hätte Necker die Kraft besessen, gleich nach dem 23. Juni die Finanzreform in die Hand zu nehmen, so wären sachliche Hülfsmittel in ausreichender Zahl vorhanden gewesen. Damals hatte der Clerus

geradezu beschlossen, seine Güter der Staatsschuld zum Pfande zu stellen: damals wäre noch eine für alle Theile vortheilhafte[1]) Ablösung der Zehnten möglich gewesen, nach welcher der Clerus vielleicht auch die Zinsen eines Theiles der Staatsschuld hätte tragen können; endlich verstand sich die Heranziehung des Adels und der Kirche zu den ordentlichen Steuern von selbst, und das Aufkommen davon, etwas mehr als 30 Mill., hätte sich damals noch für die Staatscasse retten lassen. Da die Güter des Clerus nun einen Capitalwerth von beinahe 2000 Mill. darstellten, so hätten diese Hülfsquellen mehr als hingereicht, um den ganzen Betrag der schwebenden und fälligen Schuld — jetzt etwa 620 Mill. — zu verzinsen und zu consolidiren, und so das schwankende Staatsvermögen auf sicheren Boden zu bringen. Dies also war im Juni möglich, wenn die Regierung sich an die Spitze der Reformen stellte, dadurch die äußere Ordnung des Staates, und mit dieser die erste Grundlage alles Credites aufrecht hielt. Als es versäumt wurde, und im Juli der ganze Bestand des Staates in Frage kam, verschlechterte sich auch der finanzielle Zustand. Einmal wuchs der Betrag der schwebenden Schuld durch die außerordentlichen Ausgaben der Revolution; man verbrauchte bis zum Ende des Jahres 103 Mill., und Necker kündigte fernere 90 für 1790 an. Dann wurde man bei dem Stocken aller Einnahmen genöthigt, mit den zur Consolidation und Amortisation bestimmten Geldern die laufenden Ausgaben des Tages zu bestreiten. Es trat Vermischung aller Zweige der Finanzverwaltung ein, die Ordnung verschwand völlig aus der Geschäftsführung des Schatzes. Dabei blieb Necker, obgleich damals auf der Höhe der Volksgunst stehend, bei der Methode des Verschleierns und Bemäntelns. Am 7. August erbat er sich ein Anlehen von 30 Mill. zu 5 Procent, einem sehr begründeten Zinssatze, da bei dem niedrigen Course der alten Staatspapiere jeder Käufer 6 bis $6^1/_2$ Procent seines Anlegecapitals erzielte. Allein die Unvollständigkeit der Mittheilungen, welche

[1]) Da die Zehnten über 30 Mill. Erhebungskosten machten, so gewannen die Pflichtigen 20 Mill. bei einer Ablösung, welche die Einnahme der Kirche noch um 10 Mill. erhöhte.

Necker über die Lage des Schatzes gemacht, verführte die Nationalversammlung, den Zinsfuß auf $4^1/_2$ Procent zu bestimmen, worauf denn das Anleihen völlig fehlschlug. Drei Wochen später mußte man 5 Procent für eine Aufnahme von 80 Mill. bewilligen, dazu den Staat durch ungünstige Nebenbedingungen beschweren, und sich zuletzt freuen, daß in baarem Gelde 33 Mill. zusammengebracht wurden. Wieder hatte man keine andere Hülfe als die Discontocasse, deren neue Vorschüsse den Schatz bis Ende September fristeten: da erklärte aber Necker jede neue Anleihe auch unter wucherischen Zinsen für unmöglich, und, wenn man den Bankerott vermeiden wollte, eine Verstärkung der Steuerkraft für unumgänglich. Er beantragte also die Abgabe von einem Viertel alles Einkommens, nach freier Selbstschätzung der Einzelnen binnen drei Jahren zu erlegen. Es war der oben erwähnte Anlaß, bei welchem Mirabeau's triumphirende Beredtsamkeit dem Minister zu Hülfe kam: er hatte so eben die, wie er glaubte vernichtenden Hebel zum Sturze Neckers angesetzt, er hoffte durch neue Mittel den kranken Staatshaushalt erfrischen zu können, er wollte nicht vor dem Beginne der Cur das Ganze im Bankerott zusammen stürzen sehen. Er riß die Versammlung zu der Annahme der Steuer fort.

Dies war etwas für die Zukunft, brachte aber für den laufenden Tag keinen Vortheil, als daß sich die Discontocasse zu ferneren Vorschüssen bestimmen ließ, neuen Anticipationen also, deren größter Theil auf die Saldirung der alten verwandt werden mußte. Was Necker am 5. Mai nicht ausgesprochen hatte, kam immer deutlicher und dringender zum Vorschein. Die Last der schwebenden Schuld war die Quelle aller ökonomischen Verlegenheiten, die Erleichterung derselben der Mittelpunkt aller finanziellen Aufgaben.

In diesem Zusammenhange machte zuerst Talleyrand am 10. October den folgenschweren Vorschlag, die Güter der Kirche für die Staatsbedürfnisse in Anspruch zu nehmen.

Daß darin an sich keine Ungerechtigkeit lag, hatte der Clerus, wie wir sahen, selbst anerkannt. Aus einer Jahreseinnahme von 100 Mill. Zehnten und 60 bis 70 Mill. Gütertrag hatte er bisher nicht sehr regelmäßig dem Staate eine Steuer von 3 bis 4 Mill.

gezahlt, und die der Kirche anvertrauten öffentlichen Bedürfnisse des Unterrichts und der Armenpflege sehr unzulänglich besorgt. Seinerseits hatte er sein Vermögen und seinen Credit in trefflicher Ordnung, er hatte also die Pflicht und die Mittel, dem Staate in dieser bedrängten Lage zu Hülfe zu kommen. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise des Beistandes sein, und hier erschien jetzt von Neuem das Unheil des revolutionären Zustandes. Wenn im Juni ohne Störung seines Besitzes der Clerus den Credit des Staates hätte decken können, so war dies jetzt bei der Vernichtung jenes Credites an sich unmöglich, sodann aber hätte es den erhitzten Leidenschaften bei Weitem nicht mehr genügt. Aller Haß gegen die bestehende Kirche ging mit vollen Segeln zum Angriffe vor, getragen von dem brausenden Strome der siegenden Meinung. Voltaire's Abscheu gegen alles Geistliche war in der gebildeten Classe unendlich verbreitet, die Jansenisten jubelten grimmig, der römischen Kirche alle erlittene Unbill zu vergelten, die Anhänger der Menschenrechte wollten von dem Dasein einer so mächtigen und so aristokratischen Körperschaft nichts wissen. Viele Tausende freuten sich beinahe, daß die Bedrängniß des Staatsschatzes einen unabweislichen Grund gäbe, dem Standesrechte der Kirche durch sofortige Confiscation ihrer Güter ein Ende zu machen: der Dienst der Religion hatte durch diesen fürstengleichen Reichthum der Prälaten nur Schaden erlitten, die Noth des Staates aber schien durch 2000 Millionen Güter für alle Zeiten beseitigt.

Mirabeau theilte den leidenschaftlichen Zorn gegen die Kirche nicht, der sich in solchen Forderungen Luft machte. Er hatte ihr gegenüber kein anderes Gefühl als tiefe Gleichgültigkeit, da er sie von der Bildung für überflügelt und ihre innere Auflösung deshalb für unvermeidlich hielt. Laßt doch den Clerus schlafen, rief er wohl seinen stürmischen Collegen zu, wenn diese der kirchlichen Händel nicht genug haben konnten. Der Königin schrieb er später einmal, der Adel sei nicht zu vernichten, so lange Familiensinn in den Menschen lebe, aber die Kirche sei unwiederbringlich gefallen. Allein er wußte sehr wohl, welche Wurzeln sie damals noch in dem Lande hatte, und wollte um so weniger den sicheren Sieg

durch äußere Gewaltthätigkeiten verderben. Nachdem die Nationalversammlung sich dennoch zu solchen herabgelassen, meldete er seinem Freunde Mauvillon, es sei die giftigste Wunde zu den vielen, die man schon gehabt. Nach dieser Stimmung konnte er wenig geneigt sein, die materielle Einziehung des Kirchengutes oder gar die ungeheuerliche Maßregel eines Verkaufes derselben sich anzueignen: wenn er die Herstellung der Finanzen als Mittel zur Ordnung, Credit und Recht erstrebte, so war es einleuchtend, daß davon eine so gewaltige Confiscation nur geraden Weges hinwegführen konnte. Immer aber kam ihm der Sturm gegen die Kirche gelegen, weil er auch für seine Pläne der Möglichkeit bedurfte, über ihre Güter zu verfügen.

Eine Consolidation der schwebenden Schuld war unmöglich geworden, man mußte also auf Mittel denken, wenigstens einen Theil derselben zu liquidiren. Auf den Rath eines Genfer Ausgewanderten, Namens Claviere, suchte Mirabeau den Weg dazu in der Ausgabe von Cassenscheinen, mit denen an Geldes Statt die Gläubiger bezahlt würden. Natürlich konnte der Staat bei der Zerrüttung seines Credits nicht daran denken, eine so große Masse Papiergeld, wie sie hier erfordert wurde, ohne einen besonderen Rückhalt im Course zu erhalten; hier sollten denn die Kirchengüter als Hypothek eintreten, und, um diese Sicherheit von aller bisherigen Verwirrung unabhängig zu stellen, die Verwaltung der Staatsschuld in die Hand einer neuen, von dem Finanzministerium völlig getrennten Behörde gelegt werden. Hiernach stellte er am 12. October den Antrag: die Nationalversammlung möge erklären, daß die Güter der Kirche Eigenthum der Nation seien.

Es war nicht schwer, die Einwendungen gegen dieses System zu finden. Das Papiergeld kann seiner Natur nach nur die Frucht eines festen Credites sein, und dessen Thätigkeit dann weiter entwickeln. Aber einen zerstörten Credit zu heilen, dazu ist es völlig ungeschickt: es ist ein Widerspruch in sich selbst, wenn ein bankerotter Schuldner sich durch neue Schuldscheine Vertrauen erobern will. So hat es gleich damals nicht an Stimmen gefehlt, welche

das Unheil der späteren Assignatenwirthschaft auf der Stelle voraussagten, und später Mirabeau als den ersten Urheber dieses Verderbens anklagten. Indessen, will man gerecht sein, so wird man seine Maßregel in ihrem Zusammenhange beurtheilen müssen, und dann sogleich den Alles entscheidenden Umstand wahrnehmen, daß die Schöpfer des späteren Papiersystems zu Assignaten griffen, um sich damit die Herstellung eines geordneten Haushaltes zu ersparen, er aber, um einen freien Augenblick zur Bildung einer kräftigen Regierung zu gewinnen. Zwei Mal hat er einen wesentlichen Schritt auf den Wegen des Papiergeldes gethan, und beide Male nur in der Voraussetzung gehandelt, daß die neuen Mittel in eine mächtige und ordnende Hand gelegt würden.

Kaum hatte am 2. November die Nationalversammlung jene Erklärung gegeben, daß die kirchlichen Güter zur Verfügung des Staates ständen, so erhob sich Mirabeau zu dem Antrage, der wie kaum ein anderer die Zukunft Frankreichs in sich schloß. Jene ministeriellen Verhandlungen hatten nämlich eine günstige Wendung genommen. Lafayette schien gewonnen, seine Freunde Talon und Semonville rückten eifrig zu Mirabeau heran, der Justizminister Cicé erklärte sich bereit, zu dessen Gunsten Necker fallen zu lassen, und der König war bestimmt worden, Mirabeau unter irgend einem Titel eine officielle Stellung zu verheißen. Unter diesen Umständen legte Mirabeau der Nationalversammlung den Antrag vor: man solle die Ruhe von Paris durch große Getreideankäufe sichern, ferner die Verwaltung der Staatsschuld einer besonderen Casse übertragen — die, sagte er, den Umlauf solid hypothecirter Scheine, und damit die Tilgung der Rückstände bewirken wird — endlich, man solle den Ministern des Königs berathende Stimme in der Nationalversammlung geben. Mit den letzten Worten des Antrags, das verbarg sich Niemand, stellte er seine ministerielle Candidatur auf.

Bei seinen damaligen Verbindungen war ein sicherer Widerstand nur von der äußersten Rechten und äußersten Linken zu erwarten. Jene verabscheute in ihm den Führer aller Zerstörung, diese hatte schon volles Mißtrauen gegen den Hersteller der Ord-

nung, beide sahen in seinem Siege mit Recht das Grab ihrer Zukunft. Mirabeau gab den wesentlichen Gütern der Revolution Bestand, indem er ihre anarchischen Elemente beseitigte, das war sein Titel für die Feindseligkeit von Rechts und Links. Aber wenn Duport und Robespierre sich hier auch mit Maury und Espremenil vereinigten, von dem Besitze der Mehrheit waren sie weit entfernt. Bestimmte der Hof die einsichtigen Männer der Rechten, der Justizminister die sonst ministeriellen Abgeordneten, Lafayette die Mitglieder des linken Centrums, so war Mirabeau sicher, daß sein Ansehen und Rednertalent die Masse des Hauses siegreich mit sich fortnehmen werde. Da, in der letzten Nacht, wandten sich die Dinge. Mirabeau hat später stets behauptet, daß Necker, um sich zu halten, die entscheidenden Schritte gethan; Lafayette erzählt, der Justizminister sei thätig, er selbst aber ein passiver Zuschauer gewesen. Der Unterschied ist in keinem Falle erheblich, das Wesentliche ist, daß Necker's Einfluß gegen Mirabeau durch Cicé und Lafayette nicht zerstört, sondern verstärkt wurde. Das Verhältniß der Kräfte war damit verwandelt. Am 6. setzte die Linke Vertagung der Abstimmung durch, am 7. beschloß die Versammlung unter Aussetzung der anderen Anträge: kein Abgeordneter darf Mitglied des Ministeriums werden. Alle Beredtsamkeit Mirabeau's, womit er die allgemeine Verderblichkeit des Decrets und seine nur gegen ihn gerichtete Spitze nachwies, fiel zu Boden. Er sprach zu Hörern, bei welchen die Sache im Voraus entschieden war. Der augenblicklichen und haltungslosen Machtstellung Necker's und Lafayette's war das Schicksal der Monarchie geopfert.

Der Ausdruck ist nicht übertrieben; denn das Königthum verblutete sich damals an den Wunden des 6. October, ohne eigene Kraft zur Rettung. Die Lehre und die Praxis der Anarchie war seitdem so stark in Frankreich, daß irgend eine Regierung zu erschaffen, ein colossales Unternehmen war, und allein die Nationalversammlung besaß dazu, und auch sie nur, wenn sie ihre Mittel richtig verwandte, die Kraft. Eine andere Regierung als die parlamentarische war unmöglich in dem damaligen Frankreich.

Daß eine solche mit Monarchie und Staatswohl vereinbar ist, zeigt vor Allem Englands Beispiel. Das Parlament wirkt auf die Regierung ein, indem stets seine Häupter die Räthe und Organe des Königs werden: hierdurch seiner Macht versichert, hat es kein Interesse, die Regierung im Einzelnen zu hindern, einzuengen und zu schwächen. Der König hat bei diesem Systeme allerdings nicht die formell entscheidende Gewalt, an welche die Monarchien des Festlandes gewöhnt sind, wohl aber eine so glanzvolle und einflußreiche Stellung wie irgend ein Machthaber der Welt, da er als Factor der Gesetzgebung, Verleiher des Adels und Lenker des Ministerraths den Beruf hat, sich geltend zu machen so weit es möglich ist nach seiner Einsicht und Fähigkeit, nach den Rechten des Landes und den Bedürfnissen der Zeit. Im Grunde sind es keine anderen Beschränkungen, als die ein unumschränkter Fürst, wenn er weise und gerecht verfährt, sich selbst auflegt, und welche Ludwig XVI. seinen Ministern gegenüber längst geläufig waren. Er, der alle seine bisherigen Räthe beinahe willenlos von seiner Tante oder seinem Premier, von der Königin oder einer Adelspartei empfangen, mochte sie eben so gerne von der Versammlung entgegen nehmen, wenn er nur bei dieser nicht geradezu Haß des Königthums voraussetzen mußte. Jetzt zeigte sich nun dieser Haß gerade darin, daß die Versammlung nicht etwa ihm mißliebige Minister aufnöthigte, sondern überhaupt ihm Minister zu geben verweigerte. Indem sie jede Ernennung eines Abgeordneten zum Minister als eine Gefahr für die Freiheit verbot, bezeichnete sie mit unverhüllter Schärfe jeden königlichen Minister und folglich den König selbst als Feind der Nation. Indem sie den mittelbaren Einfluß auf die Lenker der Regierung zurückwies, welcher den Brennpunkt der englischen Verfassung bildet, kündigte sie unaufhörliche Eingriffe in die Einzelnheiten der Verwaltung an, unter welchen die Existenz des Königthums zuletzt erliegen mußte. Denn es gibt kein Drittes. Wo ein starkes Parlament vorhanden ist, muß entweder das Ministerium aus ihm hervorgehen, oder sich ihm in allen Stücken und Punkten unterwerfen. Das Decret des 7. November verurtheilte demnach das Königthum zur völligen

Nichtigkeit auch auf dem Gebiete der Verwaltung. Da aber eine parlamentarische Versammlung nicht unmittelbar die Regierung führen kann, und die Existenz auch eines entwürdigten Thrones die Einsetzung anderer Regierungsorgane unmöglich machte, so war seitdem die Anarchie in Frankreich gesetzlich festgestellt.

Die Folgen des Decrets vom 7. November kamen in den Tagen, fast in den Stunden seiner Entstehung zum Vorschein. Ende September hatte Thouret den ersten Bericht über eine neue Eintheilung Frankreichs als Grundlage der Wahlen und der Verwaltung vorgelegt. Darüber wurde fast ohne Unterbrechung den ganzen Winter hindurch verhandelt, die einzelnen Gesetze, wie sie fertig wurden, vom Könige genehmigt und in Ausführung gesetzt, und so mit dem Beginn des Frühlings die Einführung des neuen Zustandes vollendet. Frankreich zerfiel ohne Rücksicht auf die bisherigen Provinzen in 83 Departemens, diese in 574 Districte und 4730 Cantone. So viel wie möglich wurden diese Abtheilungen nach natürlichen Merkmalen und gleicher Größe oder Bevölkerung abgegrenzt. Alle alte Verbindung und Sonderung verschwand, nur die Ortsgemeinden konnte man nicht füglich vertilgen, und ein Versuch, sie in größere Gemeindeverbände oder Communen umzuschmelzen, führte zu keinem Erfolg. Wenigstens wurde ihre alte Verfassung beseitigt, und alle nach einem und demselben Systeme als Municipalitäten eingerichtet. Es gab deren etwa 44,000, in denen 4 bis 5 Millionen activer Bürger die Souveränität des französischen Volkes ausübten. Um zu dieser höchsten Berechtigung zugelassen zu werden, mußte der Bürger großjährig, ein Jahr lang im Bezirke ansässig sein, und irgend eine directe Steuer bezahlen. Die letzten Bestimmungen machten damals großen Lärmen, sie schlugen in der That ganz offen den Menschenrechten in das Gesicht, die keinen Unterschied bei der Uebung politischer Thätigkeit, als den der Tugenden und Talente anerkannten: offenbar war es ein innerer Widerspruch, wenn man in diesem Systeme irgend eine bevorzugte Classe zu schaffen unternahm. Die demokratischen Journalisten schrieen also wieder über den Despotismus der Bourgeoisie gegen das Volk, und antworteten auf die Bevor-

zugung des Eigenthums, welche das Gesetz aussprach, mit einer unumwundenen Kriegserklärung gegen die Eigenthümer. Bleibt das Decret bestehen, rief Loustalot, so führt es zu dem agrarischen Gesetze, zu der allgemeinen Vermögenstheilung. Praktische Bedeutung und Begründung hatte dieser Zorn übrigens fast nur in Paris, wo das eigentliche Heer der Demagogen wegen mangelnden Domicils sein Wahlrecht einbüßte: im Allgemeinen zeigt schon die Zahl von 4 Millionen Activbürgern, daß das Gesetz nur eine höchst unerhebliche Einschränkung des allgemeinen Stimmrechtes enthielt. Auch bestimmte man bald nachher, daß die directe Steuer, welche zum Charakter des Activbürgers gehörte, ein jeder bezahlen sollte, der irgend etwas mehr verdiente, als den niedrigsten Satz des üblichen Tagelohns. Nach dem Reichthum gemessen, wäre also jeder Handwerksgeselle und Fabrikarbeiter Activbürger gewesen, da sie alle ein etwas besseres Verdienst hatten, als den Lohn des einfachen Handlangers. Nimmt man Alles zusammen, so wird sich kaum ein verkehrteres System ersinnen lassen. Denn während das Decret das Wahlrecht an ein gewisses Einkommen knüpfte und hiemit bei der damaligen Lage der Dinge unausbleiblich den Zorn der Besitzlosen gegen das Eigenthum entflammte, legte es thatsächlich dennoch die politische Macht zum größten Theile in die Hand der Armen und Hungrigen.

Die 4 Millionen Activbürger wurden nun zunächst als Nationalgarde bewaffnet. Jede Gemeinde hatte ihr Bataillon oder ihre Compagnie. Darin wählten die Bürger ihre Officiere, ohne irgend eine Mitwirkung von Oben. Ein Disciplinargesetz für die Bürgergarde kam erst spät und dürftig zu Stande, bis dahin gehorchten die Garden ihren Officieren ungefähr so viel sie wollten, und diese laut Gesetz vom 10. August 1789 auf der Welt Niemandem als ihren Gemeindebehörden. Die Aemter der Gemeinden wurden wieder durch die unmittelbare Wahl der Activbürger ohne allen höheren Einfluß besetzt, und hatten dann nicht bloß die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, sondern auch höchst wesentliche Functionen der Staatsgewalt, namentlich die Anlage der Steuerrollen, die Umlage und Erhebung der Staatsabgaben, die

von der Gemeinde aufzubringen waren, endlich die unbedingte Verfügung über die bewaffnete Macht, sowohl der Nationalgarde, als auch der anwesenden Linientruppen. Eigentlich sollte das Letzte nur für den Schutz der öffentlichen Ordnung zur Anwendung kommen, da aber keine höhere Behörde gegen den Willen einer Gemeinde etwas ausrichten konnte, gingen diese bald weiter und erließen ihre Verfügungen jeder Art auch in das Innere der bei ihnen garnisonirenden Regimenter hinein. Man sieht hieraus, daß ein damals oft gehörter Ausdruck, Frankreich habe aus 44,000 kleinen Republiken bestanden, seine volle Berechtigung hatte.

Die Cantone waren nichts als Abtheilungen zur Erleichterung der großen Wahlhandlungen, ohne administrative Bedeutung und ohne amtliche Vertretung. Die Districte und Departemens können wir gleich zusammenfassen, da sie genau mit denselben Functionen, die Districtsbehörden als die wirkenden Vertreter der Departemens in ihren kleineren Bezirken, beauftragt waren.

An der Spitze jedes Districtes standen 12, an der eines jeden Departemens 36 Personen, ein Theil derselben als Directorium für die Besorgung der laufenden Geschäfte, ein größerer als Rathsversammlung für die Feststellung der Ausgaben und Verwaltungsregeln. Sie hatten die Staatsabgaben auf die Districte und Gemeinden zu vertheilen, die Eintreibung zu überwachen, die aufgebrachten Summen der Staatscasse abzuliefern. Sie hatten Straßenbau und Straßenpolizei, die Verwaltung der Bezirkscasse und Bezirksinstitute, endlich die Verfügung über die Gensdarmerie ihres Bezirkes. Ernannt wurden sie auf zwei Jahre, ohne irgend eine Einmischung des Ministeriums, durch Wählercollegien, deren Mitglieder nach Cantonen von den Activbürgern des Bezirkes bezeichnet wurden. Ihres Amtes verlustig konnten sie nur durch Richterspruch werden, von Versetzung oder Beförderung war keine Rede. Ein Antrag Mirabeau's, daß Niemand Districts- oder Departemensbeamter werden solle, der nicht bereits auf der niederen Stufe gedient hätte, blieb ohne Folgen.

Die Verfassung bestimmte, daß sie ihre Befugnisse im Namen des Königs ausüben und die gesetzmäßigen Befehle desselben voll-

strecken sollten. Wenn sie dies versäumten, oder ihrerseits gesetzwidrige Handlungen begingen, so hatte der König das Recht, ihre Verfügungen aufzuheben und ihre Suspension vom Amte auszusprechen. Aber auch dann gelangte die Sache noch an die Nationalversammlung, welche die Suspension vernichten oder bestätigen, oder Auflösung und Anklage gegen die schuldige Behörde verhängen konnte. Es bedarf keiner Erörterung, daß unter solchen Verhältnissen das Ansehen der Reichsregierung, welche die Beamten nicht ernannte, auf den regelmäßigen Theil ihrer Wirksamkeit keinen Einfluß hatte, und den Personen weder Lohn noch Strafe bieten konnte, gleich Null war. Dasselbe Verhältniß aber fand dann wieder zwischen den Departemens und den Municipalitäten, und wo einmal ein Stadtrath sich nicht mehr der Gunst der Nationalgarde zu erfreuen hatte, zwischen den Gemeindebehörden und den einzelnen Bürgern Statt. Ueberall lag die Stärke in den unteren, die Schwäche in den oberen Regionen dieser Verwaltung. Dazu kam die übertriebene Menge der Behörden, denn gleich von Anfang an wußte eigentlich kein Mensch, wozu die Districtsverwaltung diente, sodann die Vielköpfigkeit derselben, die alle Raschheit und Folge in der Ausführung unmöglich, und bei elender Besoldung der Einzelnen die ganze Maschine sehr kostspielig machte. Man konnte berechnen, daß auf je 34 Männer im Reiche 1 Verwaltungsbeamter kam. So war ungefähr alle Welt zu Befehlen, kein Mensch zum Gehorsam berufen und aufgelegt. Anfangs strömten die Massen mit großem Eifer zu den neuen Einrichtungen hinzu; es dauerte aber nicht lange, so fanden gerade Diejenigen, welche Kenntniß und Interesse für die Sache besaßen, daß in dem allgemeinen Getümmel und Wirrsal nichts auszurichten war, und zogen sich verstimmt und abgeschreckt zurück. Die Ehrgeizigen, Hungrigen, Parteisüchtigen behielten den Schauplatz allein, und das beinahe tiefste Unglück, das einer Nation widerfahren kann, erfolgte: nicht bloß die großen Regierungstendenzen, sondern die ganze Fülle der täglichen und örtlichen Interessen wurden der Spielball der politischen Factionen. Die Masse der ruhigen Bürger, deren Wünsche und Bedürfnisse in geordneten Zuständen durch ihr

bloßes Dasein fast unter jeder Verfassung unwiderstehlich wirken, verschwand völlig aus den politischen Kräften Frankreichs.

Desto bemerkbarer traten die Redner, Schreiber, Versammlungen und Clubs hervor, und hier konnten sich auch die Passivbürger für den Verlust ihres Wahlrechtes reichlich entschädigen. Die Presse blieb völlig frei, ohne irgend ein Präventiv- oder Repressivgesetz. Ihre Macht wuchs mit der Zahl ihrer Organe. Für neun Zehntel der damaligen Franzosen war der gedruckte Buchstabe an sich eine Autorität, und wenn er ihren Leidenschaften schmeichelte, eine Macht. Der Journalist, mochte er wählen oder nicht, war gewaltiger als irgend eine Behörde, die aus der Wahl hervorging. Auf den zürnenden Artikel einer volksthümlichen Zeitung beeilten sich Bürgermeister und Directoren, Generale und Minister Entschuldigung und Rechtfertigung einzusenden. Diese flüssige Staatsgewalt fand dann in den Clubs ihre formelle Organisation. Das Vereinsrecht war ebenso unbedingt wie die Preßfreiheit, und die Abwesenheit aller öffentlichen Gewalt machte es Anfangs gerade den ruhigen Bürgern zu einer Art von Nothwehr. Die Nationalgarden benachbarter Städte verbrüderten sich zu Schutz und Trutz, die Bürger ganzer Departemens und Provinzen schlossen Bündnisse gegen alle Feinde der Ordnung, des Lebensunterhaltes, der Freiheit. Festeren Bestand und gefährlichere Wirksamkeit aber erhielt die Sache, als sie von den politischen Parteien in Gebrauch genommen wurde. Der Anstoß kam auch hiefür von Paris. Der bretonische Club nahm seit der Uebersiedelung von Versailles in dem Jacobinerkloster sein Local und begann seitdem auch Nichtabgeordnete aufzunehmen. Bald wuchs die Zahl seiner Mitglieder in die Tausende, er gründete sich ein besonderes Journal und rief in den Provinzen zahlreiche Nachahmungen hervor. Alle standen unter einander und mit dem Mutterclub in stetem Briefwechsel und häufiger Beschickung; die Hauptorte der Departemens bildeten Knotenpunkte für ihre Bezirke; in jedem Club gab es einige Eingeweihte, die sich den Pariser Häuptern zu unbedingter Verfügung gestellt hatten, und in den Sectionen des Bezirkes auf die Recrutirung gleich unbedingter

Werkzeuge bedacht waren. Ende 1790 betrug die Zahl der Jacobinerclubs an 200, manche, wie z. B. der Marseiller, zählten über 1000 Mitglieder; das ganze Reich war von ihrer Organisation umfaßt, und fühlte jeden Druck, der von dem Mittelpunkte derselben ausging. Hinter der officiellen Regierung, die bei aller Kopfzahl nichts als Ohnmacht und Verwirrung zeigte, wuchs ganz von selbst eine thatsächliche Gewalt, voll von Eifer und Disciplin, Einigkeit und Rührigkeit heran. Sie war weit entfernt davon, die Mehrzahl der erwachsenen Franzosen zu umfassen, aber sie war ohne Zweifel schon damals vermöge ihrer strammen Einheit die stärkste Macht im Reiche. Sie verzweigte sich unter Activ- und Passivbürger, in die Nationalgarden und Linientruppen. Ihre eigentlich schlagfertige Armee aber, darüber konnte gar keine Ungewißheit sein, war die besitzlose und unstete Klasse, die weder durch Bildung gemildert, noch durch Vermögensrücksicht gehemmt, ihre Sache einmal auf Nichts gestellt hatte, mit leichtsinniger Bravour zu Aufopferung, Gefahren und Verbrechen bereit war, und bei jeder neuen Umwälzung nur Verbesserung ihrer Lage erwarten konnte. Hieraus folgte natürlich, daß die höchste Richtschnur für die Jacobiner die Befriedigung dieser ihrer Truppen wurde, zuerst das Schmeicheln aller ihrer Leidenschaften, ihres Hasses und ihrer Eitelkeit, dann die Stillung ihres Hungers und ihrer Habsucht. Der mächtigste Verein des Reiches hatte also wesentlich eine Tendenz gegen die Sicherheit des Eigenthums, gegen die Anerkennung des persönlichen Rechtes und gegen die gebildeten Formen des geselligen Verkehrs. Der Weg zum Despotismus des Pöbels lag offen vor seinen Augen. Damals, im Jahre 1790, schien die Entfernung vom Ziele noch weit genug, da die Activbürger alle officiellen Rechte für sich allein besaßen. Allein schon damals ließ sich gegen den Schluß nichts einwenden: wenn die Jacobiner kräftiger organisirt sind, als die Verwaltung, so sind auch die Passivbürger stärker im Lande als die Activbürger mit all ihrem Wahlrechte. Das allgemeine Gesetz dieser Verfassung, die Kraft immer nach Unten zu legen, hatte auch hier seine Geltung.

Die Decrete über die neue Verwaltung wurden, wie erwähnt, Februar 1790 vollendet, und die Ausführung theilweise schon im Januar begonnen. Da war es kein Wunder, daß Aufregung und Unordnung sich aller Orten erneuerten. Die bisherigen Behörden verschwanden und die Bildung der neuen erfüllte das Land mit hitzigen Wahlkämpfen. Eine Menge Wahlen wurden angefochten, nicht selten bildeten sich zwei Behörden neben einander, mehrere hundert solcher Anzeigen und Beschwerden kamen bei der Nationalversammlung ein. Die Bauern holten ihre Händel gegen die Edelleute wieder hervor, in der Bretagne sah man Banden von 1200 Mann, die gegen die Schlösser in das Feld zogen; in der Champagne und Lothringen weigerten sie alle Leistungen, auch die am 4. August nicht aufgehobenen. Die Steuererhebung, die während des Winters hier und da wieder in das Geleise gekommen, stockte von Neuem, wir werden nachher sehen, wie bitter Necker es empfand. Vollends die indirecten Steuern wurden gar nicht mehr bezahlt, jeder Versuch der Einziehung wurde den Erhebern gefährlich; in Bezieres z. B. hing das Volk ihrer fünf an einem Tage unter den Augen der furchtsamen Behörden auf. Als es in der Nationalversammlung zur Sprache kam, sagte Lafayette, der Verfassungsausschuß möge ein Gesetz vorschlagen, welches gegen die Unordnung ausreiche, aber die Freiheit nicht gefährde. Der König erschien selbst, um zu nachdrücklichen Maßregeln aufzufordern, seine liberalen Verheißungen erregten beifälligen Jubel, die ganze Versammlung leistete einen Eid, der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein: das Ergebniß aber war eine volltönende Proclamation an das Volk, die ohne die mindeste Wirkung blieb. Die Rechte begehrte Vollmacht für die Minister, Truppen gegen die Insurgenten aufzubieten, darauf aber war die einzige Antwort eine heftige Entrüstung über so freiheitsmörderische Anträge.

Statt dessen schritt die Versammlung unaufhörlich in der Schwächung des königlichen Ansehens und folglich der Regierung fort, indem sie den Einfluß derselben in dem Gerichtswesen ebenso gründlich wie in der Verwaltung vernichtete. Diese Tendenz erscheint hier um so beklagenswerther, als in anderen Beziehungen

ihre Justizreformen ebenso einsichtig als wohlthätig waren. Es saß eine hinreichende Anzahl sachverständiger Richter und Advocaten in der Versammlung, um im Technischen so große Schnitzer wie bei dem Verwaltungssystem zu verhüten. Was den Ausgangspunkt der Reformen anlangte, so war schon längst kein Zweifel darüber, daß die Parlamente fallen müßten. Bereits der 4. August hatte die Käuflichkeit und Erblichkeit der Aemter geächtet, die politische Stellung der Parlamente war an sich selbst ganz zweckwidrig, ihre gerichtlichen Leistungen durchaus nicht achtungswerth. Uebel genug für den Augenblick war freilich die Entschädigungssumme von 350 Mill., welche den Inhabern ihrer Aemter zu zahlen war, und auch sonst mußte man voraussehen, daß in ökonomischer Beziehung die neue Justizpflege dem Staate härter als die bisherige aufliegen würde. Denn ein so geringer Gehalt, wie ihn ein Parlamentsrath im Hinblick auf Erblichkeit, politischen Einfluß und saftige Sporteln freudig annahm, konnte den künftigen Behörden, die nur das Recht, und dies ohne Gebühren sprechen sollten, nicht geboten werden. Wahrhaftig aber hätte ein Volk wie das französische durch die Wohlthat einer guten Justiz auch neben einer jährlichen Mehrausgabe von 20 Mill. sich wesentlich bereichert, und überhaupt findet hier die allgemeine Bemerkung Statt, daß der Feudalstaat, der seine Beamten mit Hoheitsrechten besoldet, zwar wohlfeiler, aber auch schlechter ist, als der repräsentative, der die Dienste bezahlt und die Hoheitsrechte zusammenhält.

Die völlige Neugestaltung war hier schon deshalb dringender als auf dem Gebiete der Verwaltung, weil diese wenigstens durch die alten Gemeindebehörden, die richterliche Thätigkeit aber durch gar kein Organ mehr vertreten wurde. Denn die gutsherrlichen Gerichte, die königlichen Tribunale, die Kammern der Parlamente, sie alle waren in der öffentlichen Meinung gleich sehr geächtet, alle ihrer bevorstehenden Auflösung gleich gewiß, allen fehlte es an Kraft und Ansehen gänzlich, um noch irgend eine Wirksamkeit zu bekunden. Indeß zogen sich die Verhandlungen bis zum October 1790 hinaus; den ganzen Frühling und Sommer hindurch

war Frankreich thatsächlich ohne Gerichte, und leicht ist zu ermessen, wie sehr ein solcher Umstand zur Steigerung der Unsicherheit und Gesetzlosigkeit beitragen mußte.

Vor allen Dingen beschloß die Nationalversammlung die Einführung von Geschworenen in Criminalsachen; für den Civilprozeß lehnte sie die heftigen Anträge der demokratischen Seite mit einer seltenen Mäßigung ab. Dafür entschädigte sie sich um so reichlicher, als am 4. Mai die Bestellung der Richter zur Sprache kam. Die Scheu, der Regierung irgend einen Einfluß in die Hände zu geben, der Haß gegen die Parlamente und Alles, was diesen ähnlich sehen könnte, erhielt den Sieg über jede andere Erwägung. Die Richter, hieß es, werden vom Volke aus der Zahl der gebildeten Juristen auf sechs Jahre gewählt. Für den Civilproceß wird in jedem Districte ein Tribunal erster Instanz gebildet, welche eines dem anderen als Berufungsinstanz dienen. In Paris endlich sitzt ein höchster Appellhof als dritte Instanz. Für die Criminaljustiz gibt es in jedem Departemen einen Gerichtshof, in Paris aber einen Cassationshof, aus dem zugleich durch das Loos die Mitglieder des Nationalgerichts für die Verbrechen der „beleidigten Nation" hervorgehen. Cazalès forderte hier, daß vor Allem der Begriff dieses Verbrechens bestimmt werde; Robespierre meinte dagegen, das einzig Erforderliche sei, daß der Hof aus Freunden der Revolution bestehe; denn seine Aufgabe sei es, die Großen, die Feinde des Volkes zu bekämpfen, und auch die Verfälschung der moralischen Existenz eines Volkes zu bestrafen. Diese Erwägungen wirkten so viel, daß von Cazalès Antrag weiter keine Rede war, und die Wahl der Cassations- und Nationalrichter den Activbürgern aller Departemens übertragen wurde. Der König sollte bei jedem Gerichte einen Commissar bestellen, der im Laufe des Processes das Interesse des Staates wahrzunehmen und für die Vollstreckung des Urtheils zu sorgen hätte; das Amt aber des öffentlichen Anklägers wurde wieder der Wahl der Activbürger anheim gegeben.

Prüft man diese Einrichtungen auf die Zahl, die Stufenfolge und die Competenz der neuen Behörden, und vergleicht man

sie in diesen Rücksichten mit dem alten Zustande, so sind die Vortheile des neu Errungenen einleuchtend und gewaltig. Dazu die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Vertheidiger, die Abschaffung der Tortur und der Verhaftsbriefe, dazu die Schöpfung von Friedensrichtern, Handelstribunalen und Familiengerichten. Sobald es gelang, die neuen Behörden mit brauchbaren Personen zu besetzen, so war der Fortschritt unermeßlich. Kaum an einer anderen Stelle tritt die wohlthätige Seite der Revolution so deutlich und so scharf unterscheidbar von ihren Fehlgriffen zu Tage. Die plötzliche Wohlthat der bäuerlichen Freiheit mußte vielleicht, wie die Sachen einmal standen, mit revolutionären Ausschweifungen erkauft werden; die Segnungen aber einer guten Justiz bedurften so wenig einer neuen revolutionären Herabsetzung des Königs, daß sie vielmehr selbst dadurch auf der Stelle zweifelhaft und bald vernichtet wurden. Allerdings, die Nationalversammlung war durch ihre Beschlüsse der Aufgabe näher gerückt, eine Monarchie ohne König, oder einen König, den man auch weglassen kann, zu schaffen. Keinen Dorfschulzen hatte er zu ernennen, keinen Friedensrichter in seiner Thätigkeit zu überwachen, keinen Amtsschreiber wegen Pflichtverletzung zu beseitigen. Die Activbürger oder deren Vertreter waren die Geschworenen und wählten die Richter, wie sie die Waffen trugen und die Verwaltungsbeamten ernannten. Dieselbe Partei, die den Bezirksdirector erkor, bezeichnete auch den Bezirksrichter, den einen auf zwei, den anderen auf sechs Jahre, den einen von ihren Parteiinteressen ebenso durchdrungen oder ebenso abhängig, den einen ebenso sehr wie den anderen von aller Würde und Selbstständigkeit entblößt. Dieser einzige Umstand stellte den ganzen Fortschritt der Reform in Frage. Es ist kein Zweifel: die alten Parlamente waren innerlich faul, herrschsüchtig und eigennützig, aber sie waren wenigstens unabhängig und im vollen Sinne des Wortes souveräne Höfe. Frankreich sollte bald erleben, daß seine neuen Richter vor jedem souveränen Volkshaufen ihr Angesicht verbargen, und die Nichtigkeit der neuen Verwaltungsbehörden in vollem Maße theilten.

So waren die Hoffnungen zerronnen und in ihr Gegentheil umgeschlagen, mit welchen die einsichtigen Freunde der Freiheit, und unter ihnen am Wärmsten Mirabeau, den Sturz des alten Staates begrüßt hatten. Wir werden später sehen, wie sein unermüdlich arbeitender Geist unter aller Zerrüttung neue Wege der Herstellung suchte: im Augenblicke mochte kaum ein anderer Umstand ihn tiefer verwunden, als daß bei der Vernichtung seines ganzen übrigen Systemes ein einziges Glied desselben erhalten blieb, gerade dasjenige, welches nur in Verbindung mit allen Uebrigen heilsam, für sich allein aber schlechthin zerstörend wirken mußte, das Decret über die geistlichen Güter. Dies bestand fort, und hätte einer der zahlreichen Feinde des Clerus es vergessen wollen, so sorgte die Finanznoth hinreichend dafür, es im Gedächtnisse zu halten.

Denn Necker kam nicht von der Stelle. Er blieb in seinen alten Wegen, ohne das Geringste für deren nöthigste Voraussetzung, die Herstellung der Ordnung zu thun. Er begnügte sich, die Versammlung mit Mahnungen zur Sanftmuth und Eintracht zu ermüden, statt sie durch schöpferische Gedanken an sich zu ketten. Sein einziges Mittel war und blieb die Discontocasse. Als deren Quellen zu versiegen drohten, beantragte er, ihren Credit durch eine Bürgschaft des Staates zu heben und sie zur Nationalbank zu machen; dann werde sie im Stande sein, neues Papier auszugeben und dem Staate darzuleihen. Da jedoch der Staat noch weniger Credit als die Casse hatte, so war diese Combination entweder hoffnungslos oder betrügerisch, und bei Weitem nicht stark genug, um durch ihre finanziellen Aussichten den Sturm von den Kirchengütern abzulenken. Dieser war vielmehr von Tage zu Tage stärker geworden. Der Drang, einen mächtigen Triumph der Aufklärung und zugleich die reale Sicherheit für das ersehnte Papiergeld zu erringen, ging gerade auf sein Ziel los. Am 18. November berichtete in diesem Sinne für den Finanzausschuß Montesquiou über die Lage des Schatzes, ein Edelmann, wie sich ihrer Viele in dem Reichstage zusammen fanden, von leichter Bildung und glänzenden Formen, kein Tugendspiegel und

kein großer Verbrecher, revolutionär aus Ehrgeiz, aristokratisch in seinem Geschmacke, zu oberflächlicher Behandlung aller Geschäfte gleich geschickt. Sein Bericht war das Musterstück einer selbstgefälligen Leichtfertigkeit, kündigte in einem Athem 950 statt 600 Mill. fälliger Schulden und 33 Mill. jährlichen Ueberschusses in den Einnahmen an, hatte nichts gegen ein neues Anleihen bei der Discontocasse einzuwenden, forderte aber von dem Clerus die Summe von 400 Millionen. Necker vermochte nur einige Nebenpunkte abzuhandeln, und am 19. December wurde der Verkauf von geistlichen Gütern bis zu diesem Betrage decretirt. Es sollte daraus eine besondere Casse gebildet, und auf dieselbe die Forderung der Discontocasse angewiesen werden. Zu der Vollziehung des Beschlusses geschahen sofort die vorbereitenden Schritte.

Es kam darauf an, aus der Gesammtheit des kirchlichen Besitzes eine Masse von 400 Mill. auszusondern, die sich am bequemsten zur sofortigen Versteigerung eignete. Der kirchliche Ausschuß der Versammlung verfolgte dies Geschäft, während Necker sich mit dem Discontopapier und den patriotischen Gaben fristete, die Staatsgläubiger hinhielt, die Pensionszahlungen aussetzte, fällige Anticipationen erneuerte. Seine Noth war noch immer im Wachsen, denn jetzt wurden die neuen Gemeinde- und bald die Bezirksbehörden eingerichtet, deren erstes Auftreten die Unordnung in den Provinzen verdoppelte. Der Ausschuß hatte also Grund, seine Anträge zu beschleunigen, und erklärte am 6. Februar, das Nächste, nicht bloß Unbedenkliche, sondern Vortheilhafte und Rühmliche, sei die Aufhebung der Klöster. An die sonstigen Kirchengüter, setzte er hinzu, dürfe man nicht rühren, bis die Bedürfnisse des Gottesdienstes, der durch sie dotirt sei, nach einem allgemeinen Plane eine umfassende Umgestaltung erfahren hätten. Diese Erörterung war nicht gerade beruhigend für den Clerus, da sie nicht bloß Einziehung der Güter, sondern Reform der Kirche in Aussicht stellte. Allein seine erste Einwendung rief einen heftigen Sturm hervor. Alle Abneigung gegen die Kirche gipfelte in der zornigen Verachtung des Klosterwesens. Die Phantasie des Volkes war im höchsten Schwunge. Das Geheimniß der Klostermauern

schien nichts als Tyrannei, unterdrückte Schmerzen, faule Schlemmerei und Verbrechen jeder Art zu umschließen. Die lebenslängliche Einsperrung eines Menschen, hieß es auf der Tribüne, ist widernatürlich, auf dem befreiten Boden Frankreichs darf eine solche Entweihung der Menschenwürde nicht länger geduldet werden. Der Clerus rief über Gotteslästerung, der Bischof von Nancy stellte die Frage, ob die Versammlung den katholischen Glauben noch für die Staatsreligion Frankreichs halte. Aber nur ein höhnisches Murren antwortete ihm. Sein Antrag wurde als formwidrig beseitigt, und laut dem Ausschußberichte beschlossen, die Klöster aufzuheben und die Güter zu veräußern. Eine jährliche Pension für die 20,000 Klosterleute, zusammen etwa 16 Mill., hoffte man leicht bei dem Geschäfte zu gewinnen.

Dies war nun recht schön für die Zukunft, und je sicherer das Endergebniß schien, desto weniger begriff man, warum Necker es nicht gleich für die Gegenwart benutzen und Anweisungen darauf ausstellen wollte. Er sah wohl, in welche Bahnen man mit leichtsinnigem Uebermuthe hineinschritt. Griff man zu dem bequemen Mittel des Papiergeldes, ohne durch gründliche Herstellung die Sicherheit des Staatshaushaltes befestigt zu haben, so mußte auch die größte Emission bald verbraucht und das Bedürfniß einer stärkeren Wiederholung vorhanden sein: es war gewiß, daß man Frankreich rasch mit immer werthloseren Massen von Assignaten überschwemmen und die ganze Nation in den Bankerott des Staates verwickeln würde. Es war außerdem aber noch sehr zweifelhaft, ob bei der Confiscation der kirchlichen Güter ein endlicher Gewinn zu hoffen wäre, da der Staat in diesem Falle offenbar die Kosten des kirchlichen Institutes übernehmen mußte. Die Eifrigen rechneten nun, daß die Güter bisher an 70 Mill. getragen, in Frankreich aber Grundstücke sich in der Regel um den 33fachen Betrag ihrer Rente verkauften, die Veräußerung lasse hier also den Betrag von 2300 Mill. erwarten. Kaufe man für diese Summe sechs- bis siebenprocentige Staatspapiere zurück, so befreie man den Staat dadurch von wenigstens 150 Millionen jährlicher Zinsen, so daß der Vortheil höchst beträchtlich bleibe, auch wenn man

der Kirche eine sehr glänzende Ausstattung, etwa von 100 Mill. zuwende. Unglücklicher Weise litt diese Rechnung an bedenklichen Fehlern. Einmal waren unter den 70 Mill. Gütereinnahme 20 begriffen, welche theils dem Malteserorden, theils Schulen und Hospitälern gehörten, die nach aller Welt Ansicht ihr Gut behalten sollten. Sodann war ein großer Theil der übrigen 50 Mill. nicht die Rente von Landgütern, sondern von städtischen Grundstücken, Staatspapieren, Privatforderungen, die Annahme des 33fachen Capitalwerthes war also jedenfalls zu hoch, und da bei einem solchen Massenverkauf der Preis durch die Menge des Angebotes ohnehin fallen mußte, so war aller Grund, höchstens den 25fachen Werth der Rente, mithin 1250 Mill., als Erlös vorauszusetzen. Damit aber ließ sich der Staat höchstens von 80 Mill. jährlicher Zinsen befreien: der Gewinn bei dem colossalen Geschäfte fing erst an, wenn man die Kosten der Kirche unter diesen Betrag herabdrückte. Man konnte sich nun leicht sagen, daß eine Beschränkung von so großem Maßstab kaum möglich sein würde, ohne an den inneren Bestand der Kirche zu rühren, und so ein geistliches Schisma allen weltlichen Wirren hinzuzufügen. Aber weit entfernt, hierin einen Uebelstand zu erblicken, fand die Linke darin nur eine weitere Segnung der Revolution und kündigte ihre Absicht aller Orten mit ungeduldiger Hitze an.

Necker hatte politische und ökonomische Erfahrung genug, um diese Folgen der beantragten Maßregeln zu überblicken, und machte noch einen letzten Versuch, ihr Hereinbrechen anzuwenden. Er meldete am 6. März, daß er für den Lauf des Jahres etwa 250 Mill.[1]) außer den ordentlichen Einkünften bedürfen würde, indessen fast den ganzen Betrag durch verschiedene Mittel, als außerordentliche Einnahmen, neue Anticipationen, Verzögerung von Zahlungen, endlich ein letztes Anleihen bei der Discontocasse, zu decken im Stande wäre. Allerdings waren mehrere Posten seiner Hülfsquellen äußerst zweifelhaft, wie er denn selbst schon nach drei Tagen genöthigt war, den Betrag der vorgeschlagenen Anleihe von 30

[1]) Er sagt 294, hat aber auf der anderen Seite einen Cassenbestand von 38 Mill.

auf 60 Mill. zu erhöhen; andererseits redete er nur von den laufenden Ausgaben und den fälligen Anticipationen, ohne der rückständigen Renten und Schuldcapitalien Erwähnung zu thun. Indeß waren es nicht diese Schwächen, an denen sein Entwurf scheiterte: wir wissen bereits hinlänglich, daß es sonst der Nationalversammlung ebenso wie dem Minister auf eine Handvoll Ziffern mehr oder weniger nicht ankam. Andere Gründe entschieden dieses Mal, daß er nicht mehr dieselbe Gunst wie im December für seine Operationen mit der Discontocasse antraf. Vor allem war sowohl in der Versammlung als in Paris die Ungeduld auf das Höchste gestiegen, gegen die Kirche den entscheidenden Schlag zu führen, und sich in den materiellen Besitz ihres Vermögens zu setzen. Sodann wirkte ein besonderer Antrieb in der Hauptstadt, der zu charakteristisch für den ganzen Zustand ist, als daß er unerwähnt bleiben dürfte.

Die Stadt Paris war in gleicher Geldnoth wie der Staat. Ihre Einnahmen kamen ebenso stockend und unregelmäßig, auch bei ihr mußte die Discontocasse die Kosten aller Verwaltungszweige ohne Ausnahme vorschießen, und nachdem es geschehen war, noch 2½ Mill. Livres in baarem Gelde monatlich dazu verheißen. Unter diesen Umständen erschien es vollends dem Gemeinderath als das höchste Glück, daß der 6. October ihn zum wahren Inhaber aller Gewalt und Herrschaft im Reiche gemacht hatte. Wenn die Proletarier nichts zu essen haben, so machen sie Revolution; da der Staat keine neue Revolutionen wünscht, so muß er den Proletariern Nahrung schaffen: mit diesem bündigen Schlusse erpreßte man in den beiden ersten Wintermonaten von Necker 17 Mill. für Getreideankäufe, und monatlich 360,000 Livres — bedeutend mehr als in früheren Zeiten das ganze Monatbudget der Stadt betragen hatte — für die Besoldung der Arbeiter in den öffentlichen Werkstätten, die seit dem 6. October wieder in voller Thätigkeit waren. Die königliche Civilliste wurde nicht weniger als die Staatscasse in Anspruch genommen: es ist nicht übertrieben, wenn man den Verzehr des Pariser Volkes aus dem Vermögen der Nation auf mehrere Millionen monatlich in dieser Zeit berechnet.

Allein auch hier war mit allen Mitteln der durch Anarchie und Unordnung klaffende Schlund nicht zu füllen. Es war, als wenn jede Zahlung neue Bedürfnisse hervorriefe. So konnte der eigentliche Souverain des Staates, die Commune Paris, unmöglich eine Frage, volksthümlich und hoffnungsreich wie jene der kirchlichen Güter, vorübergehen lassen, ohne für den revolutionären Fortschritt zu wirken, und zugleich sich selbst einen besonderen Vortheil bei der Operation zuzuwenden. Es erschien also am 10. März der Maire der Hauptstadt an der Barre, um die Mißlichkeit des Staatscredites zu schildern, die Nothwendigkeit eines raschen Güterverkaufes im Großen hervorzuheben, und die bereitwillige Hülfe der Commune bei diesem Verfahren zuzusagen. Paris habe seine Klostergüter in dem Werthe von 150 Mill. befunden, es sei bereit, sie sämmtlich zu übernehmen, weiter zu verkaufen, und für Mühe nnd Gefahren dieses Geschäftes sich mit einem Viertel des Erlöses zu begnügen. Es wäre eine Provision von nahe an 40 Mill. gewesen: die Stadt wolle dafür, setzte Bailly hinzu, der Versammlung einen schönen Palast bauen. Dies war denn doch der sonst gegen Paris so gefügen Versammlung zu viel, es kam zu solchen Erläuterungen, daß Bailly ein Mißverständniß erklärte, und auf 16 Mill. herabging. Hierauf war nicht länger zu widerstehen. Es wurde am 17. März beschlossen, geistliche Güter für 400 Mill. an die Municipalitäten des Reiches nach deren Angebot zu überlassen, diese würden den Einzelnverkauf besorgen und ein Sechszehntel des reinen Ertrages für sich behalten.

So war für Paris immer noch ein sehr stattlicher Gewinn erlangt, für die wirkliche Einziehung aber der Kirchengüter das Eis gebrochen. Man kam jetzt nach allen Seiten rasch vorwärts. Vor Allem wurde die unmittelbare Ausgabe von Papiergeld durch den Staat im Betrage von 400 Mill. beantragt: diese Assignaten sollten bei dem Einzelnverkaufe der Kirchengüter als Kaufgeld angenommen werden, bis dahin aber Münzcours in allen Geschäften haben. Der Finanzminister würde mit den 400 Mill. seine Schuld an die Discontocasse (170 Mill.), die im Laufe des Jahres fälligen Anticipationen (158 Mill.), endlich die Hälfte der rückstän-

digen Renten (81 Mill.) decken. So weit hätte man sich trösten können, daß der größte Theil dieser Opfer noch durch das alte Regime verursacht, und bei der Beseitigung der Discontoscheine die Masse des Papiergeldes nicht beträchtlich vermehrt sei.

Leider aber war jetzt schon gewiß, daß die 400 Mill. nur ein erster Anhaltepunkt sein würden. Denn nach ihrer Verwendung hatte man noch die alten Schulden der einzelnen Ministerien (120 Mill.), die zweite Hälfte der rückständigen Renten, und 72 Mill. fälliger Schuldcapitalien, zusammen also 273 Mill. aus der alten Zeit, auf dem Nacken, und der Ausschuß selbst kündigte an, es müsse auf deren Tilgung sofort Bedacht genommen werden. Man gab, den Profit für die Städte eingerechnet, mit den 400 Mill. ungefähr ein Drittel der geistlichen Güter fort, es wurde dringend, für den Gehalt und die Schulden des Clerus zu sorgen, und der Berichterstatter wies auf die Nothwendigkeit mit Nachdruck hin, der kirchlichen Hierarchie eine neue Ordnung zu geben. Endlich erörterte zwar der Finanzausschuß dem Minister, wenn die Assignaten ihn von 140 Mill. Anticipationen befreiten, so würde er am Ende des Jahres 10 Mill. Ueberschuß behalten; es gehörte aber nicht viel zu der Erkenntniß, daß bei diesem Anschlag auf das Beitreiben von etwa 50 Mill. höchst unsicherer Einnahmen und auf eine maßlose Beschränkung höchst nöthiger Ausgaben gerechnet war. Nach alle diesem verstand es sich schon von selbst, daß man bei 400 Mill. Güterverkauf und Assignaten nicht stehen bleiben würde.

So stellte denn gleich neben den Antrag des Finanzausschusses das kirchliche Comité den seinigen. Alle Kirchengüter sollen den bisherigen Besitzern entzogen und unter die Verwaltung weltlicher Behörden gestellt werden. Die Nation übernimmt die Schulden des Clerus (149 Mill.) und bestreitet die Kosten der Kirche aus den Steuern. Für's Erste bleiben die bisherigen kirchlichen Würdenträger, erleiden aber so viel Abzüge, daß die Kirche statt 170 nur noch 133 Mill. kostet. Da dies noch immer viel zu hoch wäre, so wird für die Zukunft eine ganz neue Einrichtung der Kirche gemacht, um mit 65 Mill. auskommen zu können. Die bisherigen

Diöcesen werden aufgehoben, jedes Departemen bildet ein Bisthum, jede halbe Quadratlinie eine Pfarrei, die Pfarrer werden besser als bisher besoldet.

Die Wichtigkeit der Krisis, in welche Frankreich durch diese Anträge eintrat, war Niemand verborgen. Der Clerus bot alle Waffen auf. Seine angesehensten Vertreter richteten eindringliche Mahnungen an den Rechtssinn, die ökonomischen Interessen, die politische Klugheit, das religiöse Gefühl der Versammlung. Der Erzbischof von Aix, einst der Führer des Clerus zur Vereinigung mit dem dritten Stande, und darauf der gefeierte Präsident des Reichstages in dem Siegesjubel des 14. Juli, bot 400 Mill. als freiwilliges Opfer der Geistlichkeit, hypothecirt auf ihre Güter, von ihr selbst verzinset und durch allmälige Verkäufe abzutragen. Cazalès entwickelte in vortrefflicher Rede die stete Unsicherheit der auf rechtlosem Raube beruhenden Assignaten, die Schwäche des Ministeriums, die das Aufkommen irgend eines Credites unmöglich mache, die Schwankungen eines unendlich anschwellenden Papiergeldes, durch die jeder Einzelne, der Arme und der Reiche, in den öffentlichen Bankerott hineingerissen, und die Massen des Volkes von jeder Börsenbewegung zu Insurrectionen des Hungers und der Verzweifelung getrieben würden. Wie groß ist die Thorheit dieser Capitalisten, rief er, die in der Hoffnung auf die ersten Speculationen in dem neuen Papier Euch mit solcher Hast vorwärts drängen! Sehen sie nicht, daß alle Arten des Eigenthums tödliche Verletzung erleiden, sobald eine einzige vernichtet wird?

Die Mehrheit aber war unerschütterlich geschlossen. Sie standen fest auf den bisher errungenen Vortheilen. Seit dem 27. Juni gab es keinen besonderen Stand des Clerus mehr: wie hätte er noch 400 Mill. bieten können? Seit dem 2. November war das Kirchengut zur Verfügung der Nation gestellt: welches Mitglied der Versammlung durfte jetzt Rechtseinspruch erheben, wenn die Nation die Verfügung vollzog? Die Finanznoth drängte, der Gewinn manches Einzelnen lockte vorwärts, die Commune Paris gedachte die einmal ergriffene Beute nicht loszulassen. Den Meisten schien das Schicksal der ganzen Revolution in Frage gestellt, wenn

ein Stand in seinem unabhängigen Reichthum blieb, den sie für den geborenen Feind aller Aufklärung und aller Reformen hielten: sie sahen nicht die Möglichkeit, die Aristokratie aus der Verfassung zu tilgen, wenn die alte aristokratische Kirche ihr Dasein errettete: dagegen hofften sie durch die Assignaten das ganze französische Volk in allen Besitzverhältnissen an das Schicksal der Revolution zu ketten. Was könnte denn die Religion einwenden, wenn der Staat den Dienst des Altares besser als jemals besolde, und nur den fürstlichen Prunk aus einer Kirche entferne, deren Stifter die apostolische Armuth zum Sprichwort gemacht? Jetzt aber sei pfäffische Habsucht, geistlicher Dünkel und mönchische Unfläthigkeit im Munde des Volkes, und gegen diese gesunkene Corporation mit scharfen Mitteln zu verfahren, sei die Pflicht einer freigewordenen Nation, selbst wenn sie eben so viel Opfer koste, wie sie in Wahrheit Segen verheiße.

Je länger die Verhandlung andauerte, desto entschiedener zeigte sich die Stimmung. Ich rede nichts weiter, sagte ein Abt, Alles ist in engeren Kreisen schon fertig beschlossen. Da erhob sich eine ehrliche Seele, der ebenso fromme als demokratische Karthäuser Gerles; das sei eine Verläumdung, die von der Versammlung widerlegt werden müsse, er beantrage also eine Erklärung, daß die katholische Religion die Religion des französischen Volkes sei. Eine stürmische Verhandlung folgte. Links rief man, die Thatsache sei unzweifelhaft, wozu sie förmlich decretiren, wenn man damit nicht ein Signal zu neuen Ketzerverfolgungen geben wolle? Der Clerus fragte zurück, wenn die Thatsache anerkannt sei, ob die Weigerung sie auszusprechen nicht bitteren Haß gegen die Religion verrathe? So flog in der Versammlung Schimpf und Schmähung von einer Seite zur anderen; von den Tribünen wurde gerufen, fort mit den Kutten, fort mit den Pfaffen. Draußen drängte sich das Volk, und drohte, die Adelichen und Cleriker sämmtlich aus der Versammlung zu werfen. Sie seien, hieß es, nicht vom Volke gewählt, und nur die Vertreter aufgehobener Stände, mithin beruflose Eindringlinge, und wenn sie schlecht stimmten, nicht unverletzlich wie die ächten Deputirten. Am Schlusse

der Sitzung mußte die Nationalgarde mehrere Abgeordnete gegen die Angriffe des Pöbels schützen.

Die Versammlung beschloß am 14. und 17. April die Besoldung der Geistlichen und des Gottesdienstes, die Einziehung alles Kirchengutes, die Veräußerung von 400 Millionen, die Anfertigung eines gleichen Betrages von Assignaten.

Zweites Buch.

Erste Einwirkung der Revolution auf Europa.

Erstes Capitel.

Allgemeine Lage Mitteleuropa's.

Während das erste Revolutionsjahr den französischen Staat in seinen Grundfesten erschütterte, nahm eine so gewaltige Erscheinung zwar die Aufmerksamkeit des Auslandes lebhaft genug in Anspruch, die thätige Sorge aber der Staatsmänner war in sehr untergeordnetem Maße auf Paris gerichtet. Die Politik des übrigen Europa bewegte sich vielmehr fast ausschließlich um eine andere Revolution, welche damals mit beinahe gleicher Gewaltsamkeit und in vielfach verwandter Richtung mit der französischen, aber von einem gekrönten Haupte, und zwar dem Kaiser des heiligen römischen Reiches versucht wurde, mit einem Worte, um die Bestrebungen Oestreichs unter Joseph II. Diese Verhältnisse haben so durchgreifenden Einfluß auf die Geschichte Europa's in dem uns beschäftigenden Zeitraume gehabt, daß wir ihnen eine nähere Betrachtung zuwenden, und deshalb zu ihrem Verständnisse etwas weiter ausholen müssen.

Das Haus Habsburg erhielt seine europäische Stellung durch Kaiser Carl V. Früher hatten seine Fürsten sich gehalten wie die meisten deutschen Landesherren, vornehmlich auf ihr Hausinteresse bedacht, nicht eben mit Aufopferung für die Wohlfahrt des Reiches thätig, immer aber auf deutsche Gesichtskreise angewiesen, und nicht in dem Falle, fremdländische Beziehungen gegen die heimischen zu bevorzugen. Im fünfzehnten Jahrhundert aber änderte sich dies Verhältniß. Erbschaft und Heirath brachte dem Hause Habsburg rasch nach einander die Anwartschaft auf das magyarisch-slavische Ungarn, auf das halb französische Burgund und Nieder-

land, endlich auf Spanien, halb Italien und die unabsehbaren indischen Entdeckungen. Im Besitze so vieler über den halben Globus zerstreuter Herrschaften, gerüstet mit Ansprüchen und Aussichten von wenigstens gleichem Belange, gewann Carl V. die Kaiserkrone des römischen Reiches, und damit den uralten Titel auf die Beherrschung des Erdkreises nach der antiken, oder der Christenheit nach der mittelalterlichen Vorstellung. So reichte seine Stellung weit über die eines nationalen Hauptes hinaus, das Interesse der Person und der Dynastie fiel mit der Aufgabe der Universalherrschaft zusammen. Wie er persönlich mehreren seiner Völker und eigentlich keinem angehörte — er war Deutscher von der Vaters-, Spanier von der Mutterseite, nach Erziehung aber und Denkweise Burgunder — so war ihr nationales Gedeihen auch nicht das Ziel seines Lebens, sondern nur ein untergeordnetes Mittel zu dem Zwecke, Habsburg's Herrschaft über den Osten und Westen zu verbreiten. Manches Mal hat er in diesem Ehrgeize auch mit dem Papste gehadert, und ihn abwechselnd durch kriegerische und kirchliche Mittel zum Gehorsam gedrängt. Es war dies aber nicht augenblickliche Sympathie für religiöse Freiheit oder für die Selbstständigkeit des Staates von der Kirche, sondern es war wie bei den Kämpfen des Mittelalters nur die Frage, wem von den beiden Machthabern in dem großen Gottesreiche der Christenheit die erste Stelle zukomme. Sobald der Papst dem Kaiser die Kirche unterwürfig zeigte, war der Kaiser bereit, der Kirche die Welt zu unterwerfen.

Diese Bestrebungen bilden einen der glänzendsten Punkte in der Geschichte unseres Welttheiles; ohne Frage geben sie Zeugniß von ungemeinem Geiste, schöpferischer Phantasie, unermüdlichem Willen. Aber die Natur, welche die Eigenartigkeit der Nationen eingesetzt, will nicht, daß ihre Schöpfung als dienendes Mittel menschlichen Ehrgeizes mißbraucht werde: es ist das Schicksal so ausschweifender Entwürfe, daß sie sich selbst untergraben, indem sie die Quellen ihrer Macht ersticken. Alle Nationen, denen Carl V. gebot, erlebten es der Reihe nach, daß seine dynastische Weltstellung ihrem Gedeihen schadete, am frühesten aber und

tiefsten hatte es Deutschland zu empfinden. In religiöser Beziehung bedarf dies gar keiner Erörterung, aber auch in politischer tritt es auf das Grellste zu Tage. Im Osten hatten die mit deutschem Blute geführten Türkenkriege für ihn selbst ein geringes, für das Reich aber gar kein Ergebniß; im Süden kamen die italienischen Eroberungen nicht Deutschland, sondern Spanien zu Gute; im Westen, wo er die Niederlande beinahe jeder Einwirkung der Reichsbehörden entzog, genehmigte er, um ihnen einen befreundeten Nachbar zu geben, die Erklärung des Herzogs von Lothringen, daß er nicht unter der Hoheit des Reiches stehe. Dem Allen entsprach es, daß Carl endlich die deutschen Protestanten mit spanischen, italienischen, ungarischen Truppen niederwarf: so entsprang deren erneuete Erhebung unter Churfürst Moritz nicht bloß aus religiösem Freiheitsdrange, sondern gleich sehr aus dem Zorne, mit dem die ganze Nation, trotz aller Reichsgesetze, den Franzosen Granvella und den Spanier Alba im Reiche schalten und entscheiden sah.

Der Gedanke der habsburgischen Weltherrschaft wurde natürlich geschwächt, als Carl seine reiche Erbschaft theilte, Spanien, Indien und Neapel, sowie die alten Reichslande Mailand und Niederland seinem Sohne, die deutschen und ungarischen Provinzen aber seinem Bruder Ferdinand, dem Nachfolger in der Kaiserwürde, überließ. Dieser, und mehr noch dessen Sohn Maximilian, näherten sich darauf den deutschen Interessen wieder: allein das Gesammtgefühl der Familie blieb doch immer lebendig, und bald entschieden die verhängnißvollen Religionswirren nochmals den völligen Sieg der feudal-dynastischen Anschauung. Es gab damals in Deutschland sowohl auf der katholischen wie auf der protestantischen Seite eine gemäßigte und eine heftige Partei: wer irgend noch Sinn für Reich und Vaterland hatte, mußte die Verbindung der beiden mittleren Fractionen unter gegenseitiger Anerkennung des religiösen Glaubens wünschen, und eben dahin hatte auch die Politik der eben genannten Kaiser gezielt. Nun ist es gewiß, daß auf beiden Seiten gesündiget wurde, und die protestantischen Radicalen zur Zerstörung jener Aussicht reichlich das Ihrige thaten:

nicht minder deutlich liegt aber auch die ebenso alte und wilde Verfolgungssucht der katholischen Eiferer zu Tage, und eben diese Partei hatte keinen andächtigeren und heißeren Anhänger als den künftigen Kaiser Ferdinand II. Hier trat denn die nationale Gesinnung eben so wie bei Carl V. gegen die Gedanken der Familie und der katholischen Weltherrschaft zurück. Noch als Erzherzog bot er dem spanischen Vetter die schwäbischen Lande seines Hauses an, um ihm zu einer zusammenhängenden Herrschaft von Mailand bis Brüssel zu verhelfen: als Kaiser aber begann er den dreißigjährigen Krieg durch ein umfassendes Bündniß mit Polen, Italien und Spanien, worauf dann die Protestanten durch Anrufen der Dänen, Schweden und Franzosen antworteten. Ein Menschenalter hindurch kam das Dasein des deutschen Namens in Frage.

Der Ausgang war eine vollkommene Niederlage der habsburgischen Ansprüche. Der westfälische Frieden erkannte die Gleichberechtigung der protestantischen Kirchen und die Souveränität der deutschen Fürsten an. Damit war einerseits die mittelalterliche Kirchenherrschaft zu Ende, weil sie der Alleinberechtigung zu ihrem Bestehen bedurft hätte. Andererseits aber hatte das feudale Kaiserthum die Herrschaft im Reiche verloren, weil die Leitung der deutschen Nation seinem Ehrgeize nicht hatte genügen können. Auch das Haus Habsburg mußte andere Wege für seine Politik aufsuchen. Freilich klangen wohl mehrmals Erinnerungen der früheren Pläne an, und noch im Jahre 1725 schloß man zur Beförderung eines Familienwunsches mit Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß gegen die Türken und die Protestanten. Allein so eifrig katholisch man blieb, so wenig deutsche Gesichtspunkte man faßte, so mußte man doch nach den Umständen sich bequemen, den Drang auf Weltherrschaft mit engeren Wünschen zu vertauschen. Es begann die Zeit der specifisch östreichischen Politik.

Vor dem dreißigjährigen Kriege war der Länderkreis der deutschen Habsburger ziemlich unbedeutend gewesen. Der größte Theil von Ungarn war in türkischen, Tyrol in den Händen einer Nebenlinie, in den anderen Provinzen die Selbstständigkeit des Adels viel stärker als die Hoheit der Erzherzoge. Durchgängig

waren die Edelleute eifrige Protestanten, so daß mit dem gewaltsamen Sieg des katholischen Glaubens zugleich auch eine monarchische Gewalt erst erschaffen wurde. Zum ersten Male sah sich seit 1621 in diesen Gegenden die Krone in einer wahrhaft übermächtigen Stellung. Dieses Streben wurde seit 1648 eifrig fortgesetzt. Jetzt erst verloren die Tyroler Landstände ihre wichtigsten Rechte, vor Allem aber gelang es mit kurzer polnischer und nachhaltiger deutscher Hülfe, die Türken aus Ungarn zu verdrängen, und zugleich unter furchtbarem Blutvergießen die nationalen Freiheiten der Magyaren zu brechen Die Monarchie errang durch diese Siege zunächst ein sehr vergrößertes Territorium, das sie ungefähr mit Frankreich auf eine Linie stellte: sie errang im Inneren die Kraft, so viele Steuern und Soldaten beizutreiben, als sie nöthig hatte, um ihr Heer nach ihren Wünschen zu vergrößern, sodann ihre Beamten und Truppen ohne Unterschied der Nation als kaiserliche Diener durch ihre Lande zu vertheilen. So konnte sie der Unterwerfung im Inneren und verwendbarer Stärke nach Außen sicher sein.

Hiebei aber blieb sie stehen. Wie sie zu keiner ihrer Provinzen ein nationales und folglich zu keiner ein warmes und natürliches Verhältniß hatte, wie sie alle nur dem höheren Zwecke der Habsburger Familienmacht als unselbstständige Mittel dienten, dachte die Regierung nicht daran, ihre Macht im Inneren zur Beförderung des Gesammtwohles und zur Schöpfung einer gemeinnützigen Verwaltung zu gebrauchen. Der Adel hatte nicht mehr die Kraft, sich den Geld- und Recrutenforderungen der Krone zu widersetzen, aber er behielt nach wie vor die Steuerfreiheit der eigenen Güter, die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt über die Bauern, die Menge der gutsherrlichen Rechte, welche oft genug den Bauern zum Leibeigenen herabdrückten und die Landwirthschaft überall in traurigen Fesseln hielten. Von Industrie war wenig Rede, das Handwerk wurde überall zunftmäßig betrieben. Auf die inneren Verhältnisse der Gemeinden und Provinzen übten die Beamten des Staates keinen Einfluß, die einmal Berechtigten hatten freie Hand, ihre Interessen nach unten mit rücksichtsloser

Selbstsucht zu verfolgen. Die erste Stelle aber in dieser Aristokratie nahm nach ihrem Reichthum und ihrer inneren Geschlossenheit die Kirche ein: dabei hob sie sich vor allen anderen hervor durch die Wichtigkeit, welche sie für die Einheit der sonst so locker zusammengefügten Reichstheile hatte.

In den modernen Staaten bindet vor Allem Gleichheit der Sprache, der Bildung, der Interessen die Provinzen zusammen; diese Momente erhalten ihren politischen Ausdruck in den Organen der Rechtspflege und des Unterrichts, der Verwaltung und der Volksvertretung, durch welche die Staatseinheit unaufhörlich auf alle Punkte des Territoriums einwirkt. Die bewaffnete Macht erscheint nur im Hintergrunde und wird erst bei offenbaren Störungen wirksam. Von jenen friedlichen und bleibenden Mitteln aber besaß das damalige Oestreich nichts, es hatte zur Geltendmachung der Centralgewalt nur die bewaffnete Macht des Heeres, und war also dringend angewiesen, diesem eine ruhigere und eindringlichere Ergänzung hinzuzufügen. Ganz von selbst bot sich dazu die Kirche dar, deren Kriege unter Ferdinand II. die Monarchie eigentlich gegründet hatten. Sie knüpfte die gute Gesinnung des Adels an die Regierung, denn man muß es nicht vergessen, ein höchst beträchtlicher Theil der adelichen Güter war im dreißigjährigen Kriege an neue Besitzer eben wegen ihres guten Katholicismus gelangt. Sie lehrte der Jugend in allen Zungen des Reiches den Gehorsam gegen das Haus Habsburg, und empfing dafür von der Krone den Alleinbesitz alles Unterrichtswesens. Sie bildete, trotz der Gegenstrebung aller Nationalitäten, eine Art von öffentlicher Meinung zu Gunsten der Reichseinheit, dafür hinderte die Krone jedes Aufkommen aller nicht katholischen Denkweise in den Schulen, der Literatur, der Religion. Oestreich blieb also auch nach 1648 gut katholisch, nicht bloß in dem Sinne, daß seine Fürsten überall persönliche Andacht bewährt, die Seelsorge der katholischen Geistlichen befördert, die Anstalten der Kirche mit kräftiger Unterstützung gepflegt hätten, sondern daß der Staat seine eigene Politik nach kirchlichen Gesichtspunkten einrichtete, die Kirche zu politischen Zwecken verwandte und jede fremde Regung

auf allen anderen Lebensgebieten vernichtete. Es handelte sich also hier um viel mehr als einen confessionellen Gegensatz, es handelte sich um die tiefsten und umfassendsten Unterscheidungspunkte des mittelalterlichen und neueren Bewußtseins. Oestreich war seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat oder Staatenverband.

Die Folgen dieses Zustandes traten besonders scharf in seinem Verhältnisse zu Deutschland hervor.

Zunächst ergab sich eine völlige Trennung der geistigen Beziehungen zwischen dem Körper des Reiches und seiner mächtigen Ostmark. Es war die Zeit, in welcher Deutschland sein geistiges Erwachen in dem modernen Europa feierte, den Grund seiner heutigen Wissenschaft in allen Zweigen, Geschichte und Statistik, Chemie und Geologie, Jurisprudenz und Philosophie legte, und durch seine schöne Literatur den Adel einer vollberechtigten, zugleich humanen und nationalen Bildung gewann. Von all diesen Schöpfungen blieb Oestreich damals unberührt, man hat bemerkt, daß Werther nur in Gestalt eines Praterfeuerwerks den Wiener bekannt wurde. Die literarische Polizei ließ den Samen nicht in das Reich eingehen, die Jesuitenschulen hatten den Boden dafür verdorben. Alle Fortschritte der deutschen Bildung beruhten damals auf dem Grundsatze der Selbstständigkeit des Geistes in Kunst und Wissenschaft, die Erziehung der Jesuiten dagegen, unübertrefflich wo es auf die Heranbildung des Menschen zu einem gegebenen Zwecke ankommt, beginnt gerade mit der Verneinung der individuellen Eigenartigkeit und Selbstbestimmung. Es gab nichts, woran man damals eine östreichische Nation hätte erkennen können, als an ihrer Entfremdung von den Fortschritten des deutschen Geistes.

Wie auf den Culturgebieten, verhielt es sich in den Beziehungen des inneren Staatsrechtes. Die Kaiserwürde, welche fortdauernd von Oestreich behauptet wurde, war nichts anderes mehr, als ein Mittel für die dynastischen Zwecke des Hauses Habsburg. Hatte sie unter Karl V. ihren Gesichtskreis weit über den nationalen Boden hinaus auf die Beherrschung der Welt erstreckt, so war sie jetzt zusammengeschrumpft zu dem Regierungsmittel eines

Staates, der nach seinem Ursprung nur eine Provinz des Reiches hätte sein sollen. Im Grunde kann man von der ganzen damaligen Reichsverfassung nichts Anderes sagen. Was noch davon übrig war, bildete für die lebenskräftigen Triebe der Nation nicht ein Organ, sondern ein Hinderniß. Die Fortschritte des Volkes in Wissenschaft und Kunst, in Ackerbau und Industrie, in Politik und Wehrkraft kamen durchgängig nur in den größeren weltlichen Territorien zum Vorschein, die seit 1648 sich ihrer Souveränität erfreuten und durch die Reste der Reichsverfassung auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt wurden. An den Kaiser und den Reichstag klammerten sich allein die Stände, in denen verkommende Ueberbleibsel des mittelalterlichen Daseins fortlebten, die geistlichen Lande, die kleinen Grafen, die Reichsritter und Reichsstädte. Theils die Kleinheit ihrer Gebiete, theils die Unbrauchbarkeit ihrer Einrichtungen ließ hier weder rege Arbeitskraft, noch politischen Gemeinsinn, noch nationales Selbstgefühl aufkommen. An Allem, was die Nation in jener Zeit Erhebendes und Zukunftreiches leistete, hatten sie wenig mehr Antheil als Oestreich selbst. Hierhin waren sie durch innere Gleichartigkeit, als den natürlichen Schutz und Helfer gewiesen, dafür stellten sie ihre Stimmen auf dem Reichstage ein für alle Male Oestreich zur Verfügung.

Die Reichsverfassung also war innerlich abgestorben, und außer Verhältniß zu der inneren Bewegung der Nation. Nichts würde verkehrter sein, als das Urtheil über den Patriotismus einzelner deutscher Stände nach dem Grade der Hingebung zu beurtheilen, welche sie dieser Verfassung widmeten: es wäre noch irriger, als wenn man die deutschen Staaten, welche 1850 den deutschen Bundestag nicht anerkannten, deshalb für Feinde der deutschen Nation halten wollte. Nur darauf kann die Frage gerichtet sein, welche Territorien im vorigen Jahrhundert die lebendigen Interessen des Reiches nach innen und außen mit Bewußtsein und Thatkraft beschützten: diese waren die ächten Vertreter des Reiches und der Einheit, während die Anhänger der todten Verfassungsformen als die Organe der Schwäche und Spaltung

betrachtet werden müssen. Daß die Verfassung an sich selbst nichts bedeutete, darüber war Oestreich am Meisten außer Zweifel, und sagte sich, sobald das östreichische Hausinteresse es erforderte, unbedenklich von allen Reichsgesetzen los. Als das Haus Habsburg zur Neige ging, und Carl VI. den Besitz der Erblande seiner Tochter zuzuwenden wünschte, wurde ohne Anstand die weibliche Erbfolge decretirt, obgleich das Churland Böhmen nach dem ersten aller Reichsgesetze nicht auf Weiber kommen durfte. Als die Succession eröffnet wurde, war Maria Theresia entschlossen, nie einen nicht östreichischen Kaiser anzuerkennen, obgleich Karl von Bayern nach allen Reichsgesetzen rechtmäßig gewählt war. Also auch auf dieser Seite war die Obhut der Reichsverfassung nur ein Schein, auch hier wußte man, daß sie irgend einem wirklichen und lebendigen Interesse gegenüber nichts bedeute.

Dieselbe Verschiedenheit, die wir in den inneren Verhältnissen zwischen Oestreich und Deutschland beobachteten, fand auch in den auswärtigen Interessen Statt. Nachdem die Türken aus Ungarn und die Schweden aus der Hälfte Pommerns verdrängt waren, gab es für Deutschland damals nur zwei Nachbarn, deren stete Beobachtung eine Lebensfrage für die Nation war, Polen und Franzosen. Dagegen hatte es im Süden nicht das mindeste Interesse gegen Italien, als die Deckung seiner Grenze durch Besitz oder Neutralität der Alpenpässe. Gerade auf Italien aber war seit Jahrhunderten der Blick des Hauses Habsburg ununterbrochen gerichtet. Hier seine Herrschaft zu befestigen und auszudehnen, dahin trieb zugleich die liebste Ueberlieferung der Familie und das politisch-kirchliche Interesse, sich des Papstes und damit des katholischen Clerus zu versichern. Jede andere Rücksicht trat vor dieser höchsten zurück. Es war auf dem östreichischen Standpunkte sehr begreiflich, aber es brachte dem deutschen Reiche darum nicht geringeren Nachtheil. Wie scharf trat dieser Gegensatz bei dem Ende des glorreichen spanischen Erbfolgekrieges hervor, als der Kaiser einen Frieden abwies, welcher dem Reiche Straßburg und den Elsaß zurückgegeben hätte, weil für Oestreich darin nur Neapel und nicht auch Sicilien geboten war. Wie schneidend zeigte

sich dasselbe Verhältniß noch in den letzten Lebensjahren der Habsburger Dynastie 1738 bei dem Wiener Frieden, in welchem der Kaiser, um für das verlorene Neapel wenigstens Toscana zu gewinnen, den Franzosen Lothringen überließ, ohne das Reich, welches er in diesen Krieg hineingezogen hatte, auch nur zu befragen. So behauptete Oestreich den herrschenden Einfluß in Italien: gegen Frankreich selbst aber errang das Kaiserthum in dem ganzen Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden nicht einen nennenswerthen Erfolg. Wie viel mehr war dies also hinsichtlich Polens der Fall, welches in der ganzen Periode der Religionskriege der eifrigste Verbündete von Habsburg-Spanien gewesen, und in der folgenden Zeit den östreichischen Interessen völlig ungefährlich schien.

Allerdings war Polen von seiner früheren Größe tief gesunken, und für den Augenblick auch den Deutschen keine übermächtige Nachbarschaft. Es war das schneidendste Beispiel von der Unzulänglichkeit des Feudalsystemes, denn die feudale Entwickelung seiner Verfassung nach Innen und die feudale Richtung seiner Politik nach Außen hatten allein die Ohnmacht des einst so gewaltigen Volkes herbeigeführt. Im 15. Jahrhundert, wo in dem übrigen Europa die Nationen ohne Ausnahme ihre Einheit in starken Militärmonarchien ausprägten, wo der französische Adel unter die Waffen, der spanische an den Hof seines Königs eilte, wo der englische allen Standesvorrechten entsagte, und einzig im Reichsparlamente nationalen Einfluß zu üben suchte: in dieser Zeit begann der polnische Adel das Streben, die Ungebundenheit der einzelnen Edelleute zum höchsten Gesetze des Staates zu machen. Nach einander beseitigte er die Erblichkeit der Krone, das Gewicht des königlichen Rathes, den Unterschied der Adelsclassen, die politischen Rechte der Städte, die persönliche Freiheit der Bauern. War damit die Reichsversammlung des Adels allmächtig gegen die übrigen Stände, so blieb sie willenlos gegen die Freiheit des einzelnen Adelichen, da die Deputirten auf bindende Aufträge verpflichtet waren, über deren Ausführung sie den Wählern Rechenschaft zu legen hatten, und überdies jeder Edelmann das angeborene Recht besaß, selbst auf dem Reichstage zu erscheinen. Man sieht,

wie nahe von hier aus der letzte Schritt zu dem liberum veto lag, zu der Befugniß des einzelnen Landboten, jeden Reichsschluß durch seinen Widerspruch zu zerreißen. Es war die letzte Folgerung des mittelalterlichen Adelsstaates, die Aufhebung alles Staatswesens, zu der im 14. Jahrhundert alle Reiche Europa's auf dem Wege waren, bis die antiken Gedanken der Nationalität und die Folgen der kirchlichen Reform dazwischen traten.

Diese Adelsrepublik, erfüllt von Tapferkeit, Uebermuth und Glaubenseifer, übernahm im 16. Jahrhundert für den Osten Europa's die Aufgabe, welcher um dieselbe Zeit Philipp von Spanien für den Westen nachstrebte, Beherrschung der Welt im Namen des katholischen Glaubens. Wie dieser, stets als Vorfechter der alten Kirche, England, so suchte Sigismund von Polen sein Geburtsland Schweden zu unterwerfen: wie Philipp Anhänger in Frankreich, Jahre lang Garnison in Paris, und einen Augenblick die Aussicht hatte, seine Tochter auf dem französischen Thron zu sehen, so erhielt Sigismund eine Partei in Moscau, Jahre lang den Besitz des Kreml, und zuletzt die Czarenwürde für seinen Sohn. Aber auch der Erfolg war derselbe im Osten und im Westen. Nicht ungestraft vereinte man durch seine Angriffe die natürlichen Bundesgenossen mit den angestammten Widersachern, nicht ungestraft ließ man sich durch fürstlichen Ehrgeiz und jesuitische Devotion aus einem Kampfe zum anderen treiben, während alle Interessen der Nation nach Frieden riefen. Ueberall wurde man geschlagen. Wie sich das katholische Frankreich endlich um Heinrich IV. schaarte, so erhob sich das altgläubige Rußland um Michael Romanow, und wie sich gegen Philipp die junge Seemacht der Elisabeth entfaltete, so wuchs in den polnischen Kriegen der glänzendste Held des Protestantismus, Gustav Adolf, heran. Polen aber trat aus dem endlosen Ringen ebenso ermattet und lebensunfähig wie Spanien hervor. Als im Jahre 1714 die Mächte des neuen Europa die Monarchie Philipp II. theilten, Oestreich die Nebenlande, England den Handel, ein französischer Prinz den Thron derselben an sich nahm, da war schon mehr als einmal unter den östlichen Gewalten die Rede davon gewesen, auch die polnischen Lande,

sei es zu theilen, sei es durch fremde Prinzen beherrschen zu lassen.

Die Haltung Polens in den Religionskriegen war insbesondere nicht geeignet, den alten gegenseitigen Haß, der von Anbeginn seiner Geschichte zwischen ihm und dem deutschen Norden bestanden hatte, zu mildern. Jahrhunderte hindurch hatten die beiden Nationen um die weiten Ebenen zwischen Elbe und Weichsel gerungen, die einst von den Germanen besessen, dann nach deren Abzug in der Völkerwanderung slavische Wohnstätten geworden waren. Hier hatte sich zuerst die deutsche Colonisation die brandenburgischen Marken und Schlesien wieder erobert, dann das deutsche Schwert die preußischen Lande unterworfen, deren heidnischer Freiheitssinn den Polen zu stark gewesen. Die Herrschaft des deutschen Ordens wurde hier zuerst im Einverständniß mit Polen gegründet: als sie aber die polnische Oberhoheit zurückwies, erfolgte ein tödtlicher Gegensatz, der nach hundertjährigen Kämpfen mit vollständiger Unterwerfung des Ordens endigte. Ostpreußen wurde polnisches Lehen, Westpreußen polnische Provinz. Nun geschah, daß gerade diese Gegenden den Protestantismus mit Einmüthigkeit und Eifer ergriffen, und daß Ostpreußen dadurch ein weltliches Herzogthum wurde, welches bald nachher den Churfürsten von Brandenburg zufiel. Westpreußen, dessen Städte und Edelleute zum größten Theile lutherisch geworden, bekam seitdem gegen König Sigismund eine Stellung wie die Niederländer gegen Philipp II., der Gegensatz der Provinz zum Reiche, der deutschen zur polnischen Sprache wurde durch die Feindschaft der Religionen verstärkt: hier wäre der Sieg der katholischen Reaction unmittelbar der Untergang des deutschen Elementes gewesen. Da aber das Gegentheil eintrat, so kam mit dem Protestantismus auch die deutsche Sache empor: in dem letzten Abschnitte der langen Kriege gelang es dem Churfürsten von Brandenburg, Polen zum Verzichte auf seine Lehensherrlichkeit zu zwingen und Ostpreußen zu einem selbstständigen Staate zu erheben. Polen wich der Nothwendigkeit, vergaß aber seine Ansprüche nicht. Wenige Jahre nachher schloß es ein Bündniß mit Ludwig XIV. zur Wiedererwerbung Preußens, und als Friedrich I.

sich die preußische Königskrone auffsetzte, regnete es Proteste der größten unter den polnischen Magnaten.

So ward an der Ostgrenze des Reiches, im Kampfe für die deutsche Nationalität und die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, in vollständigem, sowohl innerem als äußerem Gegensatze zu Polen, der preußische Staat geboren. Die Feindschaft lag hier in der Natur der Dinge. Wer wollte es nicht beklagen, aber wie weit darf menschliches Bedauern in den Verhältnissen der Nationen reichen? So lange Polen existirte, mußte es darnach trachten, Königsberg wieder polnisch und Danzig katholisch zu machen; so lange Brandenburg deutsch und evangelisch blieb, war seine dringendste Aufgabe, durch die Befreiung Westpreußens die Mark und das Herzogthum zu einem zusammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen.

Den zweiten größeren Beruf setzte sich gleich der Begründer der preußischen Souveränität, der Churfürst Friedrich Wilhelm. Seine Staaten waren klein und zersplittert, aber durch geschichtliche und natürliche Verhältnisse, durch Sprache, Religion und gleichartige Schicksale verbunden: er faßte den Gedanken, die Staatseinheit, die er nach Außen gesichert, auch nach Innen durchzuarbeiten. Indem seine Nachfolger diese Absicht in immer weiterem Maße fortsetzten, entstand eine Staatsverwaltung, welche alle Provinzen mit den Gesichtspunkten der Einheit und des Gesammtwohles durchdrang, Sonderinteressen, confessionelle Spaltungen und Standesvorrechte dem Gedeihen des gemeinen Wesens unterordnete, und so zum ersten Male auf dem europäischen Festlande das Bild des modernen Repräsentativstaates verwirklichte. Hier auf deutschem Boden wurden Colbert's Pläne übertroffen, während sie in in ihrer Heimath durch die Faulheit Ludwig XV. stockten oder abstarben. Der Repräsentativstaat wurde aber in Preußen eine strenge Monarchie aus gleichem Grunde, aus dem er gleichzeitig in England zur parlamentarischen, und etwas später in Amerika zur demokratischen Verfassung gedieh. Hier wie dort trat der Stand an die Spitze des Staates, in welchem die schöpferischen Gedanken der nationalen Einheit, Selbstständigkeit und Hingebung

lebten. Es war in Preußen fast allein das Königthum und dessen Diener, während die Stände sich ihm feindselig oder abgeneigt fern hielten, die Masse des Volkes aber gar kein politisches Bewußtsein hatte.

Das Vorbild Colbert's, dessen ich vorher erwähnte, ist in der fiscalischen und Handelsgesetzgebung Preußens, so wie in den industriellen Bemühungen dieses Staates nicht zu verkennen. Auf die Dauer traten ähnliche Folgen des gutgemeinten Fehlgriffes, die Arbeit nicht bloß befreien, sondern beschützen zu wollen, wie in Frankreich hervor, auf die Dauer wäre auch Preußen der unzertrennlich damit verbundenen Verarmung nicht entronnen. Dagegen ergab sich für die erste Zeit auch hier in Folge der künstlichen Spannung ein kurzer und auffallender Flor, der wesentlich dazu beitrug, dem kleinen Staate unverhältnißmäßig große Geldmittel zur Verfügung zu stellen, den bestimmten Vorrath freilich eines mühsam gefüllten Behälters, nicht den stets neu sich erzeugenden Reichthum der fließenden Quelle. Um so glücklicher war es, daß der Sinn für Landwirthschaft und Ackerbau in deutscher Weise unter allen Ständen erhalten blieb: man gelangte noch nicht zur völligen Befreiung des Bodens und Gleichheit der Steuer, aber der Adel lebte unter den Bauern als Beschützer der gleichen Interessen, und der Staat griff überall mit reger Theilnahme und wohlthätiger Aufsicht ein. Das Ergebniß war unerwartet günstig. Im Ganzen lebte der märkische Bauer nicht schlechter als der Picarde und ungleich besser als der Auvergnat. Er sah dabei im Staate nicht den aussaugenden Erpresser, im Adel nicht den socialen Feind, wie beides in Frankreich in so jammervollem Maße der Fall war. Auch die Form der Verwaltung und die Einrichtung der Behörden war durchaus eigenthümlich und national, zum Theil in den alten Verhältnissen des Landes, zum Theil in den Gedanken des Monarchen ohne fremdes Vorbild erwachsen.

So im Inneren erstarkt, aller vorhandenen Kräfte Herr, von seinem Ursprunge her auf die großen Interessen der deutschen Nation angewiesen, begann der junge Staat sofort diese Interessen im Reiche, wie gegen das übrige Europa zu vertreten. Wie

Friedrich Wilhelm den deutschen Orden von Polen befreit, so unternahm er fast allein die Unterstützung des deutschen Westens und Holland's gegen den Zwingherrn des damaligen Europa, gegen Ludwig XIV. Man kann nicht zweifeln, daß er bei längerer Lebensdauer mit Wilhelm III. von Oranien den Ruhm getheilt haben würde, die Seele des endlich siegreichen Widerstandes gegen den neuen Universalherrscher zu werden. Nicht anders verhielten sich seine Nachfolger. Bei Friedrich Wilhelm I. standen die beiden Gedanken der Selbstständigkeit Preußen's und der Erfüllung der deutschen Reichspflichten unaufhörlich neben einander. Friedrich II. endlich trat in die entscheidende Stellung ein, welche die Zukunft seines Staates für immer bestimmt hat. Er verkündete sie im Innern seiner Lande theils durch die Fortbildung der administrativen Reformen, theils und vor Allem durch die gründliche Lösung seines Staates von den Banden eines herrschenden Kirchenthums. Was der große Oranier in England wohl gewünscht, aber nicht vermocht hatte, die Lenkung der Politik nach politischen und nicht nach theologischen Gesichtspunkten, das führte Friedrich zum ersten Male in die Wirklichkeit ein, und brach damit dem nationalen und geistigen Leben der modernen Zeit die Bahn. Auf das Engste hing damit seine Stellung zu dem deutschen Reiche zusammen. Jenes zerrüttete Gemisch feudaler und kirchlicher Rechtsformen war schlechthin unverträglich mit dem Geiste, der in allen Adern des heranwachsenden preußischen Staates pulsirte: der Bruch wäre unvermeidlich gewesen, auch wenn niemals der Churfürst von Brandenburg mit der Königin von Ungarn um den Besitz von Schlesien gehadert hätte. Vor dem scharfen Blicke des Königs lag dieses Verhältniß von Anfang an klar zu Tage. Ueberall verband sich in ihm das Streben nach eigener Vergrößerung mit dem Plane einer deutschen Regeneration. Sein Bündniß mit Kaiser Carl VII. beruhte auf dem Gedanken, die alte Reichsverfassung durch einen lebensfähigen Staatenbund zu ersetzen; sein Krieg gegen Franz I. erschütterte eben diese Verfassung durch das militärische Bündniß der kräftigen Staaten Norddeutschland's; sein Gegensatz gegen Joseph II. endete in dem deutschen Fürstenbunde, der

alle deutschen Lande modernen Bestandes umfaßte. Bei allen diesen Dingen wirkte, wie kaum der Bemerkung bedarf, ebenso viel persönlicher und preußischer Ehrgeiz, wie deutscher Gemeinsinn und Patriotismus: aber daß Beides in Preußen sich nicht wie in Oestreich widersprach, sondern in seinen Folgen zusammenfiel, dies gerade bewies die gesunde Stellung des jungen Staates, und gab seinen Bestrebungen einen großen nationalen Rückhalt. Ganz Deutschland empfand es als eine Wohlthat, daß sein Norden wieder wehrhaft geworden war.

Noch bei Friedrich's Lebzeiten bewährte sich dies in einer der wichtigsten nationalen Angelegenheiten, in der endlichen Befreiung Westpreußens von der polnischen Herrschaft. Der Verlauf der ersten polnischen Theilung, die Mittel, wodurch sie bewerkstelligt wurde, die Rechtsvorwände, welche bei ihr dienen mußten, haben wir hier nicht darzustellen: nur zwei Bemerkungen darüber mögen Platz finden. Friedrich nahm Theil daran, als an dem einzigen Mittel, einen europäischen Krieg auf deutschen Schlachtfeldern zu hindern, und Rußland und Oestreich, welche sonst über türkische Händel unfehlbar sich selbst bekämpft hätten, auf fremde Kosten abzufinden. Oestreich war abgeneigt hinzuzutreten, nicht allein nach dem menschlichen Rechtsgefühle der Maria Theresia, sondern auch nach den alten natürlichen Beziehungen dieses Staates zu der Republik; überwunden wurde sein Widerstreben theils durch die Betrachtung, die Andern nicht allein sich bereichern zu lassen, noch mehr aber durch das Aufkommen einer neuen Tendenz neben der althabsburgischen in der östreichischen Regierung. Es war die erste bedeutende Einwirkung, welche Joseph II. und der lothringischen Politik gelang. Was aber die Folgen des Ereignisses für Deutschland betrifft, so bedarf es nur der Erwähnung, daß eine Million Deutscher einer verhaßten Fremdherrschaft entzogen wurden, und daß der erste unter den rein deutschen Staaten eine zusammenhängende Ländermasse erhielt. Als einst das Haus Habsburg Anstalt machte, Bourgogne und Bretagne zu besetzen, erhob sich Frankreich wie ein Mann, und dankte seinen Königen, daß sie die beschworenen Verträge zerrissen,

und doch möchte es schwer zu sagen sein, ob hier eine dringlichere Gefahr für Frankreich vorlag, als die fortgesetzte Herrschaft Polens über Preußen gewesen wäre. Es kam dazu, daß die Uebelstände, die von Osten her den deutschen Grenzen drohten, seit dem Anfange des Jahrhunderts eine wesentlich neue Gestalt angenommen hatten. War früher die Republik Polen durch ihre Uebermacht ein bedenklicher Nachbar gewesen, so war sie es jetzt durch ihre Anarchie. Die inneren Parteiungen ließen auch die umliegenden Staaten nicht zur Ruhe kommen, jede der Factionen wandte sich an eine auswärtige Macht, immer überwältigender aber setzte sich der russische Einfluß und bald die russische Militärgewalt dort fest, und im ganzen siebenjährigen Kriege war der angeblich neutrale Boden der Republik das Hauptquartier, die Verpflegungsstätte und die Operationsbasis der russischen Heere gegen Norddeutschland. Schlesien, Brandenburg, Ostpreußen, alles deutsche Land also hier zwischen Niemen und Weichsel, dort zwischen Oder und Elbe, waren dadurch gleich sehr gefährdet. Es ist klar, was hier die Besetzung der niederen Weichsel für Deutschland bedeutete. Ueberhaupt aber war der ganze Zustand in solcher Weise für Deutschland unzulässig, und eine gründliche Aenderung erschien leider nicht in einer für Polen erfreulichen Weise möglich. Heutigen Tages ist man gewohnt zu beklagen, daß Deutschland nicht Polen durch enges Bündniß gestärkt, und Rußland damit eine kriegerische Vormauer entgegengesetzt hat. Wie damals aber die Verhältnisse lagen, hätte es dazu vor Allem des eigenen Willens der Polen bedurft, deren König jedoch den Russen unbedingt ergeben, und deren Adel gegen Alles was Deutsch hieß, mit heftigem Hasse erfüllt war: es wäre ferner die vereinte Kraft von ganz Deutschland erforderlich gewesen, während in der polnischen wie in jeder anderen Frage östreichische und preußische Anschauung geradezu auseinander ging. Welcher Weg aber dann noch übrig blieb, um die Russen nicht hart an die Mittelpunkte norddeutschen Lebens ihre Vorposten heranschieben zu lassen, und welche Verwickelungen seine endliche Betretung herbeiführten, darüber wird erst der Verlauf der Revolutionszeit uns Aufklärung geben können.

Mittlerer Weile hatte eine neue Epoche in dem geschichtlichen Leben Oestreich's begonnen, deren Verlauf auch heutigen Tages kaum über sein Anfangsstadium gelangt ist. Wir sahen die Habsburger in Oestreich sich zuerst in den Wegen deutscher Territorialhoheit, darauf katholischer Weltherrschaft, zuletzt östreichischer Feudalpolitik bewegen. Ihr Geschlecht aber ging 1740 zu Ende. An die Stelle des alten Kaiserhauses trat die Familie der Herzoge von Lothringen, und brachte sofort die Bestrebungen des östreichischen Einheitsstaates auf den Thron.

Lothringen und Habsburg hatten seit langer Zeit in enger Verbindung und gemeinsamen Bestrebungen gestanden. Wie dieses nahm auch jenes Geschlecht seine moderne Stellung in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts. Ein Sohn desselben gründete in Frankreich das Haus der Guisen, welches vor allen Anderen die Hugenotten zuerst durch französische Bürgerkriege, und endlich Frankreich selbst in engstem Bunde mit Philipp von Spanien bekämpfte. Die heimische Linie machte um dieselbe Zeit die protestantischen Bauern in Lothringen, ihrer 20,000 an einem Tage nieder, verschwägerte sich dann mit Katharina von Medicis, und unterstützte mit Nachdruck die Guisen und Spanier gegen König Heinrich IV. Die Bourbonen vergaßen ihnen diese Haltung nicht: es galt seitdem für eine der dringendsten Aufgaben der französischen Politik, Lothringen jenem Geschlechte zu entreißen. Um so enger schloß es sich, nicht an Deutschland, aus dessen Verbande es ja durch Carl V. 1542 entlassen worden, wohl aber an Habsburg an, welches namentlich im dreißigjährigen Kriege, sowohl gegen den Churfürsten Friedrich, als gegen Schweden und Franzosen, keinen eifrigeren und heißköpfigeren Vorkämpfer hatte, als den Herzog Carl IV. von Lothringen. Dessen Nachfolger schlug die östreichischen Schlachten in Ungarn, welche Pesth den Türken wieder entrissen, und trug dafür die Hand einer östreichischen Erzherzogin davon: dessen Enkel aber, Franz Stephan, war der Auserkorene Maria Theresia's, und dadurch der Nachfolger Habsburg's in den östreichischen Kronlanden. Er war persönlich wenig bedeutend, und überließ seiner lebens- und herrscherkräftigen Ge-

mahlin die Lenkung der Staatsgeschäfte fast ausschließlich: sie aber hatte Einsicht genug, um die Forderungen der Zeit zu erkennen, und wichtige Schritte zur Umbildung des östreichischen Staatswesens im Inneren zu thun. Die ersten Verwaltungsbehörden, welche den Namen verdienten, wurden damals in Oestreich geschaffen, das Heerwesen im Sinne der Einheit und Gleichförmigkeit reformirt, den Zuständen der Bauern, als der Quelle der Wehr- und Steuerkraft, ein reges Interesse zugewandt. Selbst in den unabhängigsten Landen des Reiches, in Belgien und Ungarn, gelang es durch Gewandtheit und Milde dem Adel eine Anzahl wichtiger Rechte zu entwinden, und den Einfluß der Centralverwaltung damit zu stärken.

Immer aber war Maria Theresia zu sehr Habsburgerin, als daß sie sich völlig von der Regierungsweise ihres Geschlechtes hätte losreißen können. Erst als ihr Sohn, der erste wirkliche Kaiser des lothringischen Stammes, als Joseph II. zur Regierung kam, wurde das Ende des feudalen Oestreich und der Beginn des modernen Einheitstaates in Form und That erklärt. Seine Gesetzgebung ist berühmt, vielfach dargestellt, unzählige Male besprochen worden. Niemand wird es läugnen, daß in diesem Fürsten eine rege Menschenliebe und ein rastloser Drang nach Fortschritt arbeitete. Er wollte in der That mit ernstlichem Eifer das Beste seiner Unterthanen; er strebte mit einer hastigen Unruhe, sein Volk zu einer höheren Stufe des freien Erwerbes, der sittlichen Würde, der geistigen Bildung hinanzuführen. An der Aufrichtigkeit dieses Strebens zu zweifeln, wäre fast sündhaft, in so zahllosen Aeußerungen bricht es hervor, so erschütternd prägt es sich noch in den verzweifelnden Worten seines letzten Krankenbettes aus. Daneben aber sehen wir den gekrönten Menschenfreund, wie ihn seine Zeit zu nennen liebte, nicht bloß gemeinschädliche Vorrechte des Adels oder des Clerus willkürlich zerreißen, sondern auch den tiefsten Grund des menschlichen Daseins, Religion und Sprache und Heimathsgefühl, mit nackter Gewaltsamkeit antasten. Während er den Stolz seiner Gesetzgebung mit Recht in der Befreiung des ländlichen Eigenthums findet, stört er den armen Bauern seiner

Provinzen die einzige Form ihres geistigen Lebens, ihre kirchliche Andacht. Während er Gleichheit des Rechtes für Hoch und Niedrig verkündigt, zwingt er Magyaren und Croaten, bei deutschen Beamten in unverständlicher Sprache ihr Recht zu suchen. Endlich aber, derselbe Fürst, der im Innern seines Reiches keine Losung, als Humanität und Wohlstand kennen will, erscheint nach Außen als rücksichtsloser Eroberer, der auf allen Punkten seiner weiten Grenze Händel beginnt, keinem schwächeren Nachbar Ruhe gönnt, mit keinem stärkeren in Frieden zu leben weiß, und zuletzt den halben Erdtheil mit dem Geräusche seiner Waffen erfüllt. Man würde ihm gegen Verdienst Unrecht thun, wollte man diese Seite seiner Regierung allein aus persönlicher Ehrsucht herleiten; man würde ihn weit über sein Verdienst erheben, wenn man den Kern seines Wesens allein in der Menschenliebe seiner Reformen aufsuchte.

Alle diese Widersprüche lösen sich, sobald man den leitenden Gesichtspunkt seiner Politik richtig auffaßt. So gewiß er ein warmes Herz für das Wohl seiner Unterthanen besaß, so entschieden war der letzte Grund seiner Reformen nicht die Förderung des Volkes, sondern die Macht des Reiches. Er hatte erlebt, wie übel Oestreich gegen das moderne gebildete Preußen im Kampfe bestanden war, vor Allem deshalb beschloß er, die moderne Staatseinheit auch in dem mittelalterlichen Gefüge seiner Lande durchzuführen. Weil die Gesetze der Physiokraten und Rationalisten ihm dazu tauglich schienen, deshalb wurde er ein thätiger Apostel der Aufklärung, und weil er hier auf dem Gebiete der Macht schlechterdings kein Hinderniß anerkennen durfte, deshalb schritt er eben so heftig über natürliches Recht wie über verbrieftes Unrecht, über religiöses Gefühl und nationales Selbstbewußtsein, wie über kirchliche Mißbräuche und adliche Monopolien hinweg. Oestreich sollte ein centralisirter Staat wie das damalige Preußen oder das heutige Frankreich werden; es sollte kein fremder Einfluß, weder des deutschen Reiches, noch der römischen Kirche ferner auf sein Inneres einwirken dürfen; es sollte nach allen Seiten abgerundete und wo möglich erweiterte Grenzen erhalten, und so aus der Mitte Europa's hervor an die erste Machtstelle des Welttheils

treten. So befand er sich sofort im Angriffszustande gleichzeitig gegen seine Stände, seine Völker und seine Nachbarn.

Ein so umfassendes Voranschreiten mußte einen nicht minder allgemeinen Widerstand hervorrufen. Joseph's Politik enthielt die Verneinung aller Momente, auf welchen bisher die Kraft der östreichischen Regierung beruht hatte: es war kein Wunder, daß Gährung und Zersetzung nach allen Richtungen eintrat. Vor Allem machte sich hier der Einfluß der Kirche bemerkbar, welchen der Kaiser theils als fremdländisch, so weit er in der Hand des Papstes, auswärtiger Ordensgenerale oder deutscher Reichsprälaten lag, theils als ökonomisch nachtheilig, weil er große Gütermassen der Besteuerung und freien Bewegung entzog, mit allen Mitteln bekämpfte. Aber was er nicht hatte lernen wollen, mußte er empfinden: gerade in dieser Widerwärtigkeit bewährte die Kirche, wie unersetzlich ihre Wirksamkeit damals für eine östreichische Regierung bei der bunten Zusammensetzung des Reiches war. Als sie in ein feindseliges Verhältniß zur Reichsgewalt gedrängt wurde, versagten dieser plötzlich die Mittel zur Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten. Alle magyarischen, belgischen, slavischen Sondergefühle erwachten: es war, als wenn die östreichische Herrschaft nicht seit Jahrhunderten, sondern gestern oder ehegestern diesen Völkern aufgenöthigt worden wäre; alle Nationen um die Wette strebten, sich von dem fremden Joche loszumachen. Welch ein Contrast, wenn man in dieser Hinsicht seine Persönlichkeit und sein Thun mit jenen seines großen Musters, Friedrich II., vergleicht. Friedrich's Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher, und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftreicher. Zufrieden, daß keine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Unterthanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zur geistigen Freiheit erziehen aber nicht zwingen kann. An dem entgegengesetzten Verfahren ist Joseph gescheitert, und auch seine Nachfolger scheinen auf diesem Felde keine höhere Frage als die eine zu kennen, ob die Kirche dem Staate oder der Staat der Kirche ein dienendes Mittel zu Macht und Eroberung sein soll.

Wie das Verhältniß zur Kirche, trennte Joseph auch jede Beziehung zum deutschen Reiche. Die Verwandlung Oestreich's zum Einheitsstaate zerriß ganz von selbst die letzten Fäden des morschen Gewebes, welches bis dahin den Namen einer deutschen Reichsverfassung führte. Aus den bisherigen Beziehungen zu Reichstag und Reichsständen trat Joseph ebenso entschieden wie Friedrich II. heraus. Ging ihm aber damit der juristische Einfluß verloren, welchen früher Oestreich durch die Ritter und Städte, die Prälaten und Grafen im Reiche gehabt, so strebte Joseph um so heftiger durch Truppen und Diplomaten zu wirken. Jetzt wurden die alten Ansprüche auf Bayern wiederholt hervorgesucht, Schwaben sollte allmählig von den Vorlanden aus unterworfen werden, dann wäre Franken an sich selbst nichts anderes als eine östreichische Provinz, und der getheilte Norden auf allen Punkten überflügelt gewesen. Leider zeigte sich auch hier, wie ungeeignet zu einer solchen Hegemonie über Deutschland gerade Oestreich, nach seiner Zusammensetzung, seinen fremden Elementen und Interessen, seinen geschichtlichen Ueberlieferungen war. Trotz Joseph's Aufklärung regte sich aller liberaler Sinn in Deutschland gegen ihn: seinerseits trug er kein Bedenken, Frankreich den Besitz des so unendlich wichtigen Luxemburg zuzusagen, wenn es ihm zu dem Besitze Bayern's verhelfen wollte. Gemäßigtere Staatsmänner seines Reiches haben es später selbst ausgesprochen, daß die Natur der Dinge eine solche Ausdehnung der östreichischen Herrschaft verbietet, und Oestreich's eigenes Interesse besser bei freier Entwickelung, als bei gezwungener Unterwerfung Nord- und Westdeutschland's berathen ist. Unnatürlich vereint hadern beide Massen in innerem Kriege; selbstständig wachsend hat keiner einen näheren und sicherern Verbündeten als den anderen. Joseph aber lebte und webte in dem Gedanken, seinem Gesammtstaate die Vasallenschaft der übrigen deutschen Lande hinzuzufügen: die Folge war die vereinte Opposition aller deutschen Fürsten unter kräftigem Einstimmen der öffentlichen Meinung.

Allein noch eine ganz andere Bedeutung entwickelte seine Politik, als sie sich 1788 nach enger Verbindung mit Rußland zur

Theilung des türkischen Reiches erhob. Für heutige Leser ist es unnöthig, die weltumfassende Wichtigkeit eines solchen Planes zu entwickeln: aus dem damaligen Zustande ist noch hervorzuheben, daß König Stanislaus von Polen zu jenem Bündnisse mit Eifer hinzugetreten war. Einer der zahlreichen Geliebten der Kaiserin Catharina, war er einst durch deren Einfluß auf den Thron gekommen, hatte dann eingewilligt, zu nationalen Reformen mitzuwirken, und in deren Folgen Rußland's Feindseligkeit und die erste Theilung Polen's hereinbrechen sehen. Seitdem hatte er den russischen Gesandten in Warschau schalten lassen, einen Vertrag unterzeichnet, der Rußland zum Gewährleister der polnischen Verfassung oder Unverfassung machte, und sich mit der Ueberzeugung erfüllt, daß nur unter Rußland's Schutze ein wahres Gedeihen Polen's möglich sei. Er ging also bei einer Zusammenkunft in Canieff freudig auf den Vorschlag der beiden Kaiserhöfe ein, die Republik Polen zur Ausrüstung von 100,000 Mann zu bestimmen, zunächst für den türkischen Krieg, sodann aber auch für jedes anderweitige Zusammentreffen, eine Clausel, die für's Erste keinen anderen Gegenstand als Preußen haben konnte. Der ganze slavische Osten also, durch alle Kräfte der östreichischen Monarchie verstärkt, erhob sich in Waffen, zu einem Angriffe, dessen erstes Ziel Constantinopel, dessen letzter Zweck aber von Niemand vorauszusehen war [1]).

Solche Versuche sind noch nie in Europa vorgekommen, ohne den lebhaftesten Widerstand auf allen Seiten hervorzurufen. Der König von Preußen, der so eben die Militärkraft seines Staates in einer raschen Unterdrückung holländischer Unruhen erprobt hatte, war nicht gesonnen, einen Fingerbreit aus der Stellung Friedrich des Großen zurückzuweichen. England zürnte auf Rußland, welches kurz vorher dem französischen Handel einen begünstigenden Vertrag gewährt hatte, und betrachtete die Erhaltung der Türkei

---

[1]) Ungedrucktes Memoire von Herzberg, sur l'alliance conclue en 1790 entre la Prusse et la Pologne. Es gibt zu dem in Schmidt's Zeitschrift mitgetheilten précis eine Reihe schätzenswerther Zusätze, die im Folgenden benutzt sind.

schon damals als einen der ersten Grundsätze seiner Politik. Beide schlossen mit Holland, welches ganz ihren Antrieben folgte, ein Bündniß, welches sich den Kaiserhöfen überall, und namentlich in der türkischen Frage [1]) entgegenstellte.

Dieser Vertrag wirkte durch sein bloßes Dasein, noch ohne Rüstung und Waffengewalt, durch ganz Europa hindurch. Wer sich irgendwie durch die beiden Kaiserhöfe in seinen Rechten und Hoffnungen bedroht sah, wandte seine Blicke der neuen Vereinigung zu. Schon stand Schweden in offenem Kampfe gegen Rußland und hielt dessen beste Regimenter an der Newa zurück: die Türken nahmen darauf mit erfrischtem Muthe ihre Kräfte zur Vertheidigung ihrer Grenzen zusammen. In Polen rief der preußische Gesandte die patriotische Partei des Reichstages auf, die Möglichkeit des russischen Bündnisses verflog auf der Stelle, bald mehrten sich im Gegentheile die Stimmen für eine enge preußische Allianz. In Oestreich selbst aber gährte es in allen Provinzen. Ungarn, welchem damals Joseph seine Verfassung Stück auf Stück zerbrach, stand dicht an der Revolution: Belgien trieb nach langen Wirren am 19. December 1789 in raschem Aufstande die östreichische Garnison aus seiner Hauptstadt und damit die kaiserlichen Behörden aus seinen Grenzen hinweg. Hier wie dort galt es der Vertheidigung bestehenden Rechtes gegen den Angriff des Gesammtstaates: hier wie dort standen Clerus und Adel an der Spitze der Opposition, hatten aber die begeisterte Zustimmung des Volkes zur Stütze. Sogleich setzten sich beide in enges Vernehmen mit Preußen. Dieses hatte so eben durch Beschützung der Lütticher Verfassung gegen die Eingriffe des Bischofs festen Fuß an der belgischen Grenze gefaßt: die beiden Generale Schönfeld und Köhler traten jetzt in belgische Dienste, um das Heer des Congresses zu organisiren. Ein Ausschuß der ungarischen Opposition kam nach Berlin herüber, es war Rede davon, daß

---

[1]) Herzberg: der König hatte seit September 1789 beschlossen, eine Offensiv- und Defensivallianz mit der Pforte einzugehen, und im nächsten Frühling den Krieg gegen die Kaiserhöfe zn eröffnen.

der Reichstag die Rechte des Königreiches Ungarn förmlich unter preußische Gewährleistung stellen sollte.

Trotz mehrerer glänzender Siege über die Türken war also die Lage der beiden Kaiserhöfe äußerst bedenklich. Haß und Mißtrauen im deutschen Reiche, heftige Gährung in der Republik Polen, die eigenen Truppen in weit entlegene Kämpfe verwickelt, in Westeuropa keinen Bundesgenossen als Frankreich, über dem aber jetzt die Wogen der Revolution zusammenschlugen. Durch Krankheit und Sorgen verzehrt, kam Joseph zu keinem Entschlusse. Er machte den Ungarn einige Zugeständnisse, blieb gegen die Türken kriegseifrig, und nahm keine Deckungsmaßregeln gegen die preußische Grenze. Der belgische Aufstand brach ihm den letzten Rest seines Lebensmuthes: er starb zwei Monate nachher, am 10. Februar 1790.

Zweites Capitel.

Nootkasund und Reichenbach.

Joseph's Bruder, der Großherzog Leopold von Toscana, hatte früher nicht selten die überstürzende und abenteuernde Politik des Kaisers getadelt, und sich dadurch Joseph's lebhaftes Mißfallen zugezogen. Jetzt sollte er als Nachfolger den tief erschütterten Staat von dem Rande des Absturzes zurückziehen. Es war kein geringes Glück für das Haus Lothringen, daß gerade dieser Bruder vorhanden war, um die Lenkung auf so schwindelnden Wegen zu übernehmen. So gescheidt und ruhig, so weich gemäßigt und doch so unerschütterlich fest, trat er in die Geschäfte ein und verstand sogleich das Vertrauen um sich her zu verbreiten, das an sich selbst eine Eroberung, alle künftigen Siege in sich schließt. Er war geistig genug, um die großen Principien Joseph's zu würdigen, und gerade so weit frivol, um sich von jedem idealen Streben in nüchterner Entfernung zu halten. Vor Allem mußte es ihm auf Beendigung der augenblicklichen Krisis ankommen. Hier war er zum Verzichte auf die großen Eroberungspläne seines Bruders bereit, nur daß der Zukunft des Gesammtstaates nichts vergeben, nur daß auch den Gegnern desselben kein Wachsthum möglich gemacht werde. So weit war er Lothringer, um diese Grundmaximen unverbrüchlich festzuhalten.

Da nun das preußisch-englische Bündniß eben auch auf die Erhaltung des Besitzstandes abgeschlossen war, so hätte sich, scheint es, die Einigung leicht ergeben. Allein ganz und gar ohne Ent-

schädigung für die Kriegskosten dachte doch auch Leopold nicht zu endigen, sodann wies Rußland jede Einmischung der Fremden in seine Siegeslaufbahn weit hinweg, vor Allem aber wollten die Gegner, der Stärke ihrer Stellung bewußt, auch ihren Gewinn für die gemachten Anstrengungen davon tragen. An deren Spitze fand Leopold den preußischen Minister, den alten Grafen Herzberg, den schon vor einem Menschenalter Friedrich II. seinen Schüler in diplomatischen Dingen genannt, und der von diesem Meister nicht wenig erlernt hatte. Scharfer Verstand, unversiegliche Arbeitslust, so viel Selbstüberschätzung, als der Diplomat zur vollsten Sicherheit des Auftretens bedarf, vor allen Dingen unbegrenzte Hingebung an die Interessen seines Staates, so daß er keine Freude und kein Gewissen hatte, als die Sorge um die Förderung der preußischen Interessen: mit diesen Gaben hatte er Joseph II. in die Lage gebracht, bei der ersten Bewegung des preußischen Heeres auf Schach und Matt zu stehen. Er lebte und webte in diesem Vorwärtsschreiten Preußen's, und verstand es, ganz Europa für seine Pläne in Bewegung zu setzen. Man hat ihn mit Unrecht getadelt, daß er über seinen schwedisch-finnischen und türkisch-polnischen Händeln die näher liegenden deutschen Angelegenheiten, als auf welche Preußen vor Allen angewiesen sei, versäumt habe: er hatte auf dem umfassenden Standpunkte Friedrich II. erkannt, daß der erste und letzte Schritt in der deutschen Sache die Abwehr der östreichischen Offensive, und daß diese nur auf dem weiteren Felde der europäischen Politik zu erzielen war. Diesen Hauptpunkt also hatte er unablässig im Auge, und betrieb ihn mit einer seltenen Verbindung von kaltblütiger Berechnung und lebhafter Rührigkeit. Er wünschte Polen und der Pforte Vertrauen zu Preußen einzuflößen und sie dadurch gegen die Kaiserhöfe standhaft zu erhalten: in diesem Sinne kam er ihnen eifrig entgegen, belebte die Kriegslust der Türken, und begünstigte einige Aenderungen in der polnischen Verfassung, die eben so viele Schläge für den russischen Einfluß waren. Weiter aber wünschte er hier nicht zu gehen; eine völlige Erstarkung Polen's schien ihm nicht im preußischen Interesse zu liegen, und den Abschluß eines förmlichen

Bündnisses widerrieth er hier ebenso wie bei der Pforte[1]), da beide Staaten ohnedies auf Preußen unausbleiblich angewiesen waren, und jeder Vertrag also nur die Wirkung hatte, Preußen die Hände zu binden. Seine Meinung ging nun dahin, den an der Donau siegreichen Kaiserhöfen zwar einen kleinen Theil ihrer Beute zu lassen, hiefür aber von beiden entsprechende Vortheile für Preußen zu gewinnen. Rußland sollte nämlich den Schweden ein Stück von Finnland, Oestreich den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben: dafür hätte Polen die Städte Danzig und Thorn, und Schweden einen Theil Pommern's an Preußen abgetreten. Die Türken aber hätten dem Himmel danken mögen, daß sie durch Preußen's Verwendung mit so geringer Einbuße davon gekommen wären. Bei der gefährlichen Lage Oestreich's, bei der Unmöglichkeit, daß sich die Russen gegen den vereinten Willen Preußen's und Polen's auf dem Gebiete der Republik behauptet hätten, bei der unbedingten Schlagfertigkeit des preußischen Heeres von 160,000 Mann war ein solches System weder in Hinsicht der Zwecke noch der Mittel abenteuerlich. Schweden war für einige Millionen zu Allem bereit[2]), Polen hätte sich wesentlich verbessert, da Thorn und Danzig als preußische Enclaven geringen Werth für die Republik hatten, und die angebotenen Bezirke Galiziens sechsfachen Umfang und dreifache Seelenzahl besaßen. Fragt man nach dem deutschen Interesse, so wäre diesem die Erwerbung Danzig's und Pommern's ebenso förderlich, wie die Theilung der Türkei unter Oestreicher und Russen verderblich gewesen.

Allein mochte es sich mit diesem Systeme im Uebrigen verhalten wie es wollte: daß es eine Stärkung Preußen's in sich

---

[1]) Herzberg's Bericht an den König vom 6. Juli 1789, Depeschen an Lucchesini vom 11. und 31. Juli. Ebenso sagt der über Polen gründlich unterrichtete Graf Golz in einem an Herzberg gerichteten Memoire vom 10. Mai 1791: Polen, gegen Rußland erbittert, war zum Kriege bereit, und hätte sich gänzlich an Preußen angehangen, wenn dies nicht immerfort zauderte u. s. w.

[2]) Herzberg an den König 17. December 1793. Ne pouvait-Elle (Vôtre Majesté) pas y ajouter (à Danzig etc.) encore la Poméranie Suédoise pour un couple de millions, un petit bout de la Finlande, en faisant avoir à la Russie la ville d'Oczakow?

schloß, reichte bei Leopold zur Verwerfung desselben aus. Er wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen an der Ostsee sich stärken lassen. Er kannte seinen Gegner hinlänglich, um die richtigen Wege zu seinem Ziele einzuschlagen. Mit Umgehung des Ministers wandte er sich in einem offenen und und zutraulichen Schreiben an König Friedrich Wilhelm selbst. In diesem Fürsten war ein starker Zug von Hingebung und Bestimmbarkeit; je höher das Bewußtsein seiner Würde in ihm war, desto leichter ließ er sich durch einen ersten Schritt des Vertrauens gewinnen, und hielt sich dann manche große Unvorsichtigkeit zu Gute, die er seinem Minister nie verziehen hätte. Anfangs zwar gab es noch weit aussehende Schwierigkeiten. Der König blieb bei Herzberg's Planen, und versprach, wenn Leopold zustimme, ihn gegen Belgien gewähren zu lassen und ihm die Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Aber bereits war er auf anderen Punkten von Herzberg's Wegen abgewichen. Nachdem er sich im Januar hatte bestimmen lassen, den Türken sein Bündniß zu bewilligen, so daß Herzberg's Plan nicht füglich ohne Zustimmung der Pforte zu verwirklichen war, ließ er sich Ende März auch eine Allianz mit Polen entreißen, ohne dieses zu der Abtretung von Danzig und Thorn im Voraus zu verpflichten[1]). Als dann Leopold auswich, Truppen in Böhmen zusammenzog, und gegen die Türken, statt des gewünschten Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten erneuerte, wäre wohl der Zeitpunkt gewesen, mit kräftigen Maßregeln hervorzutreten. Polen hätte sich im Kriegsfalle gegen die Russen sofort erhoben: bei den ersten Schlägen, daran war kein Zweifel, stand Ungarn in hellen Flammen[2]); die Chancen waren so günstig wie möglich. Statt dessen ging der Briefwechsel zwischen den beiden Königen fort, in nutzloser Erörterung, ob für Oestreich die Herausgabe aller Eroberungen oder Herzberg's Tauschplan vortheilhafter sein würde.

---

[1]) Herzberg l. c.

[2]) Depeschen des preußischen Gesandten Jacobi in Wien, 12. Juli, 24. Juli, 10. October. Der ungarische Reichstag fordert sofortigen Frieden, Heimkehr der ungarischen Regimenter, Garantie der ungarischen Verfassung durch die deutschen Fürsten.

Während so im Osten der Frieden Europa's auf diplomatischer Spitze balancirt wurde, entspann sich jenseits des Weltmeeres ein geringfügiger Hader, dessen Rückwirkung den Süden und Westen unseres Welttheiles unter die Waffen rief.

Zwischen England und Spanien stand seit einiger Zeit eine Fehde über einen Landstrich, der in unseren Tagen noch einmal ein Zankapfel zwischen Angloamerikanern und spanischen Mexicanern geworden ist, über den Nootka Sund in Californien. Die Spanier, die hier ihre Landeshoheit noch auf die päpstliche Verleihung des 16. Jahrhunderts stützten, wollten die Niederlassungen nicht dulden, welche kecke englische Kaufleute in jener Gegend, damals um des Pelzhandels willen, gegründet hatten. Sie griffen endlich mit den Waffen durch; dadurch entbrannte aber in England ein lebhafter Zorn, kriegerischer Lärmen erfüllte das Cabinet, das Parlament, die ganze Nation; und Spanien mahnte in seiner Besorgniß nach dem bourbonischen Familienpacte von 1762 die französische Regierung zu bundesfreundlicher Hülfe auf. Es war natürlich, daß bei der unendlichen Aufregung der französischen Nation eine solche Aussicht alle Parteien in die lebhafteste Bewegung setzte.

Schon im Laufe des Winters war es wohl in Paris zur Sprache gekommen, ob ein auswärtiger Krieg nicht ein brauchbares Mittel sein würde, die Leidenschaften abzulenken, und der Regierung militärische Kräfte zur Verfügung zu stellen. Noch hatte Montmorin die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und war in der Hinneigung zu Oestreich, mit welcher Brienne's Ministerium die Erinnerung an 1756 wieder aufgefrischt hatte, fest geblieben. Als Oestreich also sich im Oriente durch die Engländer so hartnäckig bedrängt sah, fand sein Gesandter in Paris, Graf Mercy, vielfach günstigen Boden für seine Bitten um französische Einmischung. Lafayette war gar nicht abgeneigt, sich auf diese Wege einzulassen. England haßte er von Grund seiner Seele, wir sind schon früher seinen antienglischen Umtrieben in Irland und Holland begegnet, auch jetzt wiegte er sich in dem Gedanken, den Demokraten dieser Länder zu Hülfe zu kommen, den von England und Preußen beschützten Prinzen von Oranien zu stürzen,

als Befreier in Amsterdam und als Triumphator in Paris einzuziehen. Er träumt nichts, schrieb im Januar der amerikanische Gesandte, als den Statthalter von Holland in einen Sumpf zu jagen. Was hätte sich Oestreich Lieberes ersinnen können, als eine solche Diversion, welche England vom Oriente völlig abgezogen hätte. Allein hier so wenig, als sonst wo, kam Lafayette zu einem ganzen Entschlusse. Wenn Frankreich gegen die Seemächte Krieg erhob, so beförderte es damit freilich Oestreich's Interesse, schnitt aber der belgischen Revolution ihre saftigsten Wurzeln ab. In Brüssel aber hatte Lafayette nicht minder als in Amsterdam seine demokratischen Freunde, und mehrere seiner Sendlinge waren mit den belgischen Ständen in eifriger Unterhandlung begriffen. Widerwärtig war ihm dort allerdings der Umstand, daß die Revolution wesentlich in den Händen der Geistlichen, der Edelleute und der Zünfte blieb, und durchaus nicht menschenrechtlich werden wollte: immer aber war es eine Revolution, und ihm, dem Helden der amerikanischen und französischen Freiheit, schien die Unterdrückung der belgischen unerträglich. So that er Alles, um eine sehr kleine Partei, die sich zu den französischen Grundsätzen bekannte, in Brüssel zur Herrschaft zu bringen, und bot dafür als Preis, während er die Vernichtung Oranien's, des eifrigsten belgischen Alliirten plante, ein kräftiges Einschreiten Frankreich's zu Gunsten der belgischen Selbstständigkeit. Zuletzt blieb er bei dem Plane stehen, Oestreich solle die Herrschaft in Belgien wieder erhalten, dafür aber die Menschenrechte und die französische Freiheit in den Provinzen einführen, ein Programm, welches allerdings die Widersprüche vereinigte, dafür aber auch alle Interessenten, Oestreich, die belgischen Stände und die Brüsseler Demokraten gegen sich hatte [1]). Hiezu kam die ungünstige Lage im Inneren Frankreich's selbst. Man hatte weder Geld noch brauchbare Truppen, und fürchtete vor Allem, den vorhandenen Unruhen eine neue hinzuzufügen. Genug, trotz der Kriegsgelüste Lafayette's blieb den Winter hindurch der Frieden ungestört.

---

[1]) Hierüber Niemand ausführlicher als Lafayette selbst in den Memoiren.

Nun aber langten im Frühling jene spanischen Nachrichten an. Das Ministerium, obwohl sehr zweifelhaft über die Folgen, konnte nicht mehr allein durch seinen Willen den Frieden erhalten, und mußte wohl nach dem Buchstaben der Verträge auf Rüstungen bedacht sein. Bei Lafayette und dessen Freunden tauchten alle Entwürfe des Winters wieder auf: um sich der Nationalversammlung zu versichern, versammelten sie aus der großen Partei der Linken alle ihnen sicheren Leuten zu einem Festmahle, aus dessen Toasten und Verhandlungen ein bleibender Verein, der sogenannte Club von 1789, und im Reichstage ein abgesondertes linkes Centrum hervorging. Das Losungswort hieß für's Erste Unterstützung des Ministeriums zum Kriege gegen England.

Die bloße Möglichkeit dieses Krieges erfrischte der östreichischen Politik alle Nerven. Leopold, der keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß er lieber alle türkische Beute verlieren, als den Preußen eine Scholle Gewinn zuwenden wollte, erklärte schon in den ersten Tagen des Mai dem englischen Gesandten, er wolle Frieden auf den ungeänderten alten Besitzstand — nur daß als Grenzregulirung die Türken ihm Orsowa überließen — er wolle Belgien die alte Verfassung wiedergeben, und hoffe damit allen gerechten Ansprüchen genug zu thun. Zwinge man ihn aber durch irgend eine weitere Forderung zum Kriege, so müsse er Frankreich einen Theil der belgischen Landschaften überlassen, damit es ihm zu den übrigen wieder verhelfe [1]). Schon einmal hatte Joseph II. einen Theil Belgien's den Franzosen geboten, damit sie ihm zu Bayern's Eroberung verhälfen: man begreift, daß die Drohung unter den jetzigen Umständen doppelt schwer in das Gewicht fiel. Die Seemächte waren auf der Stelle entschieden. In ihrem Handelsinteresse lag es überhaupt nicht, den Preußen Danzig zu verschaffen; so waren sie von vorn herein für Herzberg's abweichende Pläne nicht gerade begeistert gewesen, und hatten selbst schon einmal Oestreich ein Abkommen auf den Statusquo vorgeschlagen. Die

---

1) Der englische Gesandte Keith an seinen Minister. Wien, 11. Mai. Coxe Oestreich IV., 513 d. d. Uebersetzung.

Gefahr also, Belgien den französischen Waffen Preis gegeben und Holland selbst bedroht zu sehen, ließ gar kein weiteres Bedenken aufkommen: sie erklärten sich bereit, auf die Vorschläge Leopold's einzugehen. Damit hatte Herzberg's System sein Fundament verloren, und Leopold konnte mit leichterem Herzen dem Fortgang der preußischen Unterhandlung entgegen sehen.

Indessen nahmen in Paris die Angelegenheiten eine sehr unerwartete Wendung. Die Gründung des Clubs von 1789 gab bei den Jacobinern Alarm. Deren damalige Häupter, Barnave, die Brüder Lameth, Duport, unterschieden sich zwar von Lafayette nur sehr wenig in ihren politischen Tendenzen. Aber es trennte sie ein nicht minder wirksames Moment: er besaß die Macht der Regierung und sie wünschten sie zu haben. So waren sie Widersacher aller Orten, und auch in der Kriegsfrage beschlossen die Jacobiner, dem General entschieden in den Weg zu treten.

Es ergab sich hieraus die sonderbarste Parteistellung. Montmorin und Lafayette, die Vertreter der bestehenden Regierung, wünschten Krieg, die Jacobiner, das Organ der immer fortschreitenden Revolution, kämpften für Frieden. Beide waren der Meinung, der Krieg würde die Gewalt des Königsthums stärken, beide arbeiteten damit ihren Parteiinteressen diametral entgegen. In Wahrheit gab es für den König keine größere Gefahr, und für die Jacobiner keine glänzendere Aussicht, als Krieg. Der Krieg kann zwar niemals die bürgerliche Freiheit befördern, deshalb gefährdet er aber nicht das Interesse der Jacobiner, die nicht auf Freiheit der Bürger, sondern auf Herrschaft der Demagogie ausgehen. Dieser thut der Krieg unter allen Umständen Vorschub, indem er das Land mit Gefahren umgibt und mit Leidenschaften erfüllt. Er wird bei vollem Verlaufe immer eine Dictatur erschaffen, weil er immer der Dictatur bedarf. Aber er hat keinen Grund, diese Gewalt in die Hand der Legalität zu legen, er schenkt sie dem Verwegensten und dem Stärksten. Wie Carl I. hat er Ludwig XVI. auf das Schaffot, und Cromwell, Robespierre und Bonaparte zu despotischer Allgewalt geführt. Damals aber hatte Robespierre keine Ahnung einer solchen Möglichkeit; er und seine

Freunde beeiferten sich wider Willen, die Regierung Ludwig XVI. von ihrem Verderben zurückzuhalten.

Am 14. empfing die Nationalversammlung eine Botschaft des Ministeriums, welches wegen der californischen Wirren Geld zu vorbereitenden Rüstungen begehrte. Lafayette's Einfluß war stark genug, um eine eifrige Willfährigkeit auf der Stelle an den Tag zu bringen. Abends aber erscholl die Tribüne und die Presse der Jacobiner von Unwillen und Besorgniß wieder. Man denuncirte die Absicht der Regierung, durch den Krieg den Bankerott herbeizuführen und die Constitution zu stürzen. Man sah die Intrigue eines östreichischen Geheimbundes in den Tuilerien vor Augen. Man erklärte, daß es nur ein Mittel gegen diese Gefahr gäbe, ein Decret nämlich, welches das Recht über Krieg und Frieden dem Könige entziehe und allein der Nationalversammlung beilege. Hierauf stellte am folgenden Morgen Lameth seinen Antrag. Er schien ihm die bündigste Folgerung aus den anerkannten Grundsätzen. Die Nationalvertretung spricht den Willen der Nation aus, die ausübende Gewalt vollzieht ihn. Jene hat also zu erklären, ob die Nation Krieg will, diese hat die Kriegserklärung wie jedes andere Gesetz zu vollstrecken. Der Boden des Treffens war geschickt gewählt, man war hier der großen Masse der Abgeordneten sicher, die immer noch ehrlich für die Theorie der Menschenrechte schwärmten, und immer noch bei einer Schwächung der Krone eine weise That zu vollbringen glaubten. Auch riß Lameth's Antrag die Verhandlung in solchem Grade mit sich fort, daß mehrere Tage lang das Geldersuchen des Ministers vergessen blieb.

Hier entwickelten denn die Jacobiner ihre ganze Abneigung gegen den Krieg. Im Frieden, rief Aiguillon, ist die Freiheit unüberwindlich, im Kriege werden die Intriguen wirken, ein siegreicher König wäre die größte Gefahr für die Freiheit. Hier nahm auch Robespierre seine Stellung. Der Krieg, sagt er, ist ein Mittel, die Willkür gegen das Volk zu vertheidigen. Nehmt euch das Recht über Krieg und Frieden, und der Krieg wird unmöglich sein. Glaubt ihr aber den Ministern auf das Wort, so werdet ihr zugleich den Krieg und die Knechtschaft erklären. Da-

zwischen regnete es geschichtliche Erinnerungen an die frivolen Kriege gekrönter Eroberer, giftige Hindeutungen auf die angeblichen Intriguen zwischen der eigenen und den fremden Regierungen. Es ist sehr wohl möglich, sagte Lameth, daß Grund zum Kriege vorhanden ist, es ist sehr möglich, daß die Höfe ganz einträchtig einen Krieg unter einander verabredet haben, denn es handelt sich hier um die Sache aller Könige gegen die Völker.

Die Wirkung war groß in der Versammlung, den Zuhörertribünen, den Straßendebatten. Weder Lafayette, der das Pfeifen des Publikums mehr als das Pfeifen der Kugeln fürchtete, noch seine Freunde wagten sich gegen den Strom zu stemmen. Alle Kriegsgedanken waren aufgegeben. Der einzige Custine redete noch von England's Herrschsucht, gegen welche das französische Volk seine ganze Kraft aufbieten müsse, sonst begnügte man sich allein mit der Vertheidigung des constitutionellen Punktes. Hier wäre nun die Krone, wenn sie außer der Rechten nur bei Lafayette hätte Schutz und Stütze suchen müssen, wahrscheinlich übel genug gefahren. Allein eine ganz andere Kraft trat für sie in die Schlachtlinie ein, um durch eine eben so unvermuthete als gewaltige Diversion den Jacobinern auf ihrem eigenen Boden den Sieg zu entreißen.

Mirabeau war seit dem 7. November in der Versammlung fast unthätig gewesen. Ohne einem Grundsatze etwas zu vergeben, hielt er seine Gunst bei dem Pariser Volke lebendig, indem er dann und wann der rechten Seite eines seiner zermalmenden Schlagwörter entgegenwarf. Die Minister zu schonen, hatte er vollends keinen Anlaß, kurz er schien wieder völlig der alte Revolutionär. Im Stillen suchte er bald mit dem Grafen von Provence, bald mit Lafayette von Neuem anzuknüpfen, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Endlich kam ihm im März eine unerwartete Hülfe entgegen. Der östreichische Gesandte, Graf Mercy, ein Mann von durchgreifenden Kenntnissen und festem Charakter, seit langer Zeit ein persönlicher Freund der Königin und durch den Grafen La Marck von Mirabeau's wahrer Disposition unterrichtet, entschied Marie Antoinette, sich einer so bedeutenden Unterstützung nicht länger zu

entziehen. Nach mehrfachen Erwägungen kam man über eine vorläufige Stellung überein. Der König bezahlte Mirabeau's Schulden (200,000 L.) und gab ihm eine monatliche Rente von 1000 Thalern; dafür ertheilte Mirabeau dem Hofe seine Rathschläge, und versprach, in der Nationalversammlung die Interessen des Thrones zu vertreten. Ausdrücklich kam man überein, daß es sich nicht um die Herstellung des alten Staates handele: der König selbst in seiner passiven Weise hatte gar keine Sehnsucht nach unbedingter Machtvollkommenheit, und keine Ansicht über irgend eine Frage der Verfassungspolitik. Wenn er die Sicherheit des Daseins gewonnen hätte, so gingen seine Wünsche für die Befugnisse seines Herrscherwillens kaum so weit, als Mirabeau's alte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer kräftigen Regierung in Frankreich. Hier also, über das Ziel, war wenig Schwierigkeit. Desto übeler aber war es mit den Mitteln beschaffen. An sich war jetzt im Mai jeder Versuch einer monarchischen Restauration hundertfach schwieriger als im November. Jedenfalls gehörte dazu unbedingte Einheit und Consequenz des Handelns, unbedingte Vollmacht für den Lenker, unbedingte Thätigkeit nach allen Seiten. Wenn Mirabeau nicht selbst Minister werden konnte, so war die erste Aufgabe, ihm ein gründlich ergebenes oder völlig unterwürfiges Ministerium zu bilden. Wenn er selbst in seinem unaufhörlichen Schaffen nicht selten den Weg wechselte und darüber Zeit verlor, so wäre der einzige Beruf des Königs gewesen, ihn bei dem einmal Begonnenen festzuhalten und dessen Vollendung zu beschleunigen. Aber von dem Allen geschah das Gegentheil. Der Hof konnte sich nicht zu vollem Vertrauen entschließen. Der König vermochte sich weder von seinen bisherigen Ministern zu trennen, noch diese seinem Willen zu unterwerfen. Die Königin nahm Rath von Mirabeau, aber ebenso von vielen anderen höchst verschiedenen Menschen, und nahm überhaupt nur mit innerem Zwange an den sie langweilenden Staatsgeschäften Theil. Mirabeau, nicht gesonnen sich auf so nutzlose Art verbrauchen zu lassen, fuhr dann wohl von der Tribune mit einem Ungewitter dazwischen, dessen Blitze schärfer trafen als alles Gepolter der Jacobiner, die Lage nicht ver-

besserten, die Stimmung des Hofes aber reizten und erbitterten. Wie viel Frucht ein so beschaffenes Bündniß tragen könnte, mußte von Anfang an höchst zweifelhaft erscheinen.

Damals aber, als das Recht über Krieg und Frieden verhandelt wurde, war er noch im frischen Bewußtsein der zwei Tage vorher eröffneten Aussichten. Er sah wohl, daß die einfache Behauptung der Rechten, der König sei allein der Herr über den Krieg, in der Versammlung nicht mehr zu halten war, er hatte an sich aber auch keine Neigung, seine Kräfte dafür in die Schanze zu schlagen. Die Phrasen über die Herrschsucht der Könige, welche in dynastischen Fehden das Blut des Volkes vergeudeten, bestimmten ihn natürlich nicht, die Entscheidung in die Hand einer Kammer zu legen, die eben so viel Herrschsucht und eigennützige Zwecke, und selten so viel Sachkenntniß wie die Executivgewalt zu der Frage mitbrachte. Allein einen gleich durchgreifenden Einfluß, wie ihn etwa das englische Parlament besaß, wollte er auch dem französischen Reichstage sichern, und wenn dort das Herkommen jeden Paragraphen eines Gesetzes überflüssig machte, so galt es hier, durch ein bestimmtes Gesetz das Herkommen für die Zukunft erst festzustellen. Vollends der vorliegende Fall schien ihm ganz geeignet, die Mißlichkeit allein einer ministeriellen Entscheidung darzuthun. Wenn Lafayette im Augenblicke zwar von allen Kriegsgedanken hinweggeschreckt war, so erschien die Zukunft deshalb vor seinem Ehrgeiz nicht besser gesichert. Ein auswärtiger Krieg aber dünkte Mirabeau — und hier zeigte sich sein Scharfblick ebenso sehr dem Lafayette's als der Jacobiner überlegen — als das größte Unheil, was die französische Regierung in ihrer damaligen Lage betreffen konnte. Er wollte Frieden wie die Jacobiner, gerade um die Jacobiner zu entwaffnen.

Hienach war seine Aufgabe gegeben. Er forderte vor Allem die Bewilligung der Subsidien, da eine vertheidigende Rüstung unter allen Umständen unerläßlich war. Er begehrte dann die Entscheidung über den Krieg gemeinsam durch König und Reichstag. Er entwaffnete Lameth's doctrinäre Folgerungen durch die unwiderlegliche Bemerkung, daß eine Kriegserklärung allerdings

wie ein Gesetz ein Willensact der Nation, der König aber kraft seiner Sanction Theilhaber an der gesetzgebenden Gewalt sei. Er überwältigte endlich alle Zweifel durch die Ueberlegenheit seiner Sachkunde, die praktische Klarheit seiner Erörterung, die Macht seines persönlichen Auftretens, womit er das Getreibe der mittelmäßigen und hämischen Intriganten unter sich zusammenwarf. Eine große Mehrheit beschloß nach seinem Antrage, daß Krieg und Frieden von der Nationalversammlung beschlossen werde, nach einem ausdrücklichen und unumgänglichen Antrage des Königs und unter dessen Sanction.

Hiemit war nach der unzweifelhaften Stimmung der Nationalversammlung entschieden, daß Frankreich keinen Angriffskrieg gegen Holland und England führen würde. Dieß wirkte in soweit auf Preußen zurück, daß der König sich endlich zu ernsteren Demonstrationen gegen Oestreich entschloß, ein Heer an der lithauischen Grenze gegen Rußland, ein zweites aber in Schlesien gegen Böhmen aufstellte, und sich selbst in das Hauptquartier des letzteren verfügte. Allein sein Eifer wurde von den verbündeten Seemächten mit Nichten getheilt. Zwar von einem spanischen Kriege war keine Rede mehr; der Minister Florida Blanca war tief entmuthigt und erklärte dem englischen Gesandten seine Unterwerfung, nicht weil die britische Forderung gerecht, sondern weil Spanien zum Opfer gezwungen sei: wenn Frankreich uns unterstützte, würde ich aushalten, setzte er hinzu, vereinzelt aber sind wir zu schwach, und müssen uns fügen [1]). England hätte also wieder freie Hand im Oriente gehabt. Indeß war es weit entfernt davon, von seinen letzten Abreden mit Leopold deshalb zurückzutreten. Denn es hatte doch in Frankreich keineswegs die Partei des unbedingten Friedens gesiegt, die von Montmorin begehrten Subsidien waren bewilligt, eine Menge kriegslustiger Elemente zum Vorschein gekommen. So blieb Pitt in seiner friedfertigen Gesinnung gegen Oestreich und nur von dem Wunsche auf Beruhigung Europa's beseelt, um nicht zu neuer Bedrohung der Niederlande durch Frankreich Anlaß zu geben.

[1]) Morris an Washington II. 130.

Leopold, der Seemächte versichert, that mit großer Gewandtheit das Seinige, den Abschluß zu befördern, indem er sich zur Hebung des preußischen Selbstgefühles entschloß, scheinbar zur Erfüllung seiner dringendsten Wünsche sich erst zwingen zu lassen. Ende Juni erschienen nämlich zwei östreichische Diplomaten, Fürst Reuß und Baron Spielmann, im preußischen Lager, und eröffneten zu Reichenbach die Unterhandlung mit Herzberg in höchst zuvorkommender Weise. Nachdem Herzberg sein Tauschproject erörtert hatte, legten die Oestreicher am 13. Juli eine Note ihres Staatskanzlers vor, worin dieser einen im Grundsatze zustimmenden und nur in Nebenpunkten abweichenden Gegenvorschlag machte. Herzberg glaubte damit die Verwirklichung seiner Pläne in Händen zu haben. Allein an demselben Tage langten die Gesandten der Seemächte an, und setzten sich in der nachdrücklichsten Weise der Vollziehung eines solchen Tractates entgegen. Ihr Bündniß, sagten sie, laute nur auf Erhaltung des vollen und allseitigen Besitzstandes vor dem Kriege; England, setzten sie hinzu, habe in diesem Sinne bereits zu Wien unterhandelt, und werde sich an keinem Kriege für ein anderes Programm betheiligen. Zugleich kam der preußische Gesandte aus Warschau, Marquis Lucchesini. Man erfuhr, daß in Polen der stärkste Widerwille gegen die Abtretung von Danzig und Thorn vorhanden war: in Warschau gingen bei den augenblicklichen günstigen Verhältnissen alle Leidenschaften hoch, sie meinten, für die beiden trefflichen Städte müßte Preußen ihnen wenigstens ganz Galizien schaffen. Diese Zwischenfälle machten den stärksten Eindruck auf König Friedrich Wilhelm II. Das erste Feuer war bei ihm vorüber, und so gern er in einem raschen Enthusiasmus kräftige Beschlüsse faßte, so wenig war er zu zähem Ausharren aus bloßen Verstandesgründen geeignet. Er war vierzig Jahre alt geworden, entfernt von allen Geschäften, gründlichen Kenntnissen, bildender Arbeit. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn getrieben, sich dafür in Aufregungen und Anreiz jeder Art zu entschädigen, bald aber fand er sich ermüdet und abgestumpft, klagte über die Oede seines einförmigen und ermattenden Lebens, und gewöhnte sich auch als König sehr schnell, die politischen wie

alle anderen Angelegenheiten nur als Mittel geistiger Erregung zu betreiben [1]). Nichts entschied ihn leichter, als wenn eine Maßregel ihm zu einer erhebenden Stimmung Anlaß gab, nichts ermüdete ihn mehr, als die scharfe objective Berechnung, welche die Seele aller praktischen Politik ist. Als ihm dort in Reichenbach die Hindernisse wuchsen, war er leicht überzeugt, daß ihn Herzberg in ganz unnöthige Schwierigkeiten verwickele. Er fand im Grunde die englische Ansicht auch für Preußen höchst ehrenvoll. Der Ruhm, als Schiedsrichter Europa's drei Kaisern den Frieden dictirt zu haben, schien noch größer, wenn Oestreich gar nichts erhalte, als wenn es tausche, für Preußen aber die Ehre eines solchen Vertrages um so leuchtender, je weniger er durch das eigennützige Streben auf Danzig und Thorn befleckt sei. Der König gab sich mit Feuer diesen Gefühlen hin, ohne ein Arg zu haben, daß ein Regent seine Pflicht verletzt, wenn er auf Kosten des ihm anvertrauten Staates sich die Freude einer begeisterten Empfindung macht. Herzberg erhielt den gemessenen Befehl, jene Tauschvorschläge des Fürsten Kaunitz abzuweisen, und auf Erhaltung des strengen Besitzstandes zu bestehen. Die östreichischen Gesandten thaten darauf erschrocken und erzürnt, und der König meinte gegen Herzberg, man werde sich zum Kampfe für die gute Sache anschicken müssen. Dazu schüttelte nun Herzberg traurig den Kopf, und kaum nach acht Tagen wurde der König selbst durch Leopold's bereitwillige und eifrige Zustimmung überrascht [2]). Oestreich verzichtete somit auf alle Eroberungen und versprach für Belgien Amnestie und Herstellung der alten gesetzlichen Verfassung. Dafür ließ Preußen seine Bemühungen auf Danzig fallen, und verhieß Garantie der östreichischen Herrschaft über Belgien. Das Einzige, was Herzberg noch durchsetzen konnte, war eine Clausel: wenn Oestreich etwa eine kleine Grenzerwerbung von den Türken macht, wird es Preußen einen ähnlichen Vortheil zuwenden.

Der amerikanische Gesandte in Paris, Morris, der ein strenger

---

[1]) Briefe der Frau Charriere, Freundin der Gräfin Döhnhof, revue de Genève 1849.

[2]) Herzberg précis, in Schmidt's Zeitschrift I. 27.

Conservativer, und wenn nicht gerade ein geschulter so doch ein praktischer Staatsmann war, schrieb damals seiner Regierung: Preußen ist, obwohl es die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages dictirt hat, vollständig hinter das Licht geführt worden. In der That zeigte sich bald, wie viel die Uneigennützigkeit seines Königes aufgegeben hatte[1]). Sein Ansehen sank nach allen Seiten in demselben Maße, wie der Einfluß Leopold's stieg. Einige Wochen blieb Oestreich noch auf der Linie des Reichenbacher Vertrages. Es schloß Waffenstillstand mit den Türken, war zur Eröffnung des Friedenscongresses bereit, und regelte im Haag gemeinschaftlich mit Preußen, Holland und England die Wiedererwerbung Belgien's. Es war dies die Zeit, welche Leopold zur Befestigung seiner inneren Stellung nothwendig bedurfte. Er hatte seine Kaiserwahl zu erwirken, und seit dem Fürstenbunde hatte Preußen die Mehrheit im Churfürstencollegium. Zwar die Stimme zur Kaiserwahl hatte Preußen in Reichenbach zugesagt, immer aber handelte es sich noch um die einzelnen Bestimmungen der Wahlcapitulation. Da war es die erste Folge der Politik Reichenbach, daß Sachsen aus der preußischen Führung heraustrat und sein altes Stichwort vollkommener Neutralität hervorsuchte. Hiemit kehrte das Uebergewicht auf die östreichische Seite zurück, und alle Anträge zur Verbesserung der Wahlcapitulation fielen durch die Mehrheit Böhmen's, Baiern's, Cöln's und Trier's, gegen Brandenburg, Hannover und Mainz. Nicht weniger erheblich war, daß in denselben Tagen Leopold trotz aller Opposition seine Anerkennung in Ungarn durchsetzte. Er hielt hier den Standpunkt, der seine ganze Regierung charakterisirt. Wenn Joseph die Existenz der Provinzialrechte und Stände zu Gunsten des Gesammtstaates zu vernichten suchte, so stellte Leopold die Existenz der Stände wieder her, behielt aber die wesentlichen Rechte sich selbst vor. In Ungarn insbesondere half vor Allem das Mittel, welches sich auch in unseren Tagen bewährt hat: gegen die Magyaren rief er die Illyrier und Südslaven auf, und erlangte durch ihre Hilfe seine Krönung zu allen Herrschaftsrechten der

[1]) Ausführlich nachgewiesen bei Häusser, deutsche Geschichte I. 322—339.

Maria Theresia. So weit gediehen, schritt er ohne Zaudern nach allen Seiten weiter vor, und wo er es vermochte, über die zu Reichenbach gezogenen Linien hinaus. Gegen Belgien rückten seine Truppen heran, das Land war in Folge inneren Parteihaders schlecht gerüstet, jene preußischen Officiere traten damals aus dem Dienste des Congresses zurück, und bald wuchs das Drängen Oestreich's so sehr, daß es in den Haager Conferenzen zu Drohungen und Protesten Seitens der Seemächte kam. Allein die Zeit eines ernsteren Widerstandes war vorüber. Der östreichische Minister Graf Mercy nahm von den Vorbehalten keine Notiz, sondern ließ seine Truppen ohne Zaudern vorwärts gehen. Jene inneren Parteiungen hatten zudem Belgien auch seines französischen Rückhaltes beraubt, da der Brüsseler Congreß kurz vorher gegen die demokratische Partei eingeschritten war, und ihre verhafteten Führer trotz aller Vorstellungen Lafayette's nicht losließ. Es half nichts, daß dieser den General Dumouriez eigends nach Brüssel sandte und als Preis ihrer Freilassung französischen Beistand gegen Oestreich bot: der Congreß blieb fest, und war also mit Lafayette völlig überworfen, als General Bender mit 30,000 Oestreichern seine Operationen begann. Lafayette war weit entfernt davon, um so verstockter Sünder willen den europäischen Frieden zu stören. Ohne Schwertstreich kam Belgien unter die östreichische Herrschaft zurück.

Gleich nachher folgte die Unterwerfung Lüttich's unter die Herrschaft seines Bischofes. Preußen hatte die durchaus gerechte Sache der Einwohner bis dahin nachdrücklich unterstützt. War es in Belgien und Ungarn nur heimlich und durch unbeglaubigte Agenten thätig gewesen, so hatte es in der Lütticher Angelegenheit ganz officiell gewirkt, und mußte hier um so mehr ein billiges Verfahren erwarten, als die Lütticher Stände sich bereit erklärt hatten, den Bischof wieder aufzunehmen, wenn er ihre hergebrachten Rechte bestätigte. Allein jetzt rückten östreichische Regimenter ein, und ohne irgend eine Rücksicht auf Preußen's Proteste wurde die Opposition mit allen Mitteln des Kriegszustandes niedergeworfen.

Noch greller aber kamen die Folgen des Systemes Reichen=

bach in Osteuropa zu Tage. Schweden, das im Vertrauen auf preußisch-englische Hülfe den Krieg gegen Rußland begonnen, schloß bitter enttäuscht einen gewinnlosen Frieden. In Polen trat die patriotische Partei gänzlich aus dem preußischen Einflusse hinweg: sie hatte Grund genug, nach ihrem unklugen Eigensinne in der Danziger Sache an Preußen's fernerer Freundschaft zu zweifeln, und mochte auch nach der letzten Probe ein Bündniß mit Oestreich für sicherer und vortheilhafter halten[1]). Endlich wollte selbst der türkische Friedenscongreß nicht zur Eröffnung kommen. Rußland, jetzt seinerseits durch England und Preußen bedrängt, bot dem östreichischen Hofe große Stücke, wenn er wieder auf seine Seite treten wollte, und Kaunitz war der Meinung, wenn Preußen die Russen angreife, sei der Kaiser durch Reichenbach, wo man nur über die Türken verhandelt habe, nicht verhindert, den Russen bundesmäßige Hülfe zu leisten. Dies zwar lehnte Leopold ab, da man doch zu Reichenbach verheißen, sich weder direct noch indirect am Türkenkriege weiter zu betheiligen: allein die preußischen und englischen Gesandten mußten immer noch bis zum letzten Tage des Jahres in Sistowa warten[2]), bis ihre östreichischen Collegen eintrafen. Wir werden später sehen, wie wenig günstig sich auch dann die Dinge anließen.

So wenig kamen die Händel der europäischen Mächte im Jahre 1790 zu einem befriedigenden Abschlusse. Rußland erfüllte fortdauernd seine Umgebungen mit Sorge und Unwillen durch den geräuschvoll fortgesetzten Türkenkrieg. Oestreich, welches mit seltenem Glücke aus vernichtender Gefahr zu überraschender Erhebung gelangt war, suchte seine Vortheile mit stets wachsender Heftigkeit auszubeuten. Trotz der neuen Freundschaft mit Preußen hatte man nicht vergessen, wie viel dessen Haltung zu der Bewegung der aufstrebenden Provinzen beigetragen hatte: Leopold bewahrte es wohl im Herzen, und ließ sich in seinem Vorwärtsschreiten nach dieser Seite auch durch das wachsende Getümmel der französischen Re-

---

[1]) Das Sinken des preußischen Ansehens, Hamburger politisches Journal, September 1790.

[2]) Vom 19. bis zum 30. December.

volution nicht beirren[1]). Die Stimmung Preußen's wurde in Folge dessen um so bitterer, je lauterer das Bewußtsein des Königes über die Motive seiner Reichenbacher Entschlüsse war. Während man sich von Ungarn, Belgiern und Lüttichern des Verrathes anklagen hörte, sah man sich in Polen über die Achsel angesehen und das eigene Vertrauen auf Oestreich vollständig getäuscht.

---

[1]) Morris an Washington, 22. November. Ohne Zweifel aus Mittheilungen der französischen Minister.

Drittes Capitel.

Frankreich. Sturz des Clerus und Adels.

Während Europa im Jahre 1790 auf mehreren Seiten die Keime eines allgemeinen Kampfes in sich trug, Oestreich gegen Preußen, Preußen gegen Rußland, England gegen Spanien die Waffen erhob, wirkte diese kriegsschwangere Atmosphäre mächtig auf die Erhitzung der französischen Revolution zurück. Natürlich nicht in der Weise, wie die revolutionären Parteien es unzählige Male behauptet haben, daß das französische Volk, durch ein Bündniß des alten Europa bedroht, um der nationalen Selbstständigkeit willen zum Aeußersten habe greifen müssen: die einfache Darstellung der Thatsachen, welche die deutsche Geschichte von 1790 bilden, reicht hin, um die Unmöglichkeit eines solchen Bündnisses darzuthun. Aber was nicht in den Dingen vorhanden war, erzeugte sich in den Gemüthern der Menschen. Wenn in Ost und West, in Nord und Süd der Weltbrand jeden Augenblick auszubrechen schien, hielt man auch das heimische Dasein für gefährdet, und schloß aus den eigenen Wünschen nur zu bereitwillig auf die Gesinnung der vermeintlichen Gegner. Bei jener halb diplomatischen, halb revolutionären Rüstung zum Schutze Spanien's hatte Lameth gerufen: es ist ein Krieg aller Könige gegen alle Völker. Damit war Alles gesagt. Man empfand in sich selbst zu stark den Trieb, auch die übrigen Nationen Europa's zu revolutioniren, als daß man nicht bei den Regierungen derselben eine gleich regsame Feindseligkeit vorausgesetzt hätte.

Es kam dazu, daß in demselben Monate Mai in Frankreich selbst der Widerstand gegen die Revolution zum ersten Male über die parlamentarische und höfische Bewegung hinaus in das Volk hinabstieg und an die Gewalt der Waffen appellirte. Zu der auswärtigen Aufregung gesellte sich mit noch heißeren Sorgen und Leidenschaften der Bürgerkrieg. Es war die unselige kirchliche Frage, an welcher sich diese Flamme entzündete.

Gleich die Einziehung der Güter entwickelte bedenkliche Folgen. Wir haben gesehen, es war in finanzieller Hinsicht mehr als zweifelhaft, ob die Besoldung der Kirche aus Staatsmitteln irgend einen Vortheil aus der Beute übrig lassen würde. Ob es in religiöser und politischer Beziehung für einen Fortschritt zu halten ist, wenn eine Kirche statt eigenen Vermögens Besoldung durch den Staat erhält, darüber wird ein vorsichtiger Beobachter jede allgemeine Entscheidung ablehnen, da sie nach der Beschaffenheit des Volkes, des Staates, der Zeit nothwendig verschieden sein muß. In dem damaligen Frankreich war Grund genug zur Aenderung des vorhandenen Zustandes: denn da zu allen Pfründen der König ernannte, so brachte das eigene Vermögen der Kirche statt des sonst natürlichen Vortheiles würdiger Selbstständigkeit nur die Schäden des Reichthumes, Genußsucht und Verweltlichung. Dabei hatte der ganze Strom der Revolution einmal seine Richtung gegen corporative Abschließung: es war also begreiflich, daß er gerade diese so tief gesunkene Körperschaft nicht schonte, sondern sie durch das System der Besoldung dem, wie man hoffte, verjüngten Staate völlig unterwarf. Es war immer eine große Rechtsverletzung, es war auch eine schlechte Geldspeculation, aber es ließ sich begründen, ja man konnte es für unvermeidlich halten.

Man blieb aber dabei nicht stehen. Man begann die neuen Staatsgüter sogleich im Einzelnen zu verkaufen und brachte dadurch eine Menge ökonomischer Bedenken in Bewegung. Sodann aber, man kündigte unverholen eine Umgestaltung der Kirchenverfassung an, die auf katholischem Gebiete an sich selbst ein Gegenstand des Glaubens ist, und regte damit die Tiefen des religiösen Gewissens auf. Hier zeigte sich auf der Stelle, mit welcher

Unkenntniß oder Nichtachtung der französischen Zustände und Bedürfnisse die Nationalversammlung verfahren war. Es zeigte sich, daß sie den Boden verlassen hatte, auf dem ihr Ansehen, durch die Forderungen des Jahrhunderts und der Nation gestützt, unantastbar war. Den Clerus als den ersten Stand des Feudalstaates hatte sie vernichten können, ohne daß der Widerstand von etwas Anderem als der Ohnmacht der Besiegten Kunde gegeben hätte. Den Clerus als den Träger eines im Volke wurzelnden Glaubens hatte ihre Hand noch kaum berührt, und sofort kündigte sich der Bürgerkrieg auf hundert Punkten des Königreiches an. Man mußte erfahren, daß hinter den aufgeklärten Rednern der Clubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt. Man hätte schon nach den bisherigen Erfahrungen der Revolution ermessen können, ob dieser Widerstand gering zu achten sei. Daß der letzte Versuch des alten Staates so spurlos gescheitert und eine neue Zeit so unwiderruflich hereingebrochen, man verdankte es, die Thatsachen genau erwogen, nicht den Reden des Palais Royal und auch nicht dem Sturme der Bastille, sondern dem allgemeinen Aufwogen der Bauern in den Landschaften und dem allgemeinen Abfall derselben in den Regimentern. In ihrem Eifer und ihrer Rohheit damals hatten sie nachdrücklich genug verkündet, was sie bedurften; sie besaßen es jetzt und fühlten sich sicher, um es gegen die Welt zu vertheidigen. Den geistlichen Zehntherren hätten sie mit der blanken Waffe abgewiesen, aber das Sacrament wollten sie sich nicht aus ungeweihten Händen aufdringen lassen. Das materielle Interesse, welches bei ihnen bisher die Schritte der Nationalversammlung empfohlen, erhöhte an dieser Stelle ihren besorgten Widerwillen. Wir haben früher bemerkt, daß damals nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, Theilung der großen Güter und Vermehrung der kleinen Eigenthümer das Hauptbedürfniß des französischen Ackerbaues war: was ihm Noth that, war vielmehr Befreiung des Bodens, einsichtiger Betrieb und gute Pachtverhältnisse. Das Erste war jetzt erreicht,

das Zweite konnte nur langsam erlernt werden: was aber das Dritte betraf, so waren die geistlichen Güter bei Weitem nicht am Schlechtesten berufen, im Gegentheil galt ihre Verwaltung als vernünftig und geordnet, und ihre Pachttermine waren eifrig besucht. Jetzt war denn der Schrecken allgemein, als man von dem Wechsel des Eigenthumes hörte. Die Pächter fürchteten von dem neuen Käufer ausgewiesen oder nach Speculanten Weise gedrückt zu werden. Im Elsaß allein hatte eine Petition gegen den Sturz der katholischen Religion in drei Wochen 21,000 Unterschriften, sämmtlich die Namen von Pächtern, Katholiken, Lutheranern und Juden in seltener Einstimmigkeit. In der Bretagne hatten bisher die Pfarrer an der Spitze der Freiheitsbewegung gestanden, und die Bauern, durch ganz besondere Colonatsverhältnisse gedrückt, mit Eifer sich gegen den Adel erhoben: jetzt schlugen beide um, und die neuen Gemeindebehörden sahen die Bevölkerung sich einmüthig um die widerstrebende Geistlichkeit schaaren. Bei Weitem aber die stärkste Aufregung entstand für jetzt in dem Süden, wo sich auch die Städte mit lebhafter Entrüstung betheiligten, während hier und da die Bauern, einst härter als im Norden durch den Feudalstaat beschädigt, noch in dem Geleise der revolutionären Bewegung fortgingen. Der erste blutige Tumult erhob sich in Nimes, wo ein patriotisches Linienregiment von den kirchlichen Bürgergarden und Proletariern hart mitgenommen wurde. Darauf trat eine katholische Gesellschaft zusammen, um die benachbarten Departemens zu einer Verbrüderung im christlichen Glauben aufzufordern. In Alais jagte der Pöbel die Truppen völlig zur Stadt hinaus, die Bürgergarde war in sich selbst getheilt, und mithin keiner Einwirkung fähig. In Montauban dagegen kam es zwischen der Nationalgarde und dem Volke zum Treffen: auch hier behauptete die katholische Sache den Platz, und die Bürgergarde wurde gesprengt. Unter solchen Zuckungen gewann die katholische Verbrüderung Boden, in Nimes allein bekannten sich 4000 Männer zu ihr, Uzès, Perpignan, Tarn, das einflußreiche Toulouse traten in ihren Bund. Tagtäglich erschollen die Klagen der Patrioten, die immer trüberen Berichte der Behörden drängten sich in der Nationalversammlung, und sie

beschloß, in der Meinung mit künstlich gemachten Wirren zu thun zu haben, durch Vollendung der Reform den Parteigängern der alten Mißbräuche jede Hoffnung abzuschneiden.

Am 29. Mai wurde die Kirchenverfassung, deren Grundzüge im April verkündet worden, von dem kirchlichen Ausschusse vorgelegt. Die Ausführung ging noch weit über die Principien des Aprilberichtes hinaus, und griff vielfach tiefer als durch neue Abgrenzung der Diöcesen in das Kirchenrecht ein. Die Souveränität der Activbürger wurde hier wie in Gericht und Verwaltung anerkannt. Die Wähler jedes Districtes ernennen sich den Pfarrer, die Wähler des Departements den Bischof. Jeder Erwählte schwört der Nation, dem Könige und der Verfassung den Eid der Treue. Es gibt hinfort keine Capitel und geistliche Gerichtsbarkeit mehr. Der Papst verliert die Rechte der Dispensationen und der canonischen Einsetzung. Wenn hierin dogmatische Fragen allerdings nicht unmittelbar angeregt waren, so bedarf es doch keiner Erörterung, daß mit der Verwirklichung dieser Dinge in Frankreich für den gläubigen Katholiken kein unentweihter Gottesdienst und kein unbeflecktes Sacrament mehr bestehen blieb.

Dennoch war die Wärme der Debatte mit den Vorgängen des April nicht zu vergleichen. Der Clerus, der gegen die damaligen Beschlüsse mit einigen Gesinnungsgenossen einen feierlichen Protest erlassen, nahm an der neuen Verhandlung einen sehr spärlichen Antheil. Der Streit wurde fast nur innerhalb des Centrums und der Linken geführt, über die Größe der Gehalte, die Fortdauer der Capitel, die Wahl der Bischöfe durch das Volk oder durch die Geistlichen. Der eigentliche Held der trockenen und schleppenden Discussion war der Jansenist Camus, der mit einer Mischung von religiösem und politischem Eifer die Uebereinstimmung des vorliegenden Gesetzes mit dem neuen Testamente und den Concilienschlüssen des vierten Jahrhunderts unermüdlich in allen Stücken nachwies. Weniger Glück machte Robespierre, dem Manches nicht demokratisch genug war, und mehrere Ansätze die Abschaffung des Cölibates einzuflechten mißlangen. In diese halb scholastischen, halb demagogischen Erörterungen warf dann der

katholische Süden zuweilen seine drohende Stimme hinein. Am 15. Juni empfing die Nationalversammlung eine Adresse des Vereins von Nimes, die in gebieterischem Tone Ehrfurcht vor der Kirche und Herstellung der königlichen Gewalt begehrte. Es war auch ein Act des souveränen Volkes, so gut wie die Pariser Adresse vom 5. October: allein die Nationalversammlung beantwortete ihn auf das Bündigste an demselben Tage durch einen Beschluß, nicht bloß für 400 Millionen, sondern die ganze Masse der Kirchengüter ohne Aufschub zum Verkaufe zu bringen. Die Adresse aber wurde für aufregend erklärt und die Anstifter vor die Barre geladen. So wuchs die Erbitterung auf beiden Seiten. Nun war es gerade die Zeit, in welcher die neuen Verwaltungsbehörden eintraten, keine thätigen Gerichte existirten, das Heer von der allgemeinen Unordnung immer tiefer ergriffen wurde: es stand also fast jeder Ort in reiner Selbstständigkeit, die größere Verwaltung vollzog sich thatsächlich überall in der Form der freien Verbrüderungen, und die Begeisterung für den Reichstag war das einzige Band, welches die schwindende Einheit noch zusammen hielt. Jetzt schlug diese auf weiten Strecken in Haß und Abscheu um, gegen die patriotischen Vereinigungen bildete sich in drohender Heftigkeit die katholische, die souveränen Städte schickten sich an, wie im alten Gallien in das Feld zu rücken. Als der Kampf in Montauban bekannt wurde, erhob sich Bordeaux in dem Zorne seines Freiheitssinnes: die Nationalgarde griff zu den Waffen, bildete in der Umgegend ein kleines Heer, und zog zur Bestrafung der rebellischen Frömmler aus. Lange stand man sich förmlich gelagert im Angesicht, und nur mit Mühe hinderte das Einschreiten des Ministeriums und der Nationalversammlung den Ausbruch.

Mit einem Worte, wenn die Gesetze über Verwaltung und Gericht die Leidenschaft der Menschen von jeder äußeren Fessel befreit hatten, so drückten ihr die kirchlichen Decrete die Waffen zum offenen Kampfe in die Hand. Mitten in der Revolution selbst erhob sich gegen sie der Bürgerkrieg. Sie war bereit dazu ihn aufzunehmen, sie hatte noch weitere Mittel, den Fanatismus ihrer Anhänger zu stärken. Gegen den kirchlichen Eifer der gläubigen

Katholiken bot sie die Vaterlandsliebe aller ächten Franzosen auf. Die katholischen Pfarrer, welche das Jahr zuvor zu Hunderten sich mit dem dritten Stande vereinigt, hatten zwar an sich nicht das Mindeste gemein mit den Prinzen und Herren, die im Auslande um Hülfe für das Feudalwesen bettelten: die Revolution aber, nachdem sie beide mit gleicher Verfolgung getroffen, freute sich, den Abscheu gegen die Landesverräther auch auf die katholische Kirche richten zu können.

Die Jacobiner hatten jenes Thema fremder Einmischung, welches sie zuerst bei der Vorbereitung des 5. October angeschlagen, seitdem nicht wieder verklingen lassen. Wäre es hier bloß auf Wünsche und Neigungen angekommen, so hätten sie nicht leicht zu viel gesagt. Es fehlte nicht an zahlreichen Stimmen, welche die bestehenden Gewalten Europa's zu Wachsamkeit und Kampf gegen die Revolution aufriefen. Allen voran waren darin wie begreiflich die französischen Auswanderer, welche die Höfe der Reihe nach um bewaffnetes Einschreiten angingen, und die Unverträglichkeit eines revolutionären Frankreich mit den alten Ordnungen des Welttheils predigten. Ihr natürlicher Führer, des Königs Bruder, Graf von Artois, lebte, seitdem er nach dem Sturme der Bastille aus Paris entflohen war, bei seinem Schwiegervater, dem Könige von Sardinien, und bestürmte von dort aus seine Freunde in Frankreich wie alle Mächte des Auslandes mit seinen Hülfgesuchen. An den deutschen Reichstag gelangten andere Beschwerden Seitens einiger deutschen Fürsten, die im Elsasse Besitzungen hatten und hier durch die Augustdecrete betroffen wurden. Was das formelle Recht anging, so beriefen sie sich auf einen Artikel des westfälischen Friedens, der die bestehenden Rechte der Elsasser Reichsstände gewährleiste; dagegen hatte Frankreich einen anderen Artikel desselben Vertrages anzuführen, welcher diese Gewähr nur unbeschadet der vollen Souveränität seines Königs ausspreche, und damit den Elsaß auch der französischen Gesetzgebung unterwerfe [1]). Mochten darüber die Rechtsgelehrten streiten, so eignete sich politischer Weise die Sache offenbar zu nichts eher, als zu einem friedlichen Vergleiche,

[1]) Instr. pacis Monast. §. 73, 74, 87.

und Mirabeau setzte in der Nationalversammlung einen Beschluß durch, welcher die Fürsten zu Unterhandlungen über eine Entschädigung einlud. Immer trug aber der Zwist dazu bei, in den höheren deutschen Kreisen die Mißstimmung zu steigern, mit der man den Fortgang der französischen Unruhen beobachtete. Eine solche Reizbarkeit lag völlig in der Natur der Sache bei jenen Reichsständen, die ihr ganzes Dasein noch auf den feudalen Fuß gestellt hatten. Reichsprälaten, Reichsritter und kleine Dynasten sahen sich durchaus in der Lage der Franzosen, gegen welche die ersten Schläge der Revolution gefallen waren. Die größeren Fürsten aber waren in anderer Stellung. Der Mehrzahl nach protestantisch, hätten sie dem Schicksal der französischen Kirche mit größerer Gleichgültigkeit zusehen mögen. Seit mehreren Menschenaltern im Kriege mit ihrem Adel und wesentlich der Politik des Fortschrittes und des Gemeinwohls huldigend, hätten sie in den Beschlüssen des 4. August sogar den Sieg der eigenen Sache erblicken können. Allein die Thorheit Breteuil's und die Schwäche Ludwig's, welche wider das Wesen der Dinge das Königthum in die Niederlage der Feudalstände verwickelten, sodann der zugleich weltumfassende und anarchische Charakter der Menschenrechte verwandelten die Stimmung gänzlich. Vollends seit den Scheußlichkeiten des 6. October hielten die Monarchen Europa's ihr eigenes Dasein durch die Revolution gefährdet, und wandten ihre Neigung allen Opfern derselben fast ohne Unterschied zu. Es ging hier in den Gedanken, wie es in Frankreich thatsächlich geschehen. Die Verblendung der Feudalpartei machte das Auftreten eines angriffslustigen Radicalismus möglich: dadurch wurden die natürlichen Bundesgenossen, die Politik des liberalen Gesammtwohles und die nationale Monarchie, einander entfremdet.

Nur war noch ein sehr weiter Weg von der Entfremdung des Herzens bis zu thatsächlicher Feindseligkeit. Die Höfe Europa's waren entrüstet über die Frechheit der Pariser Revolutionäre, aber die meisten empfanden eben so viel Verachtung als Zorn, und alle waren durch die östreichischen Händel anf das Vollständigste in Anspruch genommen. Selbst in Turin hatte der König zwar heiße

Wünsche für das Gelingen seines erlauchten Schwiegersohnes, dessen Galanterien ihm übrigens den festen Anstand seines Hofes unangenehm störten; aber von einer Neigung, die eigenen Interessen in einem französischen Kriege zu gefährden, war nichts zu entdecken. Der Eifer des Grafen Artois griff also immer in die Luft, und noch entschiedener war sein Fehlschlagen bei den anderen Mächten. Ja in den Tuilerien selbst hielt man sich zwar in steter Verbindung mit dem Grafen, um seine Pläne zu kennen: aber die Königin, ohne deren Vorwissen Ludwig XVI. nichts Wichtiges that, war weit von einer Zustimmung entfernt. Theils ängstigte sie die Gefahr, die man während eines Angriffes der Auswanderer in Paris durchzumachen hätte, theils fürchtete sie bei einem Siege derselben für ihr eigenes Schicksal, besonders seitdem Calonne in Gunst und Einfluß bei Artois stand. Weiter blickende Geister, welche aus dem bisherigen Verlaufe der Revolution den endlichen Sieg der anarchischen Demokratie voraussagten, bedauerten damals schon die Trägheit der gekrönten Häupter: nicht als ob sie einen Weltkrieg gegen das neue Frankreich oder die Vernichtung der Reformen gewünscht hätten, sondern weil sie keinen Zweifel hegten, daß die siegreiche Demokratie ihrerseits den Angriff beginnen und den Weltkrieg unvermeidlich machen würde. Sie erinnerten an Lafayette's Umtriebe in Ireland, Holland und Belgien, an den Eifer, womit sich Genfer und Lütticher Ausgewanderte um Mirabeau und andere Parteihäupter drängten, an die officielle Tendenz der Menschenrechte, die sich für das allein gültige Staatsrecht nicht bloß Frankreich's, sondern des Weltalls gegeben hatten. Es war nach ihnen einzig die Frage, zu welcher Zeit der Kampf losbrechen, und mit welchen Mitteln er zu führen sein würde: hier dünkte ihnen einleuchtend, daß jede Zögerung nur die Kräfte der Anarchie vermehren könnte.

Allein wenn die Höfe über ihren türkischen Sorgen davon nicht die mindeste Notiz nahmen, wenn Marie Antoinette ihren Gemahl von jeder Theilnahme an den Plänen seines Bruders abhielt: wie viele Menschen in Paris wußten von diesen häuslichen und diplomatischen Verwickelungen, oder fanden für gut daran zu

glauben? Jede Aeußerung, die ein demokratisches Blatt über die Pläne der fremden Tyrannen hinwarf, erhitzte tausend entzündbare Herzen. Bei der maßlosen Unwissenheit der meisten Franzosen über auswärtige Verhältnisse kostete es geringe Mühe, auch den abenteuerlichsten Erfindungen Eingang zu verschaffen. Bald sollte ein Schlag gegen Lyon, bald gegen Marseille geführt werden; bald war es der Kaiser, bald Catharina II., die im Bunde mit den Ausgewanderten stände; England verschwor sich heute mit Artois gegen die Revolution, morgen mit Orleans gegen Ludwig XVI., Alles um sich wegen des amerikanischen Krieges zu rächen. So schien der ganze Boden durch Verrath unterwühlt und der Luftkreis von Verschwörungen vergiftet: kein Verbrechen war so plump oder so abgefeimt, daß man es nicht der Reaction zugetraut hätte. Indem diese Dinge unablässig in die grellste Farbe gesetzt wurden, und die Umtriebe des Grafen Artois an sich nicht zweifelhaft waren, gelang es binnen wenigen Monaten, die Volksmassen zugleich mit peinigender Sorge und maßlosem Stolze zu erfüllen. Starkes Nationalgefühl, lebhafte Einbildungskraft und maßlose Leichtgläubigkeit wirkten zusammen und erweckten rasch in den weitesten Kreisen zuerst das Bewußtsein, von allen Königen verfolgt zu werden, und darauf den Wunsch, allen Völkern die Freiheit zu verschaffen. War man im vorigen Jahre stolz darauf gewesen, das einzige freie Volk des Festlandes zu sein, so begann man jetzt den Gesichtskreis der Revolution über alle Grenzen des Reiches zu erweitern.

Den nächsten Hebel, um diese Stimmungen zur That zu bringen, gaben aber die militärischen Verhältnisse. Denn gegen die Fremden konnte zuletzt doch nur das Heer beschützen: hier aber schien zu fürchten, daß die Officiere, als ohne Ausnahme adlich geboren, sich selbst an die Spitze des Verrathes stellen möchten. Die Parteien wußten überhaupt sehr wohl, was ihnen die Meinung des Heeres bedeute, und die Jacobiner verloren die fortgesetzte Bearbeitung der Soldaten keine Stunde aus den Augen. Nur zu sehr wurden sie darin durch die alten Schäden des französischen Heerwesens unterstützt, die mit jedem Tage unheilbarer aufbrachen. Officiere und Soldaten standen sich als zwei durch

einen Abgrund geschiedene und auf den Tod verfeindete Classen gegenüber; an keiner Stelle war der Haß zwischen dem Adel und dem gemeinen Manne grimmiger als hier, und wenn sonst das stehende Heer als das zäheste Bollwerk der Ordnung betrachtet wird, so hatte damals der Feudalstaat der Demagogie an keiner Stelle das Spiel so sehr erleichtert, als bei den Soldaten. Die Unterofficiere waren fast ohne Ausnahme radical gesinnt, und das Officiercorps selbst spaltete sich, je nachdem die Revolution den Einen von der Nothwendigkeit der Reformen überzeugte, den Anderen dagegen verhärtete. Im Laufe des Winters drang das Clubwesen in die Regimenter ein, ein jedes hatte seinen Ausschuß der Unterofficiere als Mittelpunkt der Bewegung; höhere Löhnung, gesichertes Cassenwesen, leichtere Beförderung, mildere Zucht waren die ersten Gegenstände der Verhandlungen. Sie ordneten darüber Gesandtschaften an ihre Obersten, oder auch geradezu an die Nationalversammlung und den Kriegsminister ab, begehrten von dem Regimentsführer Rechnungsablage über die Casse, erklärten ihre Nichtanerkennung freiheitsfeindlicher und aristokratischer Vorgesetzten. Die Officiere mußten zusehen, beschwichtigen, schmeicheln; wo sie Widerstand versuchten, kam es zu offenen Gewaltthätigkeiten. Als die Föderationen in den Provinzen begannen, steigerte sich dies Alles. Die Festlichkeiten und die Begeisterung, welche hier zu Tage kam, lockte auch die Truppen heran, und die Nationalversammlung, die sich noch nicht daran gewöhnen konnte, das Heer für etwas Anderes als ein Werkzeug der Gewalt anzusehen, empfahl ausdrücklich die Verbrüderung der Soldaten und Nationalgarden als gleicher Söhne des gemeinsamen Vaterlandes. Durch ein solches Zusammenleben aber beider Classen der bewaffneten Macht wurde die Zucht des Heeres vollends zerstört. Die Soldaten sahen nicht ein, warum sie weniger Freiheit als ihre freien Brüder, und beschränktere Rechte als andere souveräne Volksmänner haben sollten. Sie fanden, daß die Nationalgarde ohne alle Strafgesetze und mit freier Wahl der Officiere dem gemeinen Wesen höchst zuträglich sei: wenn nun nach der Erklärung der Rechte keine Ungleichheit, als welche das Gemeinwohl erheische, ferner

geduldet werden dürfe, warum sollten sie denn strengeren Vorschriften und nicht selbst erwählten Officieren gehorchen? So kam es bald dahin, daß die Unordnung des neuen Wesens ärger wurde als die Mißbräuche des alten.

Unter diesen Umständen begann die Nationalversammlung damit die Reform, daß sie eine Reihe der für Officiere und Soldaten wichtigsten Fragen ihrer alleinigen Entscheidung vorbehielt, und dadurch das Heer gewöhnte, mehr auf sie als auf den König zu blicken. Man kann nicht wissen, sagte Alexander Lameth, ob immer ein bürgerlich gesinnter König in Frankreich regieren wird: also beschloß die Versammlung, dem gesetzgebenden Körper allein stehe es zu, die Größe und Einrichtung des Heeres, die Verwendung desselben im Reiche, den Sold aller Grade, die Form der Aushebung, die Aufnahme fremder Soldaten und das militärische Strafrecht zu bestimmen. Lameth war selbst Officier, neben ihm gab es noch eine Anzahl meist jüngerer Genossen, die mit brennendem Eifer eine große Laufbahn in einer revolutionären Armee und Kriegführung erwarteten: Orleans glänzender Freund Biron, der strudelköpfige Menou, die mit Lafayette zusammenhängenden Broglie und Montmorency, der bejahrte Custine, brav, unbesonnen und eitel wie der jüngste Mensch, endlich der radicalste von ihnen, Dubois von Crancé, der zu demokratischer Hitze eine grimmige Rachsucht gegen den alten Zustand mitbrachte, unter welchem ihn St. Germain einst aus dem Dienste gejagt hatte. Alle diese drängten die Armee auf volksthümlichen Wegen weiter. Der Sold der Gemeinen wurde erhöht, der Zugang zu den Officierstellen jedem Talente eröffnet, dem Soldaten jedes bürgerliche Recht vorbehalten für die Zeit, in der er sich nicht in activem Dienst befinde.

Da aber neben diesen erfreulichen Dingen nicht das Mindeste für die Herstellung der Zucht geschah, wohl aber die reactionäre und verrätherische Stimmung der Officiere in endloser Wiederholung angeklagt wurde, stieg die Verwilderung während des Frühlings zu einer erschreckenden Höhe. Volk und Soldaten waren überzeugt, daß jene bei dem ersten Angriffe der Ausgewanderten übertreten würden. Es schien ein Verrath am Vaterlande, wenn

man ihnen nicht zuvorkäme, wenn man sie in ihrer Stellung, besonders in den Grenzgarnisonen, beließe. Wer Unordnungen wünschte, konnte kein dankbareres Thema ersinnen. In den ersten Tagen des Mai, gleichzeitig mit den kirchlichen Tumulten des Binnenlandes, loderte die Flamme an der ganzen sardinischen Grenze entlang in die Höhe. Es war planmäßige Verschwörung dabei, denn es steht fest, daß die Aufstände bei den Pariser Jacobinern im Voraus angekündigt wurden, es war aber auch mehr als Verschwörung, eine weitverbreitete Stimmung nämlich im Lande, welche den Führern eifrig entgegen kam. Zu gleicher Zeit stürmte das Volk in Marseille die Forts, in Grenoble und Montpellier die Citadelle, in Toulon das Arsenal, um sich zu bewaffnen und die Pläne der inneren und äußeren Verräther zu Schanden zu machen. Die Ortsbehörden waren machtlos, die Nationalversammlung lange unsicher; endlich erließ sie Decrete im Sinne der Ordnung, die aber zur wirklichen Herstellung bei Weitem zu schwach waren und zu spät kamen.

Dies war die Lage der Dinge im Inneren, als die Botschaft über Nootka Sund die Möglichkeit eines Krieges scharf in den Gesichtskreis der Nationalversammlung rückte. Die Aufregung, welche sie hervorrief, ist uns jetzt doppelt begreiflich. Die Schreckbilder, die man sich bisher aus freier Phantasie erschaffen, schienen plötzlich eine vernichtende Wirklichkeit zu gewinnen. Es war schwerlich ganz ohne eigene Besorgniß geredet, als Lameth ausrief, es handele sich um einen Krieg der Könige gegen die Völker. Als dann die vermeintliche Gefahr beseitigt worden, war es wieder ganz der menschlichen Natur entsprechend, daß die Verdächtigungen gegen König, Adel und Officiere in verstärktem Maße erneuert wurden. Denn so sehr die Jacobiner den Krieg fürchteten, so sehr fanden sie ihre Rechnung bei den Kriegsgerüchten. Bei jeder Wiederholung des Satzes, daß die Könige einen Bund gegen die Freiheit schmiedeten, fiel ein Blick des Mißtrauens auf Ludwig XVI. zurück. Jede Sorge über einen Angriff der Emigranten schärfte bei Volk und Soldaten die Erbitterung gegen die aristokratisch gesinnten Officiere. Auswärtige Propaganda, Adelshaß, militä-

rische Insubordination, Eines hob und beförderte das Andere. Gerade in diesen Tagen nun stellte die Stadt Lyon das Beispiel einer Verbrüderung, wie sie damals so häufig vorkamen, im Großen auf: über 50,000 Nationalgarden schworen unter festlichem Gepränge Treue der Verfassung, der Nationalversammlung und dem Könige. In Paris gab dies Veranlassung zu dem Gedanken, in einer erhebenden Feier am Jahrestage des Bastillesturmes ganz Frankreich in einem einzigen Bundesschwure zu vereinigen, Vertreter aller Departemens, Nationalgarden und Truppentheile auf dem Marsfelde zu versammeln und damit der revolutionären Begeisterung und Eintracht einen neuen Schwung geben. Der Vorschlag zündete, kaum ausgesprochen, gewaltig. Der König und die Nationalversammlung genehmigten ihn, alle Parteien suchten sich seiner Folgen im Voraus zu bemächtigen, und die verschiedenartigsten Verhandlungen wurden an ihn angeknüpft. Die Jacobiner blieben, wie man denken kann, nicht zurück; die obigen Bemerkungen werden das Folgende in sein rechtes Licht stellen.

Nachdem die Vereinigung der drei Stände und die Nacht des 4. August der Kirche und dem Adel ihre politischen Vorrechte genommen hatte, war man jetzt im Begriffe die alte Kirche völlig zu beseitigen. Es schien nicht mehr als folgerichtig, ein gleiches Verfahren auch gegen den zweiten der alten Stände, gegen den Adel zu eröffnen. Wann der Gedanke zuerst auf die Bahn gebracht wurde, ist unbekannt; die nächsten Urheber waren, so weit man sehen kann, die adlichen Führer der Jacobiner, Lameth, Aiguillon, St. Fargeau. Dieses Mal hatten sie von Lafayette keinen Widerspruch zu besorgen; er erinnerte sich, wie der Kampf über die Kriegsfrage seiner Volksgunst gefährlich gewesen, er stimmte hier aber auch von Herzen mit allen Consequenzen der Jacobiner überein. Schon am 4. Juni [1]) fand Mirabeau ihn und seine näheren Freunde in voller Hitze für die Abschaffung des Adels und der Orden, und ließ sie seinen Spott über ihre Begeisterung bei solch' einem Gegenstande empfinden. Vierzehn Tage später war

---

[1]) Très époussés. Brief an La Marck s. h. d.

bereits alle Welt erfüllt von den Vorbereitungen des Verbrüderungsfestes: da meldete sich am 19. bei der Nationalversammlung die Deputation eines Ausschusses der Fremden, um zu dem Feste Zulassung zu erbitten. Der preußische Baron Cloots führte darauf als Redner des Menschengeschlechts eine Anzahl Personen in den Saal, die in alle Nationaltrachten der Pariser Theatergarderoben gekleidet waren, donnerte gegen die Gewaltigen des Erdkreises, stellte die Vertreter aller Völker vor, und forderte Frankreich auf, das Zeichen zur Befreiung zweier Welten zu geben. Großer Beifall erklang von allen Seiten, und der Präsident ertheilte die gewünschte Erlaubniß unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie in der Heimath verkündeten, was sie auf dem freien Boden Frankreich's gesehen hätten. Diese Posse schien ein würdiger Eingang zu dem eigentlichen Gegenstande des Abends. Wenn die fremden Völker gegenwärtig seien, hob Lameth an, fordere die Schicklichkeit, daß man von der Statue Ludwig XIV. die gefesselten Bilder der besiegten Nationen entferne. Es sei überhaupt an der Zeit, fiel ein zweiter ein, alle Abzeichen des Stolzes und der Hoffarth aus dem Lande der natürlichen Freiheit und Gleichheit zu verbannen. Alle Adelstitel, rief ein sonst unbekannter Deputirter, Lambel, sind abzuschaffen. Das entscheidende Wort war gefallen. Lameth und Lafayette erhoben sich um die Wette, die Rednerbühne sich streitig machend, um ihre kräftige Zustimmung auszudrücken. Der eifrige und endlich tumultuarische Widerstand der Rechten war vergeblich, unter dem Tosen der Galerien wurde der Beschluß im Sturme durchgesetzt.

Was sich über den Gegenstand dieser Debatte für einen idealen oder neu entstehenden Staat sagen läßt, denke ich hier nicht zu wiederholen. Die entscheidende Richterin, die geschichtliche Erfahrung, hat für Frankreich, wie für jedes alterwachsene Volk gezeigt, daß ein vorhandener Adel sich nicht mit einem Gesetze aufheben, sondern nur durch Aenderung der Zustände allmählig umschmelzen läßt. Was hiefür in dem damaligen Frankreich geschehen konnte, war mit der Eröffnung aller Ehren für jedes Verdienst, der gerichtlichen Gleichheit und der Freiheit des Grund-

besitzes vollständig erreicht. Das Decret des 19. Juni konnte keine anderen Folgen haben, und hat keine anderen gehabt, als Vermehrung der Feinde und der Erbitterung gegen die Revolution. Es gehört in jeder Beziehung mit der Civilverfassung des Clerus auf eine Linie. Wie diese ohne einen Schatten formellen oder materiellen Rechtes die Staatsallmacht über den bestehenden religiösen Glauben erklärte, so jenes über die vorhandenen Begriffe von Sitte und Ehre. Mag der Inhalt des einen Gesetzes einer nichtkatholischen, die Tendenz des anderen einer demokratischen Gesinnung noch so wünschenswerth erscheinen, immer verletzte die Nationalversammlung die ewige Regel, daß der Inhalt des Gesetzes sich den gegebenen Menschen anfügen muß, wenn das gegebene Gesetz den Menschen eine heilige Autorität sein soll. Adel und Clerus hatten bis dahin, nicht bloß einer äußeren Nothwendigkeit folgend, der Revolution ihre Vorrechte zum Opfer gebracht. Gerade die Frömmsten unter den Bischöfen, die Angesehensten unter den Pfarrern, die Tüchtigsten unter dem Adel hatten mit uneigennütziger Begeisterung sich selbst an der Revolution betheiligt. Auch wer von den Ausschweifungen derselben hart getroffen wurde, hatte sich hundertmal bekannt, daß er nicht grollen dürfe, wenn sein Stand jetzt die Folgen der eigenen Fehltritte ertrage. Durch die neuen Decrete aber erhielten diese Stände zu dem Kampfe gegen die Revolution die unschätzbare Kraft des guten Gewissens. Wo sich unter ihnen ein Ehrenmann fand, sah er sich hinweggestoßen von einer Sache, deren großen positiven Bestand er so gut wie einer der Tageshelden im Herzen getragen hatte. Wohl hatten die Emigranten des Grafen Artois Ursache, über Maßregeln zu jubeln, die eine Menge Elemente in ihren Bund drängten, von denen vielleicht neun und neunzig Hundertstel sonst den Gewinn des 14. Juli mit Gut und Blut vertheidigt hätten. Freuen mochten sich auch die Jacobiner, denen an der Unmöglichkeit jeder neuen Ordnung gelegen war. Nichts aber übertrifft die Verblendung des eitelen und leeren Menschen, dessen Mund von Ordnung überfloß, und der die Zerstörung mit prunkender Gutmüthigkeit aussäete, des General Lafayette.

Zwischen all diesen Ereignissen zog sich die lange Verhandlung über die Civilverfassung des Clerus unermüdlich fort. Das Ergebniß war vorauszusehen. Sie endigte am 12. Juli [1]) in demselben Geiste, in dem sie begonnen hatte, als die Besiegelung des Bürgerkrieges in Frankreich.

Zwei Tage nachher feierte man die große Verbrüderung der französischen Nation. Wer wollte es wagen, an der patriotischen Gesinnung und der vollen Begeisterung der Tausende zu zweifeln, die hier, von Pyrenäen, Rhein und Ocean her vereinigt, in ihren redlichen Hoffnungen eine Garantie für ihre Zukunft erblickten? Es würde aber eine unschuldigere Welt dazu gehören, um allein mit Begeisterung und mit Hoffnung einen Staat zu erbauen und eine Revolution zu schließen. Eine Thatsache stellte sich zweifellos an jenem zweiten 14. Juli heraus. War der Gewinn des vorigen Sommers, der Sturz des Feudalstaates, ein Erzeugniß allgemeiner Zustimmung und der handelnden Stärke Frankreich's, so waren die bevorstehenden Siege der anarchischen Partei nur möglich durch allgemeines Zulassen und ein Zeugniß der Schwäche des Volkes. Denn so wenig wie einst in den Wahlmandaten fand die Lehre der Pariser Demokratie bei den Vertretern des Bruderfestes ihre Stätte. Unter dem allgemeinen Jubel sah diese Partei sich einsam. Ihre Blätter machten, halb ingrimmig, halb niedergedrückt, die Entdeckung, die Feier sei erfunden worden, um den Royalismus in Frankreich zu verbreiten: die Föderirten, hieß es, sind als Spartaner hergekommen, als Sybariten und Heloten zurückgekehrt [2]). Sie hatten sich um Lafayette geschaart, und Ludwig XVI. in unablässiger Wiederholung hoch leben lassen.

Bald genug mochte die Demokratie sich von ihren Besorgnissen erholen. Das Leuchten des Festjubels ging vorüber, die zersetzenden Einrichtungen und Grundsätze blieben. Seit der Abschaffung des Adels konnten die Jacobiner mit doppelter Hoffnung auf die Armee blicken, da deren Spaltungen durch das Decret unendlich gesteigert worden waren. Die meisten Officiere waren

[1]) Gesammtredaction 24. Juli.

[2]) Rev. de Paris 1790, N. 156.

seitdem wirklich, wofür man sie bisher nur ausgegeben, entschlossene Feinde der Revolution. Das Decret, schrieb Mirabeau, hat dem Bürgerkriege die Fackel entzündet und die Waffen geschmiedet. Um so weniger kannten die Soldaten, in Zorn und Selbstgefühl gesteigert, noch eine Schranke der Zuchtlosigkeit. Die demokratische Presse that das ihrige; Marat vor Allem war unermüdlich, sie zur offenen Gewalt, zum Ermorden ihrer verrätherischen Officiere aufzufordern. Auch blieb es nicht lange bei bloßen Wortgefechten. Unaufhörlich kamen die Meldungen immer schwererer Excesse, immer weiter griff die Auflösung um sich. Hier verhafteten die Soldaten ihren Obersten, dort jagten sie einen Lieutenant fort; hier war eine ganze Garnison widerspenstig, dort fochten mehrere Regimenter ihre politischen Händel durch Tirailleurgefechte auf den Straßen aus. So ungern die Nationalversammlung an irgend eine Maßregel der Strenge ging, so konnte sie doch zuletzt die wüste Gemeinheit nicht mehr mit politischer Freiheitsliebe bemänteln. Am 6. August verbot sie die Clubs in den Regimentern, forderte zur strengen Einhaltung der Disciplinargesetze auf, und befahl die Untersuchung der Regimentscassen, deren Führung bisher einen ewigen Streitpunkt zwischen Soldaten und Officieren gebildet hatte. Auf Mirabeau's energischen Antrag aber, das ganze Heer aufzulösen und von Grund aus neu zu formiren, antwortete Marat in seinem Journale, die Pariser müßten achthundert Galgen für die Unterstützer desselben errichten und den nichtswürdigen Verräther Mirabeau an ihrer Spitze aufknüpfen. Als die Versammlung sah, an welche Lieblingsfrage der Pariser Demagogen sie die Hand zu legen im Begriffe stand, zog sie scheu zurück und gab dem Antrag keine Folge. Vierzehn Tage später war der Ausbruch da. In Nancy empörten sich drei ganze Regimenter, wieder auf Anlaß eines Cassenstreites, wurden Meister der Stadt, verstärkten sich durch die bewaffneten Proletarier, und hatten allen Grund, auf den Anschluß der benachbarten Garnisonen zu hoffen. Man sah die Anarchie in ihrer rohesten und niedrigsten Form vor Augen, den reinen Drang nach Ungebundenheit ohne irgend ein politisches oder ideales Streben. Die National-

Versammlung zauderte, was hätten auch Beschlüsse und Erklärungen in solcher Lage vermocht? Da entschied die rasche Energie des General Bouillé, der mit einigen treu gebliebenen Truppen aus Metz herbeieilte, die Nationalgarden der Umgegend mit sich fortriß, und den Aufstand in einem entsetzlichen Blutbad erstickte. Eines der empörten Regimenter wurde bis auf 40 Mann niedergemacht.

Die Nationalversammlung, der in diesem Augenblicke die Bewegung selbst über den Kopf gewachsen war, drückte trotz Robespierre's Widerspruch dem rettenden Feldherrn ihren Dank aus. Vor ihren Thüren aber und unter den Fenstern der Tuilerien tobten die Massen des Pöbels, forderten mit wildem Geschrei die Entlassung der bluttriefenden Minister, und kündigten eine neue große Revolution an.

Bald kam auch die Nationalversammlung wieder in das gewohnte Geleise zurück. Die Katastrophe beschleunigte den Drang auf gesetzliche Organisationen, und hier entschied wieder wie immer das Mißtrauen gegen Alles, was der Regierung Macht oder Einfluß geben könnte. Zwar hatte ein Disciplinargesetz, welches am 14. September vollendet wurde, durchgehends vernünftige Bestimmungen, desto mehr aber waren zwei andere Decrete geeignet, die durch den augenblicklichen Schrecken kaum befestigte Ordnung von Neuem zu untergraben. Nach dem einen wurde der größte Theil der Beförderungen dem Könige entzogen. Nur die Ernennung der Marschälle und commandirenden Generale blieb ihm ganz, bei den übrigen Officierstellen sollte in der Mehrzahl der Fälle das Dienstalter beobachtet, die Ernennung der Unterofficiere aber in der Weise vollzogen werden, daß die Unterofficiere der Compagnie dazu die fähigsten Soldaten dem Hauptmann und dem Obersten präsentirten. Zur reinen Anwendung des Wahlverfahrens von unten herauf hatte man sich noch nicht entschließen können und einstweilen alle denkbaren Systeme unhaltbar genug gemischt. Das zweite Decret betraf die Militärgerichte. Danach sollten nur militärische Vergehen den bürgerlichen Richtern entzogen, jede Anzeige von dem Urheber unterzeichnet sein, die Anklage sowohl als das Urtheil durch eine besondere Jury beschlossen, die Juries aus

Mitgliedern aller Grade bis herab zu dem doppelt vertretenen Grade des Beklagten gebildet, endlich die Geschworenen nach fester Reihenfolge aus den Mitgliedern aller Grade genommen werden. Von irgend einem Einflusse der Oberbehörden auf die Bildung des Gerichtes war mithin keine Rede.

Es war hiernach begreiflich, wenn zwar für's Erste keine offene Empörung wie zu Nancy wieder eintrat, die Festigkeit aber und Zuverlässigkeit des Heeres nicht die geringste Sicherung erhielt. Kein Oberst hätte, mit Ausnahme der angeworbenen Deutschen und Schweizerregimenter, für die Treue und Ordnung seiner Truppen einstehen können. Dazu verfiel, wie die moralische, so auch die materielle Tüchtigkeit des Heeres. Die Nationalversammlung mochte Rüstungen und Waffnungen verfügen, sie mochte die dazu nöthigen Ausgaben bewilligen und dem Minister zur Verwendung anweisen: was halfen alle Beschlüsse, wenn die Cassen leer blieben, der Minister durch die immer drückendere Feindseligkeit der Versammlung entmuthigt, durch die Ungebundenheit aller Behörden bei jedem Schritte der Ausführung gehemmt wurde?

Von dem Könige und einer durch ihn etwa zu versuchenden Reaction war das Heer unwiderruflich geschieden. Um dies Ziel zu erreichen, hatte man es demoralisirt, zum Widerstande gegen allen Straßenunfug und Bauerntumult unbrauchbar, und seine Fähigkeit in einem auswärtigen Kriege zweifelhaft gemacht. Wenn es künftig dennoch einem genialen Feldherrn gelingen sollte, diese gährenden und zerfallenden Massen zusammen zu schließen und neu zu beleben, so gäbe es für dieselben schlechterdings kein anderes Ansehen im Staate mehr, als die Person ihres gefeierten Führers. Die Nationalversammlung ließ durch ihre Behandlung des Heerwesens dem französischen Volke nur zwischen militärischer Wehrlosigkeit und der Dictatur des Säbels die Wahl. Für uns ist es doppelt leicht, dies Urtheil aus dem Erfolge festzustellen, aber auch damals blieb die Versammlung nicht ungewarnt. Burke sagte schon im October 1790 einen solchen Abschluß der Revolution voraus.

Viertes Capitel.

Oekonomische Verhältnisse.

Der Sommer 1790 brachte Frankreich nicht bloß den Religionskrieg und die Soldatentumulte. Um das Bild der Leiden, welche damals das ausgedehnte Reich durchwühlten, zu vervollständigen, muß man noch die Arbeiteraufstände und den Bauernkrieg hinzunehmen. Es ist wohl der bedeutendste Mangel in den Geschichten der Revolution, daß sie über diese Vorgänge ein tiefes Schweigen beobachten, so daß lange Zeit der Satz allgemeine Geltung hatte, das vorige Jahrhundert habe nur eine politische, und erst das jetzige eine sociale Revolution angestrebt, der erste Urheber aber der socialen Bewegung in Frankreich sei Baboeuf gewesen. Seit einigen Jahren hat sich der Blick für diese Dinge geschärft, und so ist es denn mehrfach ausgesprochen worden, wenigstens die äußersten Communisten hätten in dem jacobinischen Abschnitte der großen Revolution bereits ihr Vorbild gehabt. Einmal aber fehlt noch sehr viel daran, daß man nach diesem Gesichtspunkte die äußere Geschichte der Revolution hinreichend aufgehellt hätte: sodann ist jene Behauptung an sich selbst noch immer zu enge gefaßt. Auch die übrigen Richtungen des modernen Socialismus haben im vorigen Jahrhundert ihre Vertreter: neben dem Begehr der eigentlichen Communisten, der unmittelbaren Uebertragung alles Besitzes auf den Staat, findet sich in gleicher Wichtigkeit das Streben, unter Anerkennung des Privateigens dem Staate die Verfügung darüber durch indirecte Mittel zuzuwenden. Ja man wird behaupten können, daß kein Vorschlag

der heutigen Schulen im Jahre 1790 übersehen worden ist: alles Neue des letzten Jahrzehntes beschränkt sich auf die theoretischen Beweisformeln und philosophischen Verbrämungen des Systems. Für die Wirkungen desselben ist demnach jene ältere Zeit in jedem Sinne lehrreich: ich gehe schon deshalb etwas ausführlicher darauf ein, weil von hier an kein wichtiger Punkt der Revolutionsgeschichte von dieser Strömung unberührt bleibt.

Wenn im Frühling 1790 die Jacobiner die Revolution für nicht vollendet erklärten, und auf Fortsetzung der Unruhen hinarbeiteten, so gab es nur zwei Titel, wodurch sie im Lande für ihre Wünsche eine Macht in Bewegung setzen konnten.

Der eine war die Furcht vor Reaction. Viele wackere Männer glaubten, im Augenblicke seien sie zwar frei genug, aber man dürfe den König überhaupt nicht zu Athem kommen lassen, weil er sonst die Volksfreiheit gleich wieder ersticken würde. Die Zahl dieser Mißtrauischen war groß, aber ihre Thätigkeit nicht erheblich, da sie im Grunde des Herzens die Rückkehr der Ordnung selbst auf das Lebhafteste wünschten.

Andere aber, und gerade die Schlagfertigsten, dachten sich unter Freiheit überhaupt das Gegentheil aller Regierung, nämlich die Fähigkeit, jedes augenblickliche Gelüsten ihres Herzens zu befriedigen. Für diese war die Revolution unvollendet, so lange überhaupt eine Verfassung in gebietender Herrschaft bestand: reactionär war ihnen jeder, der in irgend einer Verfassung die Regierung zu sichern unternahm. Eine solche Gesinnung, deren Früchte auf dem politischen Felde wir schon sattsam kennen gelernt, fand, wie begreiflich, ihren schärfsten Ausdruck in den ökonomischen und socialen Zuständen. Denn hier haben die unbändigsten Triebe des Menschen, Eitelkeit, Hunger und Genußsucht ihre Stätte. Bei den politischen Fragen im engeren Sinne, Staatsform und Staatsgewalt, handelt es sich um die feinere Leidenschaft des Ehrgeizes, oder um ideale Bestrebungen, die nur den Gebildeten zu heißer Aufregung steigern können. Die Masse aber der niederen Volksschichten, deren Aufbruch den Revolutionen erst ihre vulcanische Kraft verleiht, bedarf einfacherer und stärkerer Mittel zur Be-

wegung. Es hat noch nie eine große Revolution gegeben, die nicht eine sociale — oder eine religiöse gewesen wäre.

Das große Princip des Jahres 1789 lautet auf Freiheit der Arbeit und des Eigenthums, auf Gleichheit des Staatsschutzes für jeden Arbeiter und Eigenthümer. Hierin ist Alles beschlossen. Denn wer etwa noch die brüderliche Vereinigung der Arbeiter hinzunehmen wollte, müßte sich doch sogleich erinnern, daß diese nur die freie That der Einzelnen sein kann, wenn sie eine brüderliche und vortheilhafte bleiben soll. Dieses Princip fand seinen Ausdruck gleich in den ersten Monaten der Nationalversammlung, theils bei den Beschlüssen des 4. August, theils in der Erlaubniß des freien Darleihens, wodurch die Bewegung des Credites zum ersten Male in Frankreich gesetzliche Sanction erhielt. Der Staat verzichtete mit jenen Beschlüssen auf jeden Eingriff in die ökonomische Arbeit: das System der freien Concurrenz, des laissez faire und laissez aller wurde für die Zukunft Frankreichs eingesetzt.

Es war der gerade Gegensatz zu den Principien des Feudalstaates. Dieser betrachtete die politische Macht als Privateigenthum des jedesmaligen Inhabers, woraus sich von selbst ergab, daß er sie wie jeden anderen Besitz zu Privatzwecken gebrauchen, und durch sie die Arbeit der Anderen seinem Vortheil unterwerfen konnte. Die Folge war in dem alten Frankreich die Ausbeutung der niederen Classen durch die höheren, die Wirkung auf beiden Seiten Verarmung und Entsittlichung gewesen. Sie fiel brennend genug in das Auge, um die Nationalversammlung zum raschen Sturze des Systemes zu veranlassen. Leider aber trat in demselben Augenblicke eine Entwicklung ein, deren Folgen auch den heutigen Gegnern der freien Arbeit die Allgemeingültigkeit ihrer Gesetze darthun kann. Frankreich bereitete sich die Erfahrung, daß jede Abweichung davon sich gleich furchtbar bestraft, möge sie nun auf Begünstigung des Fürsten oder des Adels, der Capitalisten oder der Proletarier ausgehen.

Kaum war es ausgesprochen, daß der politische Machthaber sich nicht mehr auf Kosten des Volkes bereichern solle, so erinnerte sich die hungrige Masse, daß sie selbst eben die politische Macht

erlangt hatte. Statt den Grundsatz des Feudalstaates zu verneinen, dachte sie darauf ihn umzukehren. Hatte früher die Staatsgewalt gedient, das Eigenthum der Reichen zu mehren, so schien es nicht mehr als billig, daß sie jetzt auch den Armen einmal zu Gute komme. Also nicht bloß Freiheit der Arbeit, damit ein Jeder erwerben könne, sondern auch ohne Arbeit Gleichheit der Genüsse, für welche der Staat einzustehen habe. Der Staat mußte hiernach auf der einen Seite stark genug sein, um sich nöthigen Falls aller Besitzthümer zur Austheilung zu bemächtigen, und auf der anderen den Zugang zur Gewalt weit genug eröffnen, um jedem Proletarier die Verwirklichung gerade seiner Wünsche zu sichern. Wir haben gesehen, daß die letzte Forderung durch die Decrete von 1790 hinreichend befriedigt war, da der kleinste Tagelöhner größeres Ansehen als sein Bürgermeister, und dieser bedeutendere Macht als der Minister besaß. Immer aber bedeuteten die Activbürger noch etwas im Lande, immer bestanden die Civilgesetze über Mein und Dein noch fort, und ehe der ideale Zustand des allgemeinen Genießens völlig in das Werk gesetzt werden konnte, stand noch mancher harte Kampf bevor. Dies war die praktische Bedeutung der Frage, ob die Revolution vollendet oder geschlossen werden sollte.

Die Nationalversammlung nahm zu der socialen Frage eine ähnliche Stellung wie zu der politischen ein. Sie wollte entfernt nicht, was ihr von der äußersten Linken zugemuthet wurde. Sie verwarf die Gütergemeinschaft ebenso wie die Republik. Aber sie ließ sich durch falsche Auffassung der Freiheit, hier der politischen, dort der ökonomischen, zu Vordersätzen verleiten, aus welchen die demokratische und folglich auch die sociale Republik, die Willkürherrschaft der Proletarier und folglich die Vernichtung des Eigenthums, mit unaufhaltsamer Nothwendigkeit folgte.

Wir kennen ihre ersten finanziellen Operationen und den ungenügenden Ausgang derselben. Das erste Jahr der Revolution schloß demnach mit einem Rückstand in der Einnahme von 177 Millionen, die letzten Monate von 1790 ließen sogar ein jeder eine Lücke von mehr als 30 Millionen. Die im April geschaffenen

Assignaten waren schon gegen Ende August verbraucht, und auf der Welt sonst kein Hülfsmittel zu entdecken. Da wiederholte in größerem Maßstabe und mißlicherer Kühnheit Mirabeau sein Spiel vom vorigen November. Das Ministerium Necker lag in den letzten Zügen, fast von allen Parteien verachtet, von der Pariser Volksmasse seit Nancy tödtlich gehaßt. Mirabeau hoffte auf baldigen Wechsel und Besetzung der Stellen durch seine Freunde; der Hof schien bereit, und auch Lafayette ließ sich gefügiger als jemals erblicken. Wie auf eine ähnliche Aussicht hin Mirabeau im November die erste Losung zur Schöpfung des Papiergeldes gegeben, so stand er jetzt nicht an, durch eine neue Ausgabe von Assignaten das letzte verzweifelte Mittel anzuwenden. Er schrieb der Königin, einstehen für den Erfolg könne niemand, aber es sei der einzige mögliche Weg. Die Erklärung des Staatsbankerottes schien ihm gefährlicher als der Bürgerkrieg selbst, den er thatsächlich schon für begonnen erachtete. Denn der innere Krieg werde neben allen gräßlichen auch die starken und guten Eigenschaften der Menschen wieder in das Leben rufen, während der Bankerott durch einen Aufstand aller Nichtbesitzer nichts als Begier und brutale Genußsucht entflammen könne. Diese Bemerkung war, wie die Dinge lagen, von furchtbarer Richtigkeit: nur stand ebenso fest, daß ohne Herstellung der Staatsordnung jede einseitige Finanzmaßregel den Bankerott zwar in die Ferne rücken, dann aber doppelt entsetzlich machen müsse. Mirabeau drang denn auch eben so nachdrücklich auf Ministerwechsel wie auf Assignaten, und in der That schied Necker am 10. September ohne Bedauern von irgend einer Seite aus, nicht aber ohne nachdrückliche Warnung gegen die Assignaten zu hinterlassen. Diese hatten darauf in der Versammlung einen um so schwereren Stand, als sich der Einfluß der großen Pariser Geldmänner mit dem Proteste der Rechten und der Abneigung Lafayette's vereinigte. Nichts desto weniger drang mit dem Ende des Monates Mirabeau durch. Die Jacobiner waren in dieser Frage für ihn, und vor Allem wog der Willen der Pariser Bevölkerung, die das neue Papier wie einen himmlisch befruchtenden Regen betrachtete. 800 Millionen sollten neu fabricirt und zur

Tilgung der Staatsschuld verwandt, jedoch nie mehr als 1200 Millionen in Umlauf gesetzt werden.

Wenn aber Mirabeau dadurch für eine Verwaltung, die er als die seinige hätte betrachten können, gesorgt zu haben glaubte, so mußte er bald seine Täuschung erkennen. Zunächst fiel ihm Lafayette völlig ab, und verband sich bei wichtigen Gesetzgebungsfragen gegen Mirabeau mit den Jacobinern. Darauf gab es einige Tumulte in Paris, durch welche der Hof wieder ganz in Lafayette's Abhängigkeit zurückgedrängt wurde. Die Minister blieben zähe auf ihren Posten, und als endlich Mirabeau, ohne den Hof weiter zu fragen, sie am 21. October durch den Antrag eines massiven Mißtrauensvotums auseinander sprengte[1]), war es nach vielfachem Zaudern endlich doch Lafayette, der ihre Nachfolger ernannte. Es blieb also ganz bei der bisherigen Nichtigkeit und Schlepperei, und schon nach kurzer Frist konnte man voraussehen, daß die 800 Millionen den Weg ihrer Vorgänger nehmen würden. Alle Welt empfand es, und war mit Besorgnissen erfüllt. Wiederholt wurde auf der Tribüne erklärt, mit dem 1. Januar müsse eine neue Zeit für die Finanzen beginnen: so gelangte man endlich zu der oft angekündigten Umgestaltung des gesammten Steuersystems.

Die Grundlage dazu gab die Ermittelung der Staatsbedürfnisse, die nach langen Erörterungen auf 580 Mill. für den Staat und 60 für die Departements, außerdem für 1791 auf 76 Mill. außerordentliche Ausgaben festgestellt wurden, mithin auf eine Summe, die von dem Budget des alten Regime, die Zehnten eingerechnet, um etwa 100 Mill. entfernt blieb. Leider waren diese Ziffern größten Theiles trügerisch. Man rechnete z. B. für die Verzinsung der Staatsschuld und die Pensionen des Clerus 302 Mill., wobei der Ansatz vielleicht um 30 Mill. zu niedrig war; man setzte die Kosten der Steuererhebung auf 8 Mill., während sie nur auf sechs Procent des Betrages geschätzt schon 31 austrugen. Die Kirche war auf 67, das Heer von 99 auf 89, die

---

[1]) Seine Briefe an Lamarck zeigen, daß er der Urheber des Antrags war. Eben bei dieser Verhandlung hielt er die berufene Rede über die dreifarbige Flagge.

Pensionen von 29 auf 12 Mill. herabgebracht, Summen, mit denen entweder gar nicht, oder nur mit den schädlichsten Folgen und offener Gewaltsamkeit auszukommen war. Allein um keinen Preis hätte man eingestanden, daß durch die Revolution die Last der Ausgaben vermehrt worden; man wollte der Rechten einen solchen Triumph nicht zulassen, man traute dem Volke nicht die Berechnung zu, daß die Hülfsquellen durch den 4. August 1789 in noch größerem Maße als die Ausgaben wachsen würden. Man behielt also eine falsche Grundlage bei, und verfügte gleich damit die Fortdauer der bisherigen Unordnung in den Finanzen.

640 Millionen also waren für den regelmäßigen Dienst zu beschaffen. Davon sollten die Nationalgüter 60, die Staatsforsten 15, die Salzteiche 3, eine Abschlagzahlung der Amerikaner 4 Millionen liefern: es wurde dazu bemerkt, daß die Nationalgüter unter der elenden Verwaltung der Gemeindebehörden höchstens 40 Millionen abwerfen würden, man ging aber darüber hinweg, da der Posten überhaupt nur ein vorübergehender war, und für künftige Zeiten der Verkauf der Güter viele Millionen von der Schuldenlast beseitigen sollte. Ferner setzte man auf den ordentlichen Etat, ohne Bedenken noch Widerspruch, 32 Mill. als die Hälfte der Salz- und Tabakvorräthe, welche der Staat noch aus der alten Zeit auf seinem Lager hatte, obgleich eine Erneuerung derselben nicht bevorstand, sodann 34 Mill. als ein Drittel der patriotischen Einkommensteuer vom September 1789, obgleich dieselbe mit dem nächsten Jahre ebenfalls zu Ende ging. Indem man alle diese Summen, zusammen 148 Mill. in Abzug brachte, gewährte man sich das Vergnügen, der Nation eine Herabsetzung der Steuerlast auf kaum 500 Mill. zu verkündigen, und seinen Nachfolgern zu überlassen, wie sie mit dem Ausfalle fertig werden mochten.

Die wichtige Frage war nun noch, auf welche Weise die 500, oder genauer 492 Mill. Steuern vertheilt werden sollten.

Das alte System war eine Ausbeutung der niederen Classen zu Gunsten des herrschenden Privilegs gewesen. Seine Mittel dazu waren eine verwickelte Verwaltung, die jede Willkür in der Erhebung möglich machte, eine ungleichmäßige Vertheilung der

directen Abgaben, die eigentlich auf hohe Kopfsteuer der Armen hinausliefen, eine zu hohe Belastung endlich der einfachsten und nothdürftigsten Consumtion.

Die Grundsätze des 4. August forderten eine gerechte und gleichmäßige Heranziehung aller Classen. Eine solche ist aber, wie alle Erfahrung gezeigt hat, nur durch einsichtige Verbindung der directen und indirecten Steuern zu erreichen. Denn die Ermittelung und Erhebung der einen wie der anderen läßt sich nur bei einzelnen Classen des Volkes und einzelnen Kreisen des Erwerbes bis zu einer gewissen Vollkommenheit bringen: sobald man also auf die einen oder die anderen das alleinige Gewicht legt, wird man nothwendig die verschiedenen Einnahmequellen der Nation nach ungleichem Maße treffen. Der Natur der Sache nach fallen die directen Steuern am Sichersten auf das erkennbare Capital, also auf die Grundbesitzer, Beamten und reichen Rentner. Den Verbrauchsteuern dagegen kann sich auch der Aermere nicht entziehen, und insbesondere ist es die städtische Bevölkerung, welche bei der größeren Leichtigkeit der Aufsicht ihnen am Sichersten anheim fällt. Wo in einer politischen Bewegung der Ruf nach Herabsetzung der Verbrauchsteuern ertönt, hat man die Gewißheit, daß die städtischen Arbeiterclassen (oder auch die Demagogen, die sich ihrer bedienen) an der Spitze derselben stehen, so wie umgekehrt die Herrschaft des Grundbesitzes nothwendig auf das System der indirecten Besteuerung gelangen wird. So hat England in dem letzten Jahrhundert die Grundsteuern allmählig auf ein Sechsunddreißigstel seiner Staatseinnahmen herabgebracht, seitdem aber durch das täglich wachsende Gewicht seiner Arbeiterclassen sich genöthigt gesehen, auf einen großen Theil der Verbrauchsteuern zu verzichten und dafür zu einer Einkommensteuer zu schreiten. So ist es völlig consequent, wenn die modernen demokratischen Systeme, welche durchgängig die Masse der städtischen Arbeiter im Auge haben, nur von einer Einkommensteuer wissen wollen, und alle indirecten Steuern gänzlich verwerfen. Ihre Tendenz hat volle Berechtigung gegenüber einzelnen Punkten des Bestehenden, vor Allem gegenüber den Schutzzöllen, diesem Mißbrauche der indirecten Steuer

zum Schaden des Staates und zur Bereicherung einiger Privilegirten. An sich selbst aber ist es nur ein trügerischer Schein von Menschenliebe, mit dem sich jene Forderung umgibt. Es klingt recht schön, daß die Last des Staates nur von dem Ueberflusse des Reichen und nicht von dem nothwendigen Bedürfniß des Armen erhoben werden soll: allein so lange Ueberfluß und Bedürfniß relative Begriffe sind, wird der Staat zuerst gerecht sein müssen, ehe er dritte Personen zur Wohlthätigkeit zwingen darf. Der Gerechtigkeit aber entspricht es, daß der kleine Handwerker so viel zahle wie der kleine Bauer, und daß beide im Verhältniß ihrer Kräfte beisteuern, wie der Millionär im Verhältniß der seinigen — nicht aber, daß der Reiche oder der Bauer den Befehl erhalte, dem nichtszahlenden städtischen Arbeiter die Staatsordnung fertig zu liefern. Dies kann erst Rechtens werden, wenn der Staat überhaupt das Recht des Privateigens völlig läugnet, die Verfügung über allen Besitz in seine Hand nimmt, und dann seinen Lieblingen spendet, so viel deren Herz begehrt.

Im alten Frankreich war allerdings keine Rede von Bevorzugung der Städte oder des Landes; die Erhebung aller Steuern war so tyrannisch, daß die indirecten ebenso auf den Bauern, wie die directen auf den Handwerkern lasteten. Die Bewegung von 1789 warf denn auch die einen wie die anderen über den Haufen. Jetzt aber, wo es sich um ein neues System ohne fiscalische Willkür handelte, machten sich die natürlichen Interessen mit Nachdruck geltend. Je stärker die Einrichtungen von 1790 die kleinen Leute im ganzen Reiche gemacht, je gewaltiger vor Allem die Pariser Proletarier auf die Beschlüsse der Nationalversammlung einwirkten, desto lauter erhob sich der Ruf nach Abschaffung der indirecten Steuern. Die demokratische Wendung der Revolution prägte sich hier am Schärfsten und Schneidendsten aus.

Von allen die gehässigste unter den alten Steuern war die Gabelle gewesen. Sie wurde gleich im Sommer 1789 ein Opfer der Volkswuth. Als die Versammlung in ihrer Geldnoth die Absicht aussprach, sie aufzuheben, aber sie doch bis zur Einführung eines Ersatzes fortdauern zu lassen, antwortete die Provinz Anjou

mit der Erklärung, sie werde mit 60,000 Bewaffneten jedem Versuche der weiteren Erhebung in den Weg treten. Von allen Seiten schloß man sich an, die Versammlung fügte sich in das Unvermeidliche und verzichtete ohne Weiteres auf die 60 Millionen der Salzsteuer. Drei kleinere Abgaben, von Puder, Leder und Eisen, zusammen etwa 9 Mill,. folgten bald nachher. Zum Ersatze wurde eine besondere directe Steuer von 50 Millionen für 1790 ausgeschrieben, von der aber nie ein Heller einkam. Indeß wurde damals durch die ersten Assignaten die Staatscasse für den Augenblick gesichert, und so schritt man ohne Aufenthalt weiter. Nach einander sanken das Tabaksregal mit 27, und die Getränksteuer mit 50 Mill.: es war vergebens, daß einige Besonnene warnten; man bemerkte ihnen, daß der Tabak dennoch eingeschmuggelt, die Getränksteuer nicht bezahlt würde, und hatte noch dazu die Genugthuung, der verhaßten Gesellschaft der Generalpächter und Regisseure gründlich den Garaus gemacht zu haben.

Man liest wohl, der Hauptgrund, welcher die Versammlung bei diesen Schritten geleitet, sei die Lehre der Physiokraten gewesen, daß alle Steuer in letzter Instanz vom Grund und Boden getragen werde, jeder Zoll und Octroi also nur eine kostspielige Weitläufigkeit und zugleich eine nutzlose Fessel des Verkehres sei. In der That waren diese Sätze damals seit 30 Jahren unendlich oft und heiß verhandelt worden; heutigen Tages ist ihre Widerlegung überflüssig, und für uns um so weniger erforderlich, als der angebliche Einfluß dieser Lehre auf die Thaten der Revolution in Wahrheit sehr gering war. Was die Nationalversammlung in ihren Beschlüssen entschied, war nicht die Meinung einer cameralistischen Schule, sondern es war auch hier der politische Druck der Proletarier. Man blieb überall bei den indirecten Abgaben, wo das souveräne Volk der Hauptstadt seine mächtige Stimme nicht einlegte. Man ließ z. B. die alten Gebühren für Eintragung der Rechtsgeschäfte nicht bloß bestehen, sondern erhöhte sie von 40 auf 51, und fügte noch 22 Mill. an Stempeltaxen hinzu: denn begreiflicher Weise hatten hiebei die Männer des Palais Royal und der Antonsvorstadt kein unmittelbar fühlbares Interesse. Noch

bezeichnender aber verlief sich die Frage der städtischen Octrois. Diese brachten, zumeist von Fleisch und Wein, in Frankreich 70 Millionen, davon 46 für den Staat, 24 für die Städte und Hospitäler, allein in Paris aber für den Staat 24 und für die Stadt und Hospitäler 13 Mill. auf. Wenn bei irgend einer Abgabe, hätte man hier Physiokraten und Demokraten in raschem Eifer für die Aufhebung vermuthen sollen, und ist erstaunt, wenn man den Posten noch Ende 1790 in dem Voranschlage für das folgende Jahr unbedenklich figuriren sieht. Der Grund davon lag in der Unentbehrlichkeit derselben für den städtischen Haushalt, und so lange die Commune Paris nicht die Aufhebung beantragte, erlaubte sich in der Nationalversammlung keine Hand sie zu berühren. Erst als die Commune ihrerseits dem Begehr der niederen Volksclassen in den unruhigen Frühlingsmonaten von 1791 nicht mehr zu widerstehen vermochte und selbst die Erleichterung forderte, erst dann erfolgte ohne Zaudern die Aufhebung, zugleich aber auch die Entschädigung der Stadtcasse auf Kosten des Staates mit 3 Millionen. So weit war die Souveränität des Pariser Volkes über Frankreich gediehen, daß die Grundbesitzer des Landes an die Staatscasse 46 Mill. und noch 3 dazu an die Pariser Gemeinde opfern mußten, um dem Pariser Handwerker die Flasche Wein um 4 Sous im Preise herabzusetzen.

Dazu im schneidendsten Gegensatze ließ man, weil die Staatscasse sie nicht entbehren könne, die Lotterie mit 10 Mill. bestehen. Auch von dieser unfruchtbaren und entsittlichenden Steuer brachte Paris den größten Theil auf, aber Paris spielte eben so gern wie es trank, und forderte also gleich consequent die Erhaltung des Lotto wie die Abschaffung des Octroi.

Günstiger wirkte diese Macht der Hauptstadt bei den damaligen industriellen Verhältnissen auf die Entscheidung der wichtigen Frage der Zölle. Die Beseitigung der Mauthen, welche die verschiedenen Provinzen trennten, unterlag von vorn herein keinem Zweifel, und bei den Grenzzöllen erschien eine vollständige Umarbeitung des Tarifes nothwendig. In der Nationalversammlung hielten sich die Anhänger des Freihandels und des industriellen

Privileges so ziemlich die Wage; was z. B. in der Verhandlung über den Betrieb des ostindischen Handels deutlich zu Tage kam, wo auch Mirabeau nicht im Stande war, das freie System gegen den Schutz der nationalen Arbeit vollkommen durchzusetzen. Es war hier ein Glück, daß Paris noch nicht ein so wesentlich industrieller Platz wie heute war, und seine Bevölkerung mithin mehr die fiscalische als die protectionistische Seite des Zollsystemes in das Auge faßte. Man wünschte also niedrige Zölle, und so fiel der Tarif im Ganzen gemäßigt aus. Immer aber war man weit von reinem Aufgeben des Mercantilsystemes entfernt; in der Regel blieb man bei den Grundsätzen, welche Calonne einst den Notabeln vorgelegt hatte, und begnügte sich, aus dem alten Tarife die zahlreichen Unregelmäßigkeiten und Willkürlichkeiten auszumerzen. Eigentliche Verbote erscheinen, jedoch in äußerst geringer Anzahl, meistens auf politische oder polizeiliche Rücksichten begründet. Den Ertrag für die Staatscasse berechnete man wie bisher im Ganzen auf 22 Millionen.

Zählt man Alles zusammen, so hatte man 170 Mill. von den früheren Verbrauchsteuern aufgegeben, und an Registergebühren, Stempeln, Posten (12 Mill.), Zöllen, Lotto und einigen kleinen Quellen noch 110 Mill. indirecter Abgaben übrig behalten. Da die Domänen u. s. w. 148 Mill. abwerfen sollten, so blieben zur Deckung der ordentlichen Ausgaben von 640 Mill. noch 382 Mill. durch directe Steuern aufzubringen. Hier gab es denn harte und und mühsame Verhandlungen, da sehr bald eine erdrückende Ueberbürdung der Grundbesitzer fühlbar wurde. Man hatte mittlerer Weile laut den Entschlüssen des 4. August die Zünfte aufgehoben und die Gewerbefreiheit erklärt: man legte jetzt den Gewerbtreibenden die Pflicht auf, jährlich ein Patent zu lösen, nach leidlichen Ansätzen, von denen man einen Ertrag von 22 Millionen erwartete. Dazu kam eine Kopf- oder persönliche Steuer, die zum Theil auf alle Bürger ohne Unterschied, zum Theil aber nur auf Gehalte, Löhne, Möbel und Renten ausgeschlagen wurde. Daß sie nicht erheblich war, zeigt schon der Gesammtbetrag von 60 Millionen: daß sie die Nichteigenthümer vollends wenig drückte, erhellt

aus der allgemein eingestandenen Thatsache, daß es in vielen wohlhabenden Departemens keinen Pächter gab, der nach ihren Bestimmungen auf 30 Livres angesetzt werden konnte. Es blieb also für die Grundbesitzer eine Steuerlast von 300 Millionen, von der auf der Stelle vorausgesagt wurde, daß sie nicht aufgebracht werden könnte, und deren Unverhältnißmäßigkeit zu den anderen Theilen des Budgets gar keiner Erörterung bedarf. Allein hier wirkten physiokratische Theorie und der Einfluß der Pariser Demagogen unwiderstehlich zusammen. Man rechnete den Grundbesitzern vor, daß sie vor 1789 noch mehr bezahlt hätten, und schnitt jeden ferneren Einwand mit dem unabweislichen Bedürfnisse des Staates ab. Die 300 Millionen wurden verfügt, davon sollten 60 unmittelbar von den Departements verausgabt, 240 der Staatscasse abgeliefert werden. Wenn dieser Betrag der Steuer die Pflichtigen überbürdete, so wurde die Vertheilung und Erhebung gleich mißlich für den Einzelnen wie für die Staatscasse eingerichtet. Vergebens nämlich forderte Cazalès, daß man den Bodenwerth des einzelnen Grundstückes ein für alle Male abschätze und danach die Steuer fixire. Statt dessen setzte man fest, daß ein Fünftel des jedesmaligen Reinertrages bezahlt, und hienach die Ansätze unaufhörlich geregelt werden sollten. Es mußte also der Ansatz des Einzelnen in steter Schwankung, und der Willkür wie den Anstrengungen der Steuerbehörden ein weites Feld eröffnet bleiben. Als solche aber waren die Directoren der Departements und Districte bestimmt, unter deren Aufsicht die Gemeinderäthe die Rollen anfertigen und jährlich berichtigen sollten. Allein jenen fehlte es an Zusammenhang und Autorität, diesen an Zeit, Ruhe und Geschäftskenntniß; die Arbeit kaum befohlen kam überall in das Stocken. So bemächtigte sich bald die politische Parteiung der Sache völlig, die Begünstigten der Machthaber gingen frei aus, die Gegner konnten ohne Mittel einer Abwehr auf das Blut gepeinigt werden. Wie immer hing auch hier Unordnung mit Willkür, Anarchie mit Tyrannei und beide mit Verarmung unmittelbar zusammen. Die directe Steuer wurde in Folge dieser Umstände ebenso nichtig, wie die indirecte durch die Pariser Demagogie.

Blicken wir zurück. Die ordentlichen Ausgaben waren um wenigstens 50 Mill. zu niedrig berechnet. Für die außerordentlichen, die beiläufig einmal auf 76 Mill. veranschlagt wurden, fand sich nicht die geringste Vorkehrung. Bei den Einnahmen hatte man Alles gestrichen, was mit den Wünschen der Pariser Proletarier nicht übereinstimmte, dafür prophezeite eines der unterrichtetsten Mitglieder einen Ausfall an den directen Steuern von wenigstens 100 Millionen. Zusammen ein Deficit von mehr als 220 Millionen auf ein Budget von 640. Das sollte die neue Ordnung sein, von der man sich glückwünschend und lobpreisend die Festigkeit des Staatshaushaltes und somit die Wiedergeburt des Staates versprach.

Es war aber bei Weitem nicht Alles. In demselben Maße nämlich wie das Deficit war auch die Staatsschuld gewachsen. Was zunächst den Ausgangspunkt der ganzen Revolution, die schwebende und fällige Schuld des alten Regime anging, so war man trotz aller Assignaten weit von ihrer Deckung entfernt. Von den fälligen Capitalien war so wenig wie in Necker's erstem Budget die Rede; es waren im Mai 1789 52 Mill., Ende 1790 107, September 1791 beim Schluß der ersten Nationalversammlung 120 Mill. Niemand nahm Notiz davon. Ebenso blieben die Schulden der Ministerien 120 Mill. unberührt. Die Anticipationen, im Mai 1789 wie wir sahen 271 Mill., wurden mit lautem Eifer besprochen und ihre Tilgung mehr als einmal befohlen; allein am 1. Februar 1791 waren noch 50 übrig, und diese am 1. October sogar wieder auf 60 gewachsen. So die alte Schuld. Eine noch größere neue aber hatte die Revolution hinzugefügt. Da im alten Staate alle Aemter und Rechte zugleich erblich und käuflich gewesen, so folgte aus der Unterdrückung jedes Amtes die Erstattung seines Kaufpreises. Und was Alles hatte man unterdrückt! Zu einer genauen Feststellung dieser Werthe ist es nie gekommen, und die Angaben schwanken in unglaublicher Weise. Den Preis der gerichtlichen Aemter gibt Necker zu 350, der spätere Finanzminister Ramel zu 492, die Nationalversammlung zu 800 Mill. an. Dazu kamen die Aemter der Verwaltung und der Finanzen, die Cautionen der

Generalpächter und Steuererheber, einige Chargen bei Hofe und im Heere, die Meisterrechte und Zünfte. Den Gesammtbetrag dieser neuen Schulden berechnete man auf 1430 Mill.[1]), also auf eine jährliche Zinslast von etwa 72 Mill. Es wäre ungerecht, wollte man, wie es damals die Royalisten mit Schadenfreude thaten, diese Steigerung der Passiva zu den Anklagen gegen die Revolution rechnen. Der erste und letzte Vorwurf trifft vielmehr die alte Regierung, welche auf Kosten der Unterthanen sich hohe Aemterpreise verschafft, und damit auch den künftigen Wohlstand der Nation in colossalem Umfange voraus verzehrt hatte. Die Revolution hätte allerdings vielleicht ein Drittel jener Summe durch größere Mäßigung und Langsamkeit in den Reformen sparen können: für den größten Theil aber war ein durchgreifendes Verfahren zugleich Nothwendigkeit und Gewinn, und die einzige Anklage ist der Nationalversammlung gegenüber berechtigt, diese aber auch vernichtend, daß ihr eine solche Belastung der Finanzen nicht stärkeren Antrieb zu Sparsamkeit, Mäßigung und Ordnung gegeben hat. Denn recht eigentlich zur Tilgung dieser Schulden waren die Assignaten bestimmt, und unaufhörlich sah man bei der Fortdauer der Anarchie sich genöthigt, mit dem Papiergeld die täglichen Ausgaben zu bestreiten. Im Juni 1791 war auch die Emission des September erschöpft, im Ganzen also 1200 Millionen verzehrt. Davon aber hatte man auf die Liquidation der Schuld nur 108[2]), auf alle

---

[1]) Montesquiou's Bericht vom 9. Sept. 91. Er nimmt sie dort zusammen mit den alten Rückständen der Ministerien, dem Reste der Anticipationen, den fällig gewordenen Capitalien; zieht man sie aus dieser großen Liste aus, so ergiebt sich obige Summe. Ramel, des finances en l'an IX, S. 49, rechnet mit den Rückständen der Ministerien (139 Mill.) 1304 Mill. sommes exigibles, und 12 Mill. sommes en rentes.

[2]) Montesquiou's angeführter Bericht, 5. Tabelle, remboursemens. Daraus erhellt, daß die Assignatencasse bis zum 1. Januar 1791 außer den 221 Mill. Anticipationen und 28 Mill. zurückgebliebener Grundsteuer noch 47 Mill. Schuldcapitalien bezahlt hatte. Bis Ende Juni waren fernere 61 Mill. abgelegt worden, zusammen also 108.

Anticipationen und Zinsrückstände 416 [1]), auf den laufenden Haushalt 676 Millionen verwandt [2]).

Ein Ergebniß, wohl geeignet um Schrecken zu erregen. Nahm man an, daß der Staat das ausgegebene Papier durch den Verkauf der Nationalgüter auslösen würde, so hatte er ein Capital von nahe an 700, oder eine Jahreseinnahme von etwa 30 Mill. weggegeben, ohne selbst den geringsten bleibenden Vortheil dadurch zu erzielen. Ob der Güterverkauf den Wohlstand der Einzelnen und dadurch mittelbar den Reichthum des Staates vergrößern würde, war damals mehr als zweifelhaft: für uns steht heute das Ergebniß fest, daß sich seine Vortheile und Nachtheile völlig aufgehoben haben, und die wahren Fortschritte des französischen Ackerbaues nicht auf ihm, sondern einzig auf die Nacht des 4. August beruhen. Allein noch eine weitere Betrachtung macht sich geltend. Die Unordnung der Finanzen, die Leerheit der Staatscasse, die demokratischen oder socialistischen Anforderungen an das Gemeinwesen dauerten fort: man hatte nur die Wahl, entweder den Bankerott auf der Stelle zu erklären oder durch neue Papierausgaben weiter zu bemänteln. Unbedenklich griff man zu dem letzten Wege. Das Decret vom 27. September schrieb vor, es sollten nie mehr als 1200 Mill. Papier in Umlauf sein; da aber etwa 160 durch den Güterverkauf zurückgekommen waren, hielt man es für statthaft, gleich 100 Millionen, und zwar in Fünflivrezetteln zur Erleichterung des kleinen Verkehres zu decretiren. Denn überall dauerte die Klage über die Seltenheit des Metallgeldes. Mehrere Millionen entzog jährlich der Handel mit dem Auslande; starke Summen verschwanden durch Einschmelzen, bei dem jetzt nach Abzug aller Kosten ein Reingewinn von 10 Procent zu machen war. Die Hauptsache aber lag immer in der Unsicherheit des Rechtszustandes. Denn eine Menge Menschen nahmen ihr Geld in das Ausland

---

[1]) Nämlich Anticipationen 221 (Montesquiou's Bericht vom 9. Sept.), an Rentenrückständen bis zum 1. Januar 1791 80 Mill., im Februar 1791 114 Mill. An Anticipationen blieben noch 60 Millionen.

[2]) Und mit alle dem doch noch 20 Mill. arriéré des departemens im Jahre 1790 und 110 Mill. Vorschüsse von den fermiers und régisseurs generaux.

mit oder legten es in fremden Banken an, die anderen hielten es zurück und suchten von dem allmälig sinkenden Papier zu leben. April und September hatte nun der Staat seine Assignaten auf große Appoints beschränkt, und die niedrigsten Noten auf 50 L. gesetzt: im Frühling 1791 sah man zuerst in Lyon und Bordeaux, bald auch in Paris und anderwärts kleine Privatscheine, womit Fabrikanten und Meister ihre Arbeiter, reiche Herren ihre Handwerker bezahlten. Man war aber schon weit in dem Gedanken vorangeschritten, daß für alle ökonomischen Verhältnisse der Staat einstehen müsse, und so beschloß man auch von dessen Seite die Ausgabe von Fünflivreschеinen. Hätten sie unwandelbaren Werth gehabt, so wäre wenig dabei zu erinnern gewesen: da aber die Assignaten überhaupt 4 bis 6 Procent gegen Silber verloren, so wurde durch die kleinen Noten auch die niedere Classe in alle Schwankungen der Börse und des Staatscredites hineingezogen. Die sittliche Wirkung war beinahe gefährlicher als die materielle. Die Arbeiter wurden Agioteure; der Bauer, sagte Burke in seiner kräftigen Weise, weiß nicht, ob das Geld, das er in der Kornhalle für sein Getreide gelöst, im nächsten Laden noch seinen Werth behalten hat; Niemand überlegt in Paris am Morgen sein Mittagsessen ohne eine Speculation zu machen.

Mit den hundert Millionen aber reichte die Nationalversammlung nicht weit, zumal sie erst nach einigen Monaten fertig wurden; sie beschloß also am 19. Juni eine Emission von 600 Mill. über jene 1200 hinaus. Man rechnete, daß die Hypothek der Nationalgüter reichlich die neue Last ertrage; man mußte allerdings erfahren, daß sofort der Cours der Assignaten auf 8 bis 10 Procent Verlust hinunterging. Alle Uebel derselben wuchsen natürlich in demselben Maße, wir werden sie noch in den einzelnen Erwerbskreisen etwas näher in das Auge fassen. Das Schlimmste aber war, daß jeder den raschen Verbrauch dieser 600, und stets neue und abermals neue Emissionen vor Augen sah. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um das Schlußergebniß schon damals vorauszusagen.

Je mehr Assignaten, desto tiefere Entwerthung derselben. Um ihren Credit zu halten, hat man nur Vermehrung ihrer Hypothek,

also Fortsetzung der Güterconfiscationen. Das Kirchenvermögen ist nahe erschöpft, schon oft haben die Demokraten von Beschlagnahme der Emigrantengüter geredet.

Je mehr Assignaten, desto stärkerer Einfluß der Regierung auf alles Privatvermögen. Wer ohne Kosten und Arbeit in jedem Augenblicke Millionen zu erschaffen vermag, kann alle Welt auskaufen, und das gekaufte Gut nach seinem Belieben verschenken. Allerdings könnte ein vorsichtiger Besitzer dem Werthe jener Millionen mißtrauen, ein eigensinniger Eigenthümer trotz aller Schätze der Erde sein Gut festhalten wollen. Dann muß die Regierung stark und kühn genug sein, um Mißtrauen und Eigensinn für Verbrechen gegen das Vaterland zu erklären, und der Staat ist der Herr über alles Eigenthum im Lande, und die Gemeinschaft der Güter erreicht.

Auf diese Wege lenkte unter der ersten Nationalversammlung der Haushalt des französischen Staates. Man hat diese Jahre sehr oft die schöne Zeit der Revolution genannt; in Wahrheit haben sie sich von 1793 genau so unterschieden, wie die Saat von dem Wachsthum. Wir haben die Keime jetzt kennen gelernt, wir müssen aber auch den Boden betrachten, in den sie gepflanzt wurden.

Niemandem, scheint es, warf die Revolution unmittelbarer goldene Früchte in den Schooß, als der zahlreichsten und gedrücktesten Classe, den Bauern. Eine kurze und warme Augustnacht schenkte ihnen die Freiheit von Herrengerichten, feudalen Diensten, geistlichen Zehnten, Binnenzöllen und städtischem Zunftzwange. Als die Freudenposten durch das Land gingen, waren aber die Menschen, arm und roh wie die alte Herrschaft sie gemacht hatte, schon in einer furchtbaren Bewegung, welche die neuen Vortheile durch neue Fehlgriffe zu Grunde zu richten drohte. Da sie die Herren todtschlugen oder verjagten, so floh seitdem das Capital, welches sich niemals reichlich über den Ackerbau ergossen, völlig aus den Landschaften hinweg. Dann wurden die Zehnten abgeschafft. Die Bauern, statt diesen Vortheil auf ihre tiefste Schwäche, auf die Hebung ihres Viehstandes zu verwenden, erinnerten sich, daß sie manchen Acker zu Weide gemacht, weil die Weide geringere Zehnten

bezahlt hatte; weil es jetzt damit vorüber war, so begannen sie die Weide wieder in Kornfeld umzuwandeln, um daraus bei den hohen Weizenpreisen raschen Vortheil zu ziehen. Es folgte die Beseitigung der Getränkesteuer. Der Jubel darüber war nicht geringer, denn von jeher hat der französische Bauer sein ganzes Herz an Weinpflanzungen gehangen, und als die Steuer nicht mehr darauf drückte, wurde in tausend und aber tausend Gemeinden guter oder schlechter Boden mit Weinreben besetzt, und zahllose kleine Vermögen in diesem mißlichen Betriebe angelegt.

Eine Weile gedieh das Alles. Es war der Jubel des Verschwenders, der von dem Capitale zehrt. Was mehr noch als der Wegfall von Zehnten und Herrenrechte erquickte, war das Aufhören der Staatssteuern, denen bei der Schwäche des neuen Staates sich jeder nach seines Herzens Wunsch entziehen konnte. In diesen ersten Zeiten der Revolution sind in den Taschen der Bauern jährlich etwa 170 Mill. geblieben, die sonst die Intendanten an sich zogen: kein Wunder, daß die Dörfer sich in ihrem Gedeihen fühlten und die Männer trotz aller Händel und Unordnungen der Zeit sich kräftig streckten.

Allein neben dem Gewinn zeigten sich sofort auch die Gefahren. Den Vortheil aus dem Sturze der Grundherren und Feudalrechte zog zuletzt doch nur der Theil der Landleute, der bereits irgend etwas besaß. Wer kein liegendes Eigen hatte, genoß wenig Freude über die Befreiung des Bodens. Wer als Meier auf einer Parzelle von einem oder einem halben Morgen sein Leben elend fristete, hatte geringes Interesse bei dem Aufhören der Frohnarbeiten, da er doch kein Capital zur Nutzbarmachung der frei gewordenen Zeit besaß. Auch die hohen Getreidepreise, welche den Geldpächtern des Nordens stattlichen Gewinn abwarfen, waren für die Mehrzahl der kleinen Bauern nur eine Last. Sie erzeugten nicht mehr, ja noch weniger Korn als sie brauchten; ihr Interesse ging wie jenes der ländlichen Tagelöhner und städtischen Fabrikarbeiter auf hohen Lohn und wohlfeiles Brod. Sie alle waren mit der Revolution insoweit zufrieden, daß sie ihnen die Last der Taille und Kopfsteuer genommen, im Uebrigen aber meinten sie, es müßte

erst recht angehen, und von Schließung der Revolution zu reden, schien ihnen Verrätherei. Ihnen nutzte es nichts, daß der benachbarte Pächter seine Weide zum Kornfeld machte, oder seinen Acker mit Weinreben bepflanzte, und für den Augenblick so gut gedieh, daß er Wein statt Cider, oder Fleisch statt Haferbrod verzehrte. Es wäre ihnen zu helfen gewesen, wenn die neue Regierung sich bestrebt hätte, stattliche Geldpachten an die Stelle der Meierwirthschaft zu setzen, den landwirthschaftlichen Betrieb im Großen anzuregen, und ihnen dadurch ergiebige Dienstverhältnisse zu eröffnen. Allein in der demokratischen Ungeduld geschah das gerade Gegentheil. Man verabscheute große Güter, weil man von den bisherigen Gutsherren mit gutem Grunde nichts wissen wollte; man hielt es für die erste Bedingung der Freiheit, die Zahl der kleinen Eigenthümer zu steigern, und beschloß die kleinen Bauern durch Parcellirung des Kirchengutes unmittelbar zu Besitzern zu machen.

Bei der maßlosen Armuth der Meisten hätte es kaum eine Wirkung gehabt, wenn man das Kirchengut in so viele Stücke wie Familien getheilt, und jedem eine Quote geschenkt hätte. Jeder dieser Armen hätte dann vielleicht ein Stück Landes erhalten, das in seinem bisherigen Verbande an 100 L. jährlich getragen[1]; allein er hätte lange nicht so viel heraus gewonnen und den reichen Nachbarn, der ihm bisher gar manchen Nebenverdienst zugewandt, noch dazu verloren. Was sollte es nun frommen, wenn die Güter nicht verschenkt, sondern verkauft wurden? Mochten sie noch so niedrig weggegeben werden, diese zahlreichste Classe hatte gar nichts um sie zu erwerben. Für diese also war das große Wort, Verkauf der Kirchengüter, in den Wind geredet. Was kommen mußte kam. Kaum waren die Tumulte gegen die Lehnsherren vorüber, kaum hatte die Mittelclasse unter den Bauern sich in den neuen Errungenschaften eingewohnt, so erhob sich hinter der ersten eine zweite, hinter der liberalen die sociale Revolution.

Das Brod war theuer seit der schlechten Erndte von 1788. Necker's Fehlgriffe setzten den Mangel fort, er ließ für viele Mil-

---

[1]) Reinertrag der Kirchengüter 70 Mill., Rohertrag nach damaliger Schätzung etwa 170, 7 Mill. ländlicher Proletarier, oder $1^1/_2$ Mill. Familien.

lionen Getreide kommen, verkündete es öffentlich durch das Land, und erregte damit einen solchen Schrecken, daß überall die Preise stiegen, und die Besitzer ihre Vorräthe zurück hielten. Dann brach der Lärmen der Revolution herein. Jeder griff zu wo er konnte, die meisten Provinzen und Städte ließen ihr Korn nicht ausführen, der Verkehr stockte, und der Mangel verdoppelte sich. Das Volk war wüthend, es war bekannt, daß Vorräthe existirten, und doch hungerte alle Welt. Da waren es bald die Aristokraten, bald die Wucherer, die es aus Haß oder Eigennutz versteckt halten sollten; es dauerte nicht lange, so hieß jeder Kornhändler ein Blutsauger und war seines Lebens nicht sicher, und natürlich wurde das Uebel dadurch nur schlimmer. Wir werden gleich sehen, wie man in den Städten sich fristete, auf dem platten Lande war man auf der Stelle am Aeußersten. Die Bauern forderten, der Staat solle den Wucherern wehren und die Preise selbst bestimmen. Sie rotteten sich an hundert und aber hundert Punkten zusammen, und nicht immer konnten die Behörden ihre Weigerung durchsetzen. Zuweilen entschädigte dann die Stadt die beschädigten Eigenthümer durch einen Zuschuß auf Gemeindekosten, nicht selten aber trug der Einzelne ohne Weiteres den Schaden allein. Am ärgsten ging es im Sommer 1790 in den Departemens, die auch 1789 den Anfang der politischen Bewegung und 1851 der Jaquerie gemacht haben, in den alten Provinzen Bourbonnais, Berry, Nivernais, Charolais, wohl den ärmsten Bezirken des ganzen Landes, wo die Meierwirthschaft damals wie heute ihr volles Elend entfaltete. Während Nimes und Montauban durch die kirchliche Bewegung in Aufstand versetzt wurden, während in den Grenzplätzen die patriotischen Empörungen aufloderten, standen in dem Centrum des Reichs die Bauern unter den Waffen, um niedrige Kornpreise zu erzwingen. Nicht lange blieben sie bei diesem ersten Begehren stehen. Nachdem sie ihren Muth durch die Eroberung der Stadt Decize gestärkt, änderten sie willkürlich die Höhe und die Dauer der Pachtungen, und forderten dann geradezu eine Menge Grundstücke, die vor mehr als einem Jahrhundert in die Hände der damaligen Besitzer gekommen waren. Das Land erscholl von dem gefürchteten Rufe

nach einem Ackergesetz, der Communismus trat in offener Brutalität hervor. Davon wollte allerdings weder die Nationalversammlung wissen, noch waren die Proletarier stark genug, mit so geradem Angriff den Widerstand der Mittelclassen zu brechen. Decrete und Waffen kamen in Bewegung, überall zogen die städtischen Nationalgarden aus, um die Korntransporte gegen die Angriffe der Bauern zu decken, mehrere Monate hindurch folgten sich in der Nationalversammlung die Berichte über diese kläglichen Expeditionen. Bis zum Winter war die Bewegung der Bauern ziemlich erstickt, allein eine volle Sicherheit keineswegs erreicht. Was half es, wenn die Nationalversammlung das Begehren der Ackertheilung verpönte, während sie daneben den städtischen Proletariern gleich gefährliche Dinge gestattete, und den verdeckten Communismus des Staates durch die Assignaten vorbereitete? Auf diesem Gebiete nahm vor allen anderen Mitgliedern Robespierre seine Stellung. Er war unerschöpflich in Wendungen, die Unbändigkeit des Volkes zu beschönigen, seine Leiden zu schildern und auf milde Pflege des Wohlstandes zu dringen, wenn der Wohlstand nur aus strenger Dämpfung der Unruhen entspringen konnte. Er hütete sich sorgfältig, dem Vorurtheile des Eigenthums geradezu in das Gesicht zu schlagen, er war hier ebenso wie bei der Frage der Republik vor allen Dingen vorsichtig, genug wenn er das nächste Hinderniß seiner Zwecke aus dem Wege räumte. Ueberhaupt war er nach Ueberzeugung und System so wenig Communist wie Republikaner, aber er hatte den richtigen Instinct, daß er auf diesen Wegen sich die Begeisterung der schlagfertigsten Classen in einer Festigkeit sichere, nach der er das lose Treiben der übrigen Demagogen ruhig verachten könnte. Der Einzige, der ihn hier noch überbot, war Marat, der in seinem phantastischen und hitzigen Wesen von jener kalten Vorsicht keine Ahnung hatte, sich Mannes genug glaubte, mit seinen Proletariern die Macht mit einem Handstreiche zu erobern, und deshalb ohne Aufhalten die Wucherer aufzuhängen, die Leuteschinder zu zertreten, das Geld dem tugendhaften Volke zu geben mahnte.

Indeß begann auf dem Lande die große Maßregel des Güter-

verkaufs und der Assignaten zu wirken. Wie man sich denken kann, verfloß mancher Monat, ehe die von Paris her angeregte Bewegung die bäuerlichen Kreise erreichte; während des Jahres 1790 ging der Einzelverkauf langsam, auch dauerte es bis zum November, ehe die gesetzlichen Bestimmungen darüber vollendet waren. Die Municipalitäten, die den Verkauf besorgten, hatten vor der Versteigerung die Güter zu schätzen, und erhielten ein Sechszehntel des Erlöses — ursprünglich ein Viertel des Ueberschusses über die Taxe — für sich. Im Uebrigen war Alles gethan, um die Käufer zu locken, höchst einfache Geschäftsform, mäßige Abschlagszahlungen, weite Termine für den Rest, Zulassung verschiedener Staatspapiere neben Silber und Assignaten als Kaufgeld. Mit all diesen Mitteln erzielte man in der That einen stets rascher beschleunigten Güterverkauf (964 Mill. Livres bis zum Schlusse der constituirenden Versammlung), hatte große Genugthuung über die Menge und den Patriotismus der neuen Eigenthümer, und freute sich sowohl der Aussichten für den Schatz als der durchgängigen Beruhigung der Bauerschaften.

Allein auch hier sollte man kein reines Ergebniß gewinnen. Da die Municipalitäten ein eigenes Interesse an der Höhe des Kaufpreises hatten, da außerdem in der Nationalversammlung aus politischen Gründen jede starke Summe mit Klatschen begrüßt wurde, so hieß man bald einen jeden Bieter willkommen, ohne im Geringsten nach Zahlungsfähigkeit und Ruf zu fragen. Eine wilde Speculation bemächtigte sich des Marktes in vielen Departemens; vermögenslose Menschen kauften zu fabelhaften Preisen, oft zum Doppelten der Schätzung, überlieferten die Güter den Unternehmern, deren Werkzeug sie waren, und welche die erste Abschlagszahlung vorschossen. Dann wurde das Gut auf den Raub gebaut, die Holzungen gefällt, die Felder ausgesogen, die Gebäude wohl auf den Abbruch verkauft, und der Staat fand, wenn er endlich die ausbleibende Zahlung verfolgte, ein tief entwerthetes Besitzthum wieder. Vollends lebhaft wurde das Unwesen, als mit dem Frühling 1791 die Assignaten im Cours zu schwanken begannen, und sich Güterschacher und Börsenspiel zusammenfand. Wo blieb die

Hoffnung, daß der Güterverkauf, als in welchem die Assignaten realisirt würden, den Credit derselben steigern sollte? Die ganze Masse der Käufer, welche für die 900 Millionen Angebot gethan und nun eine Reihe von Jahren hindurch Zahlungen darauf leisten mußte, hatte vielmehr das entgegengesetzte Interesse, den Cours der Assignaten zu drücken und sich so für wenig Geld ihre Zahlungsmittel zu verschaffen. Da der Staat allein von Assignaten lebte, so war ein Sinken derselben von einem Procent ein Verlust, der gleich in die Millionen ging, und den Vortheil vieler Gutsverkäufe verschlang. Schlimmer aber noch als der finanzielle, war der politische und sittliche Nachtheil, daß der Krebsschaden der Agiotage, der mehr als irgend etwas Anderes die öffentliche Moral in Paris zu Grunde gerichtet, jetzt auch auf das platte Land verschleppt wurde. Welche Aussichten für ein Reich, wenn seine bäuerliche Bevölkerung sich in eine große Bande von Hazardspielern auflöst.

Verstärkt wurde dieser Proceß noch durch die immer stärker empfohlene Zertheilung der Güter. Das Gesetz befahl in jedem Falle Parzellenverkauf, es sei denn, daß die Veräußerung im Ganzen ein höheres Angebot liefere. In der Regel sollte nun allerdings die Theilung bestimmte Grenzen haben, und die Pachthöfe und Meiereien, aus denen das Gut bisher bestanden hatte, nicht weiter zersplittert werden. Allein der Eifer der Gemeindebehörden setzte sich auch darüber hinweg, sobald ein höheres Kaufgeld in Aussicht erschien, und verkaufte zuletzt in so kleinen Atomen, wie irgend ein Käufer es wünschte. Die Nachfrage wurde dadurch gewaltig vermehrt, insbesondere waren es die kleinen Bauern, die sich jetzt den Markt eröffnet sahen, und einmal angeregt, mit großem Eifer hervordrängten. Wer von ihnen ein Stück Geld in der Hand hatte, erwarb sich dafür ein liegendes Eigen, gewöhnlich so viel, daß sein geringes Vermögen durch die erste Abschlagzahlung erschöpft wurde, und die neue Wirthschaft ohne alles Betriebscapital begann. Die meisten Güter aber waren durch die municipale Verwaltung, unter der sie das letzte Jahr gestanden, entsetzlich vernachlässigt und entblößt; es war demnach gewiß, die Meisten dieser Glücklichen waren

bestimmt, im nächsten Jahre das Heer der Hungrigen zu verstärken, welche zehn Monate früher das agararische Gesetz und die Feststellung des Kornpreises vom Staate begehrt hatten.

So ließ sich auf dem Lande Alles zu neuen Erschütterungen des Pauperismus an. Wenden wir uns zu den Städten hinüber, so nimmt der Brennpunkt aller damaligen Verhältnisse, die Hauptstadt, unsere nächste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die provisorische Verwaltung der Dreihundert, die wir am 5. October kennen gelernt, hatte noch bis zum Sommer 1790 regiert, ehe die bleibende Verfassung der Stadt zur Vollendung kam. Die Nationalversammlung, welche sonst ohne großes Zaudern zu organisiren pflegte, wünschte doch die Pariser sich selbst einrichten zu lassen und harrte auf die Vorschläge der Dreihundert. Diese machten denn auch einen Entwurf, der im Wesentlichen die bisherigen Formen beibehielt, einen großen und einen kleinen Rath zur Gesetzgebung, einen Maire und dessen Bureau zur Verwaltung, die städtische Gemeinde in 48 Sectionen getheilt und als Wahlkörper wirkend. Allein die eifrigen Bekenner der Menschenrechte erhoben sich mit Nachdruck dagegen. Sie wußten, daß jeder Mensch ein Theil des Souverains sei, und hielten die souveränen Bürger zu gut, als daß sie sich mit der bloßen Wahl ihrer Regenten hätten begnügen sollen. Sie wollten also die Permanenz der Bezirksversammlungen; der Maire sollte jeden Tag über die laufenden Fragen dort abstimmen lassen und nach der Summe der Beschlüsse verfahren. Die praktische Wirkung dieses Systemes war sicher zu berechnen. Wer sonst Beruf und Thätigkeit hatte, mußte bald aus den ewigen Sectionen wegbleiben, und das Feld je nach den Umständen müßigen Rentnern oder den Vagabunden des Palais Royal überlassen, und in jener Zeit sahen offenbar die letzteren sich das Feld geöffnet. Unter ihren Führern regte sich in dieser Frage vor Allen eifrig Danton mit dem Bezirke der Cordeliers, während Brissot, damals Mitglied des Gemeinderathes, dessen Repräsentativsystem verfocht. Es war der erste Anlaß, bei welchem dieser mit seinen demokratischen Genossen in ein Zerwürfniß gerieth, welches niemals wieder ganz ausheilte. Endlich nach zahllosen Debatten,

Maueranschlägen und Zänkereien griff die Nationalversammlung durch, und trat den Ansichten der Dreihundert trotz Robespierre's Widersprüchen bei.

So blieb denn die städtische Verwaltung fast ungeändert in ihrem Geleise, Bailly wurde von Neuem zum Maire gewählt, Lafayette behielt den Oberbefehl über die Nationalgarden. Die Demokraten steigerten, wo möglich, ihre Angriffe auf beide, und Lafayette's Volksgunst sank denn auch besonders merklich, seitdem mit Anfang 1791 der König, auf Mirabeau's und Montmorin's Betreiben, ihm die Zuschüsse aus der Civilliste entzog, welche der General ihm bisher für seine Privatpolizei mit dem Schreckbilde drohender Aufstände abgepreßt hatte. Ueberhaupt drängte sich der Geldpunkt immer schärfer in den Vordergrund der städtischen und dadurch der französischen Politik. Die demokratische Presse griff die sociale Frage immer ausdrücklicher auf. Neben Marat's bündigen Anforderungen, den Reichen das Geld zu nehmen, um es den Armen zu geben, trat als doctrinärer Prediger der Abt und nachherige Bischof Fauchet auf, und stiftete einen „socialen Cirkel", in dem er vor einem großen Publicum mit halb freimaurerischem, halb kirchlichem Gepränge die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Weiber behandelte. Die Jacobiner ließen sich in dieser Zeit auf solche Untersuchungen gar nicht ein, wirkten aber durch die Praxis wohl am Nachdrücklichsten zu dem gleichen Zwecke, da ihre Führer des Pöbels zu immer neuen Expeditionen bedurften und seinen guten Willen durch reelle Mittel ernähren mußten. So ließ auch die Nationalversammlung zu, was sie zu hindern nicht die Kraft hatte; sie klatschte, weil es einmal fester Styl geworden, wenn ein Redner ihr die Unfehlbarkeit des Volkes und die Tugend, die allein bei der besitzlosen Classe zu finden sei, pries; sie begeisterte sich in menschenfreundlicher Ueberzeugung, wenn ihr Ausschuß für Armenwesen vortrug, die Vertilgung der Armuth sei eine nationale Schuld, und obgleich sie in ihrer Geldnoth vor der beantragten jährlichen Ausgabe von 51 Mill. zurückschrak, so hatten sich doch die Galerien den Ausdruck nationale Schuld vollkommen gemerkt und fanden nichts natürlicher, als

daß einer solchen Pflicht der Nation ein Forderungsrecht bei jedem einzelnen Proletarier entspreche.

So war in Paris die Ansicht weit und breit gewurzelt, daß das Wesen der Freiheit darin bestehe, jede Sorge auf die Gesellschaft zu werfen und für jede Noth von dem Staate Abhülfe zu verlangen. Nun war gewiß Mangel und Noth in großem Maße vorhanden, aber ebenso deutlich zeigte sich auch, daß das Treiben der Demokraten die Noth bei jedem Schritte vergrößerte. Paris hatte sonst hauptsächlich von den reichen Grundbesitzern und den großen Börsenmännern gelebt, die vielleicht ein Drittel aller französischen Einkünfte dort während eines großen Theiles des Jahres verzehrten. Davon war jetzt eine ansehnliche Menge außer Landes geflohen, die übrigen Gutsbesitzer hatten unendliche Verluste erlitten, bei der Unsicherheit der Zukunft hielt jeder seine Reste sparsam zusammen. Auf die Speculationen aber der Börse, und was damit zusammenhing, hatte es die Volkswuth vor Allem gemünzt. Kein Vierteljahr verging, in dem nicht die Bürgergarde die Häuser der Wechsler und Bankiers zu schützen hatte, oder im Palais Royal der Antrag unter Jauchzen gestellt wurde, die Wucherer und Blutsauger aufzuhängen. Das war kein Mittel, sie zu Ausgaben und Luxus zu ermuthigen, und doch hätten nur dadurch in jener Zeit die Gewerke Arbeit und Nahrung erhalten können.

Während so die Gelegenheit zum Erwerb versiegte, nahm in gleichem Maße auch der Trieb zur Arbeit ab. Wenn die Arbeiter Tag für Tag von den Demagogen in Thätigkeit und Lohn gesetzt wurden, wenn sie Tag für Tag vernahmen, daß sie von Grund aus souverän, und Staat und Gemeinde ihre nächsten Schuldner seien, so blieb weder Zeit noch Lust zu der harten Anstrengung des Gewerbes zurück. Freilich gab es nicht jeden Tag revolutionäre Arbeit und Belohnung, im schlimmsten Falle aber boten die öffentlichen Werkstätten ein Obdach, wo ohne Mühe ein guter Gewinn zu heben war. Diese wuchsen denn zu einem maßlosen Umfange heran. Was man auch thun mochte, so blieben sie auf der Zahl von 12,000 Arbeitern, jeder Abgang wurde sogleich aus den Provinzen wieder ersetzt, da der Staat den höchsten Tagelohn, der

in Frankreich damals zu haben war, 20 Sous, für nutzlose Erdarbeiten bezahlte. Um wenigstens die Anhäufung in Paris zu verringern, legte man am 30. Mai 1790 $2^1/_2$ Mill. an die Stiftung neuer Werkstätten in den Departemens und schickte die Nichtpariser dorthin. Allein die Pariser Anstalt füllte sich auf der Stelle wieder, die Nichtsthuerei nahm zu, und ein Decret, welches am 31. August die Einführung von Stückarbeit statt des Tagelohns befahl, blieb ohne irgend eine Wirkung. Der Zudrang wuchs mit der Schwäche der Disciplin, man bemerkte, daß höchstens ein Viertel der Leute zur Arbeit kamen, die Zahl der Lohnempfänger aber im October 19,000 betrug. Die Commune war zu schwach, etwas zu ändern; die Arbeiter hatten überall die Antwort, der Staat sei verpflichtet für sie zu sorgen.

Ganz dieselben Vorgänge zeigten sich in den Departemens. Außer jenen $2^1/_2$ Mill., die der Staat bewilligt hatte, verbrauchten die Städte aus eigenen Mitteln ungezählte Summen, um ihre Arbeiter in öffentlichen Werkstätten zu beschwichtigen. Nicht immer werden die Beträge, ja nicht einmal stets die Namen der Städte angegeben; aus der Menge citire ich nur einige wenige Beispiele. So meldete Toulouse schon im März 11,000, Amiens im Mai 15,000, das Seine-Oise-Departement im November 41,000 Arbeiter an, die auf Kosten der Städte durch sogenannte wohlthätige Arbeiten ernährt wurden. Nicht anders war es in Besançon und Lyon, in Valenciennes und Langres. Man machte zuerst Anlehen, und wenn der Credit erschöpft war, außerordentliche Einkommensteuern. Da die Arbeiten durchgängig unfruchtbar waren, so zeigte sich Marat's Lehre in voller Praxis: die Besitzlosen empfingen, die Besitzenden zahlten, bei Strafe neuer Revolution. Es war nur ein verschwindender Tropfen in diesem Meere der Bedürfnisse, wenn die Versammlung am 16. December 15 Mill. für angebliche Arbeiten aussetzte und $6^2/_3$ davon gleich vertheilen ließ. Vielmehr stieg der Bestand der Pariser Werkstätten im Frühling 1791 auf 31,000 Menschen und die täglichen Kosten derselben auf 60,000 L., so daß Paris allein in einem Jahre eine größere Summe als jene 15 Mill. in Anspruch genommen haben würde. Die meisten jener Arbeiter waren

Auswärtige, und dabei trieb sich eine kaum geringere Zahl von nahrungslosen Fremden in der gewaltigen Stadt umher, denen selbst die Werkstätten zu arbeitsvoll erschienen.

Erheblicher noch in finanzieller, und von gleicher Bedeutung in politischer Hinsicht war die zweite große Frage, welche die Pariser Verwaltung seit dem Anfange der Revolution beschäftigte, die Beschaffung der Lebensmittel. Es zeigte sich Ende 1790, daß der Staat bis dahin Getreide für 75 Mill. angekauft, dazu die Kosten des Transportes und des Mahlens getragen, endlich dem Privathandel noch $5^1/_2$ Mill. an Prämien für Korneinfuhr bezahlt hatte. Der letzte Posten kam auch den Provinzen zu Gut, der erste aber ging fast ganz für die Hauptstadt auf[1]. Der Staat bezahlte das Korn mit 40 bis 50 Livres den Septier, und erhielt somit einen Betrag, der ziemlich genau dem Verzehr der Stadt während achtzehn Monaten entsprach[2]. Der Gemeinderath überließ dann den Bäckern das Mehl ungefähr zum halben Preis, so daß in Paris das Brod durchgängig auch nur halb so theuer war wie in den meisten Departemens. Dies also war schon ein Geschenk von mehr als 30 Millionen, welches das Land um der Ruhe und Ordnung willen seiner Hauptstadt machte. Allein es war damit nicht genug. Die Stadt sollte, was sie aus dem Detailverkaufe des Getreides löste, natürlich an die Staatscasse erstatten: wie wir es aber schon im October 1789 bemerkten, so unterblieb auch später die Rückzahlung, und der Staat hatte endlich statt 30 nur 2 Millionen, mithin etwa den Betrag der Mahl- und Transportkosten zurückempfangen[3], und folglich der Stadt Paris ihre Lebensmittel ganz und gar geschenkt.

Hiezu muß man nun noch rechnen, daß der Staat bis zum Schlusse des Jahres 1790 der Pariser Nationalgarde etwa 8 Mill.

---

[1] Bailly's Memoiren passim. Correspondenz zwischen Bailly und Necker, Buchez IV. Verhandlungen des Nationalconvents 19. October 1793.

[2] Für 75 Mill. Livres etwa $1^2/_3$ Mill. Septiers. Paris verbrauchte täglich im Durchschnitt 3000 Septiers, lebte also von dieser Masse ungefähr 555 Tage oder 18 Monate.

[3] Etat des Finanzministers in Montesquiou's Bericht vom 9. Sept. 91.

an Sold und Equipirung zahlte, daß er mit 2 Mill. die Kosten der Beleuchtung und Pflasterung der Straßen trug, daß er über eine Million für die Zerstörung der Bastille, die nicht den zehnten Theil kostete, sich anrechnen ließ [1]. Man muß sich weiter erinnern, daß er für die Beschäftigung der Pariser Arbeiter, wie wir sahen, über 17 Mill. auslegte, endlich der Stadt die Anwartschaft auf etwa 16 Mill. aus dem Verkaufe der Kirchengüter gab. Man erhält somit binnen 20 Monaten die Summe von mehr als 90 Mill., die das Reich für die eine Stadt von ungefähr 600,000 Einwohnern aufbringen mußte, abgesehen von dem fortdauernden städtischen Budget, abgesehen von den regelmäßigen Kosten der Staatsverwaltung, von der Paris wieder mehr Vortheil zog als irgend ein anderer Theil des Reiches.

Es versteht sich von selbst, daß die übrigen Städte durch die Staatscasse nicht in gleichem Maße bedacht werden konnten; allein die Verhältnisse waren überall dieselben, und die Städte mußten aus eigenen Mitteln den Bäckern das Mehl für den halben Preis, ebenso wie den Proletariern das Geld zum Ankaufe des Brodes für halbe Arbeit liefern. Die Gesammtsumme dieser Kosten für das ganze Land auch nur annäherungsweise zu schätzen, ist schlechterdings unmöglich; in dem einen Jahre 1790 betrugen die Vorschüsse des Staats an die Communen der Departemens für Getreideankäufe 1600 Millionen [2]. Mochte aber der Staat oder eine Stadtgemeinde die Zahlungen vermitteln, das Ergebniß war immer, daß die Besitzenden zahlen und wiederum zahlen mußten, um die Besitzlosen zu ernähren, gleichviel, ob diese arbeiteten oder nicht. Auch erschien dies nicht mehr als freie Hülfe bei unabwendbarem und außerordentlichem Mißgeschick: die Natur war ni mehr die Quelle des Leidens, vielmehr waren die Erndten vo 1789 und 1790 reichlich, und wo noch zu Ende dieses Jahres drückender Nothstand vorhanden war, lag der Grund allein in der Störung der öffentlichen Ordnung und der Unsicherheit des Eigenthums. Jeder Vorgang also, welcher wie das bisher Angeführte

[1] Verhandlungen der Commune Paris, 15. Januar 1795.

[2] Bericht Johannot's an den Convent, 12. Juli 1795.

einen neuen Zwang gegen die Eigenthümer enthielt, mochte im Augenblick einen Hungrigen sättigen, mußte aber mittelbar das Elend hundertfach steigern.

Im Jahre 1791 setzten sich diese Uebelstände sämmtlich fort. Zwar wirkten auf das städtische Gewerbe die Assignaten anfangs mit ähnlich anregender Kraft wie auf dem Lande, aber die scheinbare Besserung hatte auch in den Städten keine sichere Grundlage. Wo eine große Menge Papiergeld plötzlich in den Verkehr geworfen wird, erscheint stets ein rascher Aufschwung der Industrie. Die Masse der Werthzeichen setzt alle ökonomischen Kräfte in Bewegung, die Anlagecapitalien finden sich leichter als sonst, der Betrieb empfängt immer neue und stets bereite Nahrung. Repräsentirt das Papier einen vorhandenen, auf Ordnung und Rechtssicherheit gegründeten Credit, und behauptet dadurch eine feste und dauernde Bedeutung, so kann ein solcher Augenblick der Ausgangspunkt für eine reiche und weithin wachsende Blüthe werden, wie z. B. der glänzendste Aufschwung des englischen Ackerbaues unzweifelhaft von der Freigebung der Privatlandbanken datirt. Ist dagegen das neue Papier von mißlichem Bestande, wie dies bei den französischen Assignaten sich schon im Februar 1791 deutlich herausstellte, so kann auch keine Frucht desselben auf Dauer rechnen. Im Augenblicke nimmt die Industrie vielleicht einen um so heftigeren Anlauf, weil jeder strebt, das zweifelhafte Papier in Gebäuden, Maschinen und Waaren anzulegen, die irgend einen inneren Werth unter allen Umständen behaupten. Diese Bewegung machte sich in Frankreich 1791 fühlbar, von allen Seiten kamen befriedigende Nachrichten über die Thätigkeit der Manufacturen. Gesteigert wurde die Regsamkeit aber auch die Gefahr noch durch einen besonderen Umstand. Der Wechselcours gegen das Ausland war seit Jahren für Frankreich ungünstig. Seit 1783 führte das Land mehr ein als aus, dann kamen die großen Kornankäufe Necker's, endlich die tiefe Zerrüttung der Gewerbsverhältnisse durch die Revolution, die überall die einheimische Erzeugung lämte und Bestellungen im Auslande nöthig machte. Frankreich mußte also bedeutend mehr Zahlungen machen als es empfing, folglich die Kosten derselben decken und bei

dem Wechselcourse verlieren, im Frühling 1791 9 bis 11 Procent. Auch hier griffen die Assignaten ein, denn da sie in diesem Zeitpunkte gegen Silber 4 bis 6 Procent einbüßten, der fremde Kaufmann aber in Silberwerth befriedigt sein wollte, stieg der Verlust des französischen Wechselcourses bis auf 15 Procent. Der Franzose, der z. B. in London 30 Pfund Sterling schuldete, mußte für einen entsprechenden Wechsel nicht den Nennwerth von 740 sondern 880 Livres bezahlen, während umgekehrt der Engländer zu der Deckung einer Pariser Schuld von 880 Livres einer Auslage nicht von 34 sondern nur von 30 Pfund Sterling bedurfte. Eben hieraus aber ergab sich im Moment eine günstige Stellung der französischen Manufacturen. Da man ihre Leistungen auf so wohlfeile Art bezahlen konnte, so strömten ihnen aus der Fremde Bestellungen zu, so daß es ihnen hier und da Schwierigkeiten machte, alle Kunden zu befriedigen. Man sieht aber leicht, daß ein Aufschwung dieser Art mehr als jeder andere eine Grenze hatte. Er gründete sich nicht auf ein sachliches und festes Bedürfniß der Besteller, er konnte vielmehr nur vorübergehend dauern, bis durch seine Transporte das Gleichgewicht des Courses wieder hergestellt war. Er war also ohne Weiteres nicht zu bleibenden Capitalanlagen und kostspieliger Geschäftsausdehnung geeignet, und wenn vollends ein ferneres Sinken der Assignaten eintrat, so mußte er in allen Fundamenten zusammenbrechen, und die Krisis um so verderblicher sein, je tiefer die Speculation sich in die ersten günstigen Aussichten eingelassen hatte.

Nicht wenig trug zu der damaligen Rührigkeit des Gewerbes die junge Gewerbefreiheit bei. Ausgerufen in der Nacht des 4. August, war sie auf der Stelle thatsächlich in das Leben getreten, nicht ohne mancherlei Verwirrung und Verluste, aber von Anfang an wie die Freiheit der Aecker schöpferisch und krafterzeugend. Es dauerte jedoch bis zum März 1791, ehe sie förmlich durch ein Gesetz sanctionirt, und in demselben jedem Franzosen der Betrieb eines jeden Gewerbes unter der einzigen Bedingung der Patentsteuer an den Staat verstattet wurde. Jede Fessel also zersprang, jede Art einer Organisation des Gewerbes wäre aber für den

Einzelnen sogleich wieder eine Fessel gewesen; die Nationalversammlung hatte keinen anderen Gedanken, als jedem Einzelnen die unbedingte Anwendung seiner Kräfte zu überlassen. Wir haben in unseren Tagen von der feudalen wie von der socialistischen Partei sehr viel gegen dies System der Vereinzelung, des Atomismus und Egoismus vernommen. Alles, was seitdem gesagt worden ist, faßte übrigens schon damals Marat in den Vorwurf zusammen, die Nationalversammlung habe mit der freien Concurrenz die Losung zu industrieller Anarchie, Betrügerei und Verarmung gegeben. Indeß ist jetzt die geschichtliche Erfahrung groß genug geworden, um die Thatsache ohne irgend einen Zweifel auszusprechen, daß die volle Freiheit der Arbeit in keinem Lande entschiedenere Früchte als in Frankreich, und dort auf keinem Gebiete reicheren Ertrag, als auf dem industriellen gebracht hat. Die greifbare Wirkung schlägt hier alle Erörterung nieder.

Wenn die Nationalversammlung mit Recht es ablehnte, sich in die innere Bewegung der Industrie zu mischen, so hätte sie sich immer ein reiches Verdienst dadurch sichern können, daß sie den Boden für diese Bewegung gereinigt und geebnet hätte. Es ist kein Widerspruch gegen die Gewerbefreiheit, wenn eine einsichtige Gesetzgebung ihre Kräfte stärkt, ihre Wege erleuchtet, ihre Hindernisse beseitigt. Gewerbeschulen, statistische Aufklärungen über den jedesmaligen Stand der Gewerke, Unterstützungsvereine im Kreise des Gewerbes selbst gehören hierhin. Diesen Dingen eine sehr schwache Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, ist ein Vorwurf, der nicht bloß die erste Nationalversammlung, sondern die Revolution in ihrem ganzen Verlaufe trifft.

Forscht man jedoch nach dem entscheidenden Grunde desselben, so wird man die Verantwortlichkeit auf andere Schultern legen müssen.

Noch ehe das Gesetz über Gewerbefreiheit existirte, bildeten sich in Paris mehrere Arbeitervereine zur Verbesserung ihrer Lage. Der erste entstand bei den Zimmergesellen unter dem Titel, Gesellschaft der Pflichten; der Pflichten nämlich des Arbeiters, als deren wichtigste die Pflicht der Arbeitseinstellung hervortrat, um dadurch die Meister zu höherem Lohne zu nöthigen. Bald folgten

die Buchdrucker; es gab Verhandlungen mit den Meistern, der Stadtrath ließ sich eine halbe Billigung abgewinnen. Indeß stieg die Zahl der Mitglieder und der Vereine, sie traten mit einander in Verbindung, riefen Nachahmungen in den Departemens hervor und setzten sich mit diesen in laufenden Briefwechsel. Es ist sicher an keiner Stelle ein Zeichen politischer Gesundheit, wenn ein Staat dergleichen nicht verträgt; es ist keine gerechte Verwirklichung der Gewerbefreiheit, wenn er den Arbeitern verbietet, was er den Meistern erlaubt. Allein ebenso krankhaft ist es, wenn die Arbeitervereine einen Schritt weiter thun und unter Freiheit Rechtsverletzung verstehen. Dies aber geschah in Paris auf der Stelle, wie es das Jahr zuvor bei den Bauern erfolgt war. Die Vereine fingen an, die Arbeitseinstellung zu erzwingen, auch wo einzelne Arbeiter sich mit ihrem Lohne begnügten, und fremde Arbeiter zu bedrohen, wo die Meister durch deren Annahme hatten aushelfen wollen. Mit anderen Worten, sie nöthigten die Meister zu höherer Zahlung, bei Androhung offener Gewalt. Das Verfahren war genau dasselbe, wie bei der Commune, die vom Staate das Geld für Anschaffung des Brodes, die Aufhebung des Octroi und die Entschädigung der Stadt auf Staatskosten begehrte, Alles bei Drohung einer neuen Revolution. Es war im Princip dasselbe, wie bei den Bauern, wenn diese neue Theilung der Aecker forderten.

Der Stadtrath hatte nicht die Mittel oder nicht den Muth, ihnen zu widerstehen, so daß die Angelegenheit Ende Mai an die Nationalversammlung gelangte. Es war nun dieselbe Zeit, in welcher die öffentlichen Werkstätten auf 31,000 Arbeiter angeschwollen waren und mit stets neuer Vergrößerung drohten: das Octroi war kurz vorher beseitigt, die Getreidespenden dauerten fort; und statt aller gehofften Linderung sah man hier die communistische Gewalt in alle Privatverhältnisse vordringen. So viel Schwäche und Nachsicht gegen anarchisches Wesen bei den parlamentarischen Häuptern vorhanden war, so gab hier doch die Furcht vor dem drohenden Aeußersten Muth zu durchgreifendem Entschlusse. Politische Wendungen, auf die ich weiter zurückkommen werde, traten hinzu, die Katastrophe zu beschleunigen.

Am 14. Juni erließ die Versammlung ein Gesetz, welches alle Vereine von Arbeitern desselben Handwerks, die Einführung von Mitgliederlisten, Vereinscassen und Behörden, als Erneuerung der aufgehobenen Zünfte, verbot. Zwei Tage später erfolgte ein anderes Decret, welches die öffentlichen Werkstätten mit dem 1. Juli auflöste, die fremden Arbeiter in ihre Heimath entfernte, der Stadt Paris 1, den Departemens $1^1/_2$ Mill. zur ersten Fristung der Noth überwies. Damit waren die Uebel an der Wurzel ergriffen, denn wie die Auflösung der Vereine das Eigenthum der Meister, so rettete die Entfernung der Fremden den Wohlstand der Stadt, ja man darf sagen, die Möglichkeit des ganzen damaligen Staates. Sie bildeten das Publicum des Palais Royal, sie hatten zum Sturm auf die Bastille wie zu den Tumulten des 6. October das Beste gethan, sie waren die eigentliche Garde der Revolution. So war die Aufregung, welche die beiden Decrete hervorriefen, sehr bedeutend. Alle, die bisher auf Kosten des Staates gelebt, Alle, die eben nach der Börse der Meister und der Grundbesitzer gegriffen, Alle, denen die Permanenz der Revolution den Lebensunterhalt lieferte, alle diese sahen sich durch die Reaction der Nationalversammlung in ihrem materiellen Dasein bedroht.

Und eben in diesen Tagen trat eine politische Krisis ein, welche ihnen plötzlich die Aussicht eröffnete, alle Noth mit einem Schlage zu beendigen, und mit einer raschen Explosion Frankreich der Herrschaft der armen Leute zu unterwerfen.

Fünftes Capitel.

Abschluß der Verfassung.

Der schneidendste Nachtheil, welchen der Sturz der Kirche der Revolution brachte, war die veränderte Stellung des Königs.

Ludwig XVI. war bis dahin kein Gegner der Revolution gewesen. Dieser gutmüthige und schwerfällige Mensch hatte überhaupt keine politische Meinung. So lange er jung gewesen, hatte er Kirche, Adel und Parlamente unter einander und mit der Krone in Streit gesehen; aller Widerstand, den die Regierung erfahren, war von dieser Seite gekommen; Turgot und Calonne hatten ihn gelehrt, daß es zugleich des Königs und des Volkes Wohl sei, wenn die Feudalprivilegien beseitigt würden. In solcher Stimmung hatte Ludwig die Reichsstände berufen, um allerlei Noth und Streit und Einengung los zu werden, und zugleich das Glück seines Volkes erblühen zu sehen: er war zuerst betroffen und verwundert, daß jetzt die Noth erst recht begann und unerhörte Zwietracht das Reich erfüllte. So ließ er sich zu dem unglücklichen Ministerium Breteuil bestimmen, um dem widerwärtigen Lärmen rasch ein Ende zu machen; er hatte so wenig Eigennutz, aber auch so wenig Einsicht dabei, daß er im Begriffe stand, sich und das Reich den Feudalständen völlig zu überliefern. Je gewaltiger seitdem die Stürme brausten, desto gründlicher zog er sich in sein Inneres zurück. Am wenigsten regte ihn die persönliche Unbill auf, die er am 5. und 6. Oct. und seitdem so unzählige Male erfuhr: er hatte wohl Sinn für Popularität, und freute sich über das Klatschen und Vivatrufen des Volkes, aber er hätte

eine Sünde zu begehen geglaubt, wenn er eine persönliche Beleidigung nachgetragen hätte. Dagegen empfand er mit Behagen, daß die Minister ihn viel weniger als sonst mit den Einzelnheiten der Geschäfte behelligten. Wenn in der alten Zeit Turgot ohne Rücksicht auf Schlafens- oder Jagenszeit seine Mappen öffnete, wie oft hatte Ludwig geseufzt: schon wieder ein Memoire! Jetzt war es genug, wenn er der regelmäßigen Sitzung des Ministerrathes beiwohnte und in der Regel den Vorschlag empfing, der auch seiner Gemüthsart am besten zusagte: den Vorschlag, zu genehmigen, was die Nationalversammlung forderte. Es war nicht bloß die Anstrengung eigenen Denkens und Wollens, die er vermied, es war eben so sehr die Scheu vor jeder Verantwortlichkeit, die er mit Beruhigung sich damit abgenommen glaubte. Woher hätte er in seiner schüchternen und schwachen Natur den Trieb zu anderem Handeln nehmen sollen? Sein Geist war beschränkt, die wenigen Gedanken schliefen unter dicker Hülle, er hatte nicht die geringste Vorstellung über das Woher und Wohin seiner Zeit. Desto ängstlicher war sein Gewissen, er dachte nicht an politische Fehler, aber stets an moralische Vergehungen, er war wie ein Blinder, der bei jedem Schritte einen Anderen zu verletzen fürchtet, und doch unaufhörlich den Anderen Rath geben soll. So schien er ebenso unselbstständig wie schwer zu lenken. Jeder plötzlichen Einwirkung versagte er, vor Allem, wenn sie zu That und Entschließung rieth; taucht zwei Elfenbeinkugeln in Oel, sagte sein Bruder, und haltet sie zusammen, dann werdet ihr auch den König in einer sicheren Bahn halten können. Wer aber dauernd mit ihm verkehrte und den regelmäßigen Geschäftsgang mit ihm zu machen hatte, war sicher, daß er endlich ihm nicht entging: hatten eine solche Stellung vollends Männer wie Necker oder Lafayette, die in allen kleinen Hülfsmitteln groß und in den großen Fragen stets unentschlossen waren, so konnten sie auf Ludwig's Beistimmung immer rechnen. Er machte es ihnen, wie einst dem Grafen Maurepas. Er hörte hundert verschiedene Rathschläge neben ihnen, hatte kein Urtheil über Gut oder Uebel, zauderte, unterschrieb endlich den Antrag des Ministers. Höchstens hörte man bei einem übeln Ausgang,

daß er sonst in ungestörtem Ertragen ruhig bemerkte, er habe das Unheil sich wohl voraus gedacht.

Wenn es eine Tugend ohne Thätigkeit gibt, so war er ohne Zweifel der reinste Mensch unter seinen politischen Zeitgenossen. Aber dem Rath- und Thatlosen wird die Tugend selbst, wie die irdischen Dinge einmal liegen, zum Fehler und zum Verderben. Vielleicht das einzige nachdrückliche Gefühl des Königs war sein Familiensinn, die Neigung zu Weib und Kindern, die ihm anfangs auch nur christliche Pflicht erschienen, dann aber durch die Gewohnheit lebhaft geworden war. Marie Antoinette verdiente aber mehr als ein solches Gefühl. Der fröhliche Leichtsinn, mit dem sie einst den französischen Hof betreten und sich unbefangen und unvorsichtig Ingrimm und Todfeindschaft erweckt hatte, war in den Stürmen der Revolution verwelkt. Die Kraft ihres reinen Charakters war durch keine lockere Hülle mehr verdeckt; sie begriff die Gefahr ihrer Stellung, die Pflichten ihres Gemahls, die Tiefe des drohenden Verderbens. Sie war es denn auch, an die alle Einsichtigen sich wandten. Sie begeisterte Mirabeau zu dem Ausrufe, daß kein Mann an der Seite des Königs stehe, als die Königin; sie schien dem Grafen Mercy das einzige Organ, wodurch der König zu festem Handeln bestimmt werden könne. Sie wurde von den Männern der Revolution mit dem gründlichsten Hasse verfolgt; die demokratische Presse war unermüdlich, Verläumdung und Geifer auf die Frau des Königs, die neue Medicis, die Oestreicherin zu häufen, und Lafayette selbst hatte keinen ängstlicheren Gedanken, als sie unter anständigen Formen von den Geschäften fern zu halten. Leider bedurfte es dazu weniger, als die Gegner besorgten. So energisch sie im Augenblicke auf Ludwig einwirken mochte, so wenig war sie im Stande, ihn ganz aus dem ministeriellen Geleise herauszuwerfen. Sie hatte scharf zutreffendes Urtheil und unerschrockenen Muth, aber sie besaß geringe Kenntnisse der Geschäfte, und vor Allem keine Stätigkeit in ihrem Thun. Denn dies politische Treiben war ihr überhaupt zuwider [1]), sie nahm im Augenblicke einen Auf-

[1]) Hierüber läßt Mirabeau's brieflicher Verkehr und La Marck's Zeugniß nicht den mindesten Zweifel mehr.

schwung aus Entrüstung, Pflichterkenntniß, beleidigtem Selbstgefühl, und fiel dann wieder abgestoßen und ermüdet zurück. So kann man zu Heldenmuth und Aufopferung, aber nicht zu einem gründlichen Beharren gelangen, wie es bei dem Könige nöthig gewesen wäre. All ihr Thun hatte auf Ludwig nur den Einfluß, daß es seine Scheu vor jedem gewagten Beginnen und jeder Gefahr seiner Familie vermehrte. Damals aber war nur zwischen Gefahr und Verderben die Wahl.

Der König war auch hiebei wie in allen Stücken religiös bestimmt. Das ferne Verderben legte er in die Hand des Herrn; selbst aber die Seinigen bloßzustellen, wäre ihm eine Sünde gegen Gottes Gebot erschienen. Es war der Grundton, der sein ganzes Thun, im Ministerrathe, wie bei dem Brausen der Pariser Volksmassen, durchdrang. Hier fand sich die Beschränktheit seines Wesens mit der furchtbaren Gewalt seiner Tage zurecht. Wenn ihm bei politischem Sinnen die ersten Schritte versagten, so war es ja auch ein göttliches Gebot, nicht für den folgenden Tag zu sorgen. Wenn der Unglimpf der Zeiten zu bitter traf, so bot ihm die Kirche erquickende Stütze und Hoffnung. In allen Schwierigkeiten hatte er sonst keinen Rath und keinen Maßstab als den einen, daß er nicht sündigen wolle.

Es hätte nicht großer Macht und unermeßlicher Einsicht bedurft, um nach dem Sturze des Feudalstaates einen solchen Fürsten in einer parlamentarischen Regierung zu seiner ganzen Befriedigung zu verwenden. Ließ er sich doch einen Zustand gefallen, der das Gegentheil aller Regierung war, und als zuletzt auch er die Verderblichkeit desselben begreifen mußte, gingen seine Restaurationsgedanken lange nicht so weit, als Mirabeau es für unumgänglich nöthig hielt. Aber die kirchliche Frage verwandelte Alles. Er hatte dabei keinen anderen Standpunkt, als die Bauern, welche sich im Elsaß zusammenrotteten und bei Nimes ihr Blut vergossen. Die gesetzwidrige Wahl der Pfarrer und Bischöfe entweihte ihm das Sacrament, die Verletzung der päpstlichen Rechte trennte ihn von der Einheit der Kirche und damit von dem Heil seiner Seele — und er sollte dies nicht bloß dulden, sondern durch seine Sanction

bekräftigen! In der Pein seines Herzens entschloß er sich zum Schlimmsten, zu einer halben Unredlichkeit: in der Hoffnung, daß der Widerspruch des Papstes das neue Kirchenthum doch nicht aufkommen lasse werde, gab er der Civilverfassung des Clerus seine königliche Zustimmung.

Von diesem Augenblicke an lag aber zwischen ihm und der Revolution ein Abgrund. Hatte er es früher vielleicht in einzelnen Augenblicken fassen können, daß er die Leitung derselben ergreifen müsse, um zugleich das Alte abzuthun und ein kräftiges Neues zu schaffen: jetzt war sie ihm durch Sünde befleckt und vergiftet, und auf ihrem Boden fand er keine Werkzeuge mehr für ein gewissenhaftes Handeln. Noch empfing er zwar Rathschläge von Mirabeau, auf Entfernung in eine Stadt des Inneren und Sammlung aller gutgesinnten Franzosen um eine Gegenverfassung. Aber zugleich gewann auch der alte Unglücksfreund Breteuil wieder Einfluß, und drängte auf Flucht in eine Grenzstadt und Erdrückung der Revolution mit Hülfe des Auslandes. Es war im October 1790. Einige Monate schwankte der König noch zwischen beiden Systemen, leider übernahm die Nationalversammlung nur zu eifrig die Sorge, seine Wahl für das Unheil zu entscheiden.

Sie war zu weit fortgeschritten, um einhalten zu können; die Folgen ihres Thuns drängten sie unaufhaltsam weiter. Nachdem sie die Kirche gestürzt, durfte sie dem Könige nicht mehr trauen; indem sie gegen diesen die Schutzwehren häufte, machte sie alles Regieren unmöglich. Der einzige Mensch, der sie zu bändigen vermochte, Mirabeau, war seit dem Ausgang der letzten Ministerkrisis im höchsten Grade erbittert. Zum zweiten Male hatte er es erleben müssen, daß man seine Finanzanträge genehmigt, und die Lebensbedingungen derselben, die Bildung eines tüchtigen Cabinets, hintertrieben hatte. Er sah sich eifrig benutzt und unaufhörlich verschleudert. Er sah die bestentworfenen Pläne nur zu Gunsten der Zerstörung ausschlagen, er sah seine Popularität gefährdet, ohne für seine Macht etwas zu gewinnen, er sah, was ihm nicht leichter wog, die Stelle, die er seinem geschichtlichen Nachruhme zudachte, verfälscht. Es war nur zu begreiflich,

daß er tiefen Grimm gegen den Hof, die Minister, die Rechte, den Clerus, gegen Alles empfand, was an irgend einer Stelle seine Wünsche feindlich kreuzen mochte. Seine Donnerschläge fielen nach allen Seiten, er war auf der Tribüne heftiger und maßloser als jemals, seine Gunst bei dem revolutionären Pöbel stand auf der höchsten Höhe. Ihm selbst war nicht wohl dabei; er gestand ein, wie er den eigenen innersten Wünschen schade, aber wiederholte auch, er könne nicht anders. Das Uebelste war, daß eine neue Entwickelung der Kirchenfrage gerade in diese Tage fiel.

Nachdem der König die Civilconstitution genehmigt, begann im ganzen Reiche die Ausführung derselben. Da erlebte man denn, daß vielleicht zwei Drittel der Geistlichen in allen Provinzen den Gehorsam weigerten [1]). Das Schisma drang in die entlegensten Dörfer, wie es die Straßen der Städte bewegte; im Süden schlugen alle Flammen auf's Neue in die Höhe, und schon im September schworen 30,000 bewaffnete Männer in den Gebirgen von Jalès, der wahren Kirche getreu zu leben und zu sterben. Noch kam es dort zu keiner Gewalt, der Punkt blieb aber seitdem das militärische Hauptquartier des katholischen Südens. Darauf brachte der kirchliche Ausschuß den Antrag vor die Versammlung, von jedem Geistlichen binnen acht Tagen den Eid auf die Civilverfassung zu fordern [2]), im Weigerungsfalle ihn für abgesetzt zu erklären, und bei Fortsetzung kirchlicher Functionen ihn als Ruhestörer zu verfolgen. Noch gab es zahlreiche Stimmen, die in einem solchen Schritte nichts als Vergrößerung des Unheils erblickten; aber Mirabeau versagte sich nicht den Anlaß, seine ganze revolutionäre Gewalt zu entfalten. Es war wohl der unvollkommenste Punkt

---

[1]) Die Angaben schwanken nach den Parteien. Genaue Notizen finde ich in dem politischen Journal von 1790, das freilich sehr conservativ, aber in seinen Pariser Berichten nicht schlecht unterrichtet ist. Danach wäre die Schätzung des Textes noch viel zu niedrig.

[2]) Der Eid lautet wörtlich auf Treue der Nation, dem Gesetz, dem Könige, der Verfassung. Wenn Michelet daraus folgert, daß er sich nicht auf die constitution civile du clergé bezogen, so erhellt die Unrichtigkeit dieser Behauptung aus der Thatsache, daß das Decret dem Könige ausdrücklich als ein decret constitutionnel vorgelegt wurde. (Instruction darüber im Moniteur v. 25. Januar.)

in seinem Wesen, daß er die Gefahr des Kirchenstreites, die er in einzelnen Momenten scharf und zutreffend erkannte, nicht breit und stätig genug auf seine Entschlüsse einwirken ließ. Jetzt war sein Gegenantrag ein Weniges milder als der Vorschlag des Ausschusses, aber seine Rede vereinte mit zermalmender Stärke Alles, was über die Sünden des alten Kirchenthums gesagt werden konnte[1]). Er wirkte unwiderstehlich, er entschied die Frage, entschied sie gegen sich und für den Ausschuß. Die Versammlung befahl den Geistlichen den Bürgereid[2]).

Keine andere Maßregel hätte so gründlich die Zersetzung des ganzen Zustandes beschleunigen können. Kein anderer Schritt würde so entschieden das Vernehmen zwischen Mirabeau und dem Hofe zerrissen haben. Kurz vorher hatten die Auswanderer von Turin her ein Complott auf Lyon entworfen, der König aber ihnen dringenden Gegenbefehl ertheilt, und jedes Mitwirken bestimmt versagt. Jetzt aber kamen, wenn nicht die Auswanderer, so doch Breteuil's Pläne wieder zum Vorschein[3]), Ludwig hatte keine Hoffnung mehr, mit den Kräften des Inneren etwas auszurichten. Die Verfolgung der Kirche durch die Nationalversammlung — keine geschichtliche Thatsache ist gewisser — hat wie die Vendee in den Bürgerkrieg, so Ludwig XVI. in das Bündniß der Fremden getrieben. Als die Versammlung durch unablässiges Drängen dem Könige die Sanction des Decretes entrissen, rief er: lieber der König eines Dorfes möchte ich sein, als König von Frankreich unter solchen Umständen. Aber Geduld, setzte er hinzu, Geduld, es geht bald zu Ende.

Es war um so trauriger, als in demselben Augenblicke bei Mirabeau eine entscheidende Wendung eintrat. Das einzige Mitglied des alten Cabinets, welches die Crisis des Octobers überlebt hatte, war der Minister des Auswärtigen, Graf Montmorin. Ein ehrenwerther, in seinem Fache bewanderter, aber von aller Festigkeit

---

[1]) 26. November 1790.

[2]) 27. November. Dann am 27. Januar ein Decret, daß die Neuwahlen für die Stellen der Eidweigerer beginnen sollten.

[3]) Breteuil's neue Vollmacht zu Unterhandlungen im Auslande ist vom 20. November.

entblößter Mann, welcher bis dahin Lafayette's gehorsamer Freund gewesen, und von diesem gegen Mirabeau geschützt worden war. Aber vor Allem war er ein ehrlicher Anhänger des Königs, und als er sich überzeugt hatte, wie wenig für die Rettung der Monarchie auf den General zu bauen sei, nahm er keinen Anstand, auf der Stelle sich Mirabeau's Einfluß, um des Königs willen, vollständig unterzuordnen. Endlich also war diesem das lang Ersehnte gewährt, und mit voller Kraft ging er sofort wieder an das Unternehmen der monarchischen Restauration. Seine Pläne, seine Noten und Vorschläge drängten sich; noch vor Ablauf des Jahres entwickelte er ein großes System[1]), nach welchem der Angriff auf allen Punkten zu beginnen sei. Allein so stark er war, so konnte er das Geschehene nicht ungeschehen machen. Seit einem Jahre war eine schlechte Verwaltung und ein schwaches Gerichtswesen eingerichtet, das Heer verwildert, die Mehrheit der Versammlung durch anarchische Präcedentien gebunden. Seit einem Jahre waren die besitzlosen Classen in Unruhe, die patriotischen Franzosen in Argwohn, endlich hatte die kirchliche Frage das Volk gespalten, und er selbst war hier auf das Schärfste betheiligt. So zeigt sein System selbst die Uebermacht der Gefahr und die Schwäche der Mittel. Auch ist damals das erste und letzte Wort seiner Denkschrift nichts weiter, als vorläufige Bearbeitung der öffentlichen Meinung; man sieht, daß er den eigentlichen Feldzugsplan für die Stunde des Ausbruches verspart. Erst nach einigen Monaten trat er damit hervor. Er hoffte etwa die Hälfte der Departemens zu bestimmen, daß sie die Auflösung der Versammlung fordern sollten; der König sollte sich nach Compiegne begeben, und hier durch Bouillé's Truppen geschützt eine neue Versammlung zur Revision der Verfassung einberufen. Dieser würde man eine Anzahl bestimmter Grundsätze als unabänderlich feststehend bezeichnen: zwei Kammern, absolutes Veto des Königs, unbedingte Unterordnung der Verwaltungsbehörden unter die Befehle der Minister, unwiderrufliche Beseitigung der Feudalprivilegien, Einziehung eines Drittels des Kirchengutes für den Staatshaushalt. Aber auch die vorläufigen Schritte zu

[1]) 23. December.

thun war ihm nicht bestimmt. Denn obgleich der König die Vorschläge genehmigte und Einiges, wie eine geheime Polizei in Paris, organisirt wurde, so kam der wahre Wille Ludwig's zuletzt doch immer auf andere Wege zurück. Er wollte die Rettung nicht mehr aus Mirabeau's Hand, seitdem der kirchliche Streit sein Gewissen zwischen ihn und den gefürchteten Bundesgenossen gestellt hatte. Während Montmorin mit Mirabeau plante, correspondirte der König mit Bouillé über die Flucht an die Grenze. Sein einziger Gedanke war nur noch Befreiung aus den Fesseln des Pariser Aufenthaltes.

Ursache genug hatte er zu solcher Ungeduld. Die Zügellosigkeit des Pöbels wurde täglich schlimmer. Die königliche Familie selbst erfuhr mehrere Insulten kurz nach einander, die demokratische Presse steigerte sich in gemeiner und giftiger Heftigkeit, die Clubs vervielfältigten sich und überstürzten ihre Forderungen. Da sollte eine Legion von Tyrannenmördern gebildet werden, da begehrte man politische Emancipation der Weiber, da erklärte man die Revolution für permanent bis jeder Mensch ein reichliches Einkommen genieße. Die Jacobiner organisirten eine sogenannte brüderliche Gesellschaft aus der Hefe des Pöbels, Männern und Weibern, zum Schreien und Losschlagen, wo die Discussion nicht mehr ausreiche; in der Antonsvorstadt verdrängte Danton's Freund, der Bierbrauer Santerre, Lafayette's Einfluß bei der Nationalgarde gänzlich. Aufläufe, Mißhandlung und Ermordung königlich Gesinnter, Bedrohung und Verfolgung der Geistlichen war an der Tagesordnung. Die letzte Zielscheibe aber alles Grimmes, das letzte Wort aller Schmähungen blieb nach wie vor die Königin. Es war kein Wunder, daß sie die Flucht aus einem solchen Zustande wie die Erlösung aus einer höllischen Sclaverei ersehnte.

Was aber dann? Nur allmälig bildeten sich bei der Königin darüber klare Gedanken.

Sie wollte nicht durch die Auswanderer siegen, sie wollte nicht Herstellung des alten Zustandes[1]). Sie sah mit ruhiger Deut-

[1]) Hierüber, so wie weiterhin über die Ansichten des Kaisers Leopold, läßt der geheime und vertrauliche Briefwechsel beider (Revue retrospective 1835) nicht den geringsten Zweifel mehr.

lichkeit, daß eine solche unmöglich sei, so gewiß es einem Einzigen unmöglich ist, hundert Andere niederzuwerfen. Sie fand, daß ein Sieg der Auswanderer den König in den Schatten stellen, sie selbst ihren alten Widersachern in die Hände liefern würde: vor Allem aber, sie war überzeugt, daß schon der Schein eines Bündnisses mit den Auswanderern die Monarchie in Frankreich rettungslos vernichten müßte. Wies man ein solches aber ebenso wie Mirabeau's Pläne ab, so blieben zwei Wege. Der eine lautete auf Flucht in die Vendee oder den Süden, um sich, das Schwert in der Hand, an der Spitze der katholischen Bewegung zu stellen. Der andere führte zur Unterstützung durch die großen Mächte, zunächst durch den Kaiser ihren Bruder. An Muth für den ersteren hätte es der Königin nicht gefehlt, aber die Natur des Königs machte von vorn herein das Betreten desselben unmöglich. Wie Mirabeau den Bankerott, so hielt Ludwig den Bürgerkrieg für das Aergste, das schlechthin Verwerfliche. Ihn entsetzte der Gedanke eines massenhaften Blutvergießens, und nicht vergebens hatte er gelesen, daß das Haupt Carl I. auf die Anklage wegen Beginn des Bürgerkrieges gefallen war. Floh man dagegen an die Ostgrenze des Reiches, so konnte ein Mann seines Schlages sich noch eine Weile die Gewißheit bemänteln, daß man dem Bürgerkriege ebenso unausbleiblich entgegenging, und den auswärtigen Kampf noch dazu in den Kauf nahm. Man warf sich in eine Festung, umgab sich mit einigen treuen französischen Regimentern, hatte einige tausend Oestreicher für den Anfang als Rückhalt. Der bisherige Zustand war so unerträglich, daß man nicht im Mindesten zweifelte, auf das Wort des freigewordenen Königs würden eine Menge Franzosen sich erheben. Man besorgte nicht entfernt eine krampfhafte Aufwallung des Nationalgefühls, denn man fühlte sich selbst zu rein von dem Vorwurfe des Landesverrathes, da ja die fremden Truppen nur die gute Sache des französischen Königs unterstützen, gewiß also nicht ihn selbst seines Territoriums berauben sollten. Gelangte man so zum Siege, so wären die großen Folgen der Revolution, Sturz der Feudalität und der Geburtsprivilegien, Einheit der Reichsregierung, Gleichheit des Gerichts, Befreiung des Bodens

und des Gewerbes geblieben. Ueber die nähere Form der Verfassung hätten die Umstände entschieden; man wäre je nach dem Verlauf des Ereignisses etwa auf Turgot's Gedanken, oder auf den materiellen Theil der königlichen Erklärung vom 23. Juni 1789 zurückgekommen, oder hätte die bonapartischen Gesetze anticipirt. Hierüber stand noch nichts fest, als daß man Sicherung und Kräftigung der königlichen Regierungsgewalt begehrte.

Diese Dinge wurden in den Wintermonaten des Jahres 1791 in den Tuilerien heimlich und unruhig erwogen. Noch gelangte nichts davon in die Außenwelt; nur der erste Schritt des Planes, die Flucht in irgend eine Grenzfestung, wurde mit Bouillé näher erörtert [1]). Mirabeau's Entwürfe gingen daneben her, er hatte seine Stellung entschieden gewählt, und trat jetzt in der Versammlung den Jacobinern bei jedem Anlasse offen in den Weg. Diese machten, nachdem sie im Januar den Bürgereid gegen die Geistlichen durchgesetzt, im Februar einen entsprechenden Versuch gegen den Adel, indem sie ein durchgreifendes Strafgesetz gegen die immer zunehmende Auswanderung verlangten. Lameth, Barnave, Duport, wetteiferten in heftigem Andringen, gaben aber dadurch Mirabeau nur einen Anlaß, seine mächtige Ueberlegenheit nicht nur in der Versammlung, sondern im Jacobinerclub selbst zu bethätigen. Das Gesetz gegen die Auswanderer wurde zurückgestellt [2]).

---

[1]) Aller Orten findet man zwar ein Schreiben Ludwig's an den König von Preußen, angeblich vom 3. December 1790, worin er diesen um einen Congreß aller Mächte behufs der Intervention auffordert. Meist ist dies Schreiben aus den Mémoires d'un homme d'état genommen, und durch deren vermutheten Ursprung aus Hardenberg's Papieren zu Ansehen gelangt. Beauchamp, der Verfasser dieses Theils der Memoiren, hat allerdings Vielerlei, aber das Meiste unvollständig oder in falschem Zusammenhange erfahren. Diesen Brief hat er aus Bertrand's Geschichte, Bertrand aber aus einer gleichzeitigen Flugschrift. Dort, so wie bei Beaulieu, trägt er jedoch das Datum 1791, und dies ist auch das evident Richtige, und Bertrand's Correctur 1790 ganz unmöglich. Denn er erwähnt die Annahme der Verfassung, September 1791, was Bertrand ganz willkürlich durch Annahme einiger Verfassungsdecrete interpretirt: er erwähnt Heymann's Anwesenheit in Berlin, die Sommer 1791 begann, und ein preußisches Schreiben, welches Dumoustier October 1791 nach Paris brachte.

[2]) 28. Februar.

Ebenso gelang es Mirabeau bald nachher, ein Decret abzuwenden, nach welchem, im Fall einer minderjährigen Herrschaft, der Regent durch die Versammlung gewählt werden sollte. Der Hof, der hier eine scharfe Demonstration der Orleanisten zu erkennen glaubte, schien dem Redner gerade diesen Erfolg hoch anzurechnen; Montmorin hatte das beste Zutrauen, daß König und Königin sich unbedingt der Leitung Mirabeau's überlassen würden, und der östreichische Gesandte, Graf Mercy, damals in Brüssel, stimmte nachdrücklich ein[1]). Der König aber ließ seine Correspondenz mit Bouillé keineswegs fallen. Obgleich dieser selbst vor jedem Versuche einer heimlichen Flucht aus Paris an die Grenze dringend warnte, empfing er um den 10. März ein Schreiben Ludwig's, worin er beauftragt wurde, Alles für den Empfang des Königs in der Grenzfestung Montmedy gegen Ende April vorzukehren. So wenig unbedingt war Ludwig's Hingebung an Mirabeau.

Unter diesen Umständen muß man es ein Glück für den großen Redner nennen, daß ein günstiges Geschick sein Leben endigte, als sein Beruf unmöglich geworden war. Aufgerieben durch Alles, was menschliche Kräfte verzehren kann, Anstrengung, Erregung, Genuß, starb er nach kurzer Krankheit am 4. April 1791. Der erste Abschnitt der Revolution kam mit seinem Dasein zum Schlusse. Die letzte Möglichkeit, auf dem Boden des 4. August eine feste Regierung und gesetzliche Ordnung zu errichten, war vorüber. Von allen Seiten drängte Alles zum Ausbruche.

Auf der einen Seite gab es in Paris für die demokratischen Massen keine Schranke mehr. Ein päpstliches Breve, welches die Civilconstitution verwarf, gab das Zeichen zu unaufhörlichen Tumulten. Der Pöbel stürmte die Klöster und peitschte die Nonnen; der Gottesdienst, welchen die orthodoxen Katholiken sich in einer Privatkirche einrichteten, wurde durch wiederholte Gewaltthätigkeiten unterbrochen; die Cordeliers forderten gebieterisch den König auf, die landesverrätherischen Pfaffen aus seiner Capelle zu entfernen. Wo in den Provinzen sich jacobinische Elemente vorfanden, gab es

[1]) Dies geht unzweifelhaft aus seinen Briefen an La Marck vom 4. und 10. April hervor.

ähnliche Scenen. In Bordeaux wurden barmherzige Schwestern in den Strom getaucht und erst halbtodt wieder herausgezogen, eine Menge Dorfgeistlicher retteten mit Mühe vor ihren demokratischen Pfarrkindern das Leben. Der König, der indeß aus anderen Gründen seinen Fluchtversuch wieder hinausgeschoben hatte, suchte wenigstens diesen kirchlichen Plackereien zu entgehen und sprach den Entschluß aus, seine Ostern in St. Cloud zu halten, um in Paris durch den Gebrauch eines eidweigernden Priesters keinen Anstoß zu geben. Aber schon länger, als er über seine Flucht plante, hatten ihn seine Dränger wegen solcher Wünsche in Verdacht. Als er hinausfahren wollte, fiel der Pöbel den Pferden in die Zügel, die herbeigerufene Nationalgarde versagte, und Lafayette selbst war nicht im Stande, die Bahn zu öffnen. Der König mußte zurück, man erklärte ihm, man werde ihn nicht in die Fremde zu den Auswanderern hinwegfliehen lassen, ein Unglück werde geschehen, wenn er und die Königin nicht bei dem vereideten Pfarrer zum Abendmahl gingen.

Dies war denn auch den bisherigen Häuptern der Linken zu viel. Lafayette, seit einem Jahre durch die demokratische Presse angefeindet, sah mit Schrecken das Sinken seiner Volksgunst. Barnave hatte schon vor einigen Monaten sich Montmorin genähert, und schreckte vor der immer stärker auftretenden Gemeinheit und Schmutzigkeit der Bewegung zurück [1]). Die Lameth's und Duport glaubten wahrzunehmen, daß die niederen Führer, die sie bisher als ihre Werkzeuge gebraucht, den Aufstand auf eigene Hand verwendeten, und sie auf dem eigenen Boden überflügelten. Sie waren bereits nicht mehr ihrer Herrschaft in dem von ihnen gegründeten Club der Jacobiner sicher. Dann aber standen sie auch seit Mirabeau's Tode an dem mißlichsten Punkt in dem Leben eines Demagogen: sie waren im Begriffe, an das Ruder zu gelangen, und fingen also an, die von ihnen geschaffenen Zerstörungsmittel mit anderen Augen zu betrachten. So hatte Alexander Lameth

---

[1]) Montmorin's Briefe. Die aller Orten vorkommende Notiz, daß Barnave durch Rührung über das Unglück der Königin plötzlich in dem Reisewagen derselben bekehrt worden sei, ist nur ein kleiner biographischer Effect.

einige Zusammenkünfte mit Montmorin; der Kriegsminister Duportail, bisher Genosse Lafayette's, begann sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden, und begehrte nur von Lameth oder Duport gelenkt zu werden. Kurz, die Aussicht, das Ministerium zur Verfügung zu haben, erweckte in diesen Führern des souveränen Volkes conservative Gedanken. Noch blieben sie in ihrer allgemeinen Richtung, aber sie ließen sich ebenso wie Lafayette und Genossen zu einer Berathung mit den Ministern herbei, wie die augenblickliche Gährung gestillt werden könnte. Lafayette erprobte zunächst durch ein äußerstes Mittel den Rest seines Ansehens bei der Nationalgarde, indem er seine Entlassung einreichte. Als darauf die Mehrzahl der Bataillone ihre Ergebenheit betheuerte, trat er wieder ein, und konnte eine gewisse Garantie für die öffentliche Ruhe übernehmen. Der König aber mußte sich immer noch zu harten Bedingungen verstehen. Von der Reise nach St. Cloud durfte keine Rede mehr sein, vielmehr mußte Ludwig in der Pariser Pfarrkirche zur Messe gehen, Montmorin aber eine Circularnote an alle Höfe erlassen, worin der König seine warme Bewunderung der Verfassung und seine volle persönliche Freiheit versicherte [1]). Man sieht hieraus, wie lebhaft trotz alles Geheimnisses der Argwohn gegen die Pläne des Hofes, und wie er im Wesentlichen auf richtiger Fährde war. Vor Allem fürchteten die Jacobiner den längst verhaßten Bouillé. Der Kriegsminister selbst that Alles, um diesen zu entkräften, nahm ihm seine zuverlässigsten Regimenter, und ließ von der Versammlung verfügen, daß den Soldaten der Besuch der Clubs nicht verboten werden könne. Die Wirkung wurde rasch genug erzielt; Bouillé mußte nach wenigen Wochen dem Könige berichten, daß seine Truppen außer aller Disciplin und durchaus demokratisch gesinnt seien.

Bereits aber machte dies den Hof nicht mehr irre. Wahrscheinlich zu Anfang April, gleich nach Mirabeau's Tode, hatte er sich an Mercy mit dem Gesuche gewandt, etwa 10,000 Mann an der belgischen Grenze zum Schutze des Königs verwendbar zu halten.

[1]) Die Correspondenz zwischen Montmorin und La Marck zeigt jetzt die völlige Grundlosigkeit des Berichtes bei Bertrand de Moleville.

Kaiser Leopold war dazu bereit, so besorgt er sonst der Entwickelung zusah. Er fürchtete die Wechselfälle einer Flucht, er schauderte über die möglichen Folgen eines Mißlingens. Seit Monaten erwog er die Möglichkeit eines sicheren Weges. Er urtheilte richtig, daß ein Angriff der Auswanderer durch das Schreckbild des alten Feudalstaates die Masse der Nation in vernichtende Erbitterung gegen den König als den muthmaßlichen Mitschuldigen versetzen würde. Ganz im Sinne seiner Schwester hielt er also den Grafen Artois von jeder Schilderhebung ab, und bemühte sich statt dessen, die übrigen Nachbaren Frankreich's zu einmüthigem Handeln zu bestimmen. Die Aufgabe war nicht leicht, da alle Verwickelungen und Verstimmungen, die wir zum Jahre 1790 kennen gelernt haben, noch immer, und zum Theil in erhöhter Bitterkeit fortdauerten. Indessen kam dem Kaiser zu Hülfe, daß die für diese Angelegenheit wichtigste Person, der König von Preußen, sich ohne alle politische Erwägung in menschlichem Gefühle für das Schicksal Ludwig's und Maria's interessirte. Nachdem Leopold sich auch noch der Neutralität England's versichert, konnte er hoffen, trotz aller sonstigen Krisen für die Ausführung seines französischen Planes freie Hand zu gewinnen.

Zumal dieser Plan ein ziemlich bescheidener war. Nach der ganzen Weise seiner Neigungen, nach der Unsicherheit der sonstigen Lage, so wie nach seiner Beurtheilung der französischen Verhältnisse, war er weit von dem Wunsche nach Krieg entfernt. Seine Hoffnung ging dahin, mit bloßer Einschüchterung zum Ziele zu kommen. Zunächst sollten die bourbonischen Vettern von Spanien, Neapel und Parma gegen die Beeinträchtigung Ludwig XVI. protestiren; dann würden, dem Proteste Nachdruck zu geben, von allen Seiten her Truppen an die Grenze vorrücken — außer Spanien hatten im Mai Sardinien, die Schweiz und mehrere deutschen Fürsten sich dazu verpflichtet — dann zweifelte er bei der 1790 offenbarten Kriegsscheu der Jacobiner nicht, alle Pariser Parteien würden den König um Vermittelung angehen, zugleich die Royalisten der Grenzprovinzen sich erheben, und so der König leichten Anlaß finden, seine Stellung wesentlich zu verbessern. Er beschwor

deshalb die Königin, diese Ereignisse ruhig in Paris abzuwarten und sich nicht den Gefahren eines Fluchtversuches auszusetzen[1]).

Diese Ansicht schien sich damals, Ende Mai, um so mehr zu empfehlen, als im Laufe des Monats jene Sinnesänderung der jacobinischen Häupter bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Duport, Barnave, die Lameth's, traten täglich dem Club von 1789 und Lafayette näher, täglich nahm dieser eine den Pariser Demagogen feindseligere Stellung. Die Nationalversammlung erließ scharfe Beschlüsse gegen den Mißbrauch der Petitionen und Placate, sie ließ sogar, durch die allgemeine Aufregung erschreckt, in ihrer Strenge gegen die eidweigernden Priester nach, und befahl, alle Verfolgungen bis auf Weiteres einzustellen. Die Spaltung, welche zwischen der eigentlichen und der äußersten Linken hierdurch vorbereitet war, kam um die Mitte des Monats znm Ausbruch, als Robespierre beantragte, kein Mitglied der jetzigen Versammlung solle zur nächstfolgenden wählbar sein. Die Häupter von 1789 und die Lameth's widersetzten sich, aber der Antrag war populär unter der Masse der einflußlosen Abgeordneten, welche damit ihrer Nichtwiederwahl einen ehrenhaften Titel gaben, er wurde von der Rechten, die darin die Vernichtung ihrer persönlich gehaßten Gegner sah, mit Jubel aufgenommen, er fand endlich die nachdrücklichste Unterstützung der Zuhörergalerien, über die Lameth keine Gewalt mehr hatte, seitdem er nicht mehr die äußerste Linke führte. So siegte Robespierre. Es war das erste Mal, daß er eine hervorragende Stellung in der Versammlung einnahm; er blieb von nun an eine wichtige Person, und erklärte bereits auf der Tribüne, wer sich ihm widersetze, begehe ein Verbrechen gegen die Freiheit.

Allein die Königin rechnete darum nicht sicherer auf seine neuen Widersacher, weder auf Lafayette noch auf die Lameth's. Für eine

[1]) Correspondenz zwischen Leopold und Marie Antonie. Der Brief des Kaisers und die Antwort der Königin vom 1. Juni zeigen, daß Bertrand irrt, wenn er der Sendung Durfort's den Zweck unterlegt, ein Einverständniß zwischen der Königin und Artois herbeizuführen. Er sollte Artois nur zur Ruhe ermahnen. Noch weiter sind die Erwägungen Buchez's (2. Auflage IV, 315) von der Wahrheit entfernt.

gründliche Reform der Verfassung im monarchischen Sinne erwartete sie nichts von ihnen; die Haltlosigkeit ihrer Gesinnung war zu grell hervorgetreten, und auch ihre äußere Kraft war gering, so bald sie nicht mehr über die Massen der Proletarier verfügten. Sie fand also hier keinen Grund, um nach dem Wunsche des Kaisers in Paris auf den Eindruck des bewaffneten Protestes zu harren. Außerdem bemerkte sie, daß in diesem Systeme der König völlig im Hintergrunde bleibe, während, um die Krisis zu beendigen, gerade umgekehrt er vor Allen durch die Kraft und den Muth seines Unternehmens hervorleuchten müsse. Sie schrieb also dem Kaiser am 1. Juni, sie verharre bei dem ersten Plane, hoffe um den 20. aus Paris nach Montmedy zu entkommen, und bitte wiederholt um die Bereithaltung von etwa 10,000 Mann an der Grenze. Leopold antwortete, er könne seine Besorgniß nicht aufgeben, aber Alles solle nach ihren Wünschen geschehen. Bis sie aus Paris entkommen seien, werde also Niemand sich rühren, dann aber könne sie auf Sardinien, die Schweizer und alle deutschen Truppen an der Rheingrenze, insbesondere auf die preußischen in Wesel rechnen[1]; Graf Mercy habe außerdem Befehl, sie mit allen Truppen des belgischen Heeres zu unterstützen. Dieses Schreiben mag den 19. Juni in die Hand der Königin gelangt sein; in der Nacht des 20. entfloh die königliche Familie aus Paris.

Um den Verlauf und die Wirkung des Ereignisses zu begreifen, reicht es nicht aus, die Absichten Ludwig XVI. zu kennen. Das Wesentliche war die Meinung, welche darüber weit und breit im Lande gehegt wurde. Seit einem Jahre waren alle Gemüther erhitzt durch die Sorge vor dem Auslande und den Emigranten. Kein Mensch hatte einen anderen Gedanken, als daß der König, einmal an der Grenze angelangt, sich mit Artois vereinigen, hundert tausend fremde Soldaten in das Reich einführen, und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder errichten würde. Dies aber empörte nicht bloß die Clubisten, deren größerer Theil bei jeder Herstellung der Ruhe den Galgen fürchtete, und die Prole-

[1]) Dies war unrichtig; der König von Preußen dachte damals noch nicht an eine Intervention in die französischen Wirren.

tarier, denen bei geordnetem Zustande die Ernährung auf Staatskosten entging. Daß diese gegen Ludwig gewesen, hätte sich unter allen Umständen von selbst verstanden. Jetzt aber besorgten die Freunde des Vaterlandes Knechtung Frankreich's unter ausländischem Einflusse und vielleicht den Verlust der Grenzprovinzen; die Bauern fürchteten die Herstellung der Zehnten, der Herrschaftsrechte und aussaugenden Steuern; die Bürger gedachten an den Uebermuth des Adels, der wieder aus den Logen der Canaille des Parterres auf die Köpfe speien würde. Die Soldaten sahen die Stockstreiche, den niederen Sold und die Ausschließung von den Officierstellen vor Augen. Den Käufern der geistlichen Güter — es waren jetzt etwa 200 Mill. dafür bezahlt worden — schien der frisch gewonnene Erwerb in der Hand zu zerrinnen. Was endlich noch an Begeisterung und Gemeingefühl in der Nation vorhanden war, bewegte sich um die Gedanken der Freiheit, des menschlichen Rechtes, der Vaterlandsliebe; die Rückkehr zu dem alten Zustande mit fremder Gewalt wäre ihnen zugleich ein leiblicher und geistiger Selbstmord der Nation gewesen. Nicht als hätte sich damals noch die große Mehrheit über die Mängel und Fehlgriffe der Revolution verblendet. Die kirchliche und ökonomische Entwickelung ließ die große Mehrheit der Bürger auf das dringendste die Rückkehr zu Ordnung und Staatsgewalt wünschen, und die monarchische Stimmung, die vor einem Jahre das Föderationsfest offenbart hatte, war auch jetzt noch unverändert und ungeschwächt vorhanden. Aber man war noch nicht erfahren genug, um scharf und bestimmt die herrschende Zerrüttung auf ihre wahre Quelle, auf die Fehlgriffe der Nationalversammlung, zurückzuführen; man hielt nicht den Inhalt der Verfassungsdecrete, sondern die Nichtvollendung der Verfassung für die Ursache des Elends. Jetzt stand die Vollendung nahe bevor, und in diesem Augenblicke trennte sich der König von der Versammlung. Immer aber wäre der Ausgang zweifelhaft gewesen, wenn Ludwig die Menschen hätte überzeugen können, daß er mit den Wünschen der Emigranten nichts zu schaffen hatte. Da jedoch davon schlechthin alle Welt das Gegentheil glaubte, die Emigranten selbst mit Eifer das Gegen=

theil lärmend ausposaunten, so fand sich der unglückliche Monarch im Augenblicke selbst seines Entrinnens vollkommen einsam unter den Millionen seines Reiches, ein Gegenstand des Verdachtes, des Grimmes und der Verwünschungen Aller.

Die erste Nachricht seiner Flucht fiel übrigens wie ein Donnerschlag in die Nationalversammlung. In die erhabene Ruhe, von der so viel spätere Berichte melden, fand man sich nur sehr allmälig zurecht. Die Masse der Verschuldung gegen den König wurde den Blicken plötzlich klar, indem sie sich als eine Last der eigenen Verantwortung darstellte. Man sprach zum ersten Male in Formen der Ehrfurcht von dem Könige, eben in dem Augenblicke, als man sich offen gegen seinen Angriff zur Wehre setzen mußte. Die Parteien verschmolzen noch einmal, die allseitige Losung war Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Fremden. Von den Absichten Ludwig's war man auch in der Versammlung so schlecht unterrichtet, daß hier selbst die Rechte mit den bisherigen Widersachern ihre Eide mischte. Die Linke war still, die Jacobiner warteten, die Gassenclubs verschwanden. Für's Erste suchte die Nationalversammlung die Form der Verwaltung aufrecht zu halten. Man wies die Minister an, die Regierung fortzuführen, man legte allen Officieren einen neuen Eid der Treue auf, man sandte nach allen Seiten den Befehl, die Reise des Königs zu hindern.

Am 24. empfing man die Kunde, daß Ludwig unterwegs mehrmals erkannt, und endlich in Varennes verhaftet worden sei. Unter den Augen von Bouillé's Dragonern war es geschehen, und kein Mann derselben hatte sich rühren wollen. Von dem Hügel über der Stadt sah dann der Sohn des Feldherrn den rückkehrenden Wagen durch das Thal dahinziehen, eines seiner Reiterregimenter war zum rettenden Nachsetzen bereit; aber weit umher in allen Dörfern lärmten die Sturmglocken, jeder Feldweg führte die bewaffneten Bauern herbei, in wenigen Stunden waren ihrer sechstausend zwischen dem Könige und seinen Freunden. Nach zwei Tagen war Bouillé selbst nicht mehr sicher; der Boden des Landes erdröhnte unter ihm; von allen Menschen als Verräther bedroht, entfloh er über die Grenze. Wohin die Nachricht gelangte, pflanzte

sich die Erschütterung fort. Soldaten und Bürger waren einig, die Edelleute und Officiere mußten sich anschließen oder wurden verjagt. Der Alarm tönte an der flandrischen Grenze wie an den Pyrenäen; in der loyalsten Provinz, in der Normandie, bot jedes Dorf und jede Stadt seine Bürgergarden auf. Die Oestreicher blieben darauf in ihren Quartieren, die Spanier, die sich an der Grenze gezeigt, verschwanden hinter den Bergen. Frankreich aber wurde inne, daß vier Millionen Männer zum Schutze der nationalen Selbstständigkeit unter den Waffen standen.

Indessen kaum war der König zurück in die Tuilerien, so zeigte es sich auch, daß der ganze Aufschwung nicht ihm und seinem Throne, sondern seinem angeblichen Bündnisse mit den Auswanderern gegolten hatte. Dieses schien durch seine Verhaftung gesprengt, und auf der Stelle fiel die Masse der Bürger und Bauern wieder in das Geleise des täglichen Lebens zurück. Was sich noch eine Weile lärmend fort bewegte, waren die Führer der politischen Factionen, die Clubs und das lose Gesindel in Paris, das stehende Heer für jede Empörung. Diese hielten ihre Zeit gekommen, um jeden Widerstand vor sich nieder zu werfen. Die kühnsten Banditen unter ihnen arbeiteten gleich nach der Verhaftung Ludwig's unter dem Volke, man solle die königliche Familie bei dem Einzuge in Paris niedermachen und damit den Knoten durchhauen. Dies hatte die Wirkung, daß die Nationalversammlung, um jene Dolche zu entwaffnen, für's Erste jeden Schritt für die Erhaltung des Thrones vermied [1]). Um so eifriger rührten sich nun die vorsichtigeren Demagogen, um die Abschaffung des Königthums und die Erklärung der Republik zu erwirken. Verschiedene Gruppen erschienen neben einander. Der Club der Cordelier's, in welchem Danton herrschte, erließ eine Erklärung, daß jeder Franzose todeswürdig sei, welcher noch einen Herren und Tyrannen haben wolle; der Club, fügten sie hinzu, zählt ebenso viele Tyrannenmörder wie Mitglieder. Einige Tage später sandten sie eine Adresse an die Nationalversammlung, um förmlich die Einführung der republikanischen Verfassung zu beantragen. Mit Eifer unterstützte sie darin

[1]) Montmorin an La Marck.

Brissot's viel gelesene Zeitung, der französische Patriot. Der Verfasser derselben war Jahre lang ein literarischer Abenteurer gewesen, wie die Zeit deren so viele hervorbrachte, hatte in London Schmähartikel gegen den Hof geschrieben, in Amerika republikanische Studien gemacht, und seit 1789 bei dem Pariser Gemeinderathe eine bedeutende Rolle gespielt. Er hatte ein leichtes Formtalent, Rührigkeit in allen Geschäften, Weichheit und Uneigennützigkeit im persönlichen Verkehr. In den öffentlichen Dingen aber trieb ihn ein rastloser Ehrgeiz; je weniger Tiefe sein Wesen und seine Kenntnisse hatten, desto weiter griffen seine unruhigen Pläne umher; er gehörte zu den Menschen, denen die Aufregung auch ohne alles Ergebniß Genuß ist, sonst hatte er keine Leidenschaft, aber auch keine sittliche Schranke um diesen Trieb zu mäßigen. Er trieb also Demagogie wie einer: dem Pöbel verstand er zu schmeicheln, indem er das Eigenthum als gehässiges Privileg und die Besitzlosen als die einzigen wahren Freiheitskämpfer schilderte; er sah keine Rettung, wenn man nicht gründlich aufräume, uud die erbliche Krone als den letzten Rest der Feudalität aus dem Staate entferne.

Vorsichtiger näherte sich Robespierre demselben Zwecke. Während er das Wort Republik beinahe verächtlich abwies, strebte er ihr zunächst alle Hindernisse und Gefahren aus dem Wege zu räumen. Bei den Jacobinern erhob er eine Generalanklage gegen seine Collegen in der Nationalversammlung, welche fast Alle, sagte er, feindlich gegen die Revolution gesinnt seien. Als er dagegen auf sein Verdienst kam, und schilderte, daß er durch seine Freimüthigkeit tausend Dolche gegen sich schärfe, leistete die Gesellschaft Mann für Mann den Eid, Robespierre's Leben zu vertheidigen. Darauf forderte er in der Nationalversammlung, daß man den König und die Königin vor Gericht stelle, und das Land über die künftige Staatsform befrage. Von Allen aber den kürzesten Weg schlug Marat ein. Er erklärte, es gebe nur eine Rettung vor dem weit verzweigten Verrathe, daß das Volk nämlich einen Militärtribunen mit unumschränkter Gewalt ernenne, welcher sofort alle ganzen und halben Verräther niedermachen lasse. Zu diesen Verräthern rechneten er und seine Genossen vor allen Dingen die augen=

blicklichen Machthaber Lafayette und Bailly, Barnave und die Lameth's. Die Nationalgarde, rief Desmoulins, ist in ihrer jetzigen Organisation ein Alp auf der Brust des Volkes, ihre Gesinnung steckt in königsblauen Röcken, es wird nicht besser werden, bis ihre Czakos durch die wollenen Mützen des Volkes verdrängt sind. Hier erinneren wir uns, wie vier Wochen früher Bailly und die Lameth's die Arbeitervereine gesprengt, die öffentlichen Werkstätten aufgelöst, mit ihren Nationalgarden die fremden Arbeiter zum Theil aus Paris entfernt hatten. Genau dieselbe Maßregel gab 1848 das Signal zu den gräulichsten Kämpfen des Jahrhundert's, zu den Junischlachten. 1791 aber war die Noth der Arbeiter größer, die Erbitterung frischer und tiefer, ihre Forderungen gleich umfassend. Wenn ihre Zahl und Disciplin schwächer als 1848 war, so wurde dies reichlich aufgewogen durch die gründlichere Verwirrung aller Verhältnisse. Wer nicht Alles, was bisher Recht und Eigenthum, Gesetz und Sitte geheißen hatte, aufgeben wollte, mußte auf die Seite des Königs treten, gleichviel ob dieser achtungswerth oder verachtet, ein leidender Märtyrer oder ein entlarvter Verschwörer gewesen.

Die bisherige Mehrheit der Nationalversammlung sah es wohl und schloß sich fester als jemals zusammen. Die rechte Seite nahm kaum noch Theil an den Berathungen, aber der Club von 1789 verschmolz vollständig mit Lameth, Barnave und deren Anhängern. Es war bei den letzteren nichts als die einfache Fortsetzung des seit April Begonnenen. Barnave sprach ihnen Allen aus der Seele, als er am 15. ausrief: wer jetzt nach dem Sturze aller Aristokratie noch weitere Fortschritte der Revolution verlangt, kann nur den Sturz der Eigenthümer im Sinne haben. Ebenso erklärte Lafayette gleich Anfangs, als in seinem Kreise einige republikanische Aeußerungen fielen: wenn ihr heute den König tödtet, so erhebe ich mit der Nationalgarde morgen den Kronprinzen. In der Nationalversammlung hatten sie eine fast zehnfache Mehrheit gegen die kleine Schaar der äußersten Linken; in Paris stand die Nationalgarde zu ihrer Verfügung gegen jeden Angriff der Demokraten, im Lande war das Uebergewicht der monarchischen Partei ganz unzweifelhaft.

Kurz es fehlte weder an äußeren Mitteln noch an gutem Willen. Aber das Beste mangelte, gutes Gewissen und innere Kraft. Zu lange hatte die Partei Lameth an der Spitze aller Feindschaft gegen den König gestanden und den Thron als den Widersacher aller Freiheit verfolgt. Zu tief war bei ihnen die Gewohnheit, ihr wesentliches Verdienst in der Demüthigung der Krone zu finden, und auf den jauchzenden Lärmen der Galerien zu lauschen. So meinten sie jetzt für jeden Schritt zu Gunsten der Monarchie sich vor sich selbst und dem Volke entschuldigen zu müssen. Im Interesse der Ordnung wollten sie den König erhalten, dabei aber so wenig wie möglich für Royalisten angesehen werden. Vor Allem befahlen sie deshalb Verhaftung des Königs und Eröffnung eines gerichtlichen Verfahrens. Ihre Ausschüsse wollten die Abreise für ein Vergehen erklären, welches man nur wegen der Unverletzlichkeit Ludwig's nicht bestrafen dürfe, und erst als man sie aufmerksam machte, daß dadurch die Königin jeder Verfolgung Preis gegeben würde, dachten sie auf eine andere Fassung. Unterdeß wuchs die demokratische Bewegung in Paris heran, der Club der Jacobiner, einen Augenblick durch seine alten Führer wieder erobert, fiel völlig zu Robespierre ab; jeder Tag, den die Versammlung hinzauderte, gab der republikanischen Partei neue Kräfte. Zugleich erließ Kaiser Lepold aus Padua ein Rundschreiben an alle Mächte, worin er sie nachdrücklich zur Errettung Ludwig's aufforderte; es wurde bekannt, daß in Aachen König Gustav von Schweden mit General Bouillé eine Expedition an die flandrische oder normannische Küste entwerfe, und den Krieg, den sie schon 1790 gefürchtet, sahen die Lameth's jetzt mit doppeltem Schrecken herannahen. So erschien endlich der Antrag der Ausschüsse: Ludwig solle einstweilen suspendirt bleiben, bis er die Verfassung angenommen, gegen Bouillé aber ein Proceß wegen Hochverrathes eingeleitet werden. Mittelbar war damit die künftige Wiedererhebung Ludwig's ausgesprochen; zu einer ausdrücklichen Erklärung aber seiner Schuldlosigkeit brachte es der Muth der Partei nicht.

Man betrachte dies von welcher Seite man wolle, es war ebenso ungerecht wie unklug. Die Rechtsfrage bedarf keiner Er=

örterung. Was aber die Zweckmäßigkeit betrifft, so war, wie wir sahen, schon damals offenbar, daß die Erklärung der Republik unter den vorliegenden Umständen schlechthin nur eine Wahl offen ließ: die Militärdictatur über die Bürger oder die Pöbeltyrannei über die Besitzenden. Freiheit und Gleichberechtigung war nur noch mit der Erhaltung der Erbmonarchie möglich. Barnave erkannte es vollkommen und sprach es auf der Tribüne mit beredten Worten aus. Erhob man sich demnach zur Herstellung der Krone, so forderten alle Regeln der Politik, der Ehre, und selbst des Eigennutzes, diesen Schritt mit Nachdruck, Offenheit und Anstand zu thun. Denn wer damals das Königthum vertheidigte, war seitdem der Todfeindschaft der Demokraten gewiß, und schon für seine Selbsterhaltung auf dauernde Stärkung des Thrones angewiesen. Ueberhaupt aber war es nicht das traurigste Bild, wie eine solche Versammlung bei der Alles entscheidenden Frage in ihrer Ansicht nicht zweifelte, aber, man weiß nicht, ob sich schämte oder fürchtete, ihre Ueberzeugung zu bekennen? In dem Augenblick, in dem man seine Stellung wählte, untergrub man sie für immer. Wollte man die Constitution, welche dem König und der Nationalversammlung gemeinsam den Staat überwies, so durfte man den König so wenig wie die Versammlung verläugnen.

Allein die Mehrheit der Nationalversammlung glaubte durch jenen Antrag vom 13. Juli bereits die äußerste Grenze conservativen Muthes erreicht zu haben, und genehmigte ihn am 15. nach harter Debatte. Sie erfuhr sogleich, was sie sich hätte voraussagen sollen: daß sie durch ihre Schwäche nur die künftigen Erfolge der Demokratie erleichtert, aber nicht die augenblickliche Wuth der Demokraten beschwichtigt hatte. Jedermann wußte, daß ein Aufstand gewiß sei. Den Vorwand gab eine von Brissot verfaßte Petition auf Absetzung Ludwig XVI., nebst einer Erklärung, ihn keinen Falls mehr als König anzuerkennen: dies Actenstück sollte auf dem Marsfelde von den Unterschriften des souveränen Volkes bedeckt, und dann den Vertretern dieses Volkes zu ihrer Unterweisung vorgelegt werden. Wenn die Sache gelang, die Unterschriften zahlreich wurden, die Begleiter zu großen Massen

anwuchsen, so hätte sich der Versammlung die Unwiderstehlichkeit des Volkswillens schnell genug offenbaren müssen. Indeß zeigte sich, was die Nationalversammlung, wenn sie wollte, damals vermochte. Gerade der Angriff, welchen der König auf sie durch seine Flucht versucht, hatte ihr Ansehen wieder auf die ganze Höhe der ersten Revolutionstage gehoben. Als sie am 16. die Pariser Behörden zu durchgreifenden Ordnungsmaßregeln aufforderte, war Stadtrath, Bürgerthum und Nationalgarde ohne Zaudern bereit. Auf der Stelle wurde jetzt die Ausweisung der fremden Arbeiter in vollem Umfange vollzogen. Der Eindruck war so vollständig, daß der Jacobinerclub, vorsichtig wie sein verehrter Robespierre, sich von den Republikanern lossagte. Am folgenden Morgen hielt die Nationalgarde, um die Antonsvorstadt zu isoliren, den Bastilleplatz besetzt; dennoch kamen auf dem Marsfelde Nachmittags etwa 6000 Menschen zusammen zur Unterzeichnung der Petition. Da erklärte der Stadtrath das Kriegsgesetz, die Nationalgarde erschien den Platz zu säubern, und als die Anwesenden sich mit Steinwürfen und einigen Schüssen widersetzten, trieb sie mit einer scharfen Salve die Menge in schleunige Flucht [1]). Der Schrecken, welchen der Vorgang hervorrief, pflanzte sich wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Partei fort; Marat versteckte sich in einen Keller, Desmoulins stellte sein Journal ein, Danton verschwand auf sein Landgut, Robespierre wagte nicht zu Hause zu schlafen. Sie alle glaubten an sofortige Schließung der Clubs und Herstellung der monarchischen Gewalt. Kein Mensch hätte Widerstand geleistet.

Aber sie trauten ihren Gegnern zu viel zu. Statt die Clubs zu schließen, hofften die Lameth's die Jacobiner durch einen gemäßigten Gegenclub, den sie im Kloster der Feuillans eröffneten,

---

1) Das Wesentliche bei dem Ereignisse ist für uns nicht die später von dem Revolutionstribunal erörterte Frage, in wie weit nach den damaligen Gesetzen Lafayette und Bailly zu den einzelnen Maßregeln — Erklärung des Kriegsgesetzes, blinden Salven, scharfem Feuer u. s. w. — juristisch befugt gewesen. Hierüber läßt sich streiten; unzweifelhaft ist aber die materielle Bedeutung des Aufstandes. Wenn die demokratischen Schriftsteller sich beschweren, daß man eine Menge friedfertiger Bittsteller beschossen habe, so lehrt der 20. Juni und der 31. Mai hinreichend, daß es nicht die ungefährlichsten Empörungen sind, die mit friedfertigen Petitionen beginnen.

zu überflügeln. Statt die Presse für den Augenblick der Gährung zu bändigen, begnügten sie sich mit einer ohnmächtigen Warnung in Gesetzesform. Als vollends die Revision der Verfassung zur Sprache kam, trat ihre politische Unfähigkeit völlig an das Licht.

Wir kennen die bisher erlassenen Gesetze. Sie machten jede Regierung, gleichviel ob Königthum oder Freistaat, unmöglich. Sie gaben jedem Einzelnen, gleichviel ob stark oder schwach, rechtlich oder verbrecherisch, einsichtig oder verführbar, vollkommene Freiheit der Willkür. Jetzt, wo die Partei selbst regieren sollte, mußte es ihr in jedem Augenblicke fühlbar werden. Vollends aber, nachdem sie sich für die Erhaltung Ludwig XVI. entschieden, hätten sie, scheint es, nicht eine Stunde zaudern können. Wie damals die Sache stand, mußten sie den König unter Schloß und Riegel verwahren, damit er ihnen nicht aus der Verfassung und Vollziehungsgewalt hinweg entrinne. Sie mußte ihn fesseln, um ihn zum Regieren zu zwingen. Der Widersinn war augenfällig. Entweder mußten sie eine andere Person berufen oder die Gesetze ändern.

Ludwig hatte ihnen seinerseits in einem Augenblicke völliger Freiheit, eben in dem Proteste, den er bei seiner Abreise unterzeichnete, ein Programm hinterlassen und eine Reihe von Gesetzen bezeichnet, die er anzuerkennen bereit war. Es waren die Beschlüsse, die er vor dem 6. October unterzeichnet hatte, das heißt also die Vernichtung der Feudalität, die Menschenrechte, die Volksvertretung in einer Kammer mit dem Rechte der Steuerbewilligung, der Initiative in der Gesetzgebung, der Anklage der Minister, endlich das aufschiebende Veto. Mirabeau würde dagegen eingewandt haben, daß es zu viel Demokratie für einen großen und demoralisirten Staat enthalte. Für die damalige Stellung aber der Mehrheit wäre es das ganz Zutreffende gewesen: sie erhielt damit das positive Princip der Revolution in vollem Umfang, und wenigstens die Möglichkeit, darauf den Anfang eines ruhigeren Staatslebens zu gründen, indem sie dem Könige seinen Einfluß auf Gericht, Heer und Verwaltung, dem Adel das gesetzliche Dasein und der Kirche ihre kanonische Verfassung zurückgab.

Die Führer erkannten es wohl. Von der Rechten her machte

Malouet einen Versuch, mit Barnave und Chapelier sich in Einverständniß zu setzen, und beide erklärten sich zu durchgreifenden Reformen der Verfassung bereit. Allein beiderseits wurden sie von der Masse ihrer Parteien im Stiche gelassen. Der stärkste Trieb bei den Mitgliedern der Linken war damals, sich wegen der Reaction des 17. Juli doppelt unzweideutig als Freiheitsfreunde und Volksmänner zu bewähren. Barnave erklärte es Malouet von vorn herein, und erkundigte sich über eine etwaige Verbindung zwischen dem Club von 1789 und der Rechten. Malouet, dem es ernstlich um Abschluß und Ordnung zu thun war, gab Hoffnung. Aber bei der ersten Abstimmung mußte er erfahren, daß seine Partei an politischer Einsicht und Moralität der Linken nichts nachgab. Die Rechte verhielt sich bei dieser zweiten Lesung, wie die Oestreicher 1848 in der Paulskirche: sie weigerten jede Mitwirkung zu einer Reform, damit die ihr verhaßte Verfassung möglichst bald an ihrer Schlechtigkeit sterbe. Bald zeigte sich, daß das einzige Moment, welches noch für die Revision hätte wirksam sein können, die Politik des Auslandes war.

Die jetzigen Machthaber fürchteten den Krieg. Sie sahen, daß er nach Außen geringe Hoffnung gewährte, im Inneren aber die Demagogen zur Gewalt führen würde. So folgten sie mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Schritten des Kaisers, nöthigten den König und die Königin, jenem zum Frieden zu rathen, und linderten deshalb die Haft ihrer gekrönten Gefangenen. Selbst mit dem Grafen Artois wurde eine Verhandlung versucht, und trotz des Anwachsens der bewaffneten Emigration, welche seit dem 20. Juni fast zur Modesache des Adels geworden war, den Auswanderern statt aller oft begehrten Strafen nur eine höhere Besteuerung der Güter angedroht. Dies half aber nichts. In Coblenz sammelte sich vielmehr um die Prinzen ein kleines Heer, welchem die rheinischen Fürsten in jeder Weise Vorschub leisteten, Schweden und Rußland aber beträchtliche Geldsummen zukommen ließen. Zugleich kündigte sich in der Vendee die religiöse Erbitterung immer drohender an; die Bauern vermieden die beeideten Pfarrer wie Verpestete, zogen sich vor den constitutionellen Behörden in die

Wälder zurück, und weigerten Steuerzahlung und Heeresdienst. Die meisten Grenzfestungen waren in vertheidigungslosem Zustande, da trotz aller Decrete weder hinreichendes Geld noch wirksame Behörden für eine Rüstung vorhanden waren; die Regimenter gerade an der deutschen Grenze waren durch die Erschütterung der königlichen Flucht auf den letzten Grad der Zerrüttung gediehen, die meisten Officiere ausgewandert, die Soldaten schlecht bewaffnet und ohne Disciplin. Zwar hatte ein Decret am 4. Juli die Ergänzung des Heeres auf volle Kriegsstärke befohlen; immer fehlten aber noch an 30,000 Mann daran: zwar forderte man am 28. die Nationalgarde des Reiches auf, 100,000 Freiwillige zu besoldetem Dienste zu stellen; aber sie kamen sehr langsam zusammen und nahmen noch dazu den Regimentern ihre Werbmannschaft hinweg. Bei einem solchen Zustande wäre ein deutscher Krieg allerdings bedenklich gewesen.

Indeß zerstreuten sich dessen Wolken sehr schnell. Kaiser Leopold, von jener Stimmung der herrschenden Partei unterrichtet, hatte auch sonst die gewichtigsten Gründe zum Frieden — ich werde gleich unten davon im Zusammenhange reden — und fürchtete, was Frankreich betraf, die innere Gefahr eines Krieges wie die Lameth's. Brissot theilte von seinem Standpunkte aus diese Ansicht so vollständig, daß er noch Anfang Juli bei den Jacobinern herausfordernd in die Kriegstrompete stieß. Der Kaiser begnügte sich also damit, seine diplomatischen Bezeigungen fortzusetzen, sah mit Freuden ihre Wirkung auf die Lenker des französischen Reichstages, war aber entschlossen, in keinem Falle etwas Weiteres als Drohungen anzuwenden.

Unter solchen Umständen ging in Paris die Revision der Verfassung ihren summarischen Gang. Es ist nicht nöthig, hier noch einen allgemeinen Ueberblick über ihren Inhalt zu nehmen, da das Wesentliche meist an dem Zeitpunkte seiner Entstehung schon erwähnt worden ist. Was noch nachzuholen wäre, änderte nichts an dem Charakter des Ganzen. Wie die Verwaltung der Gemeinden und Departements, hatte man seit August 1790 auch die Einrichtung aller Centralbehörden von Grund aus neu gestaltet.

Hier wie dort war das allmählig entstandene, verwickelte und schwerfällige Gebäude des alten Staates gefallen. Einfachheit, Uebersichtlichkeit und Zweckdienlichkeit wurden die einzige Richtschnur für die neue Organisation, und der Rahmen davon hat sich denn auch zum Theil bis auf den heutigen Tag bewährt. Allein die damalige Ausfüllung desselben litt an denselben Gebrechen, die wir bei Gerichten und Ortsbehörden beobachteten; Ungebundenheit nach Oben und Abhängigkeit nach Unten zog sich durch alle Theile dieses demokratischen Staates. Das Gesammtergebniß stand so, daß das Wort der Kaiserin Catharina, Frankreich habe 1200 Gesetzgeber, denen Niemand als der König gehorche, seine vollkommene Richtigkeit behielt.

In der Revision selbst kam keine erhebliche Aenderung zu Stande. Was etwa noch geschah, fiel zu Gunsten nicht des Thrones, sondern der Demokratie. Kurz vor der Flucht des Königs hatte in den meisten Departemens die Ernennung der Wahlmänner für den neuen gesetzgebenden Körper Statt gefunden. Da sie nach demselben Gesetze, wie die Wahl der Ortsobrigkeiten, also durch alle Activbürger erfolgte, so hatten die Demokraten zwar des Grundsatzes wegen den Ausschluß der Passivbürger lebhaft beklagt, thatsächlich aber die meisten Wahlen ganz nach ihrem Sinne gelenkt. Das einzige Hinderniß, welches ihnen noch im Wege stand, war die Bestimmung, daß zum Deputirten Niemand gewählt werden könnte, der nicht 55 L. Steuern bezahlte. Dies zu beseitigen, benutzte Robespierre den Stillstand, welchen die Flucht des Königs in das Wahlgeschäft brachte: es gelang ihm, die Abschaffung jenes Census zu erlangen, indem die Lameth'sche Partei sich statt dessen einen erhöhten Census für die Wahlmänner ausbedang. Theoretisch wäre die Aenderung den Besitzenden zu Gute gekommen: da aber für dieses Mal die bereits gewählten Wahlmänner bestehen blieben, so trug die demokratische Partei allein den Vortheil für die bevorstehenden Wahlen davon.

Nicht besser als auf dem politischen war das Endergebniß auf dem ökonomischen Felde. Wie die Revision der Verfassung unterblieb auch die Ordnung des Staatshaushaltes. Was die

Einnahme betraf, so hinterließen die zwanzig Monate vom Beginne der Revolution bis zu Ende 1790 außer dem alten Deficit einen Ausfall von 442, die ersten sechs Monate aber von 1791 einen Rückstand von 145 Millionen. Von ihren 1800 Mill. Assignaten hatte die Constituante unter solchen Umständen 1323 verbraucht, 1109 waren in Umlauf, 477 den Nachfolgern noch zur Verfügung. Nichts war demnach gewisser, als daß die neue Versammlung mit oder gegen ihren Willen auf den Wegen des Papiergeldes weiter wandeln mußte. Man hatte also schon deshalb für das platte Land die Aussicht einer allgemeinen Verwirrung und Verarmung, und für die Städte das Herandrohen einer starken industriellen Katastrophe. Den Bestrebungen der Jacobiner und Cordeliers war in jedem Sinne der Boden bereitet.

Die Verfassung, die eine solche Zukunft in sich schloß, wurde am 14. September dem Könige zur Annahme vorgelegt. Noch einmal hing unendlich viel von dem Willen des gefangenen Mannes ab; sein Ausspruch war die Entscheidung über das Schicksal Frankreich's, vielleicht Europa's.

Sechstes Capitel.

Schwankungen der östreichischen u. preußischen Politik[1]).

1. Der 3. Mai 1791.

Kaiser Leopold erwartete das Ende der Begebenheiten, die sich an die Flucht des Königs angeknüpft, mit ungeduldiger Spannung. Auch seine Regierung machte in diesen Monaten eine Krisis durch, welche zwar nicht Europa mit revolutionärem Lärmen erfüllte, für Oestreich aber alle Gefahren des vergangenen Jahres erneuerte. Es sind meistens übersehene oder unbekannte Punkte, auf die es hier ankommt, und welche für die Revolutionsgeschichte wichtig genug sind, um eine nähere Darstellung zu verdienen. Wir versetzen uns in den Anfang jenes Congresses zurück, der in den letzten Decembertagen von 1790 die Vertreter der damaligen Großmächte in die Bretterhäuser des bulgarischen Städtchens Sistowa zum Friedensschluß zwischen Oestreich und der Pforte versammelte. Man meinte im Publikum, es sei eine leichte Formsache, da die einfache Bedingung des Vertrages, Herstellung des genauen Besitzstandes vor dem Frieden, in Reichenbach allseitig anerkannt war.

Allein so rasch und wohlfeil dachte Leopold seine Gegner nicht los zu lassen. Selbst abgesehen vom Inhalte des Vertrages hatte er schon die stärksten Bedenken über den Zeitpunkt des Abschlusses. Trotz seiner Reichenbacher Verheißungen war er immer noch der

---

[1]) Das Folgende durchaus nach den Acten des preußischen Staatsarchivs.

Bundesgenosse Rußland's, und dieses fuhr fort, ihn mit Erbietungen und Drohungen zu Joseph's auswärtigem Systeme zurückzulocken. Die von den Oestreichern besetzte Wallachei z. B. sollte den Türken restituirt werden, Rußland aber forderte sie im Namen seines älteren Vertrages als eine gemeinschaftliche Eroberung für sich, und drohte bei einem Abzuge der Oestreicher seine Truppen sofort einrücken zu lassen. Für sich selbst wollte Catharina von keinem Frieden ohne Eroberungen wissen, und lehnte alle Zumuthungen der drei verbündeten Mächte mit breitem Hochmuthe ab. Auch hatten zu Land und zu Wasser ihre Waffen glänzenden Fortgang. England und Preußen sahen den Augenblick kommen, wo die Rettung der Pforte, auch vor den Russen allein, nur durch fremde Kriegsgewalt möglich sein würde, und rüsteten unaufhörlich; Niemand konnte wissen, wie gewaltige Conflicte hier noch bevorständen. Bei diesen Aussichten fühlte sich Leopold nicht im Mindesten geneigt, seine türkische Unterhandlung vorzeitig zum Abschlusse zu bringen: jede Verlängerung der Ungewißheit mußte ihm den Frieden um so vortheilhafter gestalten, je mehr er sich im Inneren seines Reiches befestigt und in Europa seine Interessen gestärkt hatte.

So traten seine Gesandten, zuerst Herr von Herbert, später neben diesem Fürst Esterhazy-Galantha, seit der ersten Sitzung mit einer Anzahl von Begehren auf, die kaum anderen Inhalt als die Darlegung übelen Willens hatten. Der Statusquo, sagten sie, beziehe sich nicht bloß auf die Landesgrenzen, sondern auch auf andere Rechtsverhältnisse: so forderten sie die Erneuerung früherer Handelsprivilegien für die östreichische Schifffahrt im schwarzen Meere. Die Vermittelung Preußen's und der Seemächte, setzten sie hinzu, die man zu Reichenbach anzunehmen versprochen, schließe keineswegs eine ausdrückliche Bezugnahme auf die Convention in sich; vielmehr laufe eine solche der Ehre Oestreich's zuwider. Den übelsten Eindruck aber mußte es auf die Türken machen, daß sie aus dem gleichen Grunde die Gewährleistung des neuen Vertrages durch die vermittelnden Mächte verbaten: hier war die Leerheit des Vorwandes heller als der Tag, und die Neigung zum Bruche unverkennbar. Als die Verhandlungen über diese Punkte nicht

hinauskamen, erklärten die Gesandten der übrigen Mächte am 10. Februar, ihre Höfe befragen zu müssen. Die Arbeiten des Congresses ruhten seitdem für mehrere Monate.

Nicht günstiger zeigte sich Oestreich's Verhalten den Reichenbacher Verpflichtungen gegenüber am anderen Ende Europa's, auf dem belgischen Boden. Graf Mercy hatte seinerseits im December nach vielfachen Erörterungen endlich doch ein Abkommen mit den drei Mächten im Haag geschlossen, als jedoch die östreichischen Truppen alle Provinzen besetzt und die letzten Spuren des Widerstandes beseitigt hatten, genehmigte der Kaiser zwar die sonstigen Artikel des Vertrages, erklärte aber am 18. Februar statt der alten Landesverfassung, wie er sie zu Reichenbach anerkannt hatte, die Gesetzgebung Maria Theresia's aufrecht halten zu wollen, die in vielen Punkten der josephinischen den Weg gebahnt und die Rechte der Krone verstärkt hatte. Die drei Mächte protestirten fruchtlos, und nahmen darauf die von ihnen zugesagte Gewähr für die Herrschaft Oestreich's über Belgien zurück. Die Brüsseler Regierung aber blieb auf ihren Wegen. Mit Holland nahmen die kleinen Reibungen kein Ende, bald wurde eine längst verheißene Grenzregulirung verschleppt, bald die Verminderung der belgischen Garnisonen auf den vertragsmäßigen Stand abgelehnt, endlich ein hitziger Notenkrieg über den Aufenthalt der belgischen Flüchtlinge in Holland begonnen. Genug, in Osten und Westen entwickelte sich die vorwärtsdrängende lothringische Politik langsamer und bedächtiger, aber auch gründlicher und systematischer als unter Joseph II.

An ein Innehalten schien um so weniger zu denken, als eben im Februar die Stellung der Regierung in Ungarn zum Abschlusse kam. Wir sahen, daß die Slaven zu Leopold's Krönung das Beste gethan hatten; jetzt empfingen sie einen Lohn dafür, der freilich ihren Gefühlen schmeichelte, praktisches Ergebniß aber nur für den Kaiser hatte. Es wurde nämlich der ungarischen Regierungsbehörde auf der einen Seite Siebenbürgen, auf der anderen Illyrien entzogen, und jedes dieser Länder einer besonderen mit eifrigen Royalisten besetzten Kanzlei unterworfen. Es war dieselbe Politik, mit welcher Leopold etwas später Illyrien selbst, sodann Steiermark

und Krain in mehrere kleinere Gubernien zerfällte, mit welcher er Mailand von Mantua trennte, und in Belgien die einzelnen Provinzen von einander zu sondern suchte. Joseph hatte die alten Nationalverbände in seine willkürlichen Verwaltungsbezirke untergesteckt, und damit alle Localinteressen und Stammesgefühle verletzt: Leopold spaltete jene Verbände auf das Wirksamste, indem er jeden kleinen Dorfpatriotismus aufzog, und arbeitete so an dem Werke des Bruders weiter, ohne seine Popularität zu verlieren. Die Magyaren klagten zwar bitterlich über jene Verluste, Leopold wußte aber auch sie zu entzücken, indem er zuerst mit der Errichtung der illyrischen Kanzlei noch eine Menge anderer widerwärtiger Forderungen verband, und durch schließlichen Verzicht auf diese bei dem heißblütigen Volke einen unendlichen Jubel erregte. Geschickt genug hatte er einfließen lassen, daß eben die ungarische Opposition ihn zu den traurigen Opfern von Reichenbach genöthigt hätte, während sonst die türkische Beute gerade seinem Königreiche Ungarn zu Gute gekommen wäre: so trug ihm denn jetzt der Reichstag nichts als Reue und Begeisterung entgegen, verdoppelte eine Geldbewilligung, und bot ihm unter dem Rufe: nieder mit dem Reichenbacher Vertrage — Recruten an, so viele er deren verlangte.

Bei solchen Ereignissen, durch Oestreich fortdauernd bedroht, durch Rußland heftig bedrängt, zauderte die Pforte nicht länger, von ihrem preußischen Bündnisse Gebrauch zu machen, und erließ Anfang März eine dringende Aufforderung um Hülfe nach Berlin, welche von da sogleich nach dem Haag und London weiter gegeben wurde. Man war weder hier noch dort besonders erfreut über eine solche Verwickelung, aber doch keinen Augenblick zweifelhaft, seinen Verträgen nachzukommen, und die Pforte zunächst gegen Rußland durch alle Mittel zu schützen. In den englischen Kriegshäfen wie in den ostpreußischen Garnisonen verdoppelten sich die Rüstungen; die Generale und Truppenkörper, welche zum lithauischen Kriege ausrücken sollten, wurden bestimmt, und in London gedachte man, eine starke Flotte in die Ostsee, eine andere in das schwarze Meer gegen die Krimm zu senden. Wenn es hier aber

wirklich bis zum Aeußersten kam, so gab es offenbar keine wichtigere Frage, als das Verhalten Oestreich's, und darüber vermochten Preußen und England lange Zeit hindurch nicht in das Klare zu gelangen. Zwar hatte sich der Kaiser im Reichenbacher Vertrage zum Frieden mit den Türken verpflichtet, Kaunitz aber unterschied sehr bestimmt zwischen einem östreichisch-türkischen und einem preußisch-russischen Kriege. Als dann Leopold endlich auch für den letzteren seine Neutralität verhieß, setzte immer Kaunitz noch die Bedingung hinzu, daß Preußen dabei für sich selbst keinen Vortheil suche. Wir fordern, sagte ihm hierauf einmal der preußische Gesandte, von Rußland jetzt nichts anderes, als den alten Besitzstand; hat man uns aber einmal zum Kriege gezwungen, so müssen wir uns dann alle Ansprüche auf Entschädigung für unsere Kosten vorbehalten. Wir müssen, entgegnete Kaunitz, gegen jeden derartigen Vorbehalt protestiren.

Während dieser Spannung aller Verhältnisse begann jedoch Kaiser Leopold allmählich in eine neue Bahn der europäischen Politik hinüber zu lenken. Wie gesagt, er hatte nicht eben Eile, mit den Türken abzuschließen, er wünschte vielmehr, die Dinge sich entwickeln zu lassen, und vielleicht noch einen kleinen Vortheil für Oestreich davon zu tragen. Aber den Krieg wollte er doch in keinem Falle erneuern. Es war die Zeit, in welcher seine auf den Tod bedrängte Schwester ihn mit ihren flehenden Briefen bestürmte; obwohl er sich mit aller Zähigkeit seines Wesens gegen den Gedanken einer thätigen Einmischung in die französischen Händel sträubte, konnte er sich unmöglich den Bitten Marien Antonien's völlig entziehen, und mußte schon deshalb wünschen, neue Zerwürfnisse im Oriente zu vermeiden. Dann aber sah er sein Verhältniß zu Rußland in ganz anderem Lichte als sein Vorgänger. Während Joseph in seinem Hasse gegen Preußen, in seinen Herrschgelüsten gegen Deutschland seine ganze Politik auf das russische Bündniß gestellt, und Catharinen bereitwillig den Weg auf Constantinopel geöffnet hatte, fand Leopold in einer Ausdehnung der russischen Macht auch nur bis an die Donau die höchste Gefahr für Oestreich, für seine Herrschaft über Südslaven und Magyaren,

für die ganze Zukunft des Reiches. Er beklagte es, daß sein Bruder über dem Haschen nach bayerischen und serbischen Eroberungen den alten Verbündeten Oestreich's, die Republik Polen, zuerst den Russen Preis gegeben, und dann in die Arme Preußen's getrieben hatte. Er empfand es bitter, mit welchem Tone schneidenden Hochmuths jetzt Catharina seine Friedenspolitik rügte, als wenn er nicht bloß einem Verbündeten den zugesagten Beistand, sondern einem Lehnsherrn die schuldige Treue entzogen hätte. In seiner bedächtigen, überall nach Deckung spähenden Weise wollte er nichts übereilen, nichts vor der Zeit entscheiden, so lange wie möglich freie Hand nach jeder Seite behalten: gerade nach diesem Wunsche aber stand ihm jetzt schon das Eine fest, daß er größerer Selbstständigkeit und festeren Anhaltes gegenüber dem bisherigen Verbündeten, gegenüber Rußland bedürfe, daß es also darauf ankomme, bei den bisherigen Widersachern Wege zu vertraulicher Annäherung zu entdecken.

Es war gleich nach dem Stillstande der Sistower Conferenzen, daß er den ersten Schritt in diesem Sinne that. Einer der Reichenbacher Unterhändler, der Fürst Reuß, jetzt kaiserlicher Gesandter am Berliner Hofe, machte dem König die erste Eröffnung, daß Leopold des langen Haders zwischen den beiden Staaten müde sei, und eine herzliche Eintracht mit Preußen wünsche. Es scheint, daß Reuß zugleich als das wirksamste Mittel für diesen Zweck ein persönliches Benehmen zwischen den beiden Monarchen bezeichnete, und auf die Schwierigkeiten deutete, welche die überlieferte Feindseligkeit der Minister hüben und drüben erheben würden: wenigstens entschloß sich Friedrich Wilhelm auf der Stelle, einen Mann seines persönlichen Vertrauens, den Obersten Bischoffswerder, nach Wien zu senden, um ohne Mitwirkung der Minister näheren Aufschluß über Leopold's Gesinnung zu gewinnen. Bischoffswerder war seit Jahren der unzertrennliche Begleiter und Rathgeber seines Fürsten, ein sächsischer Edelmann ohne Vermögen, der in verschiedenen Diensten sein Glück versucht, und endlich durch unbedingte Geschmeidigkeit die Gunst Friedrich Wilhelm's gewonnen hatte, ein innerlich leerer Geist, aber geschickt, nach Außen

durch geheimnißvolle Wichtigkeit zu imponiren, ein Charakter von sehr zweideutiger Reinheit, jedoch dem Könige durch eine grenzenlose Dienstwilligkeit bequem, ein Staatsmann also, wie er dem Kaiser nicht leicht erwünschter kommen konnte, weder dem Scharfsinne Leopold's gewachsen, noch widerstandsfähig gegen die Eindrücke der kaiserlichen Gnade, mit welcher Leopold ihn von allen Seiten überhäufte. Der Oberst wurde sofort der eifrigste Enthusiast für die persönlichen Vorzüge Leopold's und die Nothwendigkeit eines engen Bündnisses zwischen beiden Staaten. Er beklagte die verkehrte Politik Friedrich II., welche Preußen von seinem natürlichen Genossen getrennt hätte; Leopold erklärte, es sei leicht, zu einem besseren Zustande zu gelangen. Auch in Wien, sagte er, habe ich meinen Herzberg; auch in Berlin hat der König seinen Kaunitz; wenn wir ehrliche Freundschaft wollen, müssen wir beide entfernen. Er deutete dabei auf die Gefahren, womit hier die französische Revolution, dort die russische Eroberungslust den Frieden des Welttheils bedrohten: er versprach, an Catharina im Sinne der Mäßigung und Uneigennützigkeit zu schreiben, und hoffte dafür von Preußen, wenn es Noth thue, Unterstützung gegen die Jacobiner. Beim Abschiede gab er dem Obersten ein eigenhändiges Schreiben an den König mit, und sprach den dringenden Wunsch aus, durch eine persönliche Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm sofort alle noch vorhandenen Schwierigkeiten zu ebnen.

Allerdings, als Bischoffswerder, von diesen Dingen erfüllt, nach Berlin zurückkam, gelang es ihm nicht, seine Begeisterung sogleich den leitenden Kreisen mitzutheilen. In der nächsten Nähe des Königs hatte er an dem Adjutanten Obersten Manstein einen entschiedenen Gegner, der allen glänzenden Worten Leopold's ein vollständiges Mißtrauen entgegensetzte; der König selbst meinte, die gute Gesinnung des Kaisers müsse sich vor Allem durch raschen Abschluß in Sistowa bethätigen. Einen der kaiserlichen Wünsche war er jedoch aus sonstigen Gründen zu erfüllen gern bereit: Graf Herzberg war ihm durch Rechthaberei und Selbstgefälligkeit schon lange zuwider, und der König befahl sogleich, ihm von der neuen Beziehung zu Oestreich keine Mittheilung zu machen. Von den

Ministern wurde für's Erste nur der greise Finkenstein in das Geheimniß gezogen, zunächst um eine vertrauliche Eröffnung über Leopold's Anerbieten nach London hinübergehen zu lassen, und mit dem englischen Alliirten die möglichst wirksame Benutzung desselben zu berathen.

Dem britischen Cabinet kam die unerwartete Botschaft in diesem Augenblicke doppelt erwünscht. Bei der kriegerischen Haltung Rußland's hatte es am 28. März dem Parlamente eine königliche Botschaft über seine Rüstungen zu Gunsten der Pforte vorgelegt, und sofort daraus einen gewaltigen Sturm sich entwickeln sehen. Der Ostseehandel war für London damals überaus einträglich, und erhob den lautesten Einspruch gegen seine Gefährdung durch einen russischen Krieg. Die populäre Bewegung fand im Parlamente ihr Organ an der gesammten Whigpartei, und schon um die Mitte des April beschloß das Ministerium, wenn auch noch siegreich bei jeder Abstimmung, der öffentlichen Meinung gegenüber einzulenken. Der Herzog von Leeds, der bisher an der Spitze des auswärtigen Amtes gestanden, trat zurück, und sein Nachfolger, Lord Grenville, übernahm es, mit Rußland ein friedfertiges und möglichst unschädliches Abkommen zu suchen. Es leuchtet ein, wie unter diesen Verhältnissen die Nachricht willkommen war, daß Oestreich entschiedene Aussicht zeige, sich von Rußland vollständig loszusagen. Die englischen Minister griffen hierauf mit beiden Händen zu. Der Kaiser war damals in Florenz, wo sein zweiter Sohn so eben die Herrschaft übernommen hatte, und Lord Grenville beauftragte den jungen Grafen Elgin am 19. April, dem Kaiser ein Vertheidigungsbündniß mit England und dessen Alliirten anzubieten, wenn Leopold in Petersburg für einen Frieden nach englischem Sinne wirken wolle. Auch hier war wieder ein Unterhändler ohne amtliche Stellung gewählt, weil Grenville dem Fürsten Kaunitz so wenig traute, wie Leopold dem Grafen Herzberg, und mit dem Kaiser persönlich, ohne Zuthun der öftreichischen Minister, zu verhandeln wünschte.

Dieser rasche Schritt der englischen Regierung riß denn auch das preußische Cabinet aus der mißtrauischen Unentschlossenheit heraus, welche es bisher bei Leopold's Entgegenkommen gezeigt

hatte. Am 1. Mai traten die Grafen Schulenburg und Alvensleben in das Ministerium ein; am 3. überreichte jener gemeinsam mit Finkenstein dem Könige eine Denkschrift, welche für die fernere Haltung Preußen's entscheidend werden sollte. Es wurde darin hervorgehoben, daß sonst zwar kein Anlaß zu einem Bunde mit Oestreich vorliege, vielmehr das Hinschleppen der Sistower Unterhandlung gerechtes Bedenken gegen die Ehrlichkeit des Kaisers erwecke, daß jedoch die Aussicht, Leopold's Neutralität bei dem möglichen Kriege gegen Rußland zu sichern, ein Vortheil von der höchsten Bedeutung sei, und für sich allein ausreiche, um den Abschluß einer östreichischen Allianz zu rechtfertigen. In diesem Sinne könne man sich über Elgin's Mission nur freuen, da sie jedenfalls den Gesammtzweck der von Bischoffswerder begonnenen Unterhandlung fördern müsse. Im Besonderen aber sei für Preußen hierbei wünschenswerth, daß es nicht erst als Anhängsel England's in dessen Verhältniß zum Kaiser nachträglich eintrete, sondern unmittelbar mit Oestreich abschließe, und dann seinerseits den Engländern den Beitritt zu dem Bündnisse offen halte. Die Minister stellten hienach den Antrag, den Fürsten Reuß von diesen Gesinnungen Preußen's unter der Bedingung in Kenntniß zu setzen, daß er darüber nicht an sein Ministerium, sondern vertraulich an den Kaiser berichte. Der König, dem Alles darauf ankam, den Russen zu imponiren, und Leopold gründlich von Catharina zu trennen, genehmigte den Vorschlag der Minister, und befahl, den Grafen Alvensleben, nicht aber Herzberg, in das Geheimniß zu ziehen. Die betreffende Mittheilung ging dann ungesäumt an den Fürsten Reuß, welcher sie dankbar aufnahm, aber in seiner Stellung doch keine Möglichkeit sah, den Fürsten Kaunitz zu umgehen. Hierauf erwog das Berliner Cabinet, daß zuletzt der Kaiser nicht ohne Vorwissen seiner Minister einen so großen Entschluß fassen würde, und ließ auch diesen letzten Vorbehalt fallen. Am 12. Mai ging das Erbieten zu einem Bündniß beider Kronen in officieller Form nach Wien ab.

Das war der Ursprung des Bundes der beiden deutschen Großmächte, des vielberufenen Bundes, der zwei Jahre später Europa gegen die französische Revolution in das Feld führte, Polen

vernichten half, Deutschland mit fressendem Zwiespalt erfüllte. Damals in den Augenblicken seiner Entstehung ahnte keiner seiner Gründer eine solche Zukunft. Friedrich Wilhelm ließ dem Marquis Luchesini, welcher in Sistowa für ihn unterhandelte, das neue System dahin erläutern, man habe es genehmigt, nachdem man sich überzeugt, daß der Kaiser dabei nur an die eigene Sicherung denke; Preußen's einziger Zweck bei der Maßregel sei die möglichst vollständige Isolirung Rußland's. Leopold dachte seinerseits an keinen Angriff gegen irgend ein Nachbarland, wünschte die Stellung Oestreich's zu befestigen, und vor Allem von dem herrischen Einfluß Rußland's frei zu werden: übrigens hatte er sein letztes Wort noch nicht gesprochen, wog verschiedene Möglichkeiten gegen einander ab, und wählte im Augenblicke der Entscheidung vielleicht eine ganz andere Bahn.

Denn während er mit Preußen unterhandelte, war er noch auf einer anderen Seite unablässig thätig gewesen, um dem Einflusse Oestreich's eine der wichtigsten Positionen zu erobern, und dann seinerseits die Bedingungen seiner Freundschaft, sei es dem preußischen, sei es dem russischen Nebenbuhler zu dictiren. Es war ihm gelungen, eine höchst bedeutende innere Umwandlung in Polen herbeizuführen.

In diesem unglücklichen Lande machte seit langer Zeit kein verständiger Mann sich noch eine Täuschung darüber, daß die Quelle der äußeren Hülflosigkeit die Anarchie im eigenen Staatswesen sei. Zu allen Zeiten hat jede Nation, die sich durch Sittenverfall und Uneinigkeit wehrlos macht, ihr Dasein verwirkt: im achtzehnten Jahrhundert, dieser Periode des Vorwärtsdringens, der Eroberung und Gährung, wurde ein Staat, der nicht eiserne Seiten zeigte, auf der Stelle zermalmt. Das war beinahe Rechtens im Systeme des europäischen Lebens; es ist gewiß, daß die öffentliche Meinung auch der Völker keinen Anstoß daran nahm, wo sie nicht durch selbstsüchtige Nebeninteressen dazu veranlaßt wurde: Polen konnte also sein Schicksal und das einzige Mittel dagegen voraussehen. Dennoch vergingen dreizehn Jahre nach dem letzten russischen Vertrage, ohne daß ein Schritt zur inneren Herstellung geschah oder geschehen konnte. Wir sahen, wie König Stanislaus selbst die

Partei Rußland's hielt. Man dürfte daraus noch nicht schließen, daß er kein Herz für sein Land und sein Volk, oder einen gänzlichen Mangel an politischer und diplomatischer Fähigkeit gehabt hätte. Aber er war ein halber Verstand und ein halber Character. Seine Einsicht diente ihm nur, um ihn rathlos zwischen den Uebelständen jedes Systems schwanken zu machen: er wurde überklug aus Mangel an geistiger Kraft, und doppelzüngig aus Mangel an sittlichem Muthe. Er fürchtete Rußland's drohende Uebermacht und sträubte sich deßhalb gegen jeden Schritt dieser Uebermacht zu begegnen: er that Alles, um Catharina's bedrohliche Freundschaft fortzufristen, und wurde unaufhörlich durch die Umstände gezwungen, durch den Bruch seiner Verheißungen die Mächtige zu erzürnen. So hatte er noch in Kanieff aufrichtige Freude über seinen russischen Vertrag, in dem Gedanken, daß er auf Betreiben Rußland's selbst ein starkes Heer bilden und sein Vaterland in feste Wehrverfassung setzen könnte. Diese Berechnung war ebenso thöricht, wie das System seiner Oheime von 1762; es war ein Glück für Polen, daß er von anderer Seite einen kräftigen Widerstand fand. Es wäre möglich gewesen, daß die Spannung zwischen Preußen und den Kaiserhöfen den Polen nicht blos ein kurzes Bündniß mit ihrem preußischen Nachbar, sondern auch bleibende Herstellung im Inneren gebracht hätte.

Zunächst ließ es die patriotische Partei nicht an Eifer fehlen. Aber je elender der Zustand war, desto langsamer kam man vorwärts. Man hatte sich früher in Europa lächerlich gemacht, indem man von zwei französischen Philosophen Gutachten über Polen's beste Staatsverfassung einzog: man sah jetzt, daß ungefähr Alles zu dem Aufbau auch nur eines erträglichen Zustandes fehlte. Die Bauern waren durch ihre Leibeigenschaft völlig verwildert, städtisches Wesen existirte fast allein an den Punkten, wo in Großpolen sich deutsche Ansiedler niedergelassen. Als Nation kam nur der Adel in Betracht, dessen größte Mehrzahl aber war in der langen Ungebundenheit politisch demoralisirt. Hinter dem persönlichen Muthe und der auflodernden Begeisterung, durch welche er weithin imponirte, lagen Unbildung, Unzuverlässigkeit und Selbstsucht. Hierüber

geben alle Stimmen und leider auch alle Thatsachen jener Periode ein einziges vernichtendes Zeugniß. Dazu war die Regierung ohne Geld, Beamte und Truppen, die Nation durch fanatischen Religionshader gespalten, die Parteien sämmtlich in Verbindung mit ausländischen Mächten. Nichts war gewisser, als daß ganz aus eigenen Mitteln die Herstellung nimmermehr gelingen würde.

Preußen sah den ersten Reformen von 1789 unter beifälligen Versicherungen zu. Allein von entschiedener Parteinahme war es weit entfernt. Damals ein Staat von nicht ganz 6 Mill. Einwohnern, mit seiner ganzen Existenz auf den deutschen Osten gewiesen, und seit vier Jahrhunderten in unauslöschlichem Gegensatze zu Polen, hatte es so wenig Neigung wie Rußland, diese Republik von 9 Mill. Menschen zu einer festen und mächtigen Entwickelung emporkommen zu sehen. Herzberg selbst machte kein Hehl daraus, sein Gesandter, Marquis Luchesini, mahnte von allen gründlichen Aenderungen, vor Allem von starker Vermehrung des Heeres und von Einführung des erblichen Königthums ab [1]). Wenn Polen die Freundschaft Preußen's für die eigenen Zwecke nutzbar machen wollte, so mußte es, denn die Politik gibt und empfängt nicht umsonst, den preußischen Interessen weitere Bürgschaften geben. Dazu nun eröffnete ihm Herzberg den Weg, indem er die alten Wünsche Friedrich II. auf den Besitz von Danzig und Thorn unabläßig verfolgte. Niemals ist wohl ein grellerer politischer Fehler gemacht worden, als die hartnäckige Weigerung der polnischen Regierung gegen Herzberg's Tauschpläne [2]). Aber die Einen dachten, Preußen's Hülfe sei ihnen bei dessen Zerwürfniß mit den Kaiserhöfen dennoch gewiß, die Anderen zürnten, daß Herzberg ihnen nicht ganz Galizien, sondern nur den sechsfachen Betrag jener

---

[1]) Herzberg sur l'alliance etc. Bericht an den König vom 6., Luchesini's Depeschen vom 10. und 11. Juli 1789. Leider ist es nicht minder gewiß, daß Luchesini persönlich diese Linie nicht einhielt: es ging ihm, wie es manchen Gesandten ergangen ist: um seinen Auftrag, die patriotische Partei in Polen zu gewinnen, möglichst glänzend zu erfüllen, machte er ihr Hoffnungen weit über seine Instructionen hinaus.

[2]) Das ist selbst Oginski's Urtheil I, 118.

Stadtbezirke zuwenden wollte, so kam es 1790 denn wohl zu dem Bündnisse zwischen beiden Staaten, aber nicht einen Augenblick zu jener inneren Uebereinstimmung der Interessen und der Gemüther, welche den völkerrechtlichen Verträgen allein die Sicherheit des Bestandes gibt. Als dann wenige Monate später in Reichenbach auf der Grundlage des alten Besitzstandes abgeschlossen wurde, und folglich auch von Galizien's Rückerwerbung für Polen keine Rede mehr war, da zürnte man in Warschau gewaltig gegen den Bundesgenossen, dessen Pläne man selbst zu vereiteln geholfen. Es war, als wenn Preußen eine verrätherische Schuld gegen Polen auf sich geladen hätte; kein polnischer Patriot wollte von preußischer Freundschaft weiter reden hören. Diese Stimmung verschlimmerte sich um so mehr, als Preußen zwar für seine östreichische Verhandlung von Danzig und Thorn abgesehen hatte, sonst aber alle Wege aufzusuchen fortfuhr, welche ihm zu dem Besitze der beiden Städte verhelfen konnten.

Diese Lage der Dinge erfaßte Leopold mit scharfem Blicke, mit sicherer Hand, und, wie wir hinzusetzen müssen, mit weitem Gewissen. In denselben Wochen, in welchen er Bischoffswerder über seinen Herzensdrang zu Preußen's Freundschaft unterhielt, ließ er durch Kaunitz alle Mittel anwenden, um die patriotische Partei in Polen von Preußen zu trennen und zu Oestreich hinüber zu ziehen. Kaunitz gab dem polnischen Gesandten in Wien, Woyna, im Laufe des März Kenntniß von einem Vorhaben der Preußen und Russen, Polen einer neuen Theilung zu unterziehen, und Woyna beeilte sich, darüber in Warschau aus allen Tönen Lärm zu machen. Die Angabe war völlig grundlos; gerade in dieser Zeit rüstete Preußen lebhafter als je für einen, wie man fürchtete, unvermeidlichen russischen Krieg; in Polen aber blieb der Eindruck, daß man bei Preußen auf das Schlimmste gefaßt sein, bei Leopold die günstigste Gesinnung voraussetzen müsse. In der That lag dem Kaiser die Herstellung und Kräftigung Polen's am Herzen. Sein Gesandter in Warschau that Alles, um die patriotische Partei zusammen zu halten, anzuspornen, zu einer durchgreifenden Reform der Verfassung zu bestimmen. Was Luchesini

hatte verhüten sollen, die Einführung der Erbmonarchie, betrieb Leopold mit lebhaftem Nachdruck. Seine Meinung war, daß dann die polnische Krone, welche schon früher sechszig Jahre lang von sächsischen Churfürsten getragen worden war, für immer diesem Geschlechte überwiesen, ja, daß die beiden Würden dergestalt verschmolzen werden sollten, daß der jedesmalige Churfürst von Sachsen als solcher stets auch König von Polen wäre. Man kann wohl sagen, daß das Gelingen dieses Planes die Geschicke Europa's verwandelt haben würde. Zwischen dem evangelischen Preußen und dem griechischen Rußland, und tief nach Deutschland hineingreifend, wäre eine geschlossene Monarchie von mehr als eilf Millionen Einwohnern entstanden, überwiegend slavisch und katholisch, durch die altgewohnte Stimmung ihrer Dynastie und durch alle Bedürfnisse ihrer Lage auf das Engste mit Oestreich verbunden. Preußen, damals nur halb so stark, hätte ihren Druck in Königsberg, Breslau und Berlin aus gleicher Nähe und in gleicher Stärke empfunden, und sich in dem wechselseitigen Machtverhältniß um hundert Jahre zurückversetzt gesehen. Rußland wäre durch eine massive Grenzwehr von dem europäischen Völkerleben abgetrennt, und ein für alle Mal auf eine asiatische und orientalische Entwickelung hingewiesen worden. Für Oestreich wäre es ein Erfolg gewesen, völlig gleichen Gewichts mit der Eroberung Böhmen's im dreißigjährigen, mit der Unterwerfung Ungarn's in dem türkischen Kriege.

Unter dieser stillen, aber unausgesetzten Einwirkung des Kaisers gewannen denn die polnischen Verhandlungen über die Reform der Verfassung frisches Leben. Die Provinzialversammlungen sprachen sich für die Erblichkeit der Krone im Geschlechte des Churfürsten von Sachsen aus: der König, bisher noch immer das Haupt der russischen Partei, trat jetzt öffentlich zu den Patrioten über, es kam ein Gesetz über die Provinzialstände, ein anderes über die politische Berechtigung der Bürger zu Stande. Indeß rührten sich auch die Anhänger Rußland's und die Verehrer des Alten auf das Lebhafteste, eine Menge verschiedener Intriguen kreuzten sich, und Niemand vermochte Zeit und Art des Ausganges voraus=

zusehen. Da erfolgte am 3. Mai das Unerwartete. Die Zugänge zum Reichstage wurden mit Truppen besetzt, der König erschien mit starkem militärischem Gefolge, und befahl statt der Tagesordnung einen Vortrag des auswärtigen Amtes über das Verhältniß zu den anderen Mächten zu verlesen. Es geschah trotz heftigen Widerspruches von der russischen Seite her. Die Summe des aus den Berichten der verschiedenen polnischen Gesandten zusammengestellten Actenstückes war, daß von Rußland und Preußen neue Theilungspläne, von letzterem insbesondere die Abreißung Danzig's und Thorn's zu befürchten sei, daß dagegen die befreundeten Mächte keinen anderen Rath als die schleunige Einführung einer neuen und starken Verfassung wüßten. Darauf nahm trotz des Murrens der Opposition der König nochmals das Wort, um sofort einen Verfassungsentwurf in zwölf Artikeln vortragen zu lassen. Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, politische Rechte für den Bürgerstand, Bildung von zwei Kammern und eines selbstständigen Ministeriums, Abschaffung des liberum veto, endlich Erblichkeit der Krone in dem Hause Chursachsen: dies waren die Hauptbestimmungen, deren Ausführung den ganzen Zustand Polen's hätte verwandeln müssen. Gleich nach dem Schlusse der Verlesung zeigte sich, wie gründlich der Staatsstreich vorbereitet war. Ein Landbote stellte den Antrag, die Verfassung ohne Zaudern durch Acclamation anzunehmen und zu beschwören, der König leistete den Eid auf der Stelle, und die Versammlung strömte unaufhaltsam in die Cathedrale, um ihrerseits denselben Schwur abzulegen. Später erfuhr man, daß Abends am 2. die Mehrheit, unter Anführung von Ignaz Potocki und Hugo Kollontai im Palaste Radzivil versammelt gewesen und alle Einzelheiten des großen Actes im Voraus festgestellt hatte.

Die fremden Gesandten waren, mit einer Ausnahme, durch das Ereigniß vollkommen überrascht. Graf Golz beeilte sich, nach Berlin Nachricht zu geben, und beschwerte sich bitterlich bei dem auswärtigen Amte, daß man trotz der Bundesverhältnisse mit Preußen eine so entscheidende Maßregel ohne sein Vorwissen vollzogen hatte. Nach Petersburg schrieb König Stanislaus selbst,

versicherte, daß die neue Verfassung der Freundschaft Polen's gegen Rußland nicht schaden sollte, und verhieß etwas später vollkommene Neutralität bei etwaigen Kriegen anderer Mächte gegen Rußland [1]). Was endlich Oestreich anlangte, so war dessen Gesandter der einzige, der vorherige Kunde von dem Unternehmen und den Bericht für seinen Hof fertig hatte, noch ehe die Eidesleistung vollzogen war. So kam es, daß Kaunitz eher Nachricht über die neue Verfassung empfing, als der polnische Gesandte Woyna selbst: ein Umstand, der um so mehr auffiel, als in Warschau bis zur Entscheidung aller Postenlauf gehemmt war. Daß man zu Wien im Voraus auf das Ereigniß gefaßt war, zeigte sich auch darin, daß Kaunitz, noch ehe er von dem in Italien reisenden Kaiser Antwort erhalten, ein warmes Glückwünschungsschreiben an den Churfürsten von Sachsen erließ [2]).

In Berlin dagegen war man weit von so fröhlicher Stimmung entfernt. Man kannte die damaligen Häupter des Reichstags und wußte, daß sie von jeher mit Oestreich enge Verbindungen gehabt [3]). War man auch von den eben angeführten Details noch nicht unterrichtet, so konnte der officielle Hergang des Ereignisses selbst doch keinen Zweifel über seine gegen Preußen gerichtete Tendenz übrig lassen. Hatte doch der Bericht des auswärtigen Amtes die Nothwendigkeit des Staatsstreiches ausdrücklich mit der Habsucht Preußen's motivirt, welches im Bunde mit Rußland Theilungspläne spinne. Diese Anklage kam in einem Augenblicke, wo in

---

[1]) Etwa um die Mitte des Juni. Polit. Journal 1790, S. 588. Preußen rieth am 21. Juni ab, sich ohne sonstige Veranlassung bei Rußland zu melden. Vom Entstehen u. s. w. I. 74.

[2]) Polit. Journal 1791, S. 666.

[3]) Depesche des preußischen Geschäftsträgers Buchholz aus Warschau, 8. Mai 1793: Das sind E. Exc. versichert, daß die Opposition der Walewski und Rzewuski, die wir hier so kräftig haben umstoßen müssen, lediglich von den polnischen Emigranten und dem Wiener Hofe herkommt. In Rußland weiß man es sehr wohl, und hat sich immer gewundert, daß der Wiener Hof sich der polnischen Emigranten so angenommen hat. Alle diese Emigranten sind die alte östreichische Partei in Polen, gegen die ich unter des hochseligen Königs Majestät zu kämpfen und zu streiten hatte.

Diese Emigranten von 1793 sind eben die Urheber der Verfassung von 1791.

ganz Preußen kein lebhafterer Eifer, als Opposition gegen Rußland bis auf das Aeußerste existirte. Sie wurde verstärkt durch den Zusatz, daß die Polen freundlichen Mächte hiegegen nur eine verbesserte Verfassung anzurathen wüßten. Wer waren diese Mächte? An Frankreich, welches eben in der stärksten inneren Krisis begriffen war, an Holland und England, welche mit Preußen gemeinsame Sache machten, und die in Polen verhaßte Abtretung bevorworteten, konnte Niemand denken. Auf Schweden und Türken kam wenig an, über Dänemark zürnte man in Polen heftig, weil es so eben ziemlich unverhüllt angedeutet hatte, die Schwierigkeiten der türkischen Frage ließen sich vielleicht wie 1772 auf Kosten Polen's lösen. Es blieb nur Oestreich übrig. Hierhin führten schon im ersten Augenblicke alle Spuren, und bei jedem weiteren Schritte stellte es sich deutlicher heraus, daß ohne formelle Aufkündigung des Bündnisses von 1790 die Ereignisse des 3. Mai den Uebertritt Polen's aus dem preußischen in das östreichische System in sich schlossen.

Aber selbst abgesehen von diesem zeitweiligen Verhältniß war Herzberg's Ansicht aus allgemeinen Gründen keinen Augenblick zweifelhaft. Schon am 6. Mai erstattete auf seinen Antrag das Cabinetsministerium dem Könige Bericht über die neue polnische Verfassung. Preußen, hieß es, stehe in der höchsten Gefahr, wenn eine concentrirte polnische Monarchie in die Hand, was man nicht stets würde hindern können, eines östreichischen oder russischen Prinzen komme; gelange aber ein kleiner deutscher Fürst auf den Thron, so sei immer zu befürchten, daß er in vollkommene Abhängigkeit von Wien oder Petersburg gerathe, und da keine Aussicht vorhanden sei, einem preußischen Prinzen zu jener Würde zu verhelfen, so sei mithin Preußen nur dann gesichert, wenn Polen ein freies Wahlreich bleibe.

Wer ein Herz für Preußen hat, wird es bedauern, daß dieser Bericht die königliche Genehmigung nicht erhielt, und Preußen nicht offen vor aller Welt seine Lossagung von dem polnischen Vertrage aussprach. Denn jene Zeit ist wohl für immer vorüber, in der man nach allgemeiner Menschenliebe die Unvereinbarkeit

polnischer Macht und preußischer Existenz übersah, und an Preußen die gutmüthige Anforderung stellte, einen Staat zu kräftigen, dessen erstes Lebenszeichen die Zerstückelung Preußen's sein würde. Von einer Unterstützung des 3. Mai konnte niemals in Berlin die Rede sein, die einzige Frage war die, in welcher Weise man gegenüber der neuen Richtung Polen's das eigene Interesse decken würde, Und hier wäre der offene Weg, welchen Herzberg vorschlug, ohne Zweifel der würdigste gewesen. Es war außer allem Zweifel, daß mit einem monarchisch gefestigten Polen kein Bündniß, und auf die Dauer nicht einmal ein Frieden für Preußen denkbar war: je länger man das Aussprechen dieser Thatsache verzögerte, desto größer war die Gefahr, bei dem endlich eintretenden Bruche den Schein einer argen Treulosigkeit auf sich zu laden. Allein solche Erwägungen einer vielleicht fernen Zukunft wurden damals durch dringende Bedenken des Augenblicks in Schatten gestellt. Die Frage, welche in diesem Zeitpunkte die gesammte preußische Politik beherrschte, war die Aussicht auf den Krieg gegen Rußland. Noch war es völlig ungewiß, ob Catharina sich mit den neuen Anerbietungen begnügen, ob nicht in wenigen Wochen Preußen zur höchsten Anspannung seiner ganzen Kraft genöthigt sein würde: in einer solchen Lage dünkte es den preußischen Staatsmännern zuletzt doch höchst mißlich, Polen sich gänzlich zu entfremden, und es vielleicht in ein Bündniß mit Rußland hinüber zu treiben. Der Umstand, daß Oestreich die polnische Bewegung begünstigte, verstärkte dieses Mal in Berlin den Antrieb zur Nachgiebigkeit. So eben erst hatte Kaiser Leopold seine Freundschaft und damit seine Neutralität bei einem russischen Kriege angeboten: sollte man durch einen Protest gegen den Warschauer Staatsstreich auch ihn zurückstoßen, und damit den einzigen Gewinn des Reichenbacher Vertrages auf das Spiel setzen? Noch hatte man keine Ahnung von Leopold's weiteren Plänen über eine bleibende Verschmelzung Sachsen's und Polen's; im Gegentheil, es war in Warschau als die künftige Erbin des Thrones die Tochter des Churfürsten bezeichnet worden, welche in dem Churstaat nicht folgen konnte: man tröstete sich dann in Berlin, daß bei dem friedfertigen Charakter des Churfürsten dessen Eintreten

in Polen für Preußen ungefährlich sein, und bei seinem Tode das Band zwischen den beiden Staaten sogleich zerreißen würde. Genug, man beschloß, unter zwei Uebeln das Kleinste zu wählen, und, um Rußland isolirt zu halten, gegen die neue polnische Verfassung keinen Widerspruch zu erheben. Der König sprach am 8. Mai dem polnischen Gesandten Jablonowsky seine Zufriedenheit über das Vorgefallene aus, und ließ dies gelegentlich in Warschau und Dresden wiederholen. Ganz in demselben Sinne befahl er, den östreichischen Wünschen in Sistowa so weit wie möglich entgegen zu kommen, auf die Erwähnung des alten, und auf die Garantie des neuen Vertrages zu verzichten, und jeden Anspruch auf Thorn und Danzig fallen zu lassen. Mit England hatte er sich verständigt, den Russen die Erwerbung von Oczakow und einem Bezirke zwischen Dniester und Bug zu bieten: bei so viel Mäßigung und Nachgiebigkeit rechnete der König, wenn Catharina es dennoch zum Aeußersten triebe, jetzt bei den Polen sicher auf bewaffnete Hülfe, und bei Oestreich wenigstens auf ruhige Neutralität.

Wirklich hatte er für's Erste die Genugthuung, daß noch ehe die preußische Note vom 12. Mai in Leopold's Hände gelangt war, dieser in Florenz dem Lord Elgin die bündigste Versicherung gab, mit den Türken ohne weitere Zögerung abzuschließen. Joseph's russisches Bündniß, setzte er hinzu, war ein Fehler; Oestreich darf der russischen Macht kein weiteres Wachsthum gestatten. Er beklagte es, auf seine freundlichen Erbietungen noch keine Antwort von Friedrich Wilhelm zu haben, und sprach den Wunsch aus, den trefflichen Obersten Bischoffswerder noch einmal in seiner Nähe zu sehen. Elgin verlor keine Stunde, diese hoffnungsreichen Aeußerungen nach Berlin zu melden, wo sie auf das erregbare Gemüth des Königs die stärkste Wirkung ausübten. Am 25. wurden Finkenstein und Schulenburg zu einer Cabinetsconferenz nach Schloß Charlottenburg beschieden. Der König sprach seinen guten Glauben an Leopold's Aufrichtigkeit aus, und erklärte seinen Willen, den Obersten Bischoffswerder zum zweiten Male zu Leopold hinüber zu senden. Die Minister, immer noch mißtrauisch gegen den Kaiser, waren nicht eben erfreut, fanden aber den König bereits

fest in einem fertigen Beschlusse. Die Allianz mit Oestreich, sagte endlich Finkenstein, wird schwerlich zu Stande kommen, und im Grunde ist das auch recht gut; die Sendung Bischoffswerder's kann jedoch immer den Nutzen haben, den Kaiser zu rascherem Abschlusse in Sistowa zu bestimmen. Die Instruction, welche dann für den Obersten entworfen wurde, bezeichnete die damalige Haltung der preußischen Politik nach allen Seiten auf das Bestimmteste. Der König habe bisher den Erbietungen Leopold's nur wegen der Schwierigkeiten nicht geantwortet, welche Kaunitz in die türkische Unterhandlung gebracht habe. Sobald aber der Kaiser in Sistowa rückhaltslos abschließe, sei Preußen zu einem Bündniß mit Oestreich bereit. Die Erhaltung der neuen polnischen Verfassung liege dem Kaiser am Herzen: Preußen habe zwar nicht den mindesten Antheil an der Warschauer Revolution, wolle aber die vollendete Thatsache anerkennen, wenn der Kaiser damit einverstanden sei, daß die sächsische Prinzessin mit keinem Prinzen der drei Nachbarstaaten vermählt werde. Was das Bündniß der beiden Höfe selbst betreffe, so sei die erste Bedingung Preußen's, daß Rußland von demselben ausgeschlossen bleibe, der Kaiser vielmehr sich ausdrücklich zur Neutralität im Fall eines russisch-preußischen Krieges verpflichte. Außerdem erhielt Bischoffswerder die Weisung, mit Leopold nicht ohne besondere Rückfrage in Berlin abzuschließen, dem Kaiser die Bereitwilligkeit des Königs zu einer persönlichen Zusammenkunft auszusprechen, und als Ort derselben das sächsische Lustschloß Pillnitz bei Dresden in Vorschlag zu bringen. Zu diesem Behufe sollte er auf der Durchreise sich mit dem Churfürsten von Sachsen verständigen, und dort den Anlaß wahrnehmen, um den Churfürsten zur sofortigen Annahme der polnischen Vorschläge aufzufordern, damit auch auf dieser Seite die Lage möglichst rasch bestimmt, der Einfluß der Russen möglichst vollständig ausgeschlossen werde.

So reiste Bischoffswerder am 28. Mai, von den besten Wünschen und Hoffnungen seines Monarchen begleitet, von Berlin ab. Kaum aber hatte er die preußische Grenze überschritten, als aus Sistowa — wo die Conferenzen seit dem 19. Mai wieder eröffnet

waren — und aus Wien selbst Nachrichten einliefen, welche zu den bisherigen Versicherungen Leopold's den auffallendsten Contrast bildeten. Kaunitz antwortete auf die preußische Note vom 12., daß Oestreich sehr gern in ein Bündniß mit Preußen eintreten werde, immer vorausgesetzt, daß man auch Rußland in dasselbe aufnehme; wir können uns, sagte er, von Rußland nicht trennen; Rußland ist die einzige Macht, welche uns eine Vergrößerung gönnt. Eine weitere Denkschrift erläuterte die Ansprüche, welche Oestreich seit dem Belgrader Frieden von 1739 auf Orsowa und einen croatischen Bezirk an der Unna habe, und kam zu dem Schlusse, daß der Kaiser, wie er in Reichenbach versprochen, von den Türken nichts begehre, als den Besitzstand, aber allerdings den Besitzstand, wie er vor dem Kriege von Rechtswegen hätte sein sollen. In Berlin war man über diese neuen Weiterungen auf das Höchste befremdet. Man fand zwar die östreichische Auslegung des Belgrader Friedens richtig, und war bereit, sie bei einer besonderen Verhandlung in Constantinopel zu unterstützen. Aber man war durchdrungen davon, daß diese Frage schlechterdings nicht nach Sistowa gehöre, daß vielmehr dort Oestreich nach dem Reichenbacher Vertrage einfach den thatsächlichen Besitzstand herzustellen habe. Vor Allem aber war man entrüstet über die Zumuthung, Rußland zu einem Bündnisse zuzulassen, dessen wesentlicher und ausgesprochener Zweck eben die Einschränkung und Zügelung Rußland's war. Alles Mißtrauen gegen Leopold erwachte mit verdoppelter Stärke. Wer hat nun Recht? schrieb Manstein den Ministern; ihr habt euch durch die schönen Worte des Kaisers täuschen lassen, jetzt kommen die willkürlichsten Forderungen zum Vorschein. Ihrerseits sandten die Minister dem Obersten Bischoffswerder eine dringende Warnung nach, sich nicht durch die hinterhaltige Politik der Oestreicher berücken zu lassen. Die mildest Gesinnten hielten noch eine Weile an der Hoffnung, daß die neuen Schwierigkeiten ausschließlich das Werk des Fürsten Kaunitz, und von diesem ohne Vorwissen des Kaisers erregt worden seien. Aber jeder Tag brachte schlimmere Anzeichen. Aus Petersburg erfuhr man, daß Catharina von den östreichischen Forderungen wisse, daß sie dieselben eifrig billige, und dem Kaiser

verheißen habe, nicht eher die Waffen ihrerseits niederzulegen, bis er im Besitz von Orsowa sei. In Wien sagte der Geheime Referendar Spielmann dem preußischen Gesandten, die Türken müßten schlechterdings Vernunft annehmen, oder die beiden Kaiserhöfe würden auf das Nachdrücklichste gegen sie zusammen wirken. Aus Florenz beschwerte sich Lord Elgin über die kalte Höflichkeit des Kaisers, welcher nicht anders als Fürst Kaunitz die Aufnahme Rußland's in das abzuschließende Bündniß begehre. Endlich kam aus Sistowa die Nachricht des, wie es schien, unheilbaren Bruches. Nachdem die Türken die Abtretung Orsowa's verweigert, erklärten Herbert und Esterhazy die weitere Verhandlung für hoffnungslos, und verließen am 18. Juni den Congreß. Aus allen Theilen Ungarn's eilten Recruten und Verstärkungen zu den Bataillonen an der Donau; ansehnliche Heeresmassen zogen sich an den böhmischen und mährischen Grenzen zusammen; mit einem Worte, Oestreich schien sich plötzlich so kriegerisch und offensiv wie jemals unter Joseph's Regierung aufzunehmen. In Berlin war man durch einen so plötzlichen Wechsel aufgeregt und entrüstet im höchsten Grade. Einigen Trost gewährte das Einlaufen einer russischen Depesche, welche den letzten Vorschlag Preußen's und England's im Wesentlichen zustimmend beantwortete, und auf dieser Seite die Kriegswolken um ein Bedeutendes aufhellte: um so entschiedener beschloß man, Oestreich mit allen Mitteln auf der früher verabredeten Linie festzuhalten. Noch war man in sämmtlichen Provinzen gerüstet; jetzt gingen die Befehle ab, im Laufe des Juli 80,000 Mann marschfertig zu stellen, welche unter der Führung des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in drei Colonnen Mähren überschwemmen und Olmütz belagern sollten. Man fand sich mit einem Male in voller kriegerischer Spannung; der Lärmen einer großen ernsten Rüstung erfüllte das Cabinet, die Hauptstadt und die Provinzen; der König war überrascht und verdrießlich, aber entschlossen, keinen Fingerbreit mehr nachzugeben. Da kam den 24. ein kurzer, eilig hingeworfener Zettel von Bischoffswerder aus Mailand, bereits am 14. geschrieben: Gott sei Dank, Alles ist bereinigt, die Schwierigkeiten sind gehoben; der Befehl

des Kaisers, in Sistowa ohne Einschränkungen abzuschließen, ist expedirt, und die Zusammenkunft in Pillnitz angenommen.

In der That war seit der polnischen Revolution die Stimmung des Kaisers weder so friedenssehnsüchtig, wie sie einst Bischoffswerder geschildert, noch so kriegseifrig, wie man sie jetzt in Berlin besorgte, gewesen. Was er jedenfalls vermeiden wollte, war ein Abschluß seines türkischen Friedens, so lange über den Ausgang des russischen Kampfes gegen die Pforte noch nichts entschieden war. Sich selbst sah er in vortheilhafter Stellung: England war von allen Kriegsgedanken zurückgetreten, Polen auf das Engste an Oestreich angeschlossen: ohne die Dinge zum Bruche treiben zu wollen, meinte er abzuwarten, hinzuhalten, und die Gunst der Lage auf das Beste auszubeuten. Mit dem Behagen des geübten Meisters führte er also sein Spiel, immer hart an der äußersten Linie, und doch nach allen Seiten gedeckt und zum Einlenken bereit. Vielleicht hätte es einen Fall gegeben, in welchem er trotz aller Gefahren sich wirklich zum Kampfe mit Preußen und Türken entschlossen hätte. Anfang Juni nämlich eröffnete Kaunitz dem russischen Hofe die polnischen Pläne des Kaisers, die Absicht, für alle Zeiten die sächsische und polnische Krone zu verbinden, und damit auf Grund der neuen Verfassung ein starkes und geordnetes Königreich vom Dniester bis zur Elbe aufzurichten. Er bat die Kaiserin Catharina, dieses Vorhaben zu billigen und zu unterstützen: schwerlich läßt sich annehmen, daß er ein solches Opfer von Catharina ohne großen Gegendienst und stattliche Entschädigung begehrt hätte, und bei dem Fortglimmen des türkischen Zwiespalts lag nichts näher, als den Russen an der Donau den Ersatz für den Verlust der Weichsel zu bieten. Aber in Petersburg war man ein für alle Mal von der Nothwendigkeit durchdrungen, kein selbstständiges Polen zu dulden. Man nahm die östreichische Eröffnung mit gelassener Freundlichkeit hin, entschied sich aber um so rascher, auf Grund der englischen Vorschläge den türkischen Frieden anzunehmen, sich mit der Erwerbung Oczakow's zu begnügen, und dann so bald wie möglich den preußischen Hof zur Beseitigung der gemeinsamen polnischen Gefahr aufzurufen. So erfüllte sich denn, freilich nicht

in der erwünschten Weise, die Voraussetzung, von welcher Leopold seinen türkischen Vertrag abhängig gemacht hatte: neben die östreichische trat eine russische Unterhandlung mit der Pforte, und der Kaiser erließ sogleich nach Wien und Sistowa die Befehle, ohne weitere Vorbehalte abzuschließen.

Die orientalische Krisis war damit beendigt. Der Gegensatz zwischen den beiden deutschen Mächten, der so eben wieder in helle Flammen auszubrechen gedroht, war beschwichtigt, und auf's Neue ergriff Leopold den Gedanken, den preußischen Nebenbuhler nicht durch die Waffen, sondern durch ein Bündniß dem politischen Systeme Oestreich's dienstbar zu machen. Es war ihm vergönnt, eine Reihe von erfolgreichen Schritten auf diesem Wege vorwärts zu thun: welch ein Verdienst um Deutschland und Europa hätte er sich erwerben können, wenn er mit offener Anerkennung der preußischen Macht die Förderung Oestreich's in ächter Freundschaft mit dem deutschen Genossen gesucht hätte! Ohne Zweifel wäre es möglich, ja es wäre bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's leicht gewesen, bei einem Fürsten, welcher an Schärfe und Feinheit des Verstandes tief unter dem Kaiser stand, und an großmüthiger Hingebung vielleicht mehr Freude hatte, als die Pflicht des Regenten erlaubte. Leider aber vermochte sich Leopold in überklugem Ehrgeiz mit einem solchen Ergebnisse nicht zu begnügen. Er brachte dem entstehenden Bündniß mit Preußen eine andere Gesinnung, als den Wunsch einer aufrichtigen, wechselseitigen Unterstützung zu; er vergaß bei allem Scharfsinn, daß jede Uebervortheilung des Verbündeten sich durch die Vergiftung des Bundes zweischneidig an dem Gewinner rächt. Schon an dieser Stelle läßt sich der Punkt bezeichnen, an welchem Leopold dem Verhältniß zu Preußen den Keim der Zersetzung einimpfte. Es war derselbe, an welchem sich so eben sein Weg von dem der früheren Verbündeten, der Russen, geschieden hatte, derselbe, an welchem sich schon jetzt eine gegen Wien gerichtete Freundschaft zwischen Berlin und Petersburg vorbereitete: es war jenes unselig glänzende System einer sächsisch-polnischen Erbmonarchie. Wenn irgend jemals war hier das Bessere der Feind des Guten. Zur Anerkennung der polnischen

Verfassung unter irgend einer neutralen und unschädlichen Dynastie war Preußen bereit, und dieses Maß der Stärkung mithin unter dem Schutze des gesammten Deutschland gegen Rußland haltbar. Was aber Leopold im Sinne trug, dazu konnte keine preußische Regierung die Hand bieten, und bald genug werden wir sehen, wie gründlich es bei seinem ersten Erscheinen die frischgeknüpften Fäden ihres Bundes zerriß.

2. Pillnitz.

Kaum war Bischoffswerder am kaiserlichen Hoflager eingetroffen, so erhielt Leopold in der Entwickelung der französischen Angelegenheiten neue Beweggründe, sich zu seinen friedfertigen Entschlüssen Glück zu wünschen, und seine Annäherung an Preußen zu beschleunigen.

Wie wir sahen, hatte er während des ganzen Frühlings seine Schwester zu Geduld und Ausharren ermahnt, und von jedem thätigen Wagniß abzuhalten gesucht. Noch bestimmter entzog er sich in derselben Zeit dem Andringen der ausgewanderten Prinzen, welche damals die deutschen und italienischen Höfe mit ihren Hülfsgesuchen bestürmten, überall die ausgesuchteste Höflichkeit, hier und da auch Geldunterstützung fanden, an keiner Stelle aber einer Neigung zu bewaffneter Einmischung in die Revolution begegneten. Spanien und Sardinien waren freigebig mit Plänen, nach welchen die anderen Mächte den französischen Thron retten sollten. Neapel ließ sich zu einigen Pensionen herbei. Der König von Preußen erklärte sich zu kriegerischer Hülfe bereit, wenn Ludwig XVI. sie fordern und die Kosten derselben ersetzen würde. Leopold gab die süßesten Worte, erwirkte aber bei Ludwig einen Befehl an den Grafen von Artois, sich unbedingt ruhig zu verhalten. Es war sehr begreiflich, daß er während der Dauer der orientalischen Verwickelung sich keine neue Krisis im Westen hinzuwünschte: nur mit schweren Sorgen sah er seine Schwester an dem Fluchtplane festhalten, welcher ihn fast unausbleiblich, mochte er nun gelingen oder fehlschlagen, in einem Zusammenstoß mit der Revolution hineinreißen mußte.

In diesem Sinne redete er mit Bischoffswerder in Mailand

gleich bei der ersten Audienz. Er bat, daß man in Berlin sich durch keine kriegerisch lautende Nachricht aus Sistowa irre machen lassen möge; er bekenne, daß er etwas hingezögert habe, um zu sehen, ob die parlamentarischen Kämpfe in England ihm vielleicht noch einen kleinen Gewinn möglich machten; er sei jetzt aber über jeden Zweifel hinaus, und habe die bestimmtesten Befehle zum Abschluß ertheilt. Ich weiß, setzte er hinzu, daß Rußland mir seitdem feindlich gesinnt ist, kann aber anständiger Weise nicht offen mit ihm brechen, und auf das englische Anerbieten einer Allianz nicht eher eingehen, bis der russisch-türkische Frieden geschlossen ist. Ist dies geschehen, so bin ich immer der Meinung, zuerst mit Preußen abzuschließen; dann mögen England und Rußland, wenn sie wollen, unserem Bunde beitreten. Er forderte den Obersten auf, ihn nach Wien zu begleiten. Den Vorschlag, die Zusammenkunft mit dem Könige in Pillnitz Statt finden zu lassen, fand er vortrefflich, und versprach, den Thronfolger, Erzherzog Franz, dorthin mitzubringen, um ihn in der Freundschaft mit Preußen zu befestigen. In Pillnitz, sagte er, könne man die polnische Sache ordnen, in der er sehr für die Erhebung des sächsischen Churfürsten, und für die Ausschließung der drei benachbarten Dynastien bei der Heirath der Prinzessin sei. Vor Allem aber, schloß er, werden wir dort die französische Sache bereden; ich halte sie für einen Gegenstand der höchsten Bedeutung, welcher eine gegenseitige Verständigung für alle denkbaren Fälle nöthig macht.

Zwei Tage später, am 13. Juni, hatte er eine zweite Unterredung mit Bischoffswerder, in welcher er eine volle Stunde lang die Gefahren der französischen Revolution erörterte. Die Emigranten, sagte er, treiben sich in thörichten Hirngespinsten umher, die Jacobiner machen Wühlereien und Aufstandsversuche in ganz Italien: es ist nöthig, das Uebel in der Wurzel auszurotten, wir müssen das in Pillnitz ausführlich erwägen. Am 18. gab er dem Obersten eine dritte Audienz, sprach mit ihm die Artikel des östreichisch-preußischen Bündnisses einzeln durch, und erklärte am Schlusse dieser Erwägungen sein definitives Einverständniß. Er kam dann wieder auf Frankreich, dieses Mal in etwas veränderter

Tone. Die Gefahr, sagte er, ist groß, wir müssen äußerst vorsichtig verfahren, und die Dinge reifen lassen, bis die Nation selbst Bedürfniß einer Aenderung in ihrem Zustande empfindet. Er überreichte dann dem Obersten einen Brief an den König, nebst einer von dem Erzherzog Franz geschriebenen Erklärung, worin er die Bereitwilligkeit aussprach, gleich nach seiner Ankunft in Wien mit Bischoffswerder einen Vertrag über die besonderen Interessen Oestreich's und Preußen's abzuschließen, im Sinne der bereits verabredeten Artikel, welche dann als Grundlage für den Beitritt Holland's und England's dienen möchten, sobald der russisch-türkische Frieden zu Stande gekommen sei. Bald nachher legte er dem Obersten den Entwurf einer Note über die französische Sache vor, in welcher er die Rechtmäßigkeit einer Einmischung darthat, nach der Gefährdung der königlichen Familie und den Aufhetzungen in den Nachbarländern, sofort aber hinzusetzte, daß kein einzelner Staat hier eine günstige Wirkung erzielen könne, sondern das einzige Mittel ein großer Verein aller europäischen Mächte sei. Bischoffswerder war ganz einverstanden, und drückte die Hoffnung aus, daß sein König die Ansichten des Kaisers in jeder Beziehung theilen würde.

Dies waren die Nachrichten, welche in den letzten Tagen des Juni die kriegerischen Rüstungen in Berlin unterbrachen. Der König, welcher im Grunde des Herzens einen Kampf mit Oestreich sehr ungern gesehen hätte, athmete auf, ein volles Vertrauen aber konnte im Augenblick doch noch nicht Platz greifen: Bischoffswerder hatte nichts Näheres über den Inhalt der kaiserlichen Instructionen für Sistowa gemeldet, und in Berlin meinte man, die Waffen nicht eher aus der Hand legen zu dürfen, als bis die Unterschrift Leopold's unter dem türkischen Frieden stehe. Es sind schöne Worte, schrieb Manstein den Ministern, aber der König sagt, sie könnten jetzt nichts mehr helfen, er müsse Thaten sehen. Zwar erhielt damals, am 5. Juli, Graf Herzberg seine definitive Entlassung, gleichzeitig aber ging ein Bote des Cabinets an den Herzog von Braunschweig, um ihm den Oberbefehl im Fall eines östreichischen Krieges anzutragen. Indessen zertheilten sich diese letzten Sorgen bald genug; in Sistowa einigten sich die Unterhändler, daß die

Abtretung von Orsowa in der Friedensurkunde unerwähnt bleibe, dagegen von den vermittelnden Mächten in einer besonderen Unterhandlung den Türken auferlegt werde; um die Mitte des Juli war kein Zweifel mehr an der allseitigen Verständigung über die orientalische Frage. Um so nachdrücklicher rückte jetzt auch in Berlin die französische Revolution in den Vordergrund aller Erwägungen. Bereits im Juni war ein Vertrauter des Grafen Artois, Baron Roll, am preußischen Hofe angelangt, welcher die, freilich unwahre, Versicherung des Prinzen vorlegte, durch den Grafen Durfort habe Ludwig XVI. die preußische Waffenhülfe aufgerufen, und den Ersatz der Kosten versprochen. Der König antwortete ausweichend, daß er vor dem Abschlusse des türkischen Friedens schlechterdings kein Versprechen geben könne. Die Minister waren in jedem Sinne überzeugt, daß nichts für Preußen verderblicher sein würde, als ein Krieg gegen die Franzosen, daß man dadurch nur das unzuverlässige Oestreich stärken, und das verbündete England tief beleidigen würde. Alvensleben, unter ihnen Allen der Entschiedenste in der Abneigung gegen den Kaiser, glaubte jedoch mit einiger Sorge, bei dem Könige Spuren eines wärmeren Mitleidens mit Ludwig XVI. zu bemerken, als es das preußische Interesse vertrüge. Er hatte nicht ganz Unrecht, jedoch hielt einer solchen Stimmung das Mißtrauen gegen den Kaiser bei Friedrich Wilhelm einstweilen noch die Wage. Die französische Sache, schrieb damals der König an Bischoffswerder, gibt mir viel zu denken; ich wünschte, daß ihr den Kern des Geheimnisses ergründetet, und mir Aufschluß über die Politik des Kaisers verschafftet, welche man hier noch immer nicht für ehrlich halten kann. Er fürchtete, daß der Kaiser nur deshalb von Frankreich rede, um Preußen in das gefährliche Abenteuer zu verwickeln, um dann selbst in Deutschland und Osteuropa freie Hand zu haben.

Indessen hatte Leopold, nach einer ersten falschen Nachricht über Ludwig's glückliches Entkommen, die Botschaft von dem Mißlingen der königlichen Flucht und der verzweifelten Lage seiner Verwandten erhalten. Tief betroffen wie er war, blieb er auch jetzt bei der früher entwickelten Meinung, daß nur das gesammte

Europa mit Erfolg der Revolution entgegentreten könne, und erließ am 6. Juli von Padua aus ein Rundschreiben an alle Souveräne, worin er sie aufforderte, sich gemeinsam der Sache Ludwig XVI. anzunehmen. Zugleich wurde eine Erklärung an die französische Nationalversammlung aufgesetzt, welche jedoch nur von der persönlichen Sicherheit der königlichen Familie redete, und als diese in Paris keine unmittelbare Bedrohung erfuhr, gar nicht abgeschickt wurde. Der Kaiser verkündete dann laut genug die Absicht, sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß zu setzen; die wirklichen Befehle beschränkten sich aber auf wenige Bataillone, und die preußischen Minister meinten demnach, Leopold wolle stark reden, aber wenig thun, und vielleicht das deutsche Reich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es steht fest, meldeten sie ihrem Gesandten in Wien, daß wir zurückhalten und die Vorschläge des Kaisers abwarten. Um so eifriger bemühte sich Leopold, den Obersten Bischoffswerder vollständig zu gewinnen, und sah seine Bemühungen bei der Gemüthsart dieses Mannes von raschem Erfolge gekrönt. Der Oberst hatte das sichere Bewußtsein, bei dem Kaiser und dessen Vertrauten den höchsten Einfluß zu genießen, und erfüllte sich täglich mehr mit dem Wunsche, das folgenreiche Ereigniß eines östreichisch-preußischen Bündnisses so schnell wie möglich zur Vollendung zu bringen. Er wurde vielfach von Berlin aus erinnert, gegenüber einem so klugen Rechner wie Leopold auf der Hut zu sein; er versicherte dann, daß er die Feindseligkeit des Fürsten Kaunitz sehr wohl kenne, aber sich auf seine Freunde im Cabinet des Kaisers verlassen dürfe. Wenigstens das Eine wurde durch diese Warnungen bewirkt, daß er mit der französischen Sache sich im Einzelnen zu befassen ablehnte, und sich nur zur Erörterung des Bündnisses befugt erklärte, wobei denn freilich Leopold sich im Stillen vorbehielt, den Bundesvertrag nicht ohne eine auf Frankreich bezügliche Clausel abzuschließen. Er benutzte den freieren Verkehr auf der Rückreise nach Wien in diesem Sinne so gut, daß er schon fünf Tage nach der Ankunft den Obersten am 25. Juli zu einem vorläufigen Vertrage fortriß, trotz der ausdrücklichen Bestimmung in Bischoffswerder's Instruction, nicht ohne nochmalige Anfrage in Berlin, und nicht vor der Vollendung

des türkischen Friedens zu unterzeichnen. Der Inhalt der Präliminarien bekundete ebenso wie die Raschheit des Verfahrens die Ueberlegenheit des kaiserlichen Unterhändlers über seinem Partner. Man begann mit dem Versprechen, sich gegenseitig den Umfang der bestehenden Besitzung zu gewährleisten, für Preußen eine entschiedene Concession hinsichtlich Belgien's, da sich der König hiemit von seinem Widerspruche gegen die vertragswidrige Beschränkung der belgischen Landesrechte lossagte. Es folgte die Verheißung, kein ferneres Bündniß mit dritten Mächten ohne Vorwissen des neuen Genossen einzugehen, ein Punkt, welcher bei der damaligen Weltlage nur für Oestreich Interesse haben konnte, da er eine einseitige Annäherung Preußen's an Rußland hinderte. Sodann sagten sich die beiden Mächte zu, nichts gegen den Besitzstand und die Verfassung Polen's zu unternehmen [1]), und die sächsische Prinzessin mit keinem Prinzen ihrer Häuser zu vermählen. Nach dem früher Bemerkten bedarf es keines Beweises weiter, daß Preußen damit anerkannte, was es für die Summe der östreichischen Wünsche hielt, während Leopold sich völlig freie Hand für seinen wirklichen Plan bewahrte, und einstweilen noch die Uneigennützigkeit betonte, mit welcher er die Werbung mehrerer polnischer Magnaten um einen Erzherzog als Gemahl der sächsischen Fürstin ablehnte. Ebenso war es nur ein Vortheil für Oestreich und eine Last für Preußen, daß die beiden Mächte sich Hülfe versprachen, wenn die innere Ruhe in ihren Staaten gestört werden sollte: Preußen hatte bei der damaligen Stimmung seiner Provinzen in dieser Hinsicht nichts zu befahren, während in Ungarn und Belgien die Erschütterung der josephinischen Zeit fortdauernd nachdröhnte. Endlich erklärte der vierte Artikel des Vertrages, die beiden Höfe würden sich bemühen, den Verein über die französischen Angelegenheiten, zu welchem der Kaiser so eben die Hauptmächte Europa's aufgefordert hatte, ungesäumt herbeizuführen. Leopold hatte also in jeder Hinsicht Grund, mit diesem Ergebniß zufrieden zu sein. Er hatte dem neuen Bündniß nicht das Mindeste geopfert, und doch seine Stellung nach allen

---

[1]) Preußen hatte damals Danzig und Thorn völlig aufgegeben.

Seiten gesichert. Was insbesondere Frankreich betraf, so hatte er so wenig Neigung wie die preußischen Minister zu einem Angriffsverfahren gegen die Revolution: immer aber eröffneten auch hier die Präliminarien die Bahn, um für den Nothfall die Mitwirkung Preußen's einzuleiten.

Am 27. Juli überreichte dann Fürst Reuß in Berlin eine Denkschrift, in welcher der Kaiser seine Ansichten über den europäischen Verein näher darlegte. Sie war durchaus in der vorsichtigen und bedächtigen Weise Leopold's verfaßt. Nachdem sie die Rechtmäßigkeit einer Intervention nach der ansteckenden Natur des revolutionären Giftes erörtert hatte, schlug sie zunächst eine gemeinsame Erklärung der Mächte an die französische Nationalversammlung vor, in welcher diese zum Innehalten auf ihrem verderblichen Wege aufgefordert würde. Wenn dieser Schritt wirkungslos bliebe, so sollten die Mächte allen Handel und Verkehr mit Frankreich abbrechen, und einen Congreß, etwa in Aachen oder Spaa eröffnen, um daselbst die weiteren Maßregeln zu verhandeln. Dort würde man, für den Fall des kriegerischen Einschreitens, Abrede über die künftige Verfassung Frankreich's nehmen, von vornherein aber zu Ehren der großen gemeinsamen Sache auf jede selbstsüchtige Vergrößerung verzichten. Man sieht, wie geringe Kriegslust bei der Entwerfung dieses weitaussehenden Planes gewaltet hatte: wiederholt betonte die Note, daß kein Schritt geschehen dürfe, an welchem nicht alle Mächte, und insbesondere England Theil nähmen, und da England's entschiedene Abneigung gegen jede Art der Einmischung bekannt war, so reichte dieser Umstand beinahe aus, dem ganzen Entwurfe den Charakter einer stets thatenlosen Demonstration aufzudrücken.

Immer meinten die preußischen Minister, bei einem so bedenklichen Gegenstande die höchste Vorsicht beobachten und sich auf alle Fälle decken zu müssen. Ihre eigne Meinung stand fest seit langer Zeit; sie erließen schon am 28. eine ausführliche Antwort nach Wien. Der König sei bereit, sobald der türkische Frieden definitiv geschlossen sei, sich thätig an den Maßregeln zu betheiligen, welche die Mächte im Verein beschlössen. Die erste derselben sei offenbar

die vorgeschlagene Erklärung: wenn dieselbe jedoch Wirkung verheißen solle, so müsse sie durch eine ausreichende Rüstung unterstützt, und die Mächte im Falle der Ablehnung zum Kriege, und über die Art und Führung des Krieges entschlossen sein. Denn nichts sei schlimmer, als stolze Worte ohne einen thatkräftigen Rückhalt. Weniger einverstanden sei der König mit den Vorschlägen eines Congresses in Aachen und einer Aufhebung des Handelsverkehrs, von denen er keinen Nutzen, wohl aber vielfache Unzuträglichkeit erwarten müsse. Ueber die französische Verfassung würde schwer etwas zu vereinbaren sein; der König würde seinerseits eine ausreichend starke Monarchie wünschen, welche jedoch der einmal von der Nation beliebten Verfassung möglichst nahe bleibe. Ohne Zweifel nöthig sei die Mitwirkung England's, mehrfachen Bedenken unterworfen die Theilnahme des deutschen Reiches. Den Verzicht auf selbstsüchtige Vergrößerung sei der König zu unterschreiben erbötig.

So weit war die Depesche zur Mittheilung an das östreichische Cabinet bestimmt. Zur Instruction des Gesandten aber bemerkten die Minister weiter, daß jener Verzicht in der Ordnung sei, wenn es gelinge, die Regierung Ludwig XVI. vollständig herzustellen. Wie aber, fragten sie, wenn der Krieg ein anderes Ergebniß lieferte, wenn die Restauration zwar fehlschlüge, unsere Waffen aber etwa Elsaß und Lothringen eroberten? welch ein Grund läge vor, sie wieder herauszugeben? und wenn nicht, wer sollte sie besitzen? sollte sie Oestreich behalten? und welche entsprechende Erwerbung würden wir dann machen? Aus diesen Fragen könnte ein gänzlicher Bruch des Bundes hervorwachsen; es ist unerläßlich, sie vor dem Beginne des Krieges aufzuklären. Wir wünschen, schlossen sie, diesen Krieg überhaupt nicht; wir konnten nicht umhin, die kaiserliche Note eingehend zu beantworten, aber wir bleiben ein für alle Male bei dem Systeme völlig passiven Wartens.

Die Zukunft sollte nach wenigen Jahren lehren, wie gegründet diese Besorgnisse waren. Leopold war weit entfernt davon, das Gewicht derselben zu verkennen; er nahm die preußische Antwort sofort als eine ablehnende, und bestärkte sich in dem Wunsche, wenn irgend möglich, den Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Wir

sahen, wie sich in diesem Augenblicke die Dinge in Paris gestalteten, wie die Nationalversammlung zu dem König hinüberlenkte, und Lafayette die Demokraten niederwarf. Leopold beschloß, wenn hier ein einigermaßen leidliches Ergebniß gewonnen würde, jede auswärtige Einmischung zu verhindern, da er sich schon jetzt von einer solchen keine andere Wirkung als unendliche Verwickelungen in Europa, und eine schrankenlose Erhitzung und Beschleunigung der Revolution versprach. Er zeigte plötzlich den französischen Ausgewanderten eine sehr empfindliche Kälte, ermahnte in Paris die königliche Familie und die politischen Häupter zu wechselseitiger Versöhnlichkeit, und bekundete seine Gesinnung öffentlich durch die That, indem er sein Heer auf den Friedensfuß setzte und beinahe die Hälfte der Mannschaften aus dem activen Dienste entließ. Alles, was sonst in jenen Tagen am politischen Gesichtskreise bemerkbar wurde, trug dazu bei, ihn in dieser Haltung zu bestärken. Wenn Preußen der kaiserlichen Note vom 27. scheinbar zustimmend, die praktische Unthunlichkeit derselben dargethan hatte, so kam von London eine äußerst bündige Erklärung, daß England bei einem Bruche zwischen Oestreich und Frankreich in jedem Falle die genaueste Neutralität bewahren würde. Man glaubte aber in Wien noch weiter zu wissen, daß das Ministerium Pitt der Nationalversammlung sogar eine entschiedene Vorliebe zuwende: man hatte Nachrichten, daß Ludwig XVI. ihm vergebens erhebliche Handelsvortheile zugesichert habe, wenn es sich mit Leopold gegen die Revolution erklären wolle; man meinte, daß Pitt sich der Ohnmacht der Bourbonischen Monarchie erfreue, an die Unterstützung der amerikanischen Revolution durch Ludwig denke, und auf keinen Fall die Niederlande der Gefahr eines französischen Krieges aussetzen wolle. So löste sich in der Kette des europäischen Vereins, deren Zusammenhalten Leopold als die unerläßliche Bedingung für den Kampf gegen die Revolution bezeichnet hatte, bei der ersten Berührung das mächtigste Glied.

Noch schneidender wirkte in derselben Zeit auf den Kaiser die neue Wendung, mit welcher die größte der Continentalmächte einem anderen Theile seines Systems entgegentrat. Eben jetzt wurde die

lang ersehnte Vollendung des orientalischen Friedenswerkes erzielt: Oestreich unterzeichnete seinen definitiven Vertrag zu Sistowa am 5., Rußland die Präliminarien des seinigen zu Galacz am 11. August. Dies trug denn dem östreichischen Hofe wohl in Berlin die bis dahin ausgesetzte Ratification des Bischoffswerder'schen Vertrages ein; auf einer anderen Seite aber entwickelte sich daraus eine schwer empfundene Gefahr, indem Catharina, des türkischen Krieges entledigt, die polnische Sache mit höchstem Nachdruck angriff. Sie hatte nun für die polnischen Bestrebungen nichts als Haß und Verachtung, betrachtete den König Stanislaus als einen wortbrüchigen Verräther, und sprach die Ueberzeugung aus, daß die Polen ihr eignes Werk bald zerstören würden. Traurig genug ließen sich allerdings die Verhältnisse der Republik an. Von Lithauen sagte Stanislaus schon im Juli, daß eine allgemeine Lauheit zu spüren sei, in der Ukraine glimmte der Aufstand unter der Asche, die Häupter der russischen Partei, Felix Potocki und Branicki, wollten damals den Fürsten Potemkin in Jassy aufsuchen. Schlimmer noch als diese Opposition war aber die Faulheit und Untauglichkeit der neuen Regierung selbst. Seit drei Jahren declamirten alle Patrioten unaufhörlich von der allerdings greifbaren Nothwendigkeit, das Heer auf 100,000 Mann zu bringen: jetzt hatten sie das Heft der Regierung in Händen und erfreuten sich nach dreimonatlicher Thätigkeit eines schlecht geübten und elend verpflegten Bestandes von 20,000 Mann. Als auf dem Reichstag einmal Beschwerde darüber vorkam, hieß es, daß die Militärcommission nicht arbeiten könne, weil die zu einem Beschluß erforderliche Zahl von sieben Mitgliedern niemals sich einfinde, und, unglaublich genug, man hatte dafür keinen anderen Rath, als daß man diese Zahl auf fünf herabsetzte. Bei einem solchen Zustande war Polen in jedem Falle entweder die Beute oder die Handhabe des mächtigsten Nachbarn, und Catharina war nicht gesonnen, hier einen Mächtigeren als sich selbst anzuerkennen. Ueberall verkündeten ihre Gesandten diese Gesinnung mit rückhaltloser Offenheit. In Dresden warnte Catharina's Vertreter den Churfürsten, nicht durch die Annahme der polnischen Krone Rußland's Zorn auf sich zu

laden; in Wien sagte Fürst Gallizyn zu Kaunitz, jeder der beiden Kaiserhöfe habe seine Gegenrevolution, der eine in Paris, der andere in Warschau durchzuführen. Catharina wußte, wie entgegengesetzten Sinnes Leopold war; für sie lag kein Wunsch näher, als den Kaiser auf das Gründlichste in die französischen Händel zu verwickeln, und dadurch Polen seines mächtigen Schutzes zu berauben; sie trat also mit dem höchsten Eifer in die Verhandlungen über die Unterstützung Ludwig XVI. ein. Ihr alter Gegner, der glänzende König Gustav von Schweden, erklärte sich gegen ein starkes russisches Hülfsgeld bereit, ein schwedisches Heer zur See an die flandrische Küste, und von dort unter Bouillé's Leitung gegen Paris zu führen. Gemeinsam mit ihm schloß darauf Catharina mit den französischen Prinzen einen Vertrag; diese wurden als die allein berechtigte Regierung Frankreich's anerkannt, und ein russischer Gesandter, Graf Romanzow, dort beglaubigt. König Gustav bestürmte dann den Kaiser, endlich Ernst zu machen, und sich an die Spitze der gemeinsamen Sache zu stellen. Natürlich aber war jedes seiner Worte für Leopold eine weitere Mahnung zum Frieden. Er hatte so eben bei Preußen die Anerkennung Polen's erwirkt, und nichts war gewisser als dessen Ueberwältigung, sobald Oestreich durch einen französischen Krieg in Anspruch genommen wurde. Er fand, daß Rußland und Schweden sehr wenig bei einem französischen Feldzuge wagten, während er die mühsam wieder errungenen belgischen Provinzen sofort auf das Spiel setzte. Endlich theilte er alle Besorgnisse seiner Schwester vor den Ausgewanderten, und gerade diese waren es, welche in der Gunst der kriegslustigen Höfe schwelgten. Mit einem Worte, die Nothwendigkeit des Friedens stand in seiner Ueberzeugung fest, und ganz in diesem Sinne schickte er sich an, die jetzt bevorstehende Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen zu verwerthen.

Unter diesen Umständen wurde er auf das Unangenehmste überrascht, als am 20. August, wenige Tage vor seiner Abreise nach Pillnitz, ohne vorausgegangene Anfrage oder Anmeldung, plötzlich der Graf von Artois in Wien eintraf. Es war nicht wohl thunlich, ihn abzuweisen, um so weniger aber ließ ihn Leopold über

die Lage der Dinge im Unklaren. Artois erinnerte lebhaft an die Aussichten, welche der Kaiser in Italien, zur Zeit der Flucht König Ludwig's eröffnet habe; Leopold entwickelte ihm darauf die Hindernisse der europäischen Politik, und erklärte endlich, als Artois davon nicht hören wollte, ohne jeglichen Rückhalt, daß er die früheren Verheißungen förmlich zurücknehme. Der französische Prinz war in leidenschaftlicher Aufregung, machte aber auf den Kaiser nicht den mindesten Eindruck. Er bot ihm die Abtretung Lothringen's; Leopold blieb unerschütterlich. Er bat um Erlaubniß, ihn nach Pillnitz begleiten zu dürfen; Leopold sagte mit kalter Freundlichkeit, er könne sie ohne Bedenken ertheilen, eine Aenderung des Systems werde aber auch dort nicht erzielt werden. Einige Tage nachher erzählte Kaunitz dem preußischen Gesandten, daß freilich Neapel und Sardinien zum Kriege gegen Frankreich bereit seien, Spanien die besten Worte, aber schwerlich Thaten spenden werde, und durch England's Neutralität die ganze Sache ohnedies erledigt sei. Denn, sagte er, wenn nicht das gesammte Europa mitwirkt, so ist in Frankreich nichts zu erreichen; ich glaube die Mittel zur Beruhigung eines Staates so ziemlich zu kennen, aber die französischen Angelegenheiten sind heillos und rettungslos verfahren; ich habe das auch dem Grafen Artois und seinen Freunden in dürren Worten erklärt, und wünsche nur, daß der Kaiser sich in Pillnitz nicht durch seine Großmuth zu einem unklugen Schritte fortreißen läßt. Wenn Ludwig XVI. sich mit der Nationalversammlung über die Constitution verständigt, so darf es zu keinem Kriege kommen.

Erfüllt von solcher Gesinnung reiste denn Kaiser Leopold zu der Zusammenkunft mit seinem neuen Alliirten. Der König kam ihm mit völlig zutreffenden Ansichten entgegen; er interessirte sich vielleicht mit etwas wärmerem Mitgefühl als Leopold für die Leiden der gestürzten französischen Größen, hatte aber nach der Lage seines Staates und den Erlebnissen der letzten Jahre viel weniger politische Veranlassung zum Kriege gegen die Revolution, als Oestreich, und wünschte aus vollem Herzen eine mit der Fortdauer des Friedens verträgliche Abkunft. So fand Artois in Pillnitz so we-

nig Eingang wie acht Tage früher in Wien. In der That waren seine Anträge von solcher Beschaffenheit, um jeden Verständigen abzuschrecken, und die Freunde Ludwig XVI. zu erzürnen. Er legte den beiden Monarchen eine Denkschrift in zehn Artikeln vor, welche ein großes System unerbittlichen Krieges entwickelte. Man müsse, hieß es darin, Alles thun, um Ludwig's Vertrauen zu stärken, und die Unterdrücker desselben einzuschüchtern. Zu diesem Zwecke sollen die Brüder des Königs und alle anderen Fürsten des bourbonischen Hauses ein Manifest erlassen, worin sie die bisherigen Uebergriffe der Nationalversammlung auseinandersetzen, alle Acte derselben für nichtig erklärten und gegen die königliche Zustimmung dazu, als erzwungen oder erschlichen, Protest einlegten. Da es unmöglich sei, Frankreich noch länger ohne Regierung zu lassen, so müsse der ältere Bruder des Königs, Monsieur, der Graf von Provence, kraft seines Geburtsrechts als Regent auftreten, der Nation die Mitwirkung Oestreich's, Spanien's, Neapel's, Preußen's, Sardinien's, Schweden's, der Schweiz und hoffentlich Rußland's ankündigen, und die Einwohner von Paris bei Todesstrafe für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich machen. Der Kaiser möge die Regentschaft Monsieurs thatsächlich anerkennen, indem er diesem die Beschwerden der im Elsaß verletzten deutschen Reichsstände vorlege; er möge mit Preußen und Sardinien Truppen an die französische Grenze rücken lassen, den Auswanderern bewaffnete Rüstung in seinen Staaten erlauben, und dem Landgrafen von Hessel-Cassel, welcher den französischen Prinzen seine Truppen vermiethen wolle, die Zahlung der verabredeten Gelder gewährleisten. Monsieur beabsichtige seinerseits gleich nach Erlassung des Manifestes eine Anleihe von 12 Mill. zu eröffnen. Als der Kaiser diese Vorschläge vernommen hatte, war er innerlich empört. Sie erschienen ihm als das Erzeugniß blinder Selbstsucht und Selbstüberhebung. König Ludwig, dessen Errettung die Mächte aus allen menschlichen und politischen Gründen interessire, werde hier auf die Seite geschoben, entwürdigt und unwiderbringlich mit seinem Volke entzweit; Frankreich werde zur Herstellung des alten Regime, Europa zu unermeßlichen Anstren-

gungen verurtheilt, dies Alles, um Monsieur und die Emigranten zu ihren früheren Genüssen und Vorrechten zurückzuführen. Er verständigte sich darüber mit dem Könige auf der Stelle. Beide beschlossen, die vordringlichen Begehren der Emigranten gebührend abzufertigen, und ihnen gegenüber den allgemeinen europäischen Standpunkt auf das Bestimmteste hervorzuheben. Artois empfing am 27. August eine gemeinsame Antwort der beiden Souveräne, deren Ton und Inhalt von der Stimmung ihrer Urheber klares Zeugniß ablegte. Ludwig XVI., sagten sie, kenne den Plan eines europäischen Vereins zu seinen Gunsten; dies reiche hin, um sein Vertrauen zu stählen, während die Erhebung Monsieur's zur Regentschaft eine völlig entgegengesetzte Wirkung haben müsse. Das vorgeschlagene Manifest der bourbonischen Prinzen dürfe deshalb keinen Falles vor dem Abschlusse jenes Vereins veröffentlicht werden, eben so wenig könne vorher eine vereinzelte Truppenbewegung Statt finden. Die Rechte der verletzten Reichsstände werde der Kaiser gemäß der Reichsverfassung wahren, und bedürfe dazu einer Regentschaft Monsieur's nicht. Hessen-Cassel könne wie alle anderen Stände nur zu den verfassungsmäßigen Leistungen angehalten werden. Der Kaiser und der König genehmigen endlich den friedfertigen Aufenthalt einzelner Emigranten in ihren Staaten, bewaffnete Rüstungen aber können vor dem Abschlusse des Vereins nicht gestattet werden. Neben diese Abweisung stellten dann die Monarchen ihr eigenes Programm in einer gemeinsamen Erklärung. Sie bezeichneten darin die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich als eine für ganz Europa wichtige Frage, drückten die Absicht aus, alle Mächte des Welttheils zur Mitwirkung einzuladen, und kündigten, wenn diese Voraussetzung sich verwirkliche, dann und in diesem Falle eine thätige Einmischung an. Da man völlig sicher wußte, daß England nicht Antheil nehmen würde, so war der gewählte Ausdruck völlig gleichbedeutend mit einer Erklärung der Nichtintervention, und von Leopold offenbar nur als Mittel zur Einschüchterung der Pariser Demokraten gewählt worden. Noch an demselben Abend schrieb er an Kaunitz nach Wien, er möge ganz ruhig sein, er, Leopold,

habe sich ganz im Allgemeinen und von jeder bindenden Zusicherung entfernt gehalten. Dann und in diesem Falle, sagte er, das ist mir Gesetz und Propheten: wenn England fehlt, so ist der Fall nicht vorhanden.

So schloß die Pillnitzer Zusammenkunft, nachdem die Monarchen noch sich beiderseitige Beschützung der Reichsverfassung, Ermunterung des sächsischen Churfürsten zur Annahme der polnischen Krone, und enge Freundschaft nach allen Seiten zugesagt hatten. Die tausend und aber tausend Mal wiederholte Angabe, daß dort die erste Coalition zum Angriffe auf die französische Revolution gestiftet worden sei, ist, wie wir gesehen, vollkommen unbegründet. Sobald in Paris der erste Schimmer einer Versöhnung zwischen Ludwig und der Nationalversammlung aufleuchtete, war die Sache der Emigranten bei den deutschen Höfen verurtheilt. Von Anfang an war es nur die persönliche Bedrängniß der königlichen Familie gewesen, welche Leopold in Bewegung gebracht hatte; es schien ihm eine Thorheit, seine näheren Interessen an der Donau und Weichsel wegen einer Pariser Verfassungsfrage auf das Spiel zu setzen, aber es dünkte ihn eine Pflicht der Ehre und des Herzens, das Leben und die Ehre seiner Verwandten nicht hülflos verkommen zu lassen. So wären seine Heere ausgerückt, wenn Ludwig nach gelungener Flucht einen Krieg gegen die Pariser Demokraten zu führen gehabt hätte; so blieb er umgekehrt zum Frieden entschlossen, jetzt als der Krieg unendliche Schwierigkeiten, und für die französische Königsfamilie nur Häufung der Gefahr in Aussicht stellte. Wir übersehen hier die für ganz Europa entscheidende Wichtigkeit des Augenblickes, in welchem die neue Verfassung am 14. September Ludwig XVI. vorgelegt wurde. Die officielle Wahl lautete dahin, daß er mit der Annahme wieder in die verfassungsmäßigen Regierungsrechte eintreten, in der Ablehnung aber zugleich seine Thronentsagung liegen sollte. Wenn er sich für die letztere entschied, so war es thatsächlich gewiß, daß er seine Freiheit nicht wieder erhalten würde; höchst wahrscheinlich erfolgten wilde Ausbrüche des populären Unwillens; es ist nicht abzusehen, wie in diesem Falle der Kaiser den Frieden hätte bewahren wollen. Es entsprach dem, daß

alle Gutachten, die von östreichisch gesinnter Seite kamen, zur Annahme dringend riethen. In derselben Richtung wirkten begreiflicher Weise die Häupter der Nationalversammlung, die jetzt beinahe zu Rathgebern der Königin geworden waren. Ueberhaupt war es die vorwiegende Meinung: so weit ich sehe, gelangten nur von Burke und Maury abweichende Gutachten in die Tuilerien. Das Entscheidende war wohl, daß Marie Antoinette auch dieses Mal ganz mit ihrem Bruder zusammen stimmte; sie theilte seine Abneigung gegen fremde Einmischung und seine Sorge vor neuen Katastrophen in Frankreich selbst in gleichem Maße. Daß die Verfassung in sich unhaltbar sei, darüber hatte sie und Barnave so wenig wie die eifrigsten Royalisten einen Zweifel; aber sie fand kein Mittel zur Abhülfe, als Ueberzeugung der öffentlichen Meinung durch einen vollständig zu Ende geführten Versuch. Man müsse, dachte sie, die auf das höchste gespannte Ungeduld durch die Annahme befriedigen, durch genaue Beobachtung der Gesetze das Mißtrauen der liberalen Masse beseitigen, und die Demokraten sich durch die eigene Unbändigkeit zu Grunde richten lassen. Dann, hoffte sie, würde es gelingen, durch kräftige Forderungen der Mächte den von den Emigranten offen getrennten König der großen Mehrheit der Nation als Retter und Helfer zu empfehlen. Kein Bürgerkrieg, schrieb sie an Leopold, kein Angriff der Emigranten, und, wenn es irgend möglich ist, kein auswärtiger Krieg. Immerhin Benutzung der völkerrechtlichen Folgen der Revolution, die bestimmte Forderung aller Mächte, daß der König die zur Regierung Frankreich's und zur Sicherheit Europa's nöthige Gewalt zurückerhalte, daß Frankreich seine vier Millionen Bürgergarden nach dem Waffenstande des übrigen Europa vermindere, daß es seine älteren Verträge mit seinen Nachbarn gewissenhaft einhalte. Es ist möglich, daß wenn diese, und nur diese Dinge als Preis des Friedens mit Europa erscheinen, ein allgemeiner Umschwung in der Stimmung Statt findet.

So sprach Ludwig am 16. September die Annahme der Verfassung aus. Der Jubel war groß in der Pariser Bevölkerung; die Nationalversammlung ergänzte ihn durch eine volle Amnestie

für die bisherigen politischen Vergehungen. Seine Beweggründe entwickelte der König einige Wochen später noch einmal in einem vertraulichen Briefe an seine Brüder, indem er sie aufforderte, allen Protesten, die nur Erbitterung hervorrufen würden, zu entsagen. Der Weg der Gewalt, sagte er, führt uns zu Entsetzlichkeiten aller Art. Ein König kann nicht fremde Heere über sein Reich hereinführen, und wenn diesen die Eroberung gelänge, so können sie nicht immer in den verheerten Provinzen stehen bleiben. Man sagt wohl, ein König trachte stets nach Wiedergewinnung der verlorenen Macht, aber ich kann deshalb eine Bahn nicht einschlagen, auf der ich nur zum Ruine meines Volkes und zu Vorwürfen meines Gewissens gelange. Ich vereine mich deshalb mit dem Volke zu dem Versuche der Verfassung. Das Volk aber ist verwandelt in all' seinen Anschauungen. Die niedere Classe schwärmt für Ungebundenheit, die höhere für Gleichheit; jene sieht sich beachtet, diese erblickt nichts mehr über sich. Der Genuß dieses Selbstgefühles hat jede andere Erwägung verdrängt. Jeder tadelt irgend ein Decret an der Verfassung, aber sie hoffen auf einen seligen Zustand jetzt nach der Vollendung derselben. Ein Versuch sie zu stürzen, würde einen unabsehbaren Sturm hervorrufen, davon habe ich mich überzeugt. Sie müssen die Probe machen, dann werden sie bald ihre Täuschung erkennen. So bin ich bereit, ein mühevolles Dasein weiter zu fristen, und fordere Euch auf, meine Pläne durch volle Resignation zu unterstützen. Ihr habt Ursache genug zur Erbitterung, ihr habt Vieles erduldet, aber habe ich etwa fröhliche Tage gehabt?

Kaiser Leopold war derselben Meinung von Grund seines Herzens. Er billigte die Annahme der Verfassung an sich selbst, sie war ihm zugleich eine rettende Aussicht in der peinlichsten diplomatischen Lage. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, so erklärte er den Mächten, hiemit sei der Gegenstand eines europäischen Vereins für's Erste beseitigt. Noch am 1. November wiederholte er in einer Circularnote: nachdem Ludwig XVI. selbst die Bereitwilligkeit ausgesprochen, seine neue Stellung einzunehmen, und damit Freiheit und Herrschaft wieder empfangen habe, könne man nichts

thun, als die weitere Entwickelung der französischen Dinge beobachten. Der König von Preußen, obwohl damals den Emigranten günstiger gestimmt als zu Pillnitz, wollte doch ohne den Kaiser nichts thun. Spanien und die italienischen Staaten dankten bei aller Entrüstung gegen die Revolution dem Himmel für die Erhaltung des Friedens. Da Schweden und Rußland schon wegen der vorgerückten Jahreszeit ihre Seerüstungen auf den nächsten Frühling aussetzen mußten, war für jetzt auch der letzte Schein einer Coalition verschwunden. Für Europa schien der Frieden auf lange hin gesichert.

Nur die Auswanderer blieben bei ihrem Treiben, und schickten ihre Proteste, daß Ludwig als Gefangener keine gültigen Entschlüsse fassen könne, in alle Zeitungen. Im Inneren Frankreich's aber gingen die geistlichen Händel in immer wachsendem Umfange fort, die Verfolgung der unbeeidigten Priester steigerte sich wie der Fanatismus der katholischen Bauern. Beides war Niemand willkommener als den Jacobinern, die sich mit schwach verhehlter Freude anschickten, diese Gährungsstoffe zum Sturze des Thrones, der Umkehr der Gesellschaft und der Entzündung Europa's in die Hand zu nehmen.

stand, als die weitere Entwickelung der französischen Dinge beob-achten. Der Besitz von Verdun [illegible] den Emigranten günstiger gestimmt als zu Pillnitz, wollte doch ohne den Kaiser nichts thun. Spanien und die italienischen Staaten hatten bei aller Entrüstung gegen die Neuerungen dem Ganzen [illegible] die Er-haltung des Friedens. Die Schweden und Russland schon wegen der bevorstehenden Jahreszeit ihre Bewegungen auf den nächsten Frühling verlegen mußten, war für jetzt auch der letzte Schein einer Coalition verschwunden. Für Europa schien der Frieden auf lange hin gesichert.

Nur die Emigranten blieben bei ihrem Treiben, und täuschten ihre Hoffnung, daß endlich als Gefangener keine gültigen Beschlüsse fassen könne, in alle Zeitungen. Im Innern Frankreichs aber gingen die politischen Parteien in immer wachsendem Umfange fort, bis der [illegible] der unkirchlichen Priester sich zur der Fanatismus der katholischen Länder. Dieses und Niemand vertheidigte als den Geächteten, die sich mit launisch verstellter Freude anschlossen, diese Würdenträger zum Schutze des Thrones, der Umsicht der Gesell-schaft und der Einsetzung Barnave's in die Hand zu nehmen.

Drittes Buch.

Sturz des französischen Königthums.

Erstes Capitel.

Ursprung des Revolutionskrieges.

In der neuen Nationalversammlung gab es nur eine kräftige und thatlustige Gruppe, die Partei der Gironde.

Die Wahlen waren so gut wie nach dem allgemeinen Stimmrechte erfolgt: der Einfluß des Clubs war durch keine Gegenwirkung des Eigenthums gebrochen worden. Dazu kam eine Erscheinung, welche man von diesem Zeitpunkte an bei allen Ereignissen der Revolution gar nicht zu stark in Anschlag bringen kann, eine tiefe und allgemeine Abspannung der Mittelclassen. Der Aufschwung bei der königlichen Flucht war der letzte Pulsschlag der Begeisterung, womit die Nation im Sommer 1789 den Anbruch eines neuen Weltalters begrüßt hatte. Die Masse der Bevölkerung war trotz aller Uebelstände nicht unzufrieden mit dem bisher Geleisteten: aber um so heftiger drängte sie zum Abschlusse, und eilte, als ein solcher durch Annahme der Verfassung geboten schien, zum ruhigen Genusse des Vollendeten. Alle Welt wandte sich ihren Privatgeschäften zu, und freute sich, von der lästigen Politik auf lange, wie man meinte, erlöst zu sein [1]). Fast alle Wahlen, welche von nun an erfolgten, waren Minoritätswahlen, am Stärksten in Paris, wo es jetzt für ein Großes galt, wenn ein Viertel der Activbürger sein Recht ausübte.

---

[1]) Die Roland klagte damals: es ist unglaublich, wie viele Beamte und Großhändler reactionär sind; das Volk aber ist müde, glaubt Alles gethan, und geht an sein Tagewerk. Alle demokratischen Zeitungen erbosen sich über das Lebehoch, welches den König bei jedem Erscheinen begleitet, u. s. w.

Es ist ein schlagender Beweis für die thatsächliche Schwäche der demokratischen Partei, daß sie unter diesen Umständen dennoch bei den Wahlen in ganz entschiedener Minderheit blieb. Aber die Niederlage wurde ihr reichlich durch die Beschaffenheit der Sieger ersetzt. Da die Männer des alten Staates durch die ganze Lage der Dinge, die Mitglieder der Constituante durch Robespierre's Gesetz, die Mehrzahl der Gebildeten durch ihren Ueberdruß an der Politik ausgeschlossen waren, so ergab sich als eigentlicher Körper der Versammlung eine ansichts- und erfahrungslose Menschenmenge, welche tief unter ihrer Aufgabe stand. Sie hatten den löblichen Willen, die neue Freiheit zu bewahren, aber nicht das mindeste Urtheil über die Gefahr, welche die Freiheit damals bedrohte. Sie wünschten Monarchie und Ordnung, hätten aber jede dahin zielende Maßregel für erdrückende Reaction gehalten. Ihr Wahlspruch war die Verfassung, die ganze Verfassung und nichts als die Verfassung: sie hatten keine Ahnung, daß für die Erhaltung dessen, was ihnen bei diesen Worten vorschwebte, eine gründliche Reform der Verfassung unumgänglich war. Kurz, sie waren eine verschlechterte Auflage der Lameth'schen Partei von 1790: sie erlebten auch genau dasselbe Schicksal wie diese, halfen anfangs auf allen Seiten zur Zerstörung, kamen zu spät zur Besinnung, und mußten endlich gezwungen zulassen, was sie selbst in leichtsinniger Unerfahrenheit begonnen hatten.

Wenn man von Parteien in dieser Versammlung redet, so bedeutet der Ausdruck nichts Anderes, als kleine Gruppen von zwölf bis zwanzig Männern, welche die Rednerbühne oder die Ausschüsse beherrschen und die willenlose Masse der Abgeordneten wechselnd mit sich fortreißen. Zwar schrieben sich gleich Anfangs hundert und dreißig Deputirte bei den Jacobinern, und etwa zweihundert bei den Feuillans ein, auf die Abstimmungen aber hatte dies keinen bleibenden Einfluß; die Mehrheit schwankte vielmehr nach augenblicklichen Bestimmungsgründen. Was rechte Seite hieß, kam eigentlich niemals zur Thätigkeit, sondern sah sich von Anfang an auf die Vertheidigung geworfen. Die alten Häupter der Constituante, Barnave, Lameth, Duport, arbeiteten zwar im Stillen,

theils im Cabinet der Minister, theils im Club der Feuillans, um den Verhältnissen durch Einführung des Zweikammersystems größere Stetigkeit zu geben. Allein über das Wie gab es keine Verständigung; man stritt über erbliche Pairie und wählbaren Senat, und wagte sich um so weniger in der Nationalversammlung mit einem Antrage hervor. Draußen bekannte sich das Ideal der Partei, der General Lafayette, zu dem Systeme eines amerikanischen Senates, aber ohne irgend welche Energie einer wirklichen Ueberzeugung. Wie er das Königthum nur aus Pflichttreue vertheidigte und der Republik alle Gefühle des Herzens zuwandte, so gestand er das Bedürfniß einer zweiten Kammer ein, schöner aber und idealer schien ihm doch die bestehende Verfassung. Er kam darüber weder zu klaren Gedanken noch zu entschlossenem Thun: auch gab er damals seinen Befehl über die Pariser Nationalgarde ab und blieb eine Weile auf seinen Gütern in Auvergne. So war das System der zwei Kammern von Anfang an ein leerer Schemen, und nur den Demokraten ein nützlicher Vorwand zu Zorn und Verdächtigung, womit sie denn auch die Pariser Proletarier so kräftig in Bewegung setzten, daß der Club der Feuillans binnen wenigen Wochen durch den Unfug des Pöbels gesprengt wurde.

Wenn also auf dieser Seite im besten Falle eine schwächliche Defensive aufzutreiben war, so fand sich drüben auf der Linken desto entschlossenere Lust zum Angriff. Die Abgeordneten der Gironde, Vergniaud und Ducos, Guadet und Gensonné ragten unter den neuen Männern der Versammlung durch persönlichen Anstand, formelle Bildung und rednerisches Talent hervor; sie waren dabei so heiß und radical wie irgend ein pariser Volksmann, und wurden bald die Lieblinge aller eifrigen Patrioten, welchen die Cordeliers zu schmutzig und die Feuillans zu mattherzig erschienen. Die Schönheit der Form ist nichts Geringes auch in den furchtbarsten Krisen der Politik; die Gironde verdankt dem oratorischen Zauber, vor allem Vergniaud's, einen Nachruhm, den weder ihre Grundsätze noch ihre Thaten hätten verdienen können; denn im Uebrigen hat sie ohne irgend eine eigenthümliche Auszeichnung die Laufbahn der Demagogie zurück gelegt. Sie hat als Opposition

die Regierung mit allen Waffen der Anarchie angegriffen, und ist dann conservativ geworden, als sie selbst die Regierung führen sollte. In der ersten Hälfte ihres Weges sucht man vergebens irgend einen sachlichen Unterschied zwischen ihr und den Cordeliers. Ungebundenheit der Einzelnen und Gewaltthätigkeit der Massen, Nichtbeachtung des Rechtes und Beseitigung des Eigenthums, Emancipation des Fleisches und Herabwürdigung der Religion, in all diesen Bestrebungen stimmen die Girondisten mit Robespierre und Marat überein, auch als sie durch persönlichen Ehrgeiz schon auf das Bitterste mit ihnen überworfen sind. Sie bleiben in diesen Richtungen genau so lange, bis sie durch die Dolche, welche sie gegen das Königthum in Bewegung gesetzt, das eigene Leben bedroht sehen; dann sind sie mit einem Schlage verwandelt, kämpfen für Ordnung, Gesetz und Eigenthum, und gehen zu Grunde, weil sie auf einem ihnen so fremden Boden sich nicht zu bewegen wissen, und der Anarchie durch ihre früheren Thaten selbst die Dämme abgetragen haben. Ihr Unheil war dann nicht etwa, wie man wohl behauptet hat, ihr wankelmüthiger Abfall von der Sache der Pöbelherrschaft, sondern gerade ihre Unfähigkeit, die Umkehr gründlich und vollständig zu vollziehen: sie erlagen nicht der logischen Stärke ihrer Gegner, sondern der sittlichen Consequenz ihres eigenen Unrechts, in dessen Folgen sie unwiderruflich verstrickt waren.

Die Vertreter von Bordeaux, welche der Partei den Namen gegeben, haben eigentlich niemals eine leitende Stellung innerhalb derselben eingenommen. So viel von einer solchen bei ihnen überhaupt die Rede war, kam sie, wunderlich genug, in den Besitz eines heimathlosen Literaten, einer politisirenden Dame und eines verborgen wirkenden Priesters. Diese Hände haben dann den Thron der Capetingen gestürzt und die Umwälzung über Europa fortgeleitet. Keiner von ihnen war ein schöpferisches Talent oder ein mächtiger Charakter[1]; alle aber hatten den eifrigen Willen zum

[1] Ueber die Befähigung der damaligen Staatsmänner im Allgemeinen sagt die Roland selbst I, 332: La chose qui m'ait le plus surprise . . c'est l'universelle médiocrité; elle passe tout ce que l'imagination pent se représenter, et cela dans tous les degrès etc.

zerstören, und mehr bedurfte es nicht, um die morschen Pfeiler der neuen Verfassung über den Haufen zu werfen.

Der Literat unter ihnen war Brissot, der am 16. Juli die Republik hatte ausrufen wollen und jetzt als constitutioneller Abgeordneter die Hauptstadt in der Nationalversammlung vertrat. Vor seinem unruhigen Ehrgeize lag nun die Welt geöffnet, und noch ganz andere Dinge als die Schwächlinge der Constituante dachte er zu leisten. Denn wenn diese Frankreich nach ihrem Sinne gestaltet hatten, so konnte er seit den letzten Monaten die Revolution vor allen Dingen als eine europäische Frage betrachten, und auf einem Schauplatze so weit wie die Welt sein Talent und seinen Einfluß bethätigen. Im Einzelnen waren seine Wege schwerlich schon bestimmt, er war überhaupt nicht der Mann, um sich zähe an weitausschauende Pläne zu binden: aber Zweck und Mittel vereinten sich ihm in der einen Forderung — immer weitere Unruhe nach allen Seiten. So schürte er in Frankreich für die Republik, so hatte er seine Umtriebe in allen Nachbarländern[1]), so kam er bald auf das verhängnißschwere Wort, daß Frankreich auswärtigen Krieg bedürfe, um seine Revolution zu vollenden. Diesen Krieg, welcher den Thron Ludwig XVI. stürzen, die französische Gesellschaft aus den Angeln heben und Europa verwandeln sollte, kein anderer Mensch als er und seine Partei hat ihn herbeigeführt, und mithin auch kein anderer einen größeren Theil der Verantwortung für die Gräuel von 1793 zu tragen. Er warf sich in diesen Strom mit kecker Unbedachtsamkeit; er hatte etwas ideale Begeisterung für die Befreiung der Welt und die Staatsform der Republik, was ihn aber am Stärksten trieb, war die persönliche Rastlosigkeit, welche an dem Getümmel und der Erhitzung selbst ihre Lust hat, und sich ohne Sorge für kommende Gefahren dem Glücke anvertraut, das dem Kühnen und dem Gewandten hold ist.

Wie Brissot nach Außen, so gab der Partei ihre Tendenz

---

[1]) Einzelne Personen sowohl als geschlossene Gesellschaften, sagt der Bericht Montmorin's an die N.-V. 31. October, haben es versucht, die Nachbarvölker aufzuwiegeln.

nach Innen Marie Johanne[1]) Roland, die Gemahlin des bisherigen Gewerbeinspectors zu Lyon, mit dem sie vor einem Jahre nach Paris gekommen und gleich in das heftigste demokratische Treiben eingetreten war. Ich versuche keine Zeichnung ihres Wesens, nach so hundert und hundertfachen Beschreibungen: ihr Thun in den entscheidenden Augenblicken wird sie uns ausreichend charakterisiren, und hier das Eine genügen, daß sie bei allen Talenten dem gewöhnlichen Loose politisirender Frauen nicht entging. Ueber dem geschäftigen Enthusiasmus des Parteitreibens büßte sie den weiblichen Sinn für das Schöne und die menschliche Wärme des Herzens ein. Damals schwärmte sie nach den Studien ihrer Jugend für eine Republik nach antikem Muster, für spartanische Strenge, römische Tugend und plutarchische Helden, alles Dinge, die mit der Moralität von Paris und der Zerrissenheit Frankreich's einen besonderen Contrast bildeten. Diese Idealität hielt sie jedoch nicht von dem eifrigen Besuch der Clubs ab, wo es nichts weniger als idealisch oder nur reinlich herging. Später liebte sie ihre Freunde im eigenen Hause zu versammeln und ihren Erörterungen zuzuhören: da hatte sie selten ein anderes Gefühl als Ungeduld über diese Männer, die immer nur in das Allgemeine reden und sich damit alle Begeisterung hinweg sprechen. Dann verhandelte sie mit den Genossen einzeln, rief sie aus ihrer Trägheit und Schläfrigkeit hervor und schalt ihre Bedenken und Rücksichten nieder. Als Jemand sie vor der Unbändigkeit des Pariser Pöbels warnte, rief sie, man könne die Schweißhunde doch einmal nicht zum Aufjagen des Wildes entbehren: als ein Anderer Mitleid bei einer Beschimpfung der Königin und des kleinen Dauphin zeigte, wandte sie sich hinweg, es handele sich in der Revolution um größere Dinge, als um ein Weib und ein Kind. Wer sich für ihr persönliches Wesen begeistern will, muß über diese fanatische Kälte hinwegsehen können: wer ihre staatsmännische Thätigkeit prüft, wird kein anderes Ergebniß erhalten, als daß sie durch ihre Hitze die Partei unaufhörlich vorangetrieben, aber bei ihrer Oberflächlichkeit sehr selten durch einen schöpferischen Gedanken gefördert hat.

---

[1]) So nennt sie sich in den Proceßacten, als Mädchen Manon.

Eine weniger bemerkte, aber nicht minder wichtige Rolle spielte in diesem Kreise der Abt Sieyès. Er leistete, was weder Brissot noch die Roland vermocht hätten: er gab der Partei den weit ausschauenden strategischen Plan. Nachdem er sich im Sommer 1789 beinahe an der Spitze der Bewegung gesehen, dann aber sich übellaunig zurückgezogen hatte, als die Revolution nicht überall die geraden Linien seines Systemes einhalten wollte, stand er im Augenblicke völlig vereinzelt, grimmig über die Welt, die von der Trefflichkeit seiner Schlüsse nicht mehr als von dem Bohren seines Ehrgeizes Notiz nahm. Er war ganz in der Stimmung, sich einer Partei anzuschließen, welche eben zur Vernichtung alles Bestehenden die Hebel ansetzte, und wie sehr er im Grunde des Herzens seine jungen und unreifen Republikaner verachtete, so ließ er sich doch herab, mitten in tiefer Verborgenheit ihren leitenden Feldherrn zu machen. Der Mangel praktischen Sinnes, der so leicht dem Gelehrten im politischen Leben hinderlich ist, erschien bei ihm nur in dem Inhalte seiner großen Theorieen: für die Behandlung der laufenden Geschäfte, der täglichen Parteikämpfe, der streitenden Personen, besaß er berechnende Schlauheit und unverwüstliche Kälte. So warnte er, die Nation nicht wieder durch den Namen der Republik vorzeitig zu erschrecken, deren Einführung zunächst durch neuen Thronwechsel vorzubereiten, überhaupt den Kampf mit verdeckten Mitteln zu führen. Er verstand es, Erfahrungen und Verbindungen aller Art mehr anzudeuten als zu entwickeln, sich stets in geheimnißvoller Ueberlegenheit zu erhalten, und allmälig seine Umgebung zu einem Ziele zu führen, dessen Bedeutung von ihr noch kaum geahnt wurde [1]).

Schon aus dieser Mischung höchst verschiedener Einflüsse ist es leicht erklärlich, daß die Gironde nie zu so festem und gleichförmigem Auftreten gelangen konnte, wie es die übrigen Factionen der Jacobiner charakterisirt. Um so schwerer möchte es anzugeben sein, wie im Einzelnen der von ihnen erstrebte Staat beschaffen sein sollte; das einzig Sichere war ihr Wunsch, die Herrschaft zu

---

[1]) Ueber Sieyès vergl. vor Allem die von Sayous herausgegebenen Memoiren Mallet du Pans, und La Marck an Mercy 30. October.

ergreifen, die Revolution weiter zu führen und den Kampf gegen die Monarchie mit allen Mitteln zu Ende zu bringen.

So rasch wie möglich gingen sie an die brennenden Fragen, nicht an die großen und dringenden Aufgaben der inneren Gesetzgebung, die ersehnte Reform des bürgerlichen Rechtes oder die Neubildung des mit der Kirche zerrütteten Unterrichtswesens, sondern an den Sturz des Königthums, und zu diesem Behufe an die weitere Verfolgung des Clerus und der Auswanderer bis zum europäischen Kriege.

Wir überblicken noch einmal, ehe wir in diese Verwickelungen eintreten, die allgemeine Weltlage. Rußland und Schweden wünschten den Krieg; Spanien und Sardinien redeten viel davon, Preußen fing an auf diese Wege einzulenken. Es war aber gewiß, daß sie ohne Oestreich's Mitwirkung nicht dazu gelangen konnten, und Kaiser Leopold war ein für alle Male zum Frieden entschlossen, theils aus Mißtrauen gegen Preußen, Sorge um Polen, Furcht wegen Belgien's, theils nach den Wünschen Ludwig XVI. und den Plänen der Feuillans. Diese hofften, daß kräftige Vorstellungen Europa's die Revolutionäre einschüchtern würden, und wünschten als Organ dieser Vorstellungen einen Congreß aller Mächte: dabei verabscheuten sie aber jeden Gedanken an Krieg, dessen Ausbruch ihr Dasein gefährdete, und dessen Ende nur den Jacobinern oder den Emigranten zu Gute kommen konnte.

Bei dieser Lage der Dinge war es eine Lächerlichkeit, wenn die Pariser Patrioten wegen der Umtriebe der Ausgewanderten Sorge heuchelten. Deren gab es jetzt, theils in Coblenz, theils in Worms und Ettenheim 4000 Mann. Was wollte diese Handvoll Menschen ohne östreichische Hülfe gegen ein Volk unternehmen, das trotz aller sonstigen Spaltung gerade ihnen, wie der Juni gezeigt hatte, vier Millionen bewaffneter Bürger entgegenstellte? Ohne Frage bedenklicher waren die kirchlichen Händel. Frieden in diesen Verhältnissen gab es kaum in irgend einem Departement. Allein denke man über die aristokratische Stellung der alten Kirche und über die Einziehung ihrer Güter wie man wolle, so viel ist unzweifelhaft, daß der darauf folgende Schritt, die Civilverfassung

des Clerus, ein reiner Angriffsact der Revolution gewesen, welcher durch kein Bedürfniß des Jahrhunderts gefordert wurde. Hatte man wahre Sorge für Freiheit und Gedeihen des Volkes, so mußte man hier mit der Verminderung der eigenen Gewaltthat beginnen.

Es ist wichtig, diese unzweifelhaften Thatsachen fest in das Auge zu fassen, um sich von einer der größten Täuschungen frei zu erhalten, welche jemals durch Partei- und Nationalinteresse um ein großes geschichtliches Ereigniß gelegt worden sind. Tausend Mal ist es wiederholt worden: der Krieg, welchen Frankreich gegen die Mächte begann, sei nur die Abwehr gegen die Feindseligkeit gewesen, womit diese und der katholische Clerus die Freiheit von 1789 und die Verfassung von 1791 bedroht hätten. In Wahrheit aber sind wenige geschichtliche Thatsachen gewisser, als das gerade Gegentheil jenes Satzes: der Krieg ist durch die Gironde begonnen worden, um die monarchische Verfassung von 1791 zu beseitigen, und Ludwig XVI., die Feuillans und Kaiser Leopold wurden von ihnen bedrängt, weil sie Alle diese letzte Stellung vor der Republik gegen den Angriff der Jacobiner zu behaupten suchten. Der König wünschte für spätere Zeit eine Reform der Verfassung auf friedlichem Wege, die Gironde aber begann den Krieg, um den gewaltsamen Sturz der Verfassung sofort zu erreichen. Bei der augenblicklichen Ruhe bedurfte sie dazu einer erneuerten Gährung, sie mußte durch ein starkes Reizmittel die Masse der Nation wieder in die Wege der Jacobiner zurückschrecken. Was bei der Flucht des Königs geschehen, gab dazu die Mittel an die Hand. Wenn man dem Volke die Einbildung beibrachte, daß König, Priester, Emigranten und Ausland einverstanden seien, mit deutschen Truppen das alte Staatswesen wieder einzuführen, dann, wußte man, würde die unermeßliche Mehrzahl des Volkes sich zu den Jacobinern gesellen.

Demnach nahm man seine Stellung. Rasch nach einander wurden Verfolgungsdecrete gegen Priester und Auswanderer beantragt. Zuerst am 7. October sprach Couthon über die Priester, ein lahmer und gebrechlicher Mensch von mildem und freundlichem Wesen im privaten Verkehr, nach seinen politischen Ansichten aber enge mit Robespierre befreundet, und gab gleich das Maß für die

Verhandlung, indem er die bloße Anwesenheit der eidweigernden Priester für ein Hinderniß der Ruhe erklärte. Claude Fauchet, der sich durch die Reden im socialen Cirkel die bischöfliche Würde im Departement Calvados verschafft und hier die Bauern in wilder Anhänglichkeit an die alte Kirche gefunden hatte, forderte, daß der Staat die Schlangen in seinem Busen wenigstens nicht selbst ernähre, und also den eidweigernden Priestern ihre Pensionen entziehe. Man bemerkte rechts ohne Erfolg dagegen, daß die Pensionen eine Entschädigung für das eingezogene Kirchengut und von der Verfassung selbst gewährleistet seien: von der Linken kam vielmehr Isnard auf Couthon's Ansicht zurück und forderte Verbannung der Priester aus dem Reiche, unter wüthendem Beifalle der Zuhörer, die bei dieser Versammlung eine noch größere Rolle als bei der vorigen spielten. Indeß blieb die Mehrheit bei Fauchet's Antrag stehen, welcher der Staatscasse 30 Mill. zu ersparen verhieß, und gab außerdem nur den Districtsbehörden die Befugniß, widerspenstige Priester aus dem Bezirke zu entfernen.

Gleichzeitig war man auch gegen die Auswanderer vorgeschritten. Die Rechte stützte sich wieder auf die Verfassung, welche die Freiheit der Auswanderung gewährleistete: sie nahm außerdem Bezug auf die allgemeine Amnestie, womit die Constituante ihre Thätigkeit geschlossen hatte. Hier ergriff denn Brissot die Leitung des Angriffs. Seine große Rede vom 20. October, mit der er zuerst seine Führerstellung in dem Hause einnahm, ist deshalb merkwürdig, weil sie deutlich zeigt, daß es ihm mehr auf die Mächte als auf die Auswanderer ankam, und die letzteren ihm nur ein Mittel zum europäischen Kriege waren. Während er gegen die Ausgewanderten gelindere Mittel als irgend einer seiner Freunde vorschlug, mahnte er um so glühender den Stolz der Nation gegen die Mächte auf, die er ohne Weiteres als Beschützer der Emigration bezeichnete: sie seien zwar ungefährlich, entfernt, friedliebend oder ohnmächtig, aber um so mehr empfehle es sich, durch festes bewaffnetes Auftreten ihnen die Lust zur Einmischung oder Vermittelung zu benehmen. Die Gironde war damit vollkommen einverstanden, aber es erschien den Meisten unter ihnen thöricht, nach

seinem Vorschlage die Auswanderer durch Drohungen zur Rückkehr zu bestimmen. Wie man die Priester zu verbannen wünschte, so wollte man die Auswanderer gerade gar nicht zurückrufen, sondern ihre Entfernung und die Angst vor ihren Rüstungen verewigen. Dazu gab es keinen einfacheren Weg, als durch Schreckensmaßregeln zugleich ihr Ehrgefühl zu reizen und ihre Sicherheit gefährdet zu zeigen. So kam am 8. November ein Beschluß zu Stande, welcher den 1. Januar als Frist zur Rückkehr setzte, die Prinzen und Beamten, welche dann nicht erschienen, ohne Weiteres zum Tode verurtheilte, und die gleiche Strafe den Uebrigen androhte, wenn sie an einer Rottirung Theil nähmen. Das Begehren der Rechten, den Begriff der Rottirung näher zu bestimmen, wurde abgelehnt, dann aber der diplomatische Ausschuß beauftragt, über die fremden Mächte näheren Bericht zu erstatten.

Der König, der vierzehn Tage früher seine Brüder, wir sahen, mit welcher Dringlichkeit, zur Ruhe ermahnt hatte, konnte sich doch nicht entschließen, an der barbarischen Härte des Decretes Antheil zu nehmen, und legte sein Veto dagegen ein. Der Gironde schien es fast ein größerer Gewinn, als die Ausführung des Strafgesetzes. Clubs und Presse klagten jetzt um die Wette über das Einverständniß zwischen Ludwig XVI., den Emigranten, den Mächten. Zugleich faßte die Partei damals an der wichtigsten Stelle des hauptstädtischen Lebens festen Fuß, indem die Amtszeit des Maire zu Ende ging, und sich hier Gelegenheit bot, die mächtigste Behörde des Reiches im revolutionären Sinne zu besetzen. Der hervorragendste Bewerber der rechten Seite war General Lafayette, der in diesem Posten sein ganzes früheres Ansehen wieder zu gewinnen hoffte. Die Volksmänner aber, welche ihn seit dem 17. Juli tödtlich haßten, boten Alles auf, um einem der Ihrigen den Sieg zu verschaffen, und richteten ihre Blicke auf Pethion, der in der Constituante zu dem kleinen Kerne der äußersten Linken, Robespierre, Salles, Gregoire gehört hatte. Sie erhielten hier einen unerwarteten Bundesgenossen an dem geheimen Einflusse des Hofes, der seit 1790 von Niemand härteren Druck als von Lafayette erfahren hatte, und Pethion für unbedeutend und bestechlich hielt. Das Beste

that immer die Trägheit der großen Masse der Bürger, da über 30,000 Stimmberechtigte, die gewiß nicht Alle für Pethion gewesen wären, zu Hause blieben, und dieser es so am 16. November mit 6000 Stimmen von 10,000 über Lafayette davon trug. Die übrigen Wahlen fielen nicht besser aus, ein eifriger Genosse Brissot's, Roederer, wurde Syndicus des Departements, Manuel, ein ebenso fanatischer als frivoler Literat, Procureur, Danton endlich, der Führer der Cordelier's, Procureur-Substitut der Stadt Paris.

Am 22. November erschien der Bericht des diplomatischen Ausschusses über die auswärtigen Angelegenheiten. Noch einmal hatte in demselben die gemäßigte Meinung den Platz behalten; er begnügte sich mit dem einfachen Antrage: die Regierung möge die nöthigen Schritte thun, um die rheinischen Churfürsten von einer ferneren Begünstigung der Emigranten und ihrer Rüstungen abzuhalten. Dies war ganz im Sinne des Hofes, des Ministers Delessart, und der ihn leitenden Feuillans, der Lameth's, Barnave's, Duport's, welche sämmtlich den Krieg scheuten, aber durch die Verhandlungen, welche der Ausschuß vorschlug, den vielersehnten Congreß der Mächte herbeizuführen hofften. Denn an diesen wollten die meisten Regierungen bis jetzt nicht recht heran, die Einen, weil er ihnen gefährlich für den Frieden, die Anderen, weil er ihnen als Verschleppung des Krieges erschien: so daß einer der Eingeweihtesten unter den damaligen Diplomaten, der Graf Mercy, am 28. October schrieb: im Capitel der Hoffnungen steht der Congreß noch in erster Linie, vielleicht wird es in drei oder vier Monaten zu diesem Schattenspiele kommen.

Die Gironde, welche nichts mehr als eben einen solchen Einfluß der Mächte auf die Mittelclassen oder die Jacobiner befürchtete, that Alles, um durch offenen Bruch mit Oestreich das System im Keime zu ersticken. Indessen kann man zweifeln, ob sie damals schon die Mehrheit gewonnen hätte, wäre ihr nicht von der Rechten selbst eine entscheidende Hülfe zugekommen. Lafayette nämlich kannte im Allgemeinen die Wünsche der Lameth's, Delessart's, des Kaisers, ohne bisher eine bestimmte Stellung dazu zu nehmen. Ueber das Ziel derselben, die Einführung einer zweiten Kammer,

hätte er sich vielleicht mit ihnen verständigt, wenn auch über die Bildung derselben die Ansichten noch auseinander gingen. Aber nimmermehr mochte er sich auf ihre Wege einlassen. Es war etwas Nationalstolz dabei, der ihn gegen den Einfluß der Mächte sich sträuben ließ, zugleich aber machte ihm seine Eigensucht den Gedanken unerträglich, daß die verhaßten Lameth's den König retten und die Macht davontragen sollten. Schloß er sich dagegen der Gironde an, so konnte ihm die Führung des Heeres und des Krieges nicht entgehen; er erinnerte sich an die alten Pläne zu Gunsten der belgischen Freiheit, er sah sich wieder mit der Fülle der Ehren und der Volksgunst umgeben. Er entschloß sich für den Krieg.

Der größte Theil der rechten Seite stand unter seinem oder seiner Freunde Einfluß. Der erste Schritt war die Aufstellung eines streitfähigen Heeres. Die wenigen Royalisten der Versammlung wagten keinen Widerspruch; Barnave selbst hatte geäußert, daß ohne ein tüchtiges Heer im Inneren nicht weiter zu kommen sei; sie meinten, die Verstärkung der Armee bringe noch keinen Krieg, wohl aber könne sie die Zucht der Truppen kräftigen, und dadurch dem König eine nach Innen zuverlässige Streitmacht verschaffen. So wurde am 29. November, an demselben Tage, an welchem das Priesterdecret seine schließliche Fassung erhielt, unter dem Jubel aller Parteien beschlossen, der König möge die Churfürsten zur Auflösung des Emigrantenheeres auffordern, die Entschädigung der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten rasch erledigen, das diplomatische Personal in patriotischem Sinne wechseln, und sofort die nöthigen Streitkräfte an den Grenzen versammeln, um dem Allem Nachdruck zu geben [1]).

Der Hof war überwältigt durch diese plötzliche Einigkeit der Parteien. Vergebens ließ Malouet rathen, der König solle vor

---

[1]) Mem. de Lafayette, VI., 42. Memoires de Vaublanc. Es ist ein starker Irrthum bei Buchez, wenn er in Vaublanc's Erzählung eine Intrigue des Hofes und der Feuillans entdecken will. Die Namen der Officiere, welche Vaublanc als die künftigen Anführer bezeichnet, reichen allein hin, nicht Barnave, sondern Lafayette als den Urheber zu bezeichnen.

jeder anderen Antwort seinen Willen erklären, von Paris hinweg etwa nach Fontainebleau zu gehen; vergebens warf sich Montmorin der Königin zu Füßen, sie möge lieber gleich der Gefahr entgegentreten, als sich durch längere Nachgiebigkeit vernichten. Man hatte Furcht vor den Folgen jedes Widerstandes, Furcht vor dem nächsten Unheil einer Insurrection [1]). Der König gab der Nationalversammlung eine im Allgemeinen zustimmende Antwort. Er war in Schrecken nach jeder Seite hin, hier wie immer erfüllte ihn die leiseste Annäherung an Krieg und Kriegsrüstung mit unüberwindlichem Abscheu. Dazu kam das Decret gegen die Priester, welches bei ihm die tiefsten Wunden wieder aufriß, und nach dem Gutachten aller Minister sogleich von ihm genehmigt werden sollte. Er hielt dies hin und schrieb einstweilen am 3. December an mehrere Höfe, daß er trotz der Annahme der Verfassung von den Factionen ernstlich bedroht werde und nur in der baldigen Eröffnung des Congresses Heil sehe [2]). Es war stets noch die einzige Hoffnung, daß ein Zusammentreten Europa's den Kriegseifer der Republikaner abkühlen würde.

Aber die Hülfe war fern und ungewiß, während die Folgen des Decretes in Paris sich unaufhaltsam entwickelten. Der Kriegsminister Duportail, ein eifriger Vertreter der Friedenspolitik, gab sofort seine Entlassung: und Ludwig, nachdem er den offenen Widerstand gegen das Decret nicht gewagt hatte, konnte nicht umhin, das erledigte Portefeuille im Sinne der neuen Richtung zu vergeben. Er wählte einen Mann, der wenigstens durch seine Geburt aus der alten vornehmen Welt entsprossen war, und in seiner Gesinnung eine warme Ergebenheit gegen den Thron zur Schau trug. Allein trotz dieser Eigenschaften gehörte Graf Ludwig Narbonne nach seinem Dichten und Trachten zu jener jüngeren Generation des französischen Adels, die sich bei dem Anfange der Revolution so lebhaft betheiligt und auf verschiedenen Punkten so

---

1) Mallet I., 248.

2) Dies ist das von Bertrand und Beauchamp zu 1790, von Beaulieu richtig zu 1791 gesetzte Schreiben: der Anfang dessen, was die demokratische Geschichtsschreibung den Landesverrath Ludwig XVI. nennt.

großen Einfluß ausgeübt hatte, zu jenem Kreise geistreicher und frivoler Lebemänner, die in die Revolution wie sonst in eine Hofintrigue als ein Mittel persönlichen Ehrgeizes eintraten, und bei aller Demagogie doch immer vornehme Herren, reich, glänzend und lebenslustig blieben. Narbonne war mit den größten Mustern dieses Schlages, mit dem orleanistischen Lauzun und dem fayettistischen Talleyrand, von Jugend auf gleich befreundet, dann durch letzteren mit Lafayette in nahe Verbindung getreten. Abgesehen von politischen und sittlichen Grundsätzen war er im Uebrigen liebenswürdig, brav und gewandt; ein Mann, der mit derselben Keckheit einen mißlichen Liebeshandel, einen kühnen Husarenstreich und ein über den Staat entscheidendes politisches Experiment unternahm, und zuletzt auch das Eine ebenso verführerisch wie das Andere fand. Er wurde durch Lafayette und Talleyrand [1]) den officiellen Kreisen empfohlen; außerdem aber beschützte ihn Necker's Tochter, Frau von Stael, die so eben mit ihrem Gemahle, dem schwedischen Gesandten, nach Paris gekommen war, sich als Kind ihres großen Vaters, als geistreiche Frau und begeisterte Patritotin fühlte, und mit prickelnder Ungeduld ihren Einfluß nach allen Seiten auszudehnen suchte. Der Gemahl war der Vertreter eines Fürsten, welcher an der Spitze der Auswanderer einen Kreuzzug gegen die ganze Revolution unternehmen wollte; Frau von Stael aber ließ sich durch so bürgerliche Rücksichten nicht aufhalten, und in ihrem Salon wurde Narbonne's Ernennung zum Minister des Revolutionskrieges durchgesetzt. Denn so und nicht anders nahm Narbonne seine Aufgabe. Er hing mit der Gironde durch die Freundschaft einer anderen Dame, der Frau von Condorcet, zusammen; er sah Brissot häufig und verständigte sich mit ihm ohne Mühe. Freilich war er von dessen republikanischen Plänen noch weiter als Lafayette entfernt: er wollte vielmehr die Monarchie erhalten, und wo möglich heben. Aber man müsse seine Zeit verstehen, heute gehe es nicht ohne breite Volksthümlichkeit und verwegene Demagogie, wer hier aber unerschrocken und freiheitliebend

---

[1]) Morris diary, 4. Febr.

zugreife, bedürfe keines Congresses der auswärtigen Mächte. Im Gegentheil, von diesen das Heil erwarten, verrathe eine entwürdigende Abhängigkeit; eben jetzt mit den vorgeschlagenen Rüstungen sei man auf dem rechten Wege, man schaffe sich zunächst ein tüchtiges Heer und Respect nach Außen und Innen; indem man sich dann selbst an die Spitze der Bewegung setze, sichere man den Frieden am besten, und wenn es dennoch zum Kriege kommen sollte, so müsse man nur geschickt und verwegen sein und werde Europa und die Jacobiner zugleich zu Paaren treiben.

Der König, dem es damals ganz an einflußreichen Rathgebern fehlte — denn Barnave wurde von ihm nie, von der Königin selten gehört, die andern Feuillans hatten nur mit den Ministern zu thun [1]) — der König wußte keinen scheinbaren Grund gegen diese Erörterungen. Die anderen Minister wagten nicht, zugleich ihrem Collegen und der Versammlung entgegenzutreten, und so verkündete Ludwig am 14. December dem Reichstage, daß er dem Churfürsten von Trier erklärt habe, wenn binnen einem Monat das Emigrantenheer nicht aufgelöst sei, werde man ihn als Feind betrachten; daß an der Nordgrenze 150,000 Mann in drei Heeren unter den Generalen Rochambeau, Luckner und Lafayette aufgestellt werden sollten; daß er, der König, den Krieg beantragen werde, falls die Vorstellungen fruchtlos blieben. Die Versammlung sprach ihre hohe Genugthuung für so viel Kraft und Vaterlandsliebe aus, und ließ es sich in dieser Stimmung fast schweigend gefallen, daß Ludwig fünf Tage später das Priestergesetz, wie vorher das Emigrantendecret zurückwies [2]).

Bei dieser vorläufigen Rüstung blieben aber die Gedanken Narbonne's und seiner Freunde nicht stehen. Sie sahen sehr wohl, wie unzulänglich die französischen Streitkräfte damals gegen ein Bündniß des alten Europa waren: sie entwarfen also den Plan, das ganze Alliansystem des bisherigen Frankreich umzuwandeln, und durch neue Verbindungen das alte Europa auf den Kopf zu

---

[1]) Pellenc an La Marck. 3. Januar.

[2]) Ich gebe so oft nach, sagte er, daß man mir auch einmal den Willen thun kann. Pellenc l. c.

stellen[1]). Der erste Antrieb dazu ging von Biron aus: einst war er der Held der vornehmen Gesellschaft aller Residenzen gewesen, schön, reich, verschuldet, in Abenteuern, Liebeshändeln, Raufereien berühmt, mit allen Intriganten befreundet, eine Weile von der Königin begünstigt, dann ein Gefährte des Herzogs von Orleans, jetzt als General beim Nordheere erfüllt von dem Ehrgeize, eine kriegerische Rolle zu spielen. Kaum hatte er Narbonne's Ernennung erfahren, so schrieb er dem gemeinsamen Freunde Talleyrand: die Maßregel des 14. ist herrlich, wenn ihr Preußen gewinnt, im entgegengesetzten Falle spielt ihr gewagtes Spiel mit schlechten Karten. Talleyrand ging mit Freuden darauf ein. Hier liegt unser Heil, antwortete er, ist der König von Preußen für uns, so sind wir Herren der Stellung, das Mißtrauen schwindet, die Verfassung gewinnt Boden. Beide vereinten sich dann weiter, auch England hinzuzuziehen, welches, wie sie hofften, schon nach seinem bisherigen Bunde mit Preußen sich gerne anschließen würde. Die von dem Reichstage begehrte Erneuerung des diplomatischen Personales bot ganz von selbst den Anlaß zu solchen Unterhandlungen, und Biron, der alle liederlichen Elemente des Berliner Hofes auswendig wußte, machte eifrige Vorschläge über diese Gesandtschaft. Man sieht, in wie luftiger Weise die vornehmen Glücksritter hohe Politik trieben. Mit einer Kammerdiener- und Kupplerintrigue meinten sie die Stellung der großen Reiche wie Thon in ihren Händen umzuformen. Wenn Bischoffswerder hinreichende Gelderbietungen gemacht würden, schmeichelten sie sich, Preußen zum Verbündeten der Revolution gegen Oestreich zu gewinnen, Preußen, welches Oestreich jetzt deshalb zürnte, weil dieses zu wenig Neigung zum Kampfe gegen die Revolution zeigte. So mußte denn Biron auch in Paris gleich auf der Schwelle seines Systems erleben, daß Barnave und Delessart, welche von Preußen gerade wegen der Kriegslust desselben nichts wissen wollten, zwar dem Scheine nach auf Narbonne's Wünsche eingingen, dann aber durch die Sendung des Grafen Segur, eines in Berlin mißliebigen

[1]) Das Folgende aus der ungedruckten Correspondenz zwischen Narbonne, Biron und Talleyrand. Dépôt de la guerre, Paris.

Mannes, jede Wirkung von vorn herein vereitelten. Biron wüthete, als er es erfuhr, gab alle Hoffnung auf, und nahm sich vor, gegen den verrätherischen Minister bei der Nationalversammlung gebührende Klage zu erheben. Für's Erste aber war man nur noch an die militärischen Maßregeln gewiesen.

Bei der Zerrüttung des ganzen Heerbestandes war dazu das Dringendste eine reichliche Geldbewilligung. Narbonne begehrte also einen außerordentlichen Zuschuß von 20 Millionen in klingender Münze, eine Summe, die bei damaligem Stande des Papieres wenigstens 30 Millionen in Assignaten kosten mußte. Für gewöhnliche Staatsmänner hätte dies allein schon zu gründlicher Vertreibung aller Kriegsgedanken ausgereicht, da die finanzielle Verlegenheit bereits unermeßlich war. Die Erhebung der directen Steuern war null. Jetzt am Jahresschlusse waren noch nicht einmal die Departemens mit der Bestimmung ihrer Quoten fertig, und deren Vertheilung auf die Gemeinden und die Steuerpflichtigen stand noch völlig zurück. So lieferte statt der regelmäßigen Monatseinnahme von 48 Mill. der September 40, October 28, November 30; das Vierteljahr ergab mithin einen eingestandenen Ausfall von 46 Mill. oder fast einem Drittel der erwarteten Einnahmen. Sei es nun, daß in Wahrheit diese Beträge noch ungünstiger standen, sei es, daß die außerordentlichen Ausgaben mehr als ihre amtlichen Ansätze betragen hatten, genug, zu Anfang December waren die 600 Mill., welche die Constituante im Juni decretirt hatte, verbraucht, 472 davon auf die Tilgung der Schuld, also 128 auf die Ausgaben der Jahresverwaltung verwandt worden. Da die Constituante 800 Mill. zugesetzt hatte, so war hienach kein Zweifel möglich, daß bis zum Ende des Jahres die revolutionäre Regierung eine Milliarde von dem Capital des Staates verzehrt haben würde.

Auf die Nationalversammlung machte es geringen Eindruck. Ihr Vertrauensmann in Finanzsachen war ein Fabrikant aus Montpellier, Peter Joseph Cambon, der seinen ungelehrten Collegen vielleicht durch die Kenntniß kaufmännischer Buchführung imponirte, jeden Widerspruch gewöhnlicher Staatsklugheit mit patriotischer Energie niederdonnerte, und die Hülfsmittel der Revolution, wenn

man nur auf den Wegen der Revolution bleibe, für unerschöpflich erklärte. In der Constituante hatte sich Montesquiou wenigstens die Mühe ausführlicher Erörterung gegeben; die ganze Wahrheit kam auch hier niemals zum Vorschein, aber man suchte doch den Schein zu retten, die Ausgaben zu belegen, die Einnahmen nachzuweisen, und so eine gewisse Bilanz auf dem Papiere herzustellen. Jetzt war von dem Allen keine Rede mehr. Cambon sagte in drei Worten, die Casse sei leer, folglich neues Papier anzufertigen; die Fünflivresscheine hätten die Silberthaler aus dem Verkehre verdrängt, folglich müßten die neuen Assignaten in Scheine von 10 und 15 Sous getheilt werden. Zwei Redner schilderten darauf das Unheil, welches die arme Classe durch die Ausgabe eines so werthlosen Papieres treffen würde; Niemand versuchte sie zu widerlegen, weil die Maßregel, einerlei ob gut oder übel, in jedem Falle unvermeidlich schien. Am 17. December befahl man die Anfertigung von 300 Mill. Assignaten, so daß die Gesammtmasse jetzt 2100 Mill. betrug. Das Maximum des Umlaufes, bisher 1400, wurde auf 1600 Millionen gestellt, und die Emission allmälig in Scheinen von 50 bis 10 Sous vollzogen.

Somit waren Geldmittel vorhanden, und die Gironde bereitete sich mit frischem Muthe zu der Verhandlung über den von Narbonne begehrten Credit. Der Krieg, rief Brissot, ist eine nationale Wohlthat, das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben. Wenn die Fürsten uns angreifen wollen, so müssen wir ihnen zuvorkommen, wollen sie es nicht, so müssen wir ihren Possen mit Schwertstreichen ein Ende machen. Selbst Brissot erkannte noch an, daß der letzte Fall vorhanden, und der Kaiser keineswegs streitlustig war: aber, setzte er hinzu, man muß ihm auf seine Deuteleien wegen der elsasser Fürsten sagen, daß die Hoheit der Völker durch die Verträge der Tyrannen nicht gebunden ist. Herault de Sechelles sprach das wahre Verhältniß noch genauer aus. Will man von dem windigen Plane eines Congresses reden? Schlüge man uns die Aenderung eines einzigen Artikels der Verfassung vor, wir müßten lächelnd zur Tagesordnung gehen. Bezeichnend war dann sein Bedauern, daß der Minister nicht bestimmter von den drohenden Feindselig-

keiten Nachricht gegeben. Eine solche Erklärung, sagte er, würde Euch die Gewalt verleihen, über die beiden Veto hinwegzusehen, und Alles zu thun, was zum Heil des Staates erforderlich ist: es wäre dies Rechtens nach der römischen Formel videant consules; es wäre der Augenblick gekommen, um der Rettung des Daseins willen das Bild der Freiheit zu verschleiern.

Endlich begeisterte Condorcet die Versammlung durch ein Manifest, worin das französische Volk sich über die Art der Kriegsführung aussprechen sollte. Es drehte sich um den Satz, daß man Frieden mit allen Völkern und keine Eroberung wolle, daß man auch die Völker, deren Fürsten Krieg beginnen, als befreundet und der Freiheit bedürftig behandeln werde.

Die ganze Zukunft der Gironde lag in dieser Debatte. Krieg nach allen Seiten ohne Rücksicht auf das Völkerrecht, durch den Krieg die revolutionäre Herrschaft über Frankreich und die Ausdehnung der Revolution über die Nachbarstaaten.

Die 20 Millionen wurden am 30. December einstimmig bewilligt, und am 1. Januar das Anklagedecret auf Hochverrath gegen die Führer der Auswanderer erlassen.

Ein unvermutheter Widerstand bei den Jacobinern gab der Gironde Anlaß, ihre letzten Gedanken noch unverhüllter an das Licht zu stellen. Robespierre hatte, wie wir schon zum Mai 1790 bemerkten, von jeher den Krieg gefürchtet. Was die Gironde damit bezweckte, war ganz und gar auch das Ziel seiner Wünsche, darüber gab er die unzweideutigsten Erläuterungen. Aber er glaubte, daß das Mittel schlecht gewählt sei, er sorgte, sobald der Krieg erklärt werde, müsse dem General, der ihn führe, die politische Dictatur zufallen. So hielt er den ganzen Lärmen für eine Intrigue, um Lafayette und Narbonne an die Spitze Frankreich's zu bringen; ungefähr wie Narbonne selbst sah er die Wirkungen einer Kriegserklärung an. Was gäbe es schöneres, erörterte er, als einen heiligen Kampf für die Freiheit, für die Ausrottung aller Tyrannei, für die Erhebung aller Völker? Aber ein solcher Krieg muß mit ungelähmter Kraft und unter zuverlässigen Lenkern geführt werden, und ihr muthet uns zu, unter dem Beifall des Hofes, der Leitung

Narbonne's, den Befehlen des Marquis von Lafayette zur Schlachtbank zu gehen. Also, schloß er, stürzt erst den Hof, verjagt Narbonne und vernichtet Lafayette, dann erst dürft ihr ohne Verrätherei von auswärtigem Kriege reden, dann aber stimme auch ich mit Freuden ein.

Ludwig XVI. hätte ihm sagen können, daß nicht der Krieg, sondern die Revolution zur militärischen Dictatur führe. Die Revolution setzt nur scheinbar die Freiheit, in Wahrheit aber die Gewalt auf den Thron, und die stärkste Gewalt ist bei der Armee. Robespierre's Demagogie arbeitete ebenso wie Brissot's Kriegseifer dem General Bonaparte vor. Die Freiheit Frankreich's wurde durch die Kriegserklärung hoffnungslos, aber nicht, weil diese, wie Robespierre besorgte, die Revolution erstickte, sondern weil sie dieselbe, wie Brissot richtig sah, erhitzen und beschleunigen mußte.

Da es sich nun zwischen den beiden Führern der Revolution nur um diese letzte Frage handelte, so war Brissot's Ueberlegenheit ganz entschieden. Wenn Robespierre vor dem Verrathe des Hofes warnt, entgegnete er treffend, so ist darauf zu sagen, daß wir dieses Verrathes dringend bedürfen. Er ist das einzige Mittel, die Leidenschaft des Volkes zu entflammen, und den Sturz der Tyrannen herbeizuführen. Er wird einen Sturm anfachen, in dem die Schaar der Intriganten verweht, die Macht der Revolution aber sich riesenhaft entfalten wird [1]).

Robespierre hatte gegen diese unwiderlegliche Ausführung kein anderes Mittel als die eigene Verdächtigung des Gegners. Brissot ging mit Narbonne denselben Weg, also war er ein Volksverräther wie dieser. Er stellte sich Robespierre als überlegener Widersacher auf der Bühne der Jacobiner entgegen: das verzieh ihm der argwöhnische reizbare Mensch nicht, der sich bereits dort den Alleinherrscher der Demokratie zu fühlen gelernt hatte. Allmälig gelang es diesem zwar, die Jacobiner mehr und mehr gegen Brissot einzunehmen — das Meiste dazu that die steigende Macht des Gegners, welcher damit selbst der Oppositionslust des Clubs anheimfiel —

[1]) Ebenso Louvet in seinen Memoiren, Mallet I., 247 f., Röderer im Jacobinerclub.

aber was half eine solche Entschädigung des gekränkten Selbstgefühls, wenn die thatsächlichen Erfolge immer entschiedener nach Brissot's Wünschen gelangen?

Robespierre hatte in der That keinen Begriff von der Denkweise seines Gegners. Er faßte es nicht, daß jemand an der Gefahr selbst seine Lust haben, daß das wirbelnde und tollkühne Spiel, welchem die Zukunft des Landes durch eine Kriegserklärung anheimfiel, einen starken Menschen reizen könnte. In seiner zähen und pedantischen Weise kam er nur Schritt auf Schritt voran: die europäische Revolution war ihm das logische Ergebniß der französischen, und daß Brissot sie jetzt mit kecker Umkehrung des Gedankens zum Hebel derselben machen wollte, war ihm unfaßbar und unheimlich. In den auswärtigen Verhältnissen war er dabei so unbewandert wie irgend ein Franzose, und fand sich bei all' diesen Verhandlungen unsicher auf fremdem Boden. Ueberhaupt aber war ihm Alles zuwider, was mit Krieg und Heer zusammenhing; er liebte zu reden, aber nicht zu schlagen, der Krieg dünkte ihn eine gemeine, und nach Umständen auch eine gefährliche Rauferei. Daß Brissot mit solchem Feuer darauf hinarbeitete, wurde ihm nur durch die Voraussetzung nichtswürdiger Verrätherei erklärlich.

Drüben aber, im Lager der Gironde und im Ministerium des Krieges, war der Jubel groß, daß die Katastrophe so glücklich eingeleitet sei. Delessart bequemte sich endlich, dem Grafen Segur einen zweiten Agenten mit schweren Bestechungsmitteln nach Berlin nachzuschicken: man hatte daneben den Plan für den Fall des Mißlingens, den Herzog von Braunschweig, dessen Feldherrnruhm an der Spitze des preußischen Heeres man fürchtete, zum Führer der französischen Armee zu gewinnen [1]). Nach England sollte in vertraulicher Sendung Talleyrand selbst hinübergehen, und wenn Pitt hartnäckig bliebe, der Opposition zum Sturze des Ministers behülflich sein. Narbonne machte eine rasche Besichtigungsreise an die Grenzen, um die befehligenden Generale persönlich zu sehen, Rochambeau und Luckner durch den Marschallstab für das neue System zu

[1]) Correspondenz darüber zwischen Narbonne und dem Herzog in Girtanners politischen Annalen II., 242. Näheres über den ganzen Plan bei Mallet, I., 259.

gewinnen [1]), und mit Lafayette bestimmtere Abrede zu nehmen. Ob man wirklich Krieg haben würde, wußte noch niemand gewiß, ob man ihn wünsche, darüber war wohl die Gironde, Narbonne aber schwerlich klar. Mit heiterer Leichtigkeit und allseitigem Selbstvertrauen ging er einer Krisis entgegen, deren Entwickelung ihn selbst, seine Freunde und Gegner, den König und die Verfassung in vernichtendem Sturze begraben sollte.

Eben in diesem Augenblicke langte die Antwort des Kaisers auf den Beschluß des 14. December an. Sie war vom 21. datirt: Leopold wies darin alle feindseligen Gedanken zurück, erklärte aber, daß er als Oberhaupt des Reiches eine bewaffnete Verletzung der Reichsgrenze nicht zulassen könne, mithin dem General Bender in Luxemburg Befehl gegeben habe, das Kurfürstenthum Trier gegen einen französischen Einbruch zu schützen; König Ludwig wisse übrigens, wie sehr es ihn schmerzen würde, wenn Maßregeln erfolgen müßten, wie sie in einem solchen Falle Kaiser und Reich und den andern vereinten Mächten obliegen würden. Eine weitere Note vom 5. Januar wiederholte, daß jede Verletzung des Reichsgebietes den Krieg nach sich ziehen müsse, zugleich aber meldete die Brüsseler Regierung und der Churfürst von Trier, daß der Kaiser hier die Entwaffnung der Auswanderer gefordert, nur unter dieser Bedingung Schutz versprochen, und damit auch das Aufhören der Rüstung bewirkt habe.

In der That befahl Trier, ernstlich erschreckt, die gänzliche Zerstreuung der Emigranten. Die Landstände, die nichts weniger als einen Angriff der Franzosen wünschten, reichten Vorstellungen ein, die ganz aus dem gewohnten unterthänigst ersterbenden Tone fielen, und von dem Churfürsten mit halb zornigem halb ängstlichem Mißfallen bemerkt wurden. Bis dahin war in Coblenz ein lustiges und geräuschvolles Treiben gewesen, die Franzosen hatten sich bei dem gütigen Oheim ihrer Prinzen wie die Herrn im Hause

[1]) Biron hatte darauf hingewiesen, um den Generalen, die mit ihren Assignaten nicht auskamen, damit Gehaltszulage auszuwirken. (Schreiben an Narbonne 9. December.) Narbonne entfernte von den Marschallstäben die Lilien. (Pellenc an La Mark 3. Januar.)

gefühlt, Hoffeste, Duelle, Liebeshändel, Exercitien lösten einander ab: jetzt mußte der fröhliche Lärmen verstummen, und höchstens auf einigen Dörfern, hinter dem Rücken der schwachen Behörden, mochte man noch die Degen wetzen. Calonne, der allmächtige Minister des ausländischen Frankreich, zürnte über den Kaiser nicht weniger als über Ludwig XVI.: denn auch dieser blieb bei der Meinung, daß ihm das Auftreten der Emigranten nur Verderben bringen könne, und ließ durch Calonnne's alten Widersacher Breteuil die Höfe im Sinne des Kaisers instruiren. Leopold bestärkte darin die Königin auf das Nachdrücklichste. Er schilderte ihr wiederholt die Gräßlichkeit des Krieges, der sich durch ein Bündniß zwischen den Mächten und den Emigranten entzünden würden, die Schwierigkeit, die in diesem Fall einige Nation zu bezwingen, die Unmöglichkeit, nach dem Siege auf Trümmern und Leichen einen sichern Zustand zu begründen. Es ist unthunlich, sagte er, auf die Stimmung der Nation keine Rücksicht zu nehmen, der Verein der Mächte darf mithin die wesentlichen Grundsätze der Verfassung nicht antasten, er darf seine Forderung nur an seine Beschwerden über die elsasser Fürsten, die Beraubung des Papstes, die letzten französischen Rüstungen anknüpfen, er muß sich mit dem vernünftiger Weise Erreichbaren, Sicherheit und Kräftigung für den König und Rettung der Existenz für den Adel begnügen, und das Weitere einer besseren Zukunft anheim stellen [1]).

Je deutlicher dies System sich in den amtlichen Noten ankündigte, desto bestimmter erkannte auch die Gironde die für ihre Zwecke darin liegende Gefahr. Kam sie nicht zuvor, so mußte sie fürchten, im Lande vereinzelt zu werden. Isnard sprach es offenherzig genug schon am 5. Januar aus. Der Kampf dreht sich nicht mehr um Herstellung des alten Regime oder Einführung der Republik, denn die Freunde des Alten erkennen auch die Unmöglichkeit desselben, und die Republikaner sind bei ihrer geringen Anzahl gar nicht als Partei zu zählen. Aber da steht den warmen Patrioten, den ächten Freunden der Freiheit und Gleichheit die

---

1) Geheime Correspondenz zwischen Leopold und Marie Antoinette in der Révue retrospective.

Masse der Gemäßigten entgegen, die zwar auch die Verfassung, vor allem aber die Ruhe lieben. Sie schreckt die Furcht der Anarchie von den besten Patrioten hinweg, und wirft sie den falschen Gemäßigten, den Gefährlichsten von Allen in die Arme, den Reichen und Egoisten, den Feinden der Gleichheit. Um die Rettung oder Vernichtung der Gleichheit bewegt sich der Streit. Robespierre und Marat, die wollenen Mützen und die Pikenmänner hätten keine zutreffendere Formel ersinnen können. Nicht die Verfassung in ihren positiven Grundsätzen war bedroht, sondern die Herrschaft der Pöbelmassen und ihrer demagogischen Führer. Um dieser nächsten Sorge auszuweichen, stürzte sich die Gironde in den Krieg, in die viel größere aber entferntere Gefahr. Kein vernünftiger Mensch konnte sich verbergen, daß die Revolution verloren war, wenn die Mächte den Krieg mit raschen und zermalmenden Schlägen führten: aber einstweilen waren die Feinde weit entfernt, alle Möglichkeiten offen, und nur das Eine gewiß, daß der Krieg die französische Krone vernichtete, wenn die Mächte noch einige Monate in der gewohnten Weise fortzauderten.

Also war die Gironde keinen Augenblick zweifelhaft. Mit größter Eile suchte sie die Möglichkeit jeder Annäherung abzuschneiden. Gensonné, der Berichterstatter des diplomatischen Ausschusses, verweilte auf dem Befehle an General Bender, hob den in der Note erwähnten Verein der Mächte hervor, und beantragte eine kategorische Frage, ob der Kaiser auf alles Vornehmen gegen die Verfassung verzichte, und Frankreich nach den alten Bündnissen gegen andere Mächte unterstützen wolle; gebe er hierauf binnen drei Wochen nicht eine bindende Erklärung, so sei er als Feind zu betrachten. Ehe noch die Verhandlung über diesen Antrag begann, erhob sich Guadet auf seinem Präsidentensessel. Ein Punkt in dem Vortrage habe sein Gefühl so mächtig erregt, daß er um die Erlaubniß bitte, ihm Worte zu geben. Und dann auf die Tribüne getreten, kündigte er den Verein der Mächte auf Aenderung der Verfassung als die Thatsache an, die jedes ehrliebende und patriotische Herz mit vernichtendem Zorne erfüllen müsse. In heftig rauschender Rede rief er den Stolz des französischen Volkes,

des einzigen freien Volkes des Welttheils auf, den Stolz, an dessen Stelle jetzt die tiefste Erniedrigung treten solle, Gesetze zu empfangen von verachteten Fremden, von einer Bande gekrönter Despoten. Ich fordere, schloß er, daß ihr jeden Franzosen, der an irgend welcher Verhandlung mit Fremden über unsere Verfassung Antheil nimmt, für ehrlos und einen Verräther am Vaterlande erklärt.

Es war nach den Zwecken der Gironde, nach dem Sinne Lafayette's, nach den Begierden der Zuhörergalerien geredet. Die ganze Versammlung war ein einziges Feuer: ohne Besinnen noch Widerstreben, unter dem anhaltenden Rufe Freiheit oder Tod, wurde das Decret beschlossen. Delessart war anwesend, und sah die Hoffnungen seiner Freunde zermalmt. Er hatte nicht die Kraft sich zu regen, er rief Freiheit oder Tod wie die Andern, und begehrte von dem Könige die augenblickliche Genehmigung des Decretes, wenn man nicht ohne Rettung zu Grunde gehen wollte.

Das war die Antwort auf die Wünsche der Feuillans, durch vernünftige Vorstellungen der Mächte auf die Gemüther der Franzosen zu wirken. Der Krieg war entschieden. Denn gerade das Programm, mit welchem der Kaiser bisher die nordischen Mächte von dem Angriff auf Frankreich abhielt, war jetzt von den Franzosen selbst als Kriegsfall bezeichnet worden. Und mit welchem brennenden Eifer griff diese Gesinnung bei den Pariser Demokraten weiter und weiter umher. Brissot wollte — am 17. Jan. — von dem Ausschußantrage nichts wissen, nach welchem der Kaiser über seine Bundestreue noch erst befragt werden solle: der Verein mit anderen Mächten, dessen die Note erwähne, sei ein Bruch des Vertrages von 1756 und ein offener Act der Feindseligkeit, dies also sei auf der Stelle zu erklären, und dem Kaiser zu sagen, daß nur die sofortige Auflösung jenes Vereines den Krieg abwenden könne. Wozu überhaupt noch irgend eine Erklärung? rief der Bischof Fauchet. Der Krieg zwischen Freiheit und Tyrannei ist längst vorhanden, ruft alle Völker zur Theilnahme auf, bietet ihnen Euere Hülfe gegen ihre Despoten, und zerreißt alle Verträge, mit denen bisher die Könige die Völker geknechtet haben. Noch

sind, entgegnete ein Mitglied der Rechten, die Umstände dazu nicht reif.

Während dieser Verhandlungen hatte Narbonne seine Grenzreise vollendet, die Generale in Metz gesehen und sie zu einem Kriegsrathe nach Paris entboten. Er stärkte der Versammlung den Muth durch eine glänzende Beschreibung der Festungen und der Regimenter, und bat nur um ein wirksameres Recrutirungsgesetz, da ungefähr 50,000 Mann an den Linientruppen fehlten. Gewünscht hätte er, die Bataillone der Freiwilligen in die Regimentsverbände aufzunehmen und so der militärischen Ordnung zu unterwerfen, allein damit drang er trotz aller Volksgunst bei den Demokraten der Versammlung nicht durch, da immer umgekehrt diese den Soldaten im Bürger aufgehen lassen wollten. Es blieb bei der Erhöhung des Handgeldes, Herabsetzung des Körpermaßes und öffentlichen Ceremonien bei der Anwerbung. Späterhin zeigte sich, daß der Erfolg gering war, und gleich damals erklärte General Noailles, daß Reiterei und Canoniere in voller Auflösung begriffen seien. Allein der Eifer der Versammlung war dadurch nicht zu halten; vielmehr beschloß sie am 25. Januar, der König möge den Kaiser befragen, ob er auf alle Unternehmungen gegen Frankreich verzichte, und den Krieg erklären, wenn dies bis zum 1. März nicht zugesichert werde. Niemand zweifelte an dem Ausgange. Das Ministerium forderte die Generale zu Aeußerungen über die beste Weise den Krieg zu führen auf. Rochambeau, ein Soldat des alten Schlages, an methodische Kampfesweise gewöhnt und dem revolutionären Treiben abgeneigt, gab das mißliebige Gutachten, daß mit den heruntergekommenen Truppen nur die Vertheidigung der Grenzen möglich und jeder Angriff vom Uebel sein würde. Desto eifriger ging Luckner auf die Wünsche Narbonne's und der Gironde ein. Er hatte einst im siebenjährigen Kriege sich Ruf als Parteigänger gegen die Franzosen erworben, hatte große persönliche Tapferkeit, aber als Feldherr geringe, als Staatsmann nicht die mindeste Einsicht. So stand er zwischen den Parteien mit völliger Unselbstständigkeit, und war besonders beim Glase für jede Meinung zu gewinnen. Er entwickelte jetzt

mit großer Lebhaftigkeit, man dürfe sich nichts gefallen lassen, sondern müsse dem Kaiser zu Leibe gehen; er, Luckner, werde den Rhein überschreiten, Mainz nehmen, das deutsche Reich in Bewegung setzen, in Wien selbst den Kaiser zur Anerkennung der französischen Verfassung zwingen. Die Anderen hatten an seiner Hitze beinahe zu mäßigen, Brissot und Condorcet fanden es nützlicher, das deutsche Reich nur durch Aufwiegelung der Einwohner zu beschäftigen — im Breisgau und der Pfalz rührten sich ihre Agenten damals nicht wenig — den Krieg aber nach Belgien zu werfen, wo man ebenfalls auf Empörungen und zugleich auf die Unthätigkeit Preußen's hoffte. Diesen Hauptstreich zu führen hatte sich Lafayette zugedacht, er und die übrigen Häupter standen wieder in eifrigem Briefwechsel mit den Unzufriedenen in Belgien und Lüttich, und in Douai bewaffnete der Graf Bethune schon eine Anzahl belgischer Flüchtlinge.

So weit war man in Paris voran. Der Kaiser war in dieser Zeit noch mit keiner Macht zum Abschluß gekommen, eine Unterhandlung schwebte mit Holland, ohne ein Ergebniß zu liefern; von Spanien, Schweden und Rußland war er nach wie vor geschieden durch seinen Entschluß, mit den Auswanderern und der Herstellung des alten Regime nichts zu thun zu haben. In Belgien standen den 100,000 Franzosen, welche nach den Etats die Nord- und Mittelarmee enthielten, 30,000 Oestreicher gegenüber; in den Breisgau, der durch innere Unruhe und Luckner's Rheinarmee bedroht war, beschloß Leopold 6000 Mann zu schicken, und in Böhmen 30,000 Mann marschfertig zu halten. Zugleich gingen seine Verhandlungen mit Preußen ungeändert auf der bisherigen Grundlage weiter. Ich werde, schrieb er im Februar der Königin, den Factionen, die jetzt das französische Volk mit sich fortreißen, die Freude nicht machen, mich offen für die Contrerevolution zu erklären und ihnen damit die Gemäßigten in die Hand zu liefern. Mit Preußen bin ich einig darüber, und werde bei keiner Macht davon abgehen, daß wir die Auswanderer nicht unterstützen, uns in die inneren Angelegenheiten Frankreich's nicht thätig einmischen, es sei denn im Fall persönlicher Gefährdung der königlichen Familie,

und in keinem Falle auf den Sturz der Verfassung ausgehen, sondern nur die Verbesserung derselben durch versöhnliche Mittel begünstigen. Unsere Maßregeln haben keinen anderen Zweck, als Ermuthigung der gemäßigten Partei und Herbeiführung eines vernünftigen und gerechten Abschlusses, der durch Versöhnung der Interessen das Glück und die Freiheit Frankreich's sichert [1]).

---

[1]) Der Minister Delessart schrieb später aus seinem Gefängniß an Necker: ma défense sera curieuse . . . par la manifestation de ce qui s'est passé dans les cours étrangères, par la demonstration qu'on ne nous voulait pas faire la guerre, par la preuve sans replique, que c'est nous qui l'avons provoquée, et mis l'Europe contre nous. Die Dolche der Septembermörder haben diese Vertheidigung vernichtet.

Zweites Capitel.

Sturz der Feuillans.

Die Gironde hielt auch aus anderen Gründen ihre Zeit für gekommen. Auch wir, sagt die Roland, wollten eine Revolution machen, die zweite, größere Revolution. Wenn sie in der Brandung des auswärtigen Krieges zunächst den Thron zu begraben, wenn sie durch die Stürme desselben die schwachen Bande der bestehenden Verfassung zu zersprengen hofften, so schien es seit dem Beginne des Jahres fast, als hätte es des gefährlichen Mittels kaum bedurft, so entsetzlich brach die innere Auflösung aller Verhältnisse an das Tageslicht.

Damals im November, als Brissot seine ersten Kriegsreden hielt, war in die Nationalversammlung die erste, anfangs verworrene, bald schauerlich bestimmte Nachricht von der Zerstörung der reichsten französischen Colonie, von dem Untergange San Domingo's gelangt. Unmittelbar vor der Revolution stand die Insel auf einem Höhenpunkte der Entwickelung, der in der Geschichte aller europäischen Colonien nicht übertroffen worden ist. Der größte Theil des Bodens war mit colossalen Plantagen bedeckt, welche halb Europa mit Zucker, Caffe und Baumwolle versorgten. 1788 brachten sie für 150 Mill. nach Frankreich [1]), dessen Handel etwa vier Fünftel davon wieder in den Norden Europa's ausführte, und gern bereit war, darauf hin die Pflanzer, wo es Noth that, mit seiner ganzen Capitalkraft zu unterstützen. Insbesondere hatte sich

---

1) Arnould balance de commerce. Bericht des Ministers Joli, 10. Juli 92.

der Flor der Insel seit einer Verordnung von 1786 gehoben, die im Gegensatze zu dem bisher befolgten Monopolsystem der Colonie den unmittelbaren Handel auch mit Fremden eröffnete. Seitdem verdoppelten die Pflanzer ihre Production, eine Menge Anlagecapitalien strömten aus Frankreich hinüber, aus Bordeaux allein über 100 Mill.; der Ertrag war glänzend und wurde immer glänzender erwartet. Das Leben der Pflanzer war ein fürstliches. Alle Genüsse der tropischen Natur und der europäischen Bildung standen ihnen zu Gebote; auf ihren weiten Gütern herrschten sie über Tausende von Negersclaven, ohne selbst irgend eine Gewalt über sich zu empfinden; seit der Befreiung Nordamerika's fragten sie sich wohl, warum sie in der Abhängigkeit des Mutterlandes blieben.

Als in Frankreich die Reichsstände einberufen wurden, wollten sie denn auch ihren Antheil an der neuen Freiheit und nationalen Souveränität besitzen. Sie hatten dabei in den Städten der Insel eine lockere und unruhige Bevölkerung hinter sich, da der Reichthum derselben seit Jahren eine Menge emporstrebender Menschen aus allen Theilen und Ständen des Mutterlandes hinübergelockt hatte, Handwerker und Soldaten, Kaufleute und Matrosen, Krämer und Wirthe. In ihren Versammlungen gab es sogleich Streit mit den königlichen Behörden, und Hader unter einander, ob man Vertretung im Reichstage oder Unabhängigkeit von demselben begehren solle. Bald aber erhob sich im Innern der Insel ein neues Element, vor dessen Forderungen alle jene Händel in Schatten traten. Zwischen den großen Plantagen hausten auf kleinen Bauerhöfen freie farbige Leute, Mulatten und freigelassene Neger, etwa 15,000 an der Zahl, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod gewannen, von Reichthum und Genüssen, von Bildung und Luxus nichts wußten, und durch den Stolz der Weißen von jeder Theilnahme an Politik und Gesellschaft ausgeschlossen waren. Jetzt aber vernahm man in S. Domingo wie in Frankreich die Lehre der Menschenrechte, die Farbigen begannen sich als Menschen zu fühlen, begehrten politische Rechte zuerst bei der Versammlung der Pflanzer, und dort mit Hohn zurückgewiesen an der Barre des Reichstages

zu Paris. Hier nahmen sich Pethion und Robespierre ihrer an, während Barnave die Pflanzer als die wahren Stützen der Revolution auf der Insel vertrat; die Nationalversammlung, zwischen den Interessen des französischen Handels und den Grundsätzen der Menschenrechte in der Klemme, schwankte und kam zu keinem Entschlusse. Darüber verloren die Mulatten endlich die Geduld und ergriffen unter der Anführung Ogé's die Waffen, allein die französischen Regimenter unter dem kräftigen Obersten Mauduit warfen den Aufstand rasch zu Boden, und die Mulatten wurden mit entsetzlicher Grausamkeit für die Ausübung des Insurrectionsrechtes bestraft.

Unglücklicher Weise aber hatte sich Mauduit den Freiheitsgelüsten der Weißen ebenso furchtbar gemacht wie der Unbändigkeit der Farbigen. Einige Monate vor dem Mulattenaufstande hatte er die Versammlung der Weißen mit bewaffneter Hand gesprengt, und das Ansehen der königlichen Behörden mit Nachdruck aufrecht erhalten: die Pflanzer verziehen es ihm nicht, wiegelten die Truppen gegen ihn auf, wühlten in den Regimentern wie die Jakobiner des Mutterlandes, und ruhten nicht, bis Mauduit einer Emeute seiner Soldaten unterlag. Die Vergeltung dafür folgte rasch genug. Im Mai 1791 trug die äußerste Linke der Nationalversammlung ein Decret davon, welches den freien Farbigen den Zugang in das active Bürgerrecht eröffnete. Die Nachricht davon fiel wie ein Donnerschlag in die Wirren der Insel hinein: die Weißen waren entschlossen, lieber das Joch des Mutterlandes abzuwerfen, als sich der schimpflichen Gemeinschaft zu fügen; die Farbigen wollten ihr jetzt gesetzlich bekräftigtes Recht um jeden Preis verwirklichen, und ohne Hoffnung, die doppelt zahlreichen Weißen allein zu bezwingen, schritten sie zu dem Aeußersten, zur Empörung der Negersclaven.

Davon gab es damals etwa 400,000 auf der Insel. Ihre Behandlung war verschieden nach der Persönlichkeit ihrer Herren; gefehlt hatte es leider nie an Fällen, wo Grausamkeit, Habgier oder Wollust das Loos der Sclaven unerträglich gemacht hatte. So war seit dem Beginn der französischen Herrschaft eigentlich niemals völlige Ruhe gewesen, kleinere oder größere Banden ent-

laufener Neger oder Maronen machten das Innere der Gebirge unsicher; da sie aber der bewaffneten Macht gegenüber stets den Kürzeren zogen, war man daran in Domingo völlig gewöhnt und dachte nicht an die Möglichkeit einer Gefahr von dieser Seite her. Jetzt aber wirkten Maronen und Mulatten zusammen, und in einem Moment brach der Aufstand weit und breit in allen Landschaften aus. Binnen vier Wochen lagen 600 Plantagen in Asche, Hunderttausende standen unter Waffen, die Weißen wurden wie wilde Thiere gehetzt, die Gefangenen gepfählt und zersägt, die Frauen auf den Tod mißhandelt, das platte Land bis unter die Mauern der Städte verheert. Die Weißen wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung, jetzt aber fehlte es den Truppen an Disciplin, der Lenkung an Mauduit's Kraft. Schon im September sahen sie keine Rettung als ein Abkommen mit den Mulatten, denen sie endlich die politische Gleichstellung bewilligten. Aber in demselben Augenblicke setzte Barnave in der Nationalversammlung die Zurücknahme des Maidecretes durch, und legte damit das Schicksal der Mulatten gesetzlich wieder in die Willkür der Weißen. Die Nachricht davon fachte sogleich den Krieg auf's Neue an, die Gironde in ihrem Hader mit dem Ministerium hinderte die Absendung von helfenden Truppen, und stellte statt dessen die Rechtsgleichheit der Mulatten wieder her. Es war eins so fruchtlos wie das andere; der einmal entfachte Brand wüthete fort. Nun kamen die Klagen des französischen Handels. In den Seestädten folgten sich die Bankbrüche, in Paris stieg der Preis des Zuckers fast auf das Doppelte, der Pöbel der Antonsvorstadt begann die Magazine zu plündern, forderte Taxirung des Zuckers und, einmal an diese Bestrebungen erinnert, auch des Brodes. Die Ruhe, die seit dem 17. Juli in der Stadt geherrscht, war zu Ende, die Masse der Proletarier wieder in Bewegung, und die Gironde sorgte dafür, das Treiben rege zu erhalten.

Sie sah die Kriegserklärung voraus; sie wußte, wie enge damit innere Stürme verknüpft waren; sie dachte sogleich eine Armee dafür zu bewaffnen. Das Unheil von S. Domingo wäre colossal genug gewesen, um zur Ruhe und Einigung zu ermahnen,

aber diese Art der Vaterlandsliebe, die den Interessen des Landes etwas System und etwas Ehrgeiz zu opfern vermag, war nicht in ihnen. Als Paris acht Tage lang von den Tumulten der Vorstadt dröhnte, hatten Brissot und seine Freunde nur den Gedanken, es würde noch stärker tosen, wenn die Vorstädter der Nationalgarde bewaffnet gegenüber ständen. Der Wahlclub im bischöflichen Palaste, welcher Brissot in die Versammlung gebracht, erklärte, wenn die Muskete die Waffe der Activbürger sei, so sei die Pike die Waffe des Volkes; die Zeitungen der Partei wiederholten den Ruf, und Pethion klagte, daß die Bourgeoisie, deren Bündniß mit dem Volke den 14. Juli geschaffen, jetzt der heiligen Sache des Volkes untreu geworden sei. Die Fabrikation begann, bald waren viele tausend Piken in den Händen der Passivbürger. Zwei Deputationen von St. Anton, die kurz nach einander an die Barre der Versammlung traten, gaben die Zwecke der Bewaffnung mit unverhüllten Worten an; sie wollten, hieß es am 26. Januar, ein Gesetz, welches das Eigenthum sichert, aber Aufkauf und Wucher vernichtet — es war die bekannte Formel für amtliche Zwangstaxe der Waaren — überwacht die Tuilerien, sagte man am 15. Februar, das Erwachen des Löwen ist nicht fern, wir sind bereit, die Erde von den Freunden des Königs zu reinigen, und ihn selbst zu nöthigen, daß er uns nicht mehr betrügt. Kurz vorher hatte Narbonne die alten französischen Garden als Linienregiment an die Grenze geschickt, zu großem Kummer der Revolutionäre, die bei allem Pikeneifer diese schlagfertigen Vorkämpfer sehr ungern ziehen sahen; die Jacobiner handelten die Nothwendigkeit ihrer Zurückberufung unaufhörlich ab, und auch jene Deputation erklärte der Versammlung: mit den Piken und den Garden werdet ihr das Vaterland retten.

Noch stärkere Hoffnungen setzten sie aber auf den Süden des Reiches. Ich muß hier ein Wort über Avignon nachholen, über ein zweites Gräuelfest, womit die Anfangstage der gesetzgebenden Versammlung eingeweiht wurden.

Der alte Sitz der Päpste stand bis zum Jahre 1789 unter der römischen Herrschaft, die in dieser Ferne sehr gelinde auftrat,

und den Gemeinden des Landes eine große Selbstständigkeit ließ. Der Zustand der Bevölkerung war übrigens derselbe wie in den benachbarten französischen Bezirken, Unruhe in den Städten, Elend auf dem Lande; es war kein Wunder, daß die Bewegungen des 4. August sich in jedem Sinne auch über die Grafschaft ergossen. Die Schlösser wurden verbrannt, die Klöster gebrandschatzt, Zehnten und Herrenrechte beseitigt. Bald wurde die Stadt Avignon der Mittelpunkt eines revolutionären Treibens, welches zuerst auf Abschüttelung der päpstlichen Herrschaft, dann auf Vereinigung mit Frankreich steuerte. Die bisherige städtische Verfassung wurde umgeworfen, eine Municipalität nach französischem Schnitte gebildet, und durchgängig mit französischen Parteigängern besetzt. Es war hier die bürgerliche Mittelclasse, die aus Haß gegen Clerus und Adel die Bewegung in die Hand nahm. Allein im Lande selbst erfuhr sie starken Widerstand. Die zweite Stadt des kleinen Bezirkes, Carpentras, erhielt sich päpstlich, schon aus nachbarlichem Widerspruch gegen Avignon: Adel, Mönche und Bauern strömten hier zusammen, hüben und drüben stand man mit gleichgesinnten Franzosen in Verbindung. Schon im November 1789 brachte die Linke der Nationalversammlung die Reunion zur Sprache; es ging aber hier wie bei der Colonialfrage, die Versammlung gelangte zu keinem Entschlusse, scheute etwas vor offener Gewaltthat, und hatte doch eine unwiderstehliche Lust, das päpstliche Gut sich anzueignen. Auf Requisition des päpstlichen Nuntius selbst ließ Mirabeau im November 1790 das Einrücken einiger französischen Regimenter zur Erhaltung der Ruhe decretiren. La Marck schrieb ihm damals: ihr schickt damit die Pest nach Avignon — und in der That, kaum in Avignon angelangt, desertirte der größere Theil derselben, und zog mit den Demokraten der Stadt zur Einnahme und Plünderung des päpstlich gesinnten Oertchens Cavaillon aus. Seitdem hörte der Bürgerkrieg nicht auf. Avignon berief gleich nachher eine Wahlversammlung aus allen Communen der Landschaft, und als Carpentras diese nicht anerkannte, rückte die bewaffnete Bande, durch französische Zuzüge bis auf 6000 Mann verstärkt, gegen die Stadt, um die Papisten mit Feuer und Schwert

zu bändigen. Der unglückliche Bezirk vermochte seine Landschaft nicht zu decken, die Dörfer wurden angesteckt, die Aecker verheert, die Forsten verwüstet. Die Stadt aber, von Flüchtigen und Verzweifelnden erfüllt, hielt sich unerschütterlich; und als die Bauern des Gebirges, ein harter und fester Menschenschlag, gereizt durch die thierische Wildheit der Banditen von Vaucluse — so nannte das demokratische Heer sich selbst — sich endlich zum Entsatze erhoben, kamen die Belagerer ihrerseits in ernstliche Gefahr. In diesem Augenblicke aber langten französische Regierungscommissare an, bewirkten Waffenstillstand, vorläufige Regelung des Zustandes und Rückkehr der Banditen nach Avignon. Am 14. September 1791 befahl sodann die Constituante die Vereinigung der Grafschaft mit Frankreich. Allein ehe die neue Herrschaft sich geltend machen konnte, waren bereits neue und ärgere Gräuel erfolgt. Der Stadtrath von Avignon war nicht mehr Meister über die von ihm entfesselten Kräfte. Die Wahlversammlung hatte den Banditen außer Verpflegung und Bewaffnung 2 Franken Tagessold versprochen, es war für Avignon eine harte Last, die bald genug den Wunsch auf Auflösung der gefährlichen Rotte hervorrief. Damit aber war den Führern nicht gedient; sie bemächtigten sich vielmehr des päpstlichen Schlosses, welches von hohem Felsen herab die Stadt und Rhonethal übersieht, und damals zugleich Palast, Citadelle und Arsenal war. Von hier aus beherrschten sie die Stadt nach ihrem Willen, schleppten die Mitglieder des Stadtrathes in ihre Kerker, plünderten die öffentlichen Cassen, ermordeten wer ihnen Widerstand leistete. Endlich aber war die Geduld des Volkes erschöpft. Als einer der Wahlherrn, Lescuyer, die Leihhauscasse wegführen wollte, erhob sich ein Aufstand, in dem er erschlagen wurde; zugleich kam die Nachricht, daß neue Commissare mit französischen Truppen im Anzuge seien, und die Bande sah damit das Ende ihres Regimentes und Bestrafung ihrer Frevel vor Augen. Da beschlossen sie, im letzten Momente Lescuyer zu rächen und sich der Hauptzeugen ihrer Verbrechen zu entledigen. Am 16. October ermordeten sie ihre Gefangenen auf dem Schlosse, 53 an der Zahl, einen Priester und eine schwangere Frau darunter, ein sechzehnjähriger

Bube erschlug sieben der Opfer. Die Leichen wurden zerhackt und die blutigen Glieder in ein Verließ des Schlosses, die Eisgrube, geworfen, um hier für immer zu verschwinden. Dadurch ließ sich freilich die Kunde der That nicht verbergen, die ganze Bevölkerung erhob sich als Anklägerin, und die Commissare befahlen sogleich die Verhaftung der Rädelsführer, worauf dann das Land einmüthig sich gegen alle Angehörigen der Rotte erhob, und an zweitausend dieser Patrioten aus der Stadt vertrieben wurden. Allein es war nicht die Zeit, wo in Frankreich das Recht gegen das Interesse der Parteien gehört wurde. Die Banditen von Avignon waren für eine neue Revolution ganz so brauchbar, wie Pariser Piken und französische Garden; von allen Seiten her nahm sich die französische Demokratie ihrer Sache an.

Die Binnenstädte und fast die ganze Landschaft der Provence hatte keine andere Stimmung als Avignon selbst. Im Sommer 1789 hatte man mit Jubel die Revolution gegen das alte Regime mitgemacht; der Verewigung aber der Unruhe war man gründlich müde, seitdem man das Wesen der zweiten Revolution in den Angriffen auf die Kirche, auf Eigenthum und persönliche Sicherheit empfunden hatte. Je schärfer der kirchliche Gegensatz wurde, je heftiger hier in der Nähe der Kampf in Avignon entbrannte, desto fester schlossen sich die Gemäßigten zusammen. In Mende, Vannes und Jalès bildeten sich wieder bewaffnete Föderationen, um die katholischen Priester gegen die Jacobiner zu schützen; in Arles wurden die Bürger nach langen Anstrengungen über die Demokraten Herr, und besetzten bei dem unruhigen Zustande des Landes einige alte Festungswerke, von wo aus sie die Rhone beherrschen und nöthigenfalls sperren konnten. Irgend etwas Gesetzwidriges kam nicht vor, im Gegentheil war die Bewegung in Arles durch das Streben der dortigen Jacobiner entschieden worden, den Wucher und das Aufkaufen zu vernichten, d. h. vollen Cours des Papiergeldes und beliebige Waarenpreise zu erzwingen. Die Behörden des Departemens waren mit den Bürgern ganz einverstanden[1]).

[1]) Anklage der Marseiller gegen Arles, A. N. 20. Febr.: das Directorium ist mit den Empörern einverstanden, und begünstigt die Agiotage und das Accaparement.

Desto ungestümer erhob sich die Demokratie des Südens dagegen, welche damals in dem vielbewegten Marseille den Brennpunkt ihrer Macht besaß. Sie hatte hier die Municipalität nach ihrem Sinne gewählt, und auch die Mehrheit der Nationalgarde, 21 Bataillone, war ihr sicher. Dazu strömte in dem reichen Handelsplatze tagtäglich eine Menge des erregbarsten Volkes zusammen, französische und catalanische Schiffer, Schleichhändler und Abenteurer aus allen Weltgegenden; die großen Arbeiten des Hafens beschäftigten einige Tausend Arbeiter, der laufende Verkehr führte alle Bauern der Umgegend unaufhörlich ab und zu; zwanzig tausend Menschen, sagt Barbaroux, damals Secretär der Stadt, und ebenso viel Charactere und Sinne. An Anlaß zur Unruhe fehlte es keinen Augenblick. Da gab es Reactionsversuche von Officieren, Edelleuten und Priestern, Gerüchte von Verschwörungen der Emigranten, Tumulte des Volkes, welches an den Assignaten nicht verlieren und sein Brod wohlfeil einkaufen wollte; kurz es war ein unaufhörlich kreisender, immer wachsender Wirbel, der bald die ganze Provinz in seine Kreise hineinzog. Die Municipalität trat gegen diese Volksmassen mit unterwürfiger Zustimmung auf — sie ließ z. B. in einem Jahre für 21,000 Livres Ermahnungen drucken [1]) — sonst aber handelte sie als souveräne Behörde, setzte sich mit allen benachbarten Gemeinden in Verbindung, eröffnete mit Corsica diplomatische Unterhandlungen, verwaltete die Marseiller Handelsniederlassungen in Afrika und der Levante, und ließ keine Einrede, weder des Departements noch des Ministeriums zu. Schon im Anfang des Jahres warf sie argwöhnische Blicke auf Arles und Avignon, und erwog die Folgen, wenn diese Orte sich mit Sardinien und den Emigranten verbündeten. Am 4. Februar schickte sie darauf Barbaroux nach Paris, um die angeblichen [2]) Rüstungen, welche Arles gegen Marseille unternehme, die Contrerevolution der

---

[1]) Diese Rubrik kehrt in allen städtischen Budgets der Zeit mit ähnlichen Zahlen wieder — z. B. für Orleans 8000 L., Lottin I., 304 — im ganzen Reiche muß diese Reihe unproductiver Revolutionskosten Millionen verschlungen haben.

[2]) Barbantane, hier gewiß unverdächtig, nennt die Bewaffnung von Arles ein Kinderspiel.

Departements, die Herrschaft der Wucherer und Aufkäufer zu denunciren. Barbaroux, ein junger schöner Mann von entschiedener Bravour, warmer Phantasie, tumultuarischem Auftreten, setzte sich sogleich mit Brissot in enges Vernehmen, und begeisterte sich lebhaft für die gleich ungeduldige und ehrgeizige Frau Roland. Außer Marseille unterstützten auch Montpellier und Orange seine Forderungen, und als Arles sich nicht fügen wollte, begannen sie auf eigene Hand einen Freischaarenzug dorthin zu rüsten. Nationalgarden und bewaffnete Proletarier, Einheimische und fremder Zuzug wurden aufgeboten. Gegen Avignon wurden dieselben Anklagen wie gegen Arles erhoben, die ganze Gegend schilderte man als in Aufstand und voller Verschwörung mit den Emigranten begriffen.

Aehnliche Wirren wurden um diese Zeit der Nationalversammlung aus allen Theilen Frankreich's gemeldet. Es zeigte sich, zu welcher Richtigkeit die Regierung, zu welchem Elende die ökonomischen und religiösen Zustände, zu welcher Macht die Jacobiner gelangt waren. Kaum eine Stadt gab es jetzt in Frankreich, die nicht ihren Tochterclub besaß, die Jacobiner schätzten selbst ihre Zahl im Reiche auf 400,000 Männer[1]), zum größten Theil urtheilslose und dürftige Leute, welche durch die Einrichtung des Clubs den Pariser Führern unbedingt zur Verfügung standen. Nicht als wären die Unordnnngen, von denen gleich zu reden ist, alle im Pariser Club im Voraus entworfen und angeordnet worden. Die Verhältnisse machten dies ganz überflüssig, da in jedem Dorfe der Anlaß zu kirchlichen Händeln, der Verlust an den Assignaten, der Wunsch nach wohlfeilem Brode, die Nichtachtung endlich der Behörden und Gesetze vorhanden war. Aber die Clubs leiteten die allgemeine Parole auf Gährung oder Beschwichtigung der Massen in jedem Augenblick nach den Bedürfnissen der Führer durch das Land. Sie gaben den einzelnen Banden das Vertrauen, daß ähnliche Bewegungen anderwärts sich wiederholten und eine unübersehbare Menge Gleichgesinnter ihnen den Rücken deckte; sie setzten umgekehrt die Führer auf das Rascheste in den Stand, von jeder

---

1) J. M. Chenier, Monit. 1792, p. 711.

Localbewegung im Centrum des Reiches den angemessensten Gebrauch zu machen. Jetzt im Februar ging die Losung, wir wissen aus welchen Gründen, durchweg auf Steigerung der Unruhen. Brissot und die Gironde waren auf diesem Felde mit Robespierre und Danton ebenso einig, wie sie sich in der Kriegsfrage der Unterstützung Lafayette's und Narbonne's erfreuten. Daß umgekehrt Robespierre ihnen wegen des Krieges und Lafayette wegen der inneren Tumulte zürnte, kümmerte sie wenig bei dem Erfolge dieses Zusammenwirkens, in welchem alle anderen Partheien für den Augenblick nur ihren Zwecken zu dienen schienen.

Die Brandstoffe waren überall dieselben. Nicht mehr, wie 1789 die Herrenrechte, noch nicht wie 1793 der Schrecken vor dem Auslande; vielmehr sieht man hier sehr deutlich, wie der Alarm gegen die Auswanderer nur von den Parteiführern gemacht und etwa in einigen Grenzdistricten getheilt wurde. Im Lande war es durchgängig die religiöse und die sociale Frage, welche die Gemüther bewegten: Vernichtung der Kirche und Ernährung auf Kosten der Staates, das war das Ziel fast aller Bewegungen. Die Assignaten, von denen jetzt 1600 und bald 1800 Millionen circulirten, nachdem etwa 400 wieder verbrannt waren, hatten das Silber ganz aus dem Verkehre verdrängt, ja selbst das Kupfer war trotz des Einschmelzens der Glocken nur mit Mühe zu haben. Seit dem Beginne des Kriegsgeschreies sank das Papier entsetzlich; es verlor auch in seinen kleinen Noten von 5 Livres in Paris 40, in anderen Städten bis an 60 Procent; die Sorge des Courszettels, die sonst nur reiche Rentner drückt, plagte hier unaufhörlich den ärmsten Arbeiter. Die Nationalversammlung aber hatte für das Staatsbudget keine andere Quelle als immer neue Emissionen; da sah sie den heillosen Bruch mit den Auswanderern im Grunde mit herzlicher Freude, weil er ihr Anlaß zu neuen Confiscationen, also zu unmittelbarem Gewinne und Vergrößerung des Pfandes für die Assignaten gab. Am 9. Februar decretirte sie das Sequester über alle Güter der Emigranten, und Verwaltung derselben zum Vortheil der Nation. Es war eine Masse, jetzt schon größer als jene des Kirchengutes, deren Confiscation denn

auch längst von den Demokraten begehrt wurde. Dem Volke aber, dessen Assignaten sich dadurch nicht um einen Heller besserten, war bei allem terroristischem Jubel damit nicht geholfen. Der Ruf nach baarem Gelde wurde täglich stärker und bedrohlicher, kein Kassentransport auch der Regierung war noch sicher, weil das wüthende Volk sogleich Entsendung in das Ausland argwöhnte. Wo ein Verkäufer das Papier sich anzunehmen weigerte, wo ein Geschäftsmann vollends baares Geld zusammensuchte, war der Tumult vorhanden, und sollten die Wucherer an die Laterne.

Unmittelbar damit hingen die Unruhen über die Lebensmittel zusammen. Die Preise stiegen mit der Werthlosigkeit der Assignaten, das Volk fürchtete zu verhungern, litt durchgängig Noth und sorgte noch viel mehr als es wirklich litt. Denn Arbeit war in den Manufacturen in Masse vorhanden, da die Wirkung des niedrigen Wechselcourses noch andauerte; wo sie nicht ausreichte, gab die Nationalversammlung neue Millionen für öffentliche Werkstätten, und die eifrig betriebene Recrutirung eröffnete für den Augenblick mehr als hunderttausend Männern ein leidliches Unterkommen. Ebenso fehlte es nicht an Getreide; wo sich ein wirklicher Ausfall zeigen mochte, hätte der Staat den Markt versorgen können, da er in den ersten drei Monaten des Jahres für 12 Millionen ankaufte und dann weitere 10 Millionen zu gleichem Zwecke aussetzte. Aber die Unbändigkeit des Volkes verdarb auch hier Alles. Die Recrutirung ging schlecht, so viel man auch von der patriotischen Begeisterung reden mochte; die Fabrikherren brachten mit größter Mühe ihre Arbeiter zusammen; die öffentlichen Werkstätten waren auch in den Augen des Volkes verbraucht und passirt. Nach Arbeit und Disciplin stand der Sinn nicht. Lieber hörten sie auf Marat's Verwünschungen gegen die hartherzigen Reichen, lieber lasen sie in der verbreitetsten aller Pariser Zeitungen: der Ueberfluß des Reichen ist vom Antheil des Armen genommen, er ist also ein Diebstahl, ein sträflicher Diebstahl in einer Gesellschaft gleicher Menschen. In einem Athem damit gingen die Ermahnungen, alle Edelleute einzusperren und ihre Güter unter die Armen zu vertheilen, die Priester wie Pestkranke in abgeschlossene Gebäude zu

setzen, da man sie leider nicht verbannen könne, weil Niemand das Geschmeiß aufnehmen wolle; den König bei den Befehlen des souveränen Volkes zum Schweigen, die Minister zum Gehorsam zu nöthigen. Die Jacobiner lebten und webten in solchen Erörterungen, sandten sie in die Departements, wiederholten sie in jedem Orte. Dazu der Hunger und Kummer der Volksmassen, es bedurfte keiner weiteren Conspiration, um aller Orten die gleiche communistische Gewalt in das Leben zu rufen.

Der Getreidehandel lag völlig darnieder. Der Pöbel ermordete die Kaufleute als Kornwucherer, und hielt die Transporte an. In Noyon entstand bei einem solchen Vorfall das Gerücht, es seien Truppen dagegen im Anmarsche; da ging der Alarmruf durch 140 Pfarreien, und 300,000 Bauern strömten zusammen, um sich das Brod nicht entreißen zu lassen. Nachricht kam an die Nationalversammlung, wo die Linke anfangs nur schmeichelnde Entschuldigungen für die Tumultuanten hatte; dann aber zeigte sich, daß der Transport für Paris bestimmt gewesen, und nun wurde mit Ernst eine bewaffnete Macht entsendet, welche durch ihr bloßes Erscheinen dem Unfug ein Ende machte. Anderwärts versagten auch die Truppen oder schlugen sich zu den Empörern; in den Departemens des Nordens und des Pas du Calais brachte wochenlang jeder Markttag seine Revolte. In der Normandie zogen bewaffnete Banden von 6 bis 8000 Mann von Ort zu Ort, schätzten beliebig die Waaren, und erzwangen den Verkauf. In Melun hörte man die Sturmglocken weit umher auf allen Dörfern; die Bürger verschanzten die Thore, trugen Steine und heißes Wasser auf die Dächer, und erwarteten so den Angriff. Die Behörden, ohne wirksamen Zusammenhang unter sich und nach oben, benahmen sich sehr verschieden. Die Maire von Etampes ließ sich von einer Rotte Banditen niedermachen, ohne die begehrte Waarentaxe zu genehmigen; anderwärts sah man die Gemeindebeamten an der Spitze der Aufrührer, die Directoren der Departements dagegen meist für Gesetz und Ruhe wirkend. Ueberhaupt kam die schlotterichte Unbrauchbarkeit der neuen Verwaltung glänzend an den Tag:

unser Hauptunglück ist, rief Vaublanc, daß die Gemeinderäthe gegen die Departements in offener Widersetzlichkeit stehen.

Gefüllt wurde das Maaß dieses Elends durch die kirchlichen Streitigkeiten. Minister des Innern war damals Cahier de Gerville, früher Mitglied des Pariser Gemeinderathes, ein Freund Barnave's und Chapelier's, ein Mann von rauhem und polterndem Wesen, von Grund seines Herzens Republikaner, jetzt aber nach seinem Eide redlich auf Erhaltung der Gesetze bedacht. Ueber die Kirche hatte er ungefähr Mirabeau's Ansicht: ihm kam alles Christenthum wie Aberglauben vor, den aber Jedermann nach seiner Freiheit hochschätzen möchte. Als ihn Prinzeß Elisabeth einmal um Beschützung einer verfolgten Religiosen bat, rief er rauh und kurz: ein Minister hat für wichtigere Dinge als für Nonnen zu sorgen: die Nationalversammlung aber ersuchte er dringend, dafür zu thun, daß das Wort Kirche und Priester bei ihr nicht mehr gehört werde. Dieser Mann nun berichtet am 15. Februar: in allen Departemens ist die Freiheit des Cultus verletzt worden; die Behörden haben quälerische Beschlüsse gefaßt, lassen den Eltern die Kinder wegnehmen, lassen Todte wieder ausgraben, weil eidweigernde Priester die Taufe oder die Beerdigung vollzogen haben; viele Departements haben die Pfarrkirchen geschlossen, unter dem Vorwande, daß die Priester zur Rebellion neigten. Nach dieser amtlichen Aeußerung, gegen die sich kein Wort des Widerspruchs auf der Linken erhob, kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite auch im Jahre 1792 die Offensive in der kirchlichen Frage lag. Es zeigte sich weiter, als der Minister mit Nachdruck ein Gesetz begehrte, welches die Listen des Personenstandes bürgerlichen Behörden übertrüge, um diese Rechtsverhältnisse dem Kirchenstreite und den Gewissensscrupeln zu entziehen. Man ließ ihn Monate lang vergebens dringen, sträubte sich auf alle Weise, und ging endlich erst auf Guadet's Bemerkung daran, daß die Sache an sich gut sei, und später, wenn der constitutionelle Clerus erstarke, vielleicht von diesem gehindert werden möchte. Wie man sich der Widerspenstigkeit der Emigranten freute, um ihre Güter einziehen zu können, so wünschte man die Fortdauer des Kirchenstreites, um

das Recht zur Entfernung der Priester zu gewinnen. Bereits schritten einige Departemens zu der Maßregel vor, sie eigenmächtig von ihrem bisherigen Wohnorte wegzuweisen, oder sie ohne irgend ein gerichtliches Verfahren zu verhaften. In Lyon, wo der Stadtrath damals auch das Brod taxirte und willkürliche Haussuchungen nach falschen Assignaten veranstaltete, hielt er die Klöster unter polizeilicher Aufsicht, und ließ die Wappen an den Kirchthüren zerschlagen.

Daß sich bei solchen Verfolgungen Widerstand regte, kann nicht befremden. Wenn die Kirche geschlossen war, hielt der Pfarrer den Gottesdienst von allen menschlichen Wohnungen entfernt im Dunkel des Waldes; die Bauern kamen meilenweit dorthin, und sicher nicht mit Begeisterung für die Revolution in ihre Dörfer zurück. An der Aisne verjagten achtzehn Pfarreien ihre constitutionellen Geistlichen, und wichen erst, als starke Abtheilungen Linientruppen einrückten. An der Dordogne und den obern Pyrenäen gelang keine Wahl, die nicht von den altgläubigen Priestern unterstützt wurde. Im Departement endlich der Lozere entwich der abgesetzte Erzbischof, Castellane, in das Gebirge auf sein Schloß Chenac; die Gläubigen sammelten sich um ihn, befestigten das Schloß, und umgaben ihn mit einer zahlreichen Besatzung. Daran reihte sich die Erhebung von Mende und Jalès, deren ich früher Erwähnung that: nicht weit entfernt lagen Arles und Avignon, die sich täglich entschlossener zeigten, der Tyrannei der Demokratie entgegen zu treten; es waren die Bezirke, gegen welche Barbaroux in Paris arbeitete und der Stadtrath von Marseille rüstete. In Marseille zürnten die Führer, daß die Nationalversammlung keinen Beschluß faßte, und schickten sich endlich an, auch ohne einen solchen zu handeln. Auf dem Wege nach Arles lag in Aix ein Schweizerregiment, dessen militärische Zuverlässigkeit ihnen aus eigener Erfahrung — das Regiment hatte früher zur Marseiller Garnison gehört — bekannt war. Sie fürchteten, von diesen Truppen bei einem Zuge auf Arles gefährdet zu werden, und rückten also am 28. Februar mit 4000 Mann und sechs Kanonen zunächst gegen Aix. Dort erwartete niemand einen Angriff; der Stadtrath

sorgte für seine Bürger im Fall eines Kampfes, der Oberst des Regimentes verlor den Kopf oder hatte keine Lust, sich der Politik von Marseille zu widersetzen; genug die Entwaffnung und Entfernung der Truppen vollzog sich ohne Schwertstreich. Mit diesem ersten Erfolge zufrieden, gingen die Marseiller wieder zurück, der Eindruck aber, den ihr Unternehmen in Paris hervorrief, war gewaltig: der Hof und die Republikaner sahen, daß hier ein schlagfertiges Heer nur auf das Zeichen zur Erhebung wartete.

Es war kein Zweifel möglich, daß ein Zustand solcher Spannung und Gährung nicht lange andauern konnte. Das Ministerium hatte keine Mittel zum Eingreifen, die Verfassung nahm ihm die rechtliche Befugniß, der Geldmangel, die Bildung der Grenzheere und die Zuchtlosigkeit der Truppen entzog ihm die materielle Kraft zur Unterdrückung der Unruhen. Die Gironde ermangelte jedoch nicht, seine Unthätigkeit als planmäßiges Streben zu verklagen, damit dem Volke durch Verlängerung der Wirren die Revolution verleidet würde; ein Vorwurf, den es allerdings sehr leicht auf die Versammlung zurückwerfen konnte, indem Gerville nachwies, daß er seit October mehr als 200 für die Verwaltung nöthige Decrete vergebens beantragt habe, der Marineminister Bertrand sich in gleichem Falle befand, und endlich Narbonne am 16. Februar über 21 rückständige Gesetze erinnerte, ohne die weder Rüstung noch Kriegsführung denkbar sei. Dazu kam die innere Uneinigkeit in dem Ministerium selbst, wo kaum zwei Mitglieder genau dieselbe Meinung vertraten [1]). Bertrand hielt sich abgesondert als ausgesprochener Royalist, knapp und gemessen in seinem Benehmen gegen die Versammlung, bei Hofe allein wohl angesehen, in der Stadt unaufhörlich intriguirend, ein fester, kluger, aber nicht immer zuverlässiger Mensch. Der Finanzminister Tarbé, ein braver und redlicher Mann, als Techniker ebenso bewandert wie unbedeutend als Politiker, schloß sich eng an Delessart an, und wurde wie dieser vornehmlich von Barnave und den Lameth's geleitet. Sie waren einig darüber, daß ein längeres Zuwarten unmöglich

---

[1]) Pellenc an La Marck. 3. Januar 1792.

sei, und kamen jetzt auf die Pläne Mirabeau's zurück, denen sich ihre Lenker einst mit so eifersüchtigem Grimme widersetzt hatten: die auf den Tod abgehetzte Nation würde sich bestimmen lassen, aus allen Departemens die Auflösung der unfähigen Nationalversammlung zu begehren; ein Theil der letzteren wäre zu bearbeiten, diese Fordenrng selbst zu unterstützen; man hoffte dann, den König in eine sichere Garnison des Inneren zu bringen, wo er sich mit einer selbsternannten Notablenversammlung umgeben, und mit dieser eine neue Verfassung nach dem Zweikammersystem bilden würde[1]. Bertrand hatte gegen einen solchen Plan nichts einzuwenden, als etwa seine Unzulänglichkeit: Gerville und der Justizminister Duport hielten sonst zwar etwas mehr von der bestehenden Verfassung, gaben aber bei der jetzigen Lage der Verhältnisse ebenfalls ihre Zustimmung. Hätte man vielleicht die Leiden des Inneren, die man schon so lange geduldet, noch eine Weile fort ertragen, so ließ die Verwickelung der auswärtigen Fragen keinen Augenblick des Zauderns zu. Das einzige Rettungsmittel gegen den Krieg, den Zerstörer aller Dinge, war die Sprengung der bisherigen Mehrheit in der Nationalversammlung. Darin lag aber auch die tiefste Schwierigkeit des Vorhabens. Narbonne saß doch einmal im Conseil; konnte man hoffen, daß er und mithin Lafayette ihre ganze bisherige Stellung wechseln würden? Es schien gerade in diesen Tagen nicht unmöglich. Denn Lafayette zürnte über die inneren Unruhen, welche den Kriegsrüstungen keineswegs förderlich waren, und hatte sich ja von jeher zu Gunsten eines (gewählten) Senates ausgesprochen; Narbonne aber wurde bei den Jacobinern von der Partei Robespierre's immer wüthender angegriffen und empfand bei mehreren Gelegenheiten schmerzlich das Sinken seiner Popularität. Jedenfalls war ohne den Kriegsminister kein Gelingen zu hoffen, man mußte ihn, was gefährlich schien, beseitigen, oder ihn heranziehen, was wenigstens bei den ersten Schritten des Planes unbedenklich war.

In der That ließ er sich um die Mitte des Monats bereit-

---

[1]) Mallet du Pan. I., 295, 432.

willig finden. Es wurde beschlossen, sich mit einer Anzahl wohlgesinnter Abgeordneten einzulassen, und eine ministerielle Partei, die bis jetzt nicht existirt hatte, förmlich zu organisiren [1]). Einer derselben, Mouysset, stellte darauf am 23. im Namen von 300 parteilosen Mitgliedern den Antrag, den Saal der Versammlung für die Abende, an denen keine Sitzung Statt fände, den Abgeordneten zu freien aufklärenden Besprechungen zu eröffnen. Die Gironde erkannte die Tragweite der Forderung auf der Stelle. Sie fürchtete, daß sich hier eine parlamentarische Vereinigung, unabhängig von den Clubs und bald diesen feindselig bilden würde, sie bot alle Kräfte auf, den Versuch im Keime zu ersticken. Die Verhandlung wurde stürmisch, beleidigende Unterstellungen mischten sich mit tumultuarischen Drohungen, die Galerien tobten mit ausgelassenem Jubel. Endlich fiel den Gemäßigten der Muth, und Muysset nahm seinen Antrag zurück. Dieser erste Plan war im Keime erstickt.

Indeß war Lafayette immer so erzürnt auf die Jacobiner, daß er mit Narbonne und Frau von Stael die Herstellung des Thrones für sich allein in die Hand nahm. Frau von Stael wollte die königliche Familie in ihrem Wagen entführen, dann sollte der König in Lafayette's Lager abgehen, und sich an die Spitze des Heeres, natürlich unter Lafayette's Leitung, stellen. Wie wir den General kennen, wäre hier nimmermehr etwas Ausreichendes zu Stande gekommen; die äußere Anlage des Planes war dabei ebenso abenteuerlich und locker wie Narbonne's ganzes System. So war die Königin von vorn herein abgeneigt, und als endlich Bertrand und Delessart davon erfuhren, entschieden sie ohne Mühe die gänzliche Ablehnung [2]).

Hätte die Annahme höchst wahrscheinlich das Königthum um nichts gebessert, so war die Weigerung ebenso verhängnißvoll für Ludwig **XVI.** wie für die Feuillans. Bei Lafayette trug es die

[1]) Bertrand vol. 7, chap. 11. Jedoch mit unrichtiger Zeit- und Personalangabe. Depesche Talleyrand's an Narbonne 21. Februar: enfin Vous Vous unissez tous: voilà une bonne nouvelle.

[2]) Mallet I., 258.

frische Empfindlichkeit sogleich über den früheren Zorn davon: seine Vereinigung mit der Gironde war unbedingter, sein Haß gegen die Lameth's und ihre Freunde ingrimmiger als je. Um die Katastrophe zu beschleunigen, trat die Entwickelung der auswärtigen Angelegenheiten hinzu.

Man erhielt nämlich Nachrichten aus Wien und aus London. Jene waren ganz dazu angethan, die Erbitterung der französischen Kriegspartei zu reizen; diese, die Hoffnung und den Muth derselben zu erhöhen. Beide drängten also die Krisis zur Entscheidung.

Was Oestreich betraf, so hatte sich Leopold nach seiner zähen Weise auch durch die letzten Erfolge der Gironde nicht von seinen Ansichten hinweg bringen lassen. Wie er selbst den Frieden wünschte, so lebte er stets noch der Ueberzeugung, die Feuillans müßten es in Paris endlich doch davon tragen, und durch das Ansehen der Mächte gestützt, eine unblutige Verfassungsreform durchsetzen. In diesem Systeme mahnte er die geistlichen Churfürsten wiederholt zur Vorsicht; ja die 6000 Mann, welche er in den Breisgau bestimmte, erhielten keine anderen Befehle als ernstliche Verhinderung aller Umtriebe der Emigranten [1]). Die scharfe Note des 25. Jan., welche so unumwunden einen gänzlichen Systemwechsel von ihm begehrte, setzte ihn freilich einen Augenblick in Verlegenheit: er rief, es scheine, als wenn ihn die Franzosen, die ihn den Friedfertigen nannten, doch noch von anderen Seiten kennen lernen müßten; bald aber kam er wieder auf das feuillantistische System und die sichere Hoffnung zurück, die Franzosen würden sich fügen, sobald ganz Europa seine kräftige Ermahnung an sie ergehen ließe. Der Eifer der Gironde diente somit nur dazu, seine diplomatischen Schritte zu beschleunigen, um den, wie er meinte entscheidenden Verein der Mächte zu Stande zu bringen, ehe die Gironde die Kriegserklärung durchgesetzt hätte.

So eben war es ihm gelungen, mit Preußen einig zu werden, und das definitive Bündniß am 7. Februar zu zeichnen. Wir

---

1) Depeschen des holländischen Ministers van Haeften vom 4., 14., 16., 25. Januar, 2., 8. Februar, 10. März.

werden uns später die Entwickelung der deutschen Politik im Zusammenhange vergegenwärtigen; hier genügt es, zu bemerken, daß der Kaiser auch in diesem Vertrage an seiner früheren Weise festhielt, das Bündniß durchaus auf gegenseitige Vertheidigung richtete, die endliche Bildung des europäischen Vereins in Aussicht stellte, und die Unterstützung der constitutionellen Partei in Frankreich wie in Polen beabsichtigte. Ganz nach dieser Auffassung wurde dann am 17. Februar die Antwortnote auf das Decret vom 25. Januar redigirt. Die östreichische Regierung sprach zunächst ihr Befremden über den Unwillen aus, den man gegen den Befehl an General Bender geäußert habe, da man ja von Brüssel und Trier zugleich die amtliche Kunde erhalten, daß Bender nur dann Trier beschützen solle, wenn dieses die Emigranten entwaffne und zerstreue. Hinsichtlich des Vereins der europäischen Mächte erklärte Leopold, daß er seit der Annahme der Verfassung nur noch eventuelles Bestehen habe, daß es aber Pflicht sei, ihn fortdauern zu lassen, so lange eine republikanische Faction den mit Leopold verbündeten König bedrohe, und sich unter mächtigen Rüstungen und thätigen Wühlereien zur Revolutionirung von Europa anschicke. Der Kaiser wünsche Frieden, habe, während Frankreich rüste, die Emigranten entwaffnet und die anderen Mächte zum Frieden ermahnt; die Jacobiner allein hetzten zum Kriege, weil sie nur darin das Mittel sähen, das Volk zu einem ihnen günstigen Fanatismus zu steigern. Oestreich sei also zu Vertheidigungsanstalten genöthigt, hoffe jedoch, die gesunde Mehrheit des französischen Volkes werde an seiner wahren Gesinnung nicht zweifeln, sondern sich von den Täuschungen befreien, in welche die Jacobiner sie zu verwickeln suchten.

Solche Erörterungen konnten die Leidenschaft Lafayette's und der Gironde nur immer höher steigern: der scharfe und stolze Ton, in dem sie auftraten, wurde von Brissot mit Freude vernommen und eifrig ausgebeutet. Delessart brachte die Depesche am 1. März vor die Versammlung, und meldete, daß er in seiner Antwort die Kritik des inneren Zustandes und der französischen Parteien als ungehörig und beleidigend zurückgewiesen, dann aber die Freude

des Königs über die friedfertigen Verheißungen Leopold's ausgesprochen, und den Kaiser aufgefordert habe, da er jede Feindseligkeit gegen die französische Verfassung abläugne, einen Verein zu lösen, der hiernach keinen Gegenstand mehr habe. Zwar klatschte die Versammlung, indem sie die Note dem diplomatischen Ausschusse überwies, diesen Wendungen Beifall: Delessart sollte aber bald erfahren, daß für ihn, den Minister des Friedens, auf diesem kampfglühenden Boden keine Stätte mehr sei.

Zu gleicher Zeit sandte Talleyrand Berichte über seine Thätigkeit in London. Zuerst hatte er etwas kühle Aufnahme gefunden, zu deren Besserung nicht beitrug, daß sein Begleiter Biron wegen Schulden einem Verhaftsbefehle verfiel, und er selbst sich dem Ministerium durch eifrigen Verkehr mit Fox, Sheridan und anderen Oppositionsmännern verdächtig machte [1]). Indeß zeigte die Lage doch auch günstige Momente. Der Sinn aller Machthaber in England ging unzweifelhaft auf langen Frieden, wie ihn Pitt für seine großen Finanzoperationen bedurfte. König Georg III. haßte allerdings die Revolution mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens, in dem Lande aber gab es eine Menge warmer Verehrer des neuen Frankreich, und wie in einem Kriegsfalle die Masse der Nation sich entscheiden würde, hätte Niemand voraussagen können. Das Ministerium war übrigens nicht so einig, als es nach Außen erschien. Der Premier verfügte unbedingt nur über seinen persönlichen Freund Dundas und seinen Vetter Grenville; gegenüber stand der Kanzler Thurlow, der ebenso eigensinnig war, wie Pitt durchgreifend, und seit langen Jahren lebhaften persönlichen Groll gegen Pitt im Herzen trug. Diesen Männern nun legte Talleyrand den Antrag vor, die beiden Völker, im Bewußtsein der Gleichheit ihrer Interessen, sollten sich ihre Besitzungen in und außer Europa wechselseitig gewährleisten. Er bemerkte wohl, daß es das einzige Erreichbare, und auf ein förmliches Bündniß nicht zu hoffen war,

---

[1]) Morris Tagebuch I., 365.: Montmorin sagt mir am 16. Januar, Talleyrand sei ganz sicher, Pitt zu stürzen. Morris an Washington 4. April: ich habe mir an Talleyrand ein warnendes Beispiel genommen, und mit den Oppositionshäuptern keinen Verkehr gepflogen.

fand aber, daß eine solche Garantie, in diesem Augenblicke gegeben, den östreichisch-europäischen Verein thatsächlich sprengen müßte. Für England hatte der Vorschlag lockende Seiten; es gährte in Ireland, in Ostindien hatte man den gefährlichen Krieg mit Tippoo Saib, es konnte sehr belangreich erscheinen, auf beiden Punkten sich gegen eine französische Feindseligkeit zu sichern. So schwankte die Frage vierzehn Tage lang im Ministerrathe, endlich, am 2. März, eröffnete Grenville dem französischen Unterhändler, daß man nicht zu den Feinden Frankreich's gehöre, im Gegentheil die Befriedigung desselben im eigenen Interesse wünsche — Pitt und ich, sagte er, wissen, daß ein Handelsvolk bei der Freiheit seiner Nachbarn nur gewinnen kann — auf Talleyrand's andere Vorschläge aber keine Antwort zu geben gedenke. Nach dem Verlaufe des Gesprächs hielt sich Talleyrand für berechtigt, Narbonne zu melden, daß Pitt eine Annäherung an Frankreich anstrebe, der Kanzler aber und vor Allem der König dagegen sei, daß man sich deshalb zu einer nichtssagenden Antwort entschlossen habe, daß Pitt aber nichts gegen Frankreich thun werde, auch wenn dieses Belgien angreife. Denn allerdings habe 1790 England die belgische Souveränität dem Kaiser garantirt, allein eine militärische Expedition sei an sich noch kein Gegenstand des Vertrags [1]).

Mit dieser Zusicherung glaubte Narbonne viel gewonnen zu haben. Bei der Krisis, worin durch die Entschlüsse der übrigen Minister das Cabinet sich befand, hatte er die drei Generale wieder nach Paris kommen lassen, um ihr Ansehn und ihren Rath als Stütze in der Nähe zu haben. Wieder kam unendlich viel auf Lafayette an, und wieder gab er die Entscheidung zu Gunsten der Zerstörung. Erzürnt über Bertrand's Widerspruch gegen seinen Rettungsplan, gehoben durch die neuen Hoffnungen in England,

---

[1]) Dies Alles nach Talleyrands's Depeschen an Narbonne. Auch diese Blätter haben ihre Revolutionsgeschichte gehabt. Sie wurden bei Delessart's Proceß dem Gerichtshof zu Orleans übersandt, blieben dort, als das Tribunal durch die Septembermorde gesprengt wurde, unbeachtet unter den übrigen Papieren desselben, und wurden erst vor einigen Jahren zufällig als Maculatur entdeckt und gerettet.

bestärkte er Narbonne, auf dem bisherigen Wege zu bleiben, an der Kriegspolitik festzuhalten, und seinen Collegen kräftig entgegenzutreten. Lafayette selbst übernahm es, dem Conseil am 3. März zu verkünden, daß Narbonne mit dem verfassungsfeindlichen Bertrand nicht mehr zusammen dienen könne. Zureden und Anerbietungen waren umsonst, man hoffte, Narbonne zum Chef eines ganz gefügigen Ministeriums zu erheben. Am 6. erklärte Narbonne der Versammlung im Namen der Generale, daß man Niemanden an die Verfassung rühren lassen dürfe: abscheulich sei es, muthwillig das Land in Krieg stürzen, aber verächtlich, den Krieg für unmöglich erklären, um die Freiheit zu schmälern; der König werde, das dürfe man von seiner Rechtschaffenheit erwarten, seinen Ministern befehlen, nicht bloß die Verfassung zu beobachten, sondern sie auch auszuführen, und alle Schwierigkeiten kräftig aus dem Wege zu entfernen. Es war schwer zu sagen, ob die Verdächtigung, die in diesen Worten lag, mehr den König oder die Minister träfe; deutlicher redete übrigens am Abend die Gironde durch den Mund eines gewissen Gonchon[1]), eines halb verrückten Bürgers von St. Antoine, der im Namen der Vorstadt der Versammlung zurief: erzwingt den vollen Werth der Assignaten und vernichtet alle Verschwörer, es ist lohnender dem Volke dienen als den Königen, denn Höflinge, Könige und Minister werden vergehen, das Volk aber und die Piken werden nicht vergehen.

Delessart und die Lameth's fanden[2]), daß unter diesen Umständen Narbonne nicht einen Augenblick länger Minister bleiben dürfe. Die anderen erklärten sich in gleichem Sinne, nur müsse, um die Maßregel zu mildern, zugleich der royalistische Bertrand ausscheiden. Während dieser Erwägungen brachten die Zeitungen Briefe der drei Generale an Narbonne, worin sie es beklagten, wenn er seine Entlassung nähme, er sei dem Heere und dem Vaterlande unentbehrlich; damit war die Krisis in die Oeffentlichkeit geworfen und die Aufregung allgemein. Auch der König, verletzt

1) Daß er jetzt und noch lange ein Werkzeug der Gironde war, zeigen Gadoul's Berichte bei Buchez XXVIII.

2) La Marck an Mercy 11. März.

durch die Einmischung der Officiere in politische Fragen, zauderte nicht länger, und eröffnete Narbonne in drei Worten: er habe den Obersten de Graves an seiner Statt zum Kriegsminister ernannt. Die Generale beschied er auf das Schloß, sich über ihre Briefe zu rechtfertigen: Luckner sagte, Narbonne sei ein so bequemer Minister gewesen; Lafayette entgegnete, er habe an der Veröffentlichung des Briefes keinen Antheil. Dem Justizminister aber rief er unmuthig zu: wir wollen sehen, wer der Stärkste im Reiche ist, ich oder der König[1]).

Es war der unglücklichste Zeitpunkt, welchen Delessart hätte wählen können. Es war, als sollten alle Weltgegenden den Schlag, der über ihm schwebte, verschärfen. Am 8. kam die Nachricht nach Paris, daß der spanische Minister Florida Blanca gestürzt, und durch Aranda ersetzt sei, dem man beinahe eine politische Gesinnung wie Lafayette, und eine entschiedene Feindseligkeit gegen England zutraute, so daß man Spanien für den östreichischen Verein völlig verloren gab. Man hörte sodann von russischen Bemühungen, Preußen gegen die Polen in Bewegung zu bringen; es hieß, daß in Berlin darüber Generale und Minister im Streite lägen, und das Interesse an Leopold's französischen Wünschen zurückträte. Endlich am 9. erhielt man die überraschende und alle bisherigen Pläne zersprengende Kunde, daß Kaiser Leopold, im kräftigsten Alter, nach viertägiger rascher Krankheit gestorben sei. Damit schien dem europäischen Vereine die Seele genommen. Der Nachfolger Franz, ein junger schwächlicher Mensch von 22 Jahren, war noch nicht Kaiser; Oestreich, meinte man, sei ganz vereinzelt, da man sich der englischen Neutralität nach Talleyrand's Berichten sicher hielt. Das Pariser Publicum glaubte jetzt an Fortdauer des Friedens, und die Papiere stiegen um 15 Procent. Aber Brissot und Lafayette sahen nur die vortheilhaftere Aussicht bei einem Angriffe auf Oestreich, sahen Delessart auf allen Seiten verlassen und hülflos, und beschlossen, für Narbonne's Sturz eine ausgezeichnete Rache zu nehmen, sich die Macht zu erobern, und den Bruch mit Oestreich zu vollenden.

---

[1]) Pellenc an La Marck.

Nichts kann inhaltsleerer, gehässiger und heftiger sein, als die ausführliche Rede, womit Brissot am 10. März jene Depeschen Oestreich's und Delessart's beleuchtete, um die Anklage auf Hochverrath gegen den Minister darauf zu begründen. Mochte dieser den Verein Leopold's gewünscht haben, hier in den Noten lag nichts vor als was die Nationalversammlung selbst decretirt hatte; was sonst einem Minister Pflicht und Ruhm sein würde, starke Forderungen in milder Form zu stellen, um den Gegner nicht unnöthig zu reizen, wurde dieses Mal zum Verbrechen an der Ehre und Sicherheit des Staates gestempelt. Kein Ausschuß hatte berichtet, kein Wort des Angeklagten wurde zugelassen. Brissot's und Lafayette's Factionen waren verbündet, das war die ganze Versammlung. Als aber einigen Mitgliedern der Rechten die peinliche Anklage zu stark erschien, und sie sich mit dem Sturze des Ministers durch ein dictatorisches Mißtrauensvotum begnügen wollten, erhob sich der glänzendste Redner der Gironde, Vergniaud, um ihnen durch Eröffnung weiterer Gewalt die Milde der Partei anschaulich zu machen. Einst hatte Mirabeau im Kampfe gegen die Priester an die Bartholomäusnacht erinnert, in welcher die Fanatiker die Hand Carl IX. gegen sein Volk bewaffnet hätten; jetzt rief Vergniaud: auch ich sehe die Fenster des Palastes, in denen die Verschwörung spinnt, uns durch Anarchie und Bürgerkrieg zur Sclaverei zu führen: oft ist der Schrecken in alter Zeit aus diesem Palaste herausgetreten im Namen des Despotismus, möge er jetzt dorthin im Namen des Gesetzes zurückkehren, möge man wissen, daß dort nur der König unverletzlich und jedes andere Haupt dem Schwerte des Gesetzes unterworfen ist.

So schreckte die Gironde die Königin aus den Thränen um den Bruder, um den entfernten und letzten Retter, mit der Drohung des Blutgerüstes auf. Sie dachte nicht, daß sie die Hände rührte, um es ebenso für sich selbst wie für ihr Opfer zu bauen. Als ihr Redner geschlossen, überwältigte sie mit dem Donner eines endlosen Applauses jeden Gedanken an Widerstand. Delessart's Anklage wurde mit gewaltiger Mehrheit beschlossen, und noch am

Abend seine Verhaftung bewirkt. Das Ministerium war gesprengt. Woher seine Nachfolger nehmen?

Zwei Angaben liest man häufig über die Bildung des neuen Cabinets. Nach der einen hätte die Gironde die Ministerliste unter der Drohung dictirt, im anderen Falle der Königin den Proceß zu machen[1]). Tritt man jedoch näher an den Verlauf des Ereignisses, so zeigt sich außer Vergniaud's Rede keine Spur davon. Nach der anderen hätte der König überlegt, er müsse seine Freunde für bessere Zeit bewahren, und nach constitutioneller Regel die Minister aus der siegenden Opposition nehmen. Aber in solchen Zeiten hört wahrlich das Schema des constitutionellen Turnieres auf. Wo es sich um Leben und Tod handelt, umgibt man sich mit Freunden und Helfern — wenn man es kann.

Aber Ludwig konnte es nicht mehr, das war der einfache Grund für die Bildung eines demokratischen Ministeriums. Er war ohne Schutz und Waffe, seine Garde noch nicht im Dienst, die Truppen ebenso in der Hand seiner Feinde, wie die Banden der Vorstadt. Die Nationalversammlung hatte die Gewalt in Händen, ihre Häupter befahlen die Ernennung der Minister, und bedurften keiner besonderen Drohung mehr. Der König, schrieb damals einer seiner Vertrauten[2]), lebt wie ein Mensch, der sich auf seinen Tod vorbereitet. Wären die Girondisten allein die Sieger des 10. gewesen, so hätte wohl schon damals Ludwig's Regierung geendet, und die Gironde eine Regentschaft für Ludwig XVII. gebildet[3]). Aber sie hatten gemeinsam mit Lafayette gesiegt, und noch war der General für sie eine Macht, mit der sie rechnen mußten. Er hatte in Paris so viele Anhänger unter der Nationalgarde, wie sie unter den Pikenmännern; er hatte draußen die Armee hinter sich, oder wenigstens glaubte er es, wie die Gironde.

---

1) Es war damals Robespierre's Version, Beaulieu III., 247. Da nachher von einem solchen Proceß keine Rede war, so ergab sich der Verdacht, die Gironde, zur Herrschaft gelangt, betheilige sich an den Verbrechen, die sie zu verfolgen gedroht.

2) Pellenc.

3) Mallet I, 260. Auch Beauchamp weiß davon.

Er aber hatte sich trotz seiner republikanischen Neigungen zu entschieden für die ganze Verfassung ausgesprochen, er sah unter den damaligen Umständen sich bei einer Aenderung derselben zu sicher durch die Gironde verdunkelt, als daß er die Beseitigung Ludwig's zugelassen hätte. So blieb es bei einem Ministerwechsel. Was jedoch die Personen des neuen Cabinets betraf, so trug es die Gironde bei allen Posten über Lafayette davon.

Gleich der noch von Delessart ernannte Kriegsminister de Graves, der jenem durch einen Freund Narbonne's empfohlen worden, hing mit der Gironde durch Pethion und Gensonné eng zusammen. Wichtiger aber war die folgende Ernennung zum auswärtigen Departement, wozu Lafayette den republikanisch gesinnten, aber weichen und unentschlossenen Barthelemy, Gesandten in der Schweiz, vorschlug, während er auf das Innere für seinen Freund, den Baron Dietrich, Maire von Straßburg, dachte, der in seinem Interesse die Elsasser Priester und Jacobiner bekämpfte, und ihm so eben eine Taschenausgabe der Menschenrechte zur Anlockung der östreichischen Soldaten geliefert hatte. Allein die Gironde warf nach Gensonné's Anregung ihr Auge auf den General Dumouriez, den sie in jenem Augenblick als einen der Ihrigen betrachtete, und gegen den Lafayette nicht besondere Einwendungen erheben konnte, da er ihn früher selbst als Agenten in Brüssel gebraucht hatte. Einer der bedeutendsten Männer der Revolution trat damit auf den großen Schauplatz der Politik. Er entschied sogleich die Anstellung des ihm ergebenen, sonst unerheblichen Lacoste als Marineminister. Etwas länger dauerte es mit den übrigen Stellen, bei denen Dumouriez ohne Genehmigung Brissot's und Pethion's keinen Schritt thun wollte. Erst am 26. einigte man sich auf Narbonne's Freund Garnier als Justizminister, wogegen Roland für das Innere und Clavière für die Finanzen durchaus Minister der Gironde waren. Endlich lehnte Garnier ab, und auch dieses letzte Departement fiel an einen Bordeleser Advocaten, Duranthon, der von Vergniaud und Guadet empfohlen worden war[1]).

---

[1]) Neben ihm war noch von Louvet, Robert und Collot d'Herbois die Rede.

So gingen die Erfolge der Faction am Sitze der Regierung vorwärts. Die Entscheidung in den Provinzen entsprach vollkommen der Krisis in der Hauptstadt. Am 12. März brach ein älterer Freund des Barbaroux, Namens Rebequi, mit 4000 Mann und 6 Geschützen aus Marseille auf, um die Gegenrevolution in Arles zu ersticken. Er achtete weder die Abmahnung einer Behörde noch die Möglichkeit des Bürgerkrieges; jedoch zeigte sich schnell genug, wie sehr die Patrioten die Kriegsrüstung der Arlesen übertrieben hatten, da von Widerstand keine Rede war, sondern die Marseiller ohne Kampf einrückten und die bedeutend schwächere Nationalgarde sofort entwaffneten. Fast an demselben Tage kamen in der Nationalversammlung wiederholte Anklagen gegen Avignon, Mende und Jalès vor, und rasch nach einander wurde die Besetzung der Stadt Arles durch die Marseiller bestätigt, und die Entwaffnung des ganzen Departements der Lozere befohlen; dafür aber gab man den Banditen von Vaucluse die Waffen der Eisgrube wieder in die Hand, indem man für Avignon eine unbeschränkte Amnestie aller politischen Vergehen aussprach, und statt der königlichen Commissare die Departements von Marseille und des Gard mit der Herstellung der Ruhe beauftragte. Marseille ernannte dazu die Führer seiner Armee von Arles, Rebequi und Bertin, die sogleich auf eigene Hand einen Trupp ihrer Mannschaft nach Avignon schickten, Jourdan, einen Theil seiner Banditen und andere Criminalgefangene befreien ließen, und gleich nachher mit ihnen einen feierlichen Triumpheinzug in Avignon hielten. Ueber der unglücklichen Stadt lag seitdem Trauer und Schrecken: dieses Mal, hatte Jourdan gerufen, soll die Eisgrube voll werden; viele Tausende schickten sich zur Auswanderung an. Die republikanische Revolution beherrschte den Süden des Reiches, und hatte dort ein gerüstetes und siegreiches Heer zur Verfügung. Dazu war die zweite Stadt des Landes, Lyon, ganz und gar in demokratischen Händen. Der Gemeinderath war von Roland's Freunden erfüllt; der Maire, Vitet, stand mit dem Minister in vertrautem Briefwechsel, beherrschte die Stadt durch den Jacobinerclub, und setzte so eben die Wahl eines tapferen Sansculotten, des Seidenarbei-

ters Juillard, zum Generalcommandanten der Bürgergarde durch. Während ein gasconischer Priester, Laussel, die Arbeiter der großen Fabrikstadt durch eine Zeitung begeisterte, an deren Spitze er die Bibelworte stellte: der Herr hat die Armen gesättigt und die Reichen leer hinweggeschickt — predigte ein anderer Exgeistlicher aus Piemont, Challier, bereits nach Robespierre's Muster Verdacht gegen die Halbheit der Girondisten, und forderte die Vernichtung der Geldmänner, die ihre Aristokratie auf den Trümmern des Adels erheben wollten. Es war vergeblich, daß der Departementsrath ihn wegen gesetzwidriger Verhaftungen und Haussuchungen suspendirte; der Zorn seiner demokratischen Pöbelmassen hielt ihn im Amte fest. Der Maire Vitet selbst ging damals nach Montpellier, um sich mit den Führern der Maiseiller in Vernehmen zu setzen; es hieß allgemein, das Revolutionsheer, durch alle gleichartigen Elemente des Landes verstärkt, werde jetzt auf die Hauptstadt vorrücken.

Da die Gironde indeß das Ministerium erobert hatte, wurde die äußerste Maßregel fürs Erste aufgeschoben. Roland erklärte sogar die Befreiung der Banditen in Avignon für gesetzwidrig, worauf Robespierre ihn bei den Jacobinern offen des Verrathes anklagte: es war aber nicht so ernstlich gemeint, und Roland's Freunde ließen gleich nachher die Versammlung über die Beschwerden Avignon's zur Tagesordnung schreiten.

Drittes Capitel.

Ministerium der Gironde.

Bei Weitem der bedeutendste Mensch in der neuen Regierung war der Minister des Auswärtigen, General Dumouriez. Er stammte wie Sieyes und Mirabeau aus der Provence, von einer angesehenen Familie des dortigen Parlamentsadels. Sein Vater hatte es jedoch nach der Reizbarkeit und Ungefügigkeit seines Wesens nur bis zum Amte eines Kriegskommissars gebracht, und der ehrgeizige und lebenslustige Sohn war demnach schon früh auf seine eigenen Kräfte angewiesen. So zog er als Achtzehnjähriger in den Krieg gegen Friedrich den Großen, und erwarb sich in drei Feldzügen das Ludwigskreuz und eine Hauptmannsstelle. Der Frieden aber schnitt rasch diese Hoffnungen ab, sein Regiment wurde aufgelöst, und er selbst mit einer kleinen Pension entlassen. Dazu überwarf er sich mit dem Vater durch Neigung zu einer jungen Verwandten, mit deren Eltern die seinigen zerfallen waren; so durch Armuth, Leidenschaft und Ehrgeiz dreifach getrieben, machte er sich auf, den Rest seiner Habe, hundert Louisdor in der Tasche, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Choiseul, welcher damals an der Spitze des Ministeriums stand, gab ihm Erlaubniß, über seine Erfolge zu berichten; dies war für Dumouriez hinreichend, um in dem Intriguenkreise, welcher damals die Regierung Frankreich's hieß, festen Fuß zu fassen. Es war für jeden ein schlüpfriger Boden, und für einen Menschen ohne Namen und Verbindungen wie Dumouriez, ein halsbrechender. Dumouriez aber hatte den ächten Soldatensinn, welchem die Gefahr ein Reiz ist; er

verstand es, am passenden Orte keck und stolz, geschmeidig und unterwürfig, vor allem aber geschickt und brauchbar zu sein. Höhere Gesichtspunkte beschränkten ihn nicht; er hatte in Politik und Moral weiter keine Ueberzeugung, als daß jeder Fehler für ihn schlimmer als ein Verbrechen, und jedes gemeine Vergehen der schlimmste Fehler sein würde. So ging sein Leben in bunten Wechselfällen dahin: zuerst war er in sehr zweideutiger Stellung bei den corsischen Händeln von 1766 thätig, dann wirkte er als geheimer Agent des Ministeriums in Spanien und Portugal, darauf in Ungarn und Polen, wo er im besten Zuge war, den Krieg gegen die Russen auf großem Fuße zu organisiren, als der Sturz Choiseul's seinem Treiben ein Ende machte und ihn nach Paris zurückrief. Für die Ungnade des neuen Ministers Aiguillon hielt er sich durch die Gunst des Grafen Broglie entschädigt, welcher dem Könige als persönlicher Rathgeber hinter Aiguillon's Rücken diente, erfuhr dann aber bei dem ersten Anlasse die Schwäche Ludwig XV., der ihn ohne Schwierigkeit dem Minister Preis gab und eine lange Verhaftung Dumouriez's zuließ. Endlich 1775 hörte die Verfolgung auf, und er wurde als Generalmajor zum Commandanten von Cherburg ernannt, welche Stelle er bis zum Ausbruche der Revolution bekleidete.

Die Entfernung aus Paris war hart genug für ihn; sein Geist fand in den engen Verhältnissen der Provinz keine Ruhe, unaufhörlich bestürmte er die Ministerien mit Plänen, Gutachten, Vorschlägen. Bei all diesem Treiben ging sein Drang weniger auf den Glanz als auf das Wesen der Macht, auf Einfluß, Thätigkeit und Wissen. Er wollte das Leben genießen, aber wäre auch mit mäßigem Lohne zufrieden gewesen; er hätte sich leicht beschieden, wenn sein Name unbekannt geblieben wäre; nur zu herrschen, einzugreifen, die Menschen zu lenken, seinen Willen in der Politik Frankreich's zu bethätigen, darauf richtete sich der Ehrgeiz seines unruhigen Geistes. So fand ihn der Ausbruch der Revolution, und er war keinen Augenblick zweifelhaft über seine Partei. Sein Leben lang hatte er mit dem Vorzuge des Geburtsadels ringen müssen; jetzt war die Zeit der persönlichen Kraft gekommen, und

Dumouriez warf sich mit Eifer in die Bewegung. Er fachte den Bürgersinn seiner Soldaten an, half selbst in Cherburg die Nationalgarde einrichten, und machte sich rasch einen revolutionären Namen in der ganzen Provinz. In Paris wurde er mit Mirabeau befreundet, fand Eingang bei Lafayette, und ging 1790 in dessen Auftrag nach Belgien, wo er mit den dortigen Demokraten bleibende Verbindungen anknüpfte. Getragen durch eine Menge alter Bekanntschaften, gewann er jetzt auch bei dem Ministerium Einfluß; nur Ludwig XVI. mochte ihn nicht, und wies seine Beförderung mit den Worten ab, er kenne diesen Intriguanten, dessen Unterstützung man bereuen würde. Endlich kam er 1791 als Militärchef der niederen Loire nach Nantes, zeichnete sich hier bei der Flucht des Königs durch scharfen Patriotismus aus, und wurde mit Gensonné bekannt, als dieser im August die religiösen Unruhen der Vendee zu prüfen hatte. Zwei Monate nachher bot er sich dem Könige als Ministercandidaten an, und versprach die gründlichste Ausrottung der Jacobiner[1]; zurückgewiesen, setzte er durch Gensonné die Verbindung mit der Gironde fort, die ihn endlich im Februar 1792 nach Paris und bei Delessart's Sturz in das Ministerium führte. Er zählte damals dreiundfünfzig Jahre, war aber noch lebhaft und ungestüm wie der jüngste Mensch, entschlossen auf eigenen Füßen zu stehen, und eine große Epoche in der Revolution zu machen.

Er stimmte nun vollkommen zu der Kriegspolitik der Gironde, und brachte sie eigentlich zuerst in System und Methode, gab ihr bestimmte Zielpunkte und berechnete die dafür nöthigen und möglichen Mittel. Ihr werdet, hatte er früher zu Delessart gesagt, nicht blos mit Oestreich, sondern einen allgemeinen Krieg haben, aber er soll uns Ruhm und Gewinn und erweiterte Herrschaft bringen. Er sprach zuerst das für die Revolution so verhängnißvolle Wort der natürlichen Grenzen, der Alpen und des Rheines, aus, und gründete darauf sein ganzes Kriegssystem: Vertheidigung, wo diese Grenzen schon geschlossen seien wie in Elsaß, Angriff, wo sie

---

[1] Morris an Washington. 21. März.

erst durch Eroberung erreicht werden mußten. Dies traf Belgien, Lüttich und die rheinischen Churfürsten im Norden, im Süden aber das gegen die sardinische Herrschaft mißvergnügte Herzogthum Savoyen. Hier wie in Belgien und am Rheine hatte man zahlreiche Verbindungen unter dem Volke, und zweifelte nicht an dem Losbrechen der Insurrection, sobald französische Truppen sich zeigen würden. Demnach sollte Lafayette über Namur gegen Lüttich und Brüssel, Luckner von Straßburg aus über Landau gegen Mainz operiren, im Süden aber ein viertes Heer zum Angriffe auf Savoyen gebildet werden. Dumouriez, der aus seinen früheren Abenteuern die schwachen und schlechten Seiten aller Höfe so gut wie Biron kannte, hoffte entschieden, England bei der Neutralität festzuhalten und Preußen von dem östreichischen Bündnisse zu trennen. Seiner ganzen Partei kam es unglaublich vor, daß Preußen, gegen welches einst der östreichisch-französische Bund von 1756 geschlossen worden, sich ernstlich an einem Kriege gegen das neue Frankreich betheiligen sollte, welcher gerade die Absage jenes Vertrags zur Ursache hatte. Leopold's Tod schien neue Wege zu eröffnen, man machte also noch einen Versuch mit Preußen, und bot ihm durch den jüngeren Custine eine französisch-polnische Allianz, deren Lohn die Hegemonie in Deutschland, ja vielleicht die eben vacant gewordene Kaiserkrone sein sollte [1]). Wenn dies Alles aber täuschte, (wie es denn der wirklichen Weltlage in jeder Hinsicht widersprach,) so meinte Dumouriez im schlimmsten Falle Belgien längst erobert und in bewaffneten Aufstand versetzt zu haben, ehe die deutschen Heere anlangen könnten. Demnach nahm er den Notenwechsel mit Oestreich in äußerst schroffen Formen auf, um so schnell wie möglich bei der Kriegserklärung anzulangen.

Es bedurfte dazu nicht viel, da durch den Beschluß des 25. Januar der Bruch so gut wie vollzogen war. Oestreichischer Seits hatte sich der junge König Franz schon 1791 für den Krieg ausgesprochen, und das bereits unter Leopold gesunkene Ansehen des Fürsten Kaunitz, der in Wien den Bund mit Frankreich gegen

---

1) Condorcet revision des travaux de l'assemblée legislative, oeuvres X, 442.

Preußen personificirte, kam jetzt vollends herunter. Eine Nachgiebigkeit, die schon wegen der bekannten Tendenz der Gironde in jedem Sinne thöricht und fruchtlos gewesen, war bei dieser Stimmung des Cabinets vollends nicht zu erwarten. Immer aber war Franz noch zu neu in den Geschäften und zu mißtrauisch gegen sich und Andere, als daß er sogleich eine sichtbare Aenderung in Leopold's Friedenspolitik hätte eintreten lassen. Der Vicekanzler Graf Cobenzl, der nach wie vor seinen Einfluß behielt, wiederholte demnach in einer Note vom 18. März ganz gleichlautend die Erörterungen des 17. Februar, über deren milde Beantwortung Delessart zuerst beklatscht und dann vor Gericht gestellt worden war. Es ist ein Glück für Euch, sagte der Churfürst von Mainz damals zu den Emigranten, daß die Franzosen selbst den Krieg erklären, sonst würdet ihr euch umsonst danach sehnen [1]). Dumouriez antwortete noch einmal mit der kategorischen Forderung, der Kaiser müsse entwaffnen und sein Bündniß mit Preußen auflösen: Cobenzl entgegnete, es werde geschehen, wenn Frankreich seine Rechtsverletzungen gegen die Elsasser Fürsten und den Papst gutmache, und sich selbst in eine Lage bringe, bei welcher die Sicherheit Europa's nicht gefährdet sei, in welcher Weise aber dies Letztere geschehen könne, darüber hätten die Franzosen sich selbst zu berathen [2]). Oestreich also verharrte genau in der Stellung, die es seit December eingenommen, ohne einen Schritt zum Angriffe weiter zu thun. Darauf beschloß Dumouriez, so schlecht die Vorwände sich ausnehmen mochten, die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen bei der Nationalversammlung zu beantragen.

Er hatte damals, Mitte April, schon einige Erfahrungen über die Annehmlichkeiten gemacht, mit welchen eine Revolutionszeit die Stellung eines Ministers umgibt. Zwar klatschte die National-

---

1) Bouillé.

2) So der Text der Note selbst. Dumouriez sagt, Oestreich habe die königl. Erklärung vom 23. Juni 1789 als Grundlage der neuen Verfassung bezeichnet; wir werden unten, Buch IV. Capitel 1, sehen, wie weit damit die Ansichten des östreichischen Ministeriums stimmten; jedenfalls ist von einer Note dieses Inhalts nichts zu finden.

versammlung jedem seiner Berichte, die er mit aller Energie des Bürgersinnes zu würzen verstand; auch bei den Jacobinern, die er einmal in der rothen Freiheitsmütze besuchte, blieb die Mehrzahl der Stimmen ihm noch gewogen. Zunächst aber mußte er sich überzeugen, daß die Mittel zu einem ernstlichen Kriege durchaus unzulänglich waren. Narbonne hatte seine Anstalten mit glänzender Leichtfertigkeit getroffen und seine Berichte nur nach dem Beifall der Galerien, nicht aber nach der Wahrheit der Thatsachen eingerichtet. Es fehlte überall an Mannschaften und Officieren, Disciplin und Material; der Kriegsminister de Graves, der sich ganz zu Dumouriez's Verfügung gestellt hatte, that das Mögliche; leider aber hinderte die innere Politik der Gironde, auf die man sonst sich stützen mußte, jeden Fortschritt. Je radicaler ihre Wühlerei wurde, desto mehr Officiere wanderten aus, desto unbändiger stellten sich die Soldaten, desto weniger Truppen wurden im Inneren entbehrlich, desto mehr stockten alle Canäle der Verwaltung. Ueberhaupt zeigte sich bald, daß Dumouriez der Partei zu selbstständig war. Frau Roland ärgerte sich über seine nicht gerade delicaten Formen, er spottete über ihre Geschäftigkeit und Großmannsthuerei: einstweilen brauchte man einander, aber von engerem Einverständniß war keine Rede. Im Gegentheil fand Dumouriez, und machte kaum noch ein Geheimniß daraus, daß der König besser sei, als sie Alle.

Es war sehr natürlich, daß er unter diesen Umständen die alte Verbindung mit Lafayette zu erneuern suchte, der jetzt wieder in sein Hauptquartier Metz zurückgegangen war, voll von Unmuth über die Besetzung des Ministeriums, und deshalb viel geneigter gegen die Jacobiner als die Oestreicher in das Feld zu rücken. Dumouriez schrieb ihm dreimal, bestätigte ihm die unter Narbonne genommene Abrede, daß er den Hauptschlag gegen Belgien führen sollte, und verstärkte ihn trotz aller Klagen der anderen Generale durch eine Division des Nordheeres [1]). Darauf kam eine halbofficielle Note des Generals, worin er die Herstellung der inneren

---

[1]) Ungedruckte Correspondenz im Pariser Kriegsarchiv.

Ordnung, die Achtung der bürgerlichen und religiösen Freiheit begehrte, und unter dieser Bedingung das Ministerium zu unterstützen versprach. Zugleich aber beschwerte er sich in einem Privatbillet an Dumouriez über den ausschließenden Parteigeist und das unbändige Drängen zum Beginn des Krieges. Dumouriez antwortete: er treibe nicht zum Kriege, das Datum dieser Entscheidung sei älter als das jetzige Ministerium, noch mehr aber verwahre er sich gegen den Vorwurf des Parteigeistes, und sei der Ueberzeugung, daß er selbst und Lafayette einander bedürfen. In diesem Sinne nahm er den General auch bei den Verhandlungen des Conseils und der Partei in Schutz; er hatte Anlaß dazu, denn die Gironde, die jetzt des Krieges sicher wieder Aussöhnung mit Robespierre wünschte, wollte diesem den verhaßten Lafayette opfern, Dumouriez aber trat dem mit vollem Nachdrucke in den Weg. Nichts desto weniger blieb Lafayette zurückhaltend; seine Stimmung war den Ministern nicht unbekannt, und gab ihnen ernstliche Sorge über das Schicksal des Kriegsantrags in der vorher so begeisterten Versammlung. Noch am 18. April, als bereits den Generalen die Instruction zum Angriff zugegangen, schrieb Dumouriez an Biron, mit dem er aus alten Zeiten befreundet war: die Kriegsfrage kommt jetzt an die Versammlung, entscheidet sie für Frieden, so bleibt uns Allen nichts übrig, als nach Amerika zu wandern. Allein es zeigte sich bald, daß bei Lafayette eine Stimmung nicht so schnell zur That überging, und er, wenn auch persönlich in seiner Kriegslust abgekühlt, auf seine Partei keine Einwirkung versucht hatte. Im Gegentheil, als der König mit schwerem Herzen am 20. April den Befehl seiner Minister vollzog, und den Antrag auf Krieg gegen Oestreich stellte, erhoben sich zwei oder drei Stimmen mit der Mahnung zur Behutsamkeit, sonst aber war Alles nur eine Bewegung von Freude, Hitze und Ungeduld. Kein Aufschub, kein Ausschußbericht, kein Druck des Antrags wurde zugelassen, sondern der Krieg gegen Böhmen und Ungarn beinahe mit Einstimmigkeit decretirt.

An den Grenzen war Alles bereit, um Blitz und Schlag auf der Stelle sich folgen zu lassen. Für den Süden hatten die De-

mokraten von Marseille sich den General Montesquiou ausgebeten, der noch von der Zeit der Constituante her mit Lameth und Lafayette gespannt, der Gironde sichere Bürgschaft zu geben schien [1]. Bereits war er unterwegs nach Lyon, um 30,000 Mann hart an der Grenze von Savoyen aufzustellen und zu rascher Invasion bereit zu halten. Der Vorwand ließ nicht lange auf sich warten. Am 19. April wies der sardinische Commandant in Alexandrien den neu ernannten französischen Geschäftsträger Semonville zurück, weil er nicht den Formen gemäß vorher angemeldet und außerdem als gefährlicher Unruhestifter bekannt sei. Beides war begründet. Sardinien gehörte zu den sogenannten verwandten Höfen, bei welchen jenes Cerimonial in Geltung war: Semonville aber war einst ein Werkzeug Lafayette's und dann Mirabeau's in der geheimen Pariser Polizei gewesen, hatte später als Geschäftsträger in Lüttich mit den dortigen Demokraten gearbeitet, und endlich in Genua diese Bemühungen für Italien eifrig fortgesetzt. Nichts desto weniger forderte Dumouriez nachdrückliche Genugthuung für die völkerrechtswidrige Beschimpfung, und als diese ausblieb, erhielt Montesquiou die Weisung, bis zum 15. Mai Savoyen zu besetzen [2].

Rochambeau und Lafayette hatten schon fünf Tage vor der Kriegserklärung den Befehl, ihre Truppen Lager beziehen zu lassen, damit dieser in den ersten Tagen des Mai 30,000 Mann von Dun in Eilmärschen auf Givet und Namur führen, und Rochambeau, sobald diese Bewegung eröffnet sei, mit 22,000 Mann über Mons nach Brüssel aufbrechen könne. Rochambeau war jedoch nach seinen militärischen und politischen Ansichten weder Dumouriez noch der Gironde genehm; nach acht Tagen kam also ein zweiter Befehl, er selbst solle zur Nachhut in Valenciennes bleiben und statt seiner den General Biron mit 12,000 Mann gegen Mons, zwei kleinere Abtheilungen aber zur Beirrung der Oesterreicher auf Tournai und Furnes entsenden, und den Angriff spätestens am 29. April eröffnen. In gleicher Weise wurde Lafayette angewiesen, schon

[1] Barbaroux.

[2] Correspondenz der Südarmee.

am 30. in Givet einzutreffen, und am 1. Mai gegen Namur vorzugehen [1]). Dumouriez schrieb ihm selbst, trieb ihn zur Eile, erinnerte ihn an den Zorn der Jacobiner, den er durch glänzende Erfolge zu entwaffnen habe, an die Schwäche der ihm gegenüberstehenden Oestreicher, an das Gewicht des Erfolges, wenn er in raschem Laufe Namur und Lüttich erreiche, und die Belgier unter die Waffen rufe. Ich zähle die Minuten, schloß er, bis ich Nachricht von Euch habe.

Die Nachrichten kamen nur zu schnell von allen Seiten, unheilvoller als irgend wer erwarten konnte.

Rochambeau war bitter verdrossen, als er die zweite Depesche vom 22. empfing, der noch dazu die Instructionen für die drei Untergenerale versiegelt beigelegt waren. Jedoch faßte er sich als ein Ehrenmann, und that das Mögliche, um in den kurzen acht Tagen Biron bestens auszustatten, obwohl er ihn für den eigentlichen Urheber der ganzen Anordnung hielt. So mangelhaft auch die Rüstung des Heeres war, so hatte man doch hinreichendes Material, um 12,000 Mann in feldmäßigen Stand zu setzen, und Biron konnte damit am 29. die Grenze überschreiten, während Theobald Dillon mit 3500 von Lille aus gegen Tournai, und Carles mit 1200 von Dunkirchen auf Furnes vorging. Dillon marschirte die Nacht hindurch, kam am 29. früh auf belgischen Boden, und machte eine Stunde vor Tournai Halt, um die Truppen frühstücken zu lassen. Er selbst war unsicher über Stellung und Erfolg, sagte dem Rittmeister, welcher den Vortrab führte, er fürchte einen Ueberfall, und möchte eigentlich sogleich zurückgehen, blieb aber doch hinter Hügeln versteckt stehen, ohne Posten zu weiterer Kundschaft vorzuschieben. So zäumte eben die Reiterei zum Füttern ab, als der Feind ungefähr in gleicher Stärke in der Flanke der

[1]) Der ganze Unterschied zwischen der Instruction vom 15. und vom 22. bestand also darin, daß nach jener der Angriff in der ersten Woche des Mai, nach dieser spätestens am 30. April geschehen sollte. Da seit Monaten der Plan im Allgemeinen den Generalen bekannt und in Bezug auf Namur selbst von ihnen angegeben war, so erscheint die Differenz ganz unerheblich. Wenn Lafayette und Rochambeau daraus das Mißlingen herleiten, beweist dies nur ihren Wunsch, die Schuld desselben auf das Ministerium zu werfen.

Stellung erschien. Es waren die Obersten Pforzheim und Vogelsang, welche mit drei Bataillonen und sechs Schwadronen gegen die Franzosen heranrückten [1]). Obgleich sie zuerst nur einige Geschütze und Chevauxlegers in das Gefecht brachten, erregten sie doch sogleich gewaltigen Schrecken bei dem Gegner, und als nach einer Weile auch Infanterie sichtbar wurde, befahl Dillon sogleich den Rückzug. Anfangs ging er in leidlicher Ordnung von Statten. Die Oestreicher folgten unter Sturmschlag, jedoch ohne zu feuern; plötzlich aber lösten sich zuerst die französischen Cürassiere, dann die übrigen Reitergeschwader auf, überrannten unter wildem Fluchtgeschrei das Fußvolk, und nun wälzte sich der ganze Haufen in verwirrtem Getümmel Lille zu. Die Oestreicher verfolgten nur bis zur Grenze, ohne einen Mann zu verlieren, die Franzosen büßten vier Geschütze, eine Menge Gepäck und zwei Todte ein. Der Tumult setzte sich aber in Lille selbst fort, die Soldaten riefen Verrath, der städtische Pöbel stimmte ein, die Wuth richtete sich gegen die Officiere, und Dillon selbst wurde mit zwei anderen Generalen unbarmherzig niedergemacht.

Indeß hatte Biron am 29. den ersten belgischen Grenzort Quievrain ohne Widerstand besetzt, und rückte von dort in drei Colonnen gegen Mons. Es gab einige Vorpostengefechte, die jedoch den Marsch nicht lange aufhielten, so daß man Nachmittags die Höhen unmittelbar vor Mons erreichte, wo sich der östreichische General Beaulieu nur mit 3500 Mann aber in vortheilhafter Stellung verschanzt hatte. Hier machte Biron Halt; er wußte nicht, wie stark der Feind war, traute seinen Truppen nicht viel zu, wunderte sich, daß von einer belgischen Revolution nichts zu spüren war, und kam endlich, nach einer nutzlosen Kanonade gegen die feindlichen leichten Truppen, zu dem vorsichtigen Beschlusse, auf Nachricht von Tournai zu warten. Als diese am Abend anlangte, war auch sein Muth zu Ende, und nur weil die Ermüdung der Truppen einen Nachtmarsch unmöglich machte, verschob er noch den Rückzug auf den folgenden Morgen. Keine Erwägung kam ihm,

---

[1]) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1812, I., 16.

daß er unmöglich eine feindliche Uebermacht vor sich haben könne, da in ganz Belgien nicht 40,000 Oestreicher standen, daß Dillon nur eine Finte, er aber den Hauptangriff zu machen habe, daß Rochambeau mit 6000 Mann nur wenige Stunden entfernt, und mithin ein recognoscirender Versuch gegen die feindliche Stellung ganz ungefährlich sei. Seine Unruhe ging auf die Truppen über, mitten in der Nacht gab es Unordnung bei zwei Dragonerregimentern, einige Soldaten flohen, doch blieb die Masse auf ihren Posten[1]; früh Morgens trat Biron nach kurzem Scharmützel bei Framerie den Rückzug an und gelangte ohne Verlust bis Quievrain[2]. Hier aber warf ein plötzlicher Angriff feindlicher Husaren ein Bataillon Nationalgarden über den Haufen, die Unordnung pflanzte sich in den anderen Regimentern fort, das östreichische Fußvolk kam heran, und ohne Halten floh Alles unter Verrathgeschrei nach Valenciennes zurück. Mit unendlicher Mühe brachte Biron noch einmal einen Theil seiner Leute bei Crespin zum Stehen; kaum aber zeigte sich eine Patrouille östreichischer Uhlanen, so erneuerte sich die wildeste Verwirrung. Drei Kanonen, sieben Munitionswagen, hundert Gefangene fielen in die Hände der Oestreicher; der Verlust an Menschenleben war bei der eilfertigen Flucht der Franzosen gering[3].

Während dieser Vorgänge hatte Lafayette zwischen dem 25. und 30. in angestrengten Märschen 10,000 Mann bei Givet vereinigt, und den Rest seines Heeres in voller Bewegung dorthin. Sein Vortrab überschritt die Grenze und besetzte Bouvines; da erhielt er am Abend von Rochambeau die Nachricht, daß Dillon und Biron sich zurückzögen, am 1. ein bestätigendes Schreiben von Biron, am 2. eine Depesche des Kriegsministers, welche den Schrecken über Dillon's Unglück, und die Ermahnung aussprach, nur mit größter Vorsicht sich zu bewegen, damit nicht weiteres Mißlingen erfolge. Lafayette wünschte sich nichts Lieberes als solch'

[1]) A. N. 17. Mai, Berichte der beiden Obersten.

[2]) So sein eigener Bericht. Moniteur 8. Mai.

[3]) Dies Alles nach den Acten. In mehreren Darstellungen ist das Bild besonders durch den falsch aufgefaßten Vorgang bei den beiden Dragonerregimentern verwirrt worden.

eine Aufforderung, und blieb in Givet stehen, ohne die geringste Recognoscirung weiter zu versuchen.

Weil also die 3000 Mann unter Dillon geflohen, zog sich Biron trotz seiner dreifachen Uebermacht zurück, und weil Biron nichts ausgerichtet, wagte Lafayette mit 30,000 Mann keinen Schritt in ein Land, daß im Ganzen ihm keine stärkere Streitmacht hätte entgegen stellen können. Prüft man den Hergang genauer, so liegt hier die Schuld nicht an den Soldaten, die sich bald nachher tadellos schlugen, nicht an der schlechten Ausrüstung, die bei diesen ersten Schritten noch gar nicht zur Sprache kam, sondern allein an den Führern, die mit Unsicherheit und Unlust an den Krieg herangingen, immer nur die Mittel des Feindes und nicht die eigenen im Auge hatten, und überall das erste Beispiel des Verzagens gaben. Allerdings war darum das Verrathgeschrei der Soldaten, so heftig es auch von den Clubs und den Parteien wiederholt wurde, nicht begründet: thatsächliche Beweise liegen an keiner Stelle vor, vielmehr erklärt sich die Flucht der Soldaten ausreichend aus ihrer Unerfahrenheit, aus ihrem Mißtrauen gegen die Officiere, und aus ihrem Gefühl von der Schlaffheit der Führung. Was aber die Generale anbetrifft, so ist Mangel an Muth und Frische noch kein Verrath, und die leichteste Erwägung ihrer Interessen lehrt unwidersprechlich, daß für Lafayette und Rochambeau ebenso wie für Biron und Dillon der Verrath ein Act des Wahnsinns und des Selbstmordes gewesen wäre. Darüber konnte sich kaum die fanatische Verblendung des Parteihasses von 1792 täuschen. Ebenso nichtig ist zuletzt die Anklage Lafayette's gegen Dumouriez, daß er, um sich des Generals zu entledigen, die Operationen überstürzt und Lafayette's Niederlage gewünscht habe. Hatte er doch seine politische Existenz auf den Erfolg des Angriffes gesetzt, Lafayette gegen den Wunsch der Gironde im Commando erhalten, sein eigenes Heil von dem Benehmen des Generals abhängig gemacht. Auch wüthete er über den schimpflichen Ausgang; seinem Freunde Biron sandte er ein vertrauliches Schreiben, worin er seinem Herzen Luft machte: ihr seid ausgerückt wie die Thoren, und zurückgekommen wie die Narren.

Endlich, um das Maß zu füllen, kam wenige Tage später Nachricht von General Montesquiou, die Minister seien arg betrogen, wenn man ihnen von dem Dasein einer Südarmee gesprochen; dort sei Alles zersplittert und ungerüstet wie im December, und unter zwei Monaten nichts aufzubringen, man möge also um jeden Preis den Bruch mit Sardinien vermeiden.

So war die Hoffnung, mit einem Handstreiche bis an den Rhein und die Alpen vorzudringen, schnell zerronnen. Die Lage des Staates erschien mißlich im höchsten Grade. Bei der englischen Regierung erwirkte Talleyrand zwar ausdrücklich die Verheißung der Neutralität, auch wenn Frankreich Belgien überziehe — nur Holland müsse unangetastet bleiben [1]) — aber die gewünschte Unterstützung von dieser Seite war entschieden nicht mehr zu hoffen. Kein besseres Glück machte der nach Berlin und Braunschweig gesandte jüngere Custine; vielmehr stellte sich unzweifelhaft heraus, daß Preußen für Oestreich auftreten, und binnen wenigen Monaten ein schweres Zusammentreffen zu erwarten sein würde. Dieser Aussicht erlag zunächst der Muth de Graves', der mit leeren Cassen, aufrührerischen Soldaten, desertirenden Officieren und schlaffen Generalen sich nicht gegen die deutschen Heere zu messen wagte: er gab am 5. Mai seine Entlassung. Sein Nachfolger wurde ein girondistisch gesinnter Oberst Servan, ein fest zusammen genommener Charakter und tüchtiger Officier, welcher damals keine andere Ansicht hatte, als daß die Lässigkeit der Feuillans und der Verrath des Hofes allein das Unheil verursache, mit großem Eifer an allen Punkten eingriff, und im Inneren zu jedem revolutionären Schritte bereit war. Er hielt also im Conseil mit Roland und Claviere fest zusammen, während Dumouriez mit diesen täglich mehr zerfiel, und alles Augenmerk um so eifriger nach Außen richtete. Er hatte keinen anderen Gedanken, als möglichst rasche Erneuerung der Offensive. Gleich nach dem Schimpfe von Mons hatte Rochambeau seinen Abschied gefordert, und Dumouriez sofort die Ernennung des kampflustigen Luckner an seine Stelle veranlaßt. Zugleich schrieb er auf's

[1]) Montmorin an La Marck 22. Mai.

Neue an Lafayette, erklärte ihm bündig, daß er seine Ansichten über die innere Politik vollständig theile, und beschwor ihn, binnen 14 Tagen einen zweiten Angriff auf Belgien zu versuchen und jeder Unterstützung durch die Minister gewärtig zu sein. In der That ließ es hier die Gironde trotz alles Argwohnes gegen Lafayette nicht fehlen. Servan verdoppelte und verdreifachte die Recrutirungen, die Nationalversammlung erließ ein scharfes Disciplinargesetz, zum höchsten Anstoß der Cordeliers, Robespierre's und Marat's, ansehnliche Sendungen von Munition und Geräthen gingen in das Lager ab. Allein hier wie überall kam Lafayette nicht über persönliche und augenblickliche Stimmung hinweg. Er traute Dumouriez nicht, er fürchtete gegen ihn in untergeordnete Stellung zu gerathen, er verachtete die Immoralität des Mannes, der immer Maitressen gehalten, immer Freunde aus allen Parteien, immer Geld ohne nachweisbare Einkünfte gehabt, genug er wollte von einem solchen Bündnisse nichts wissen. Er antwortete nur mit verstärkten Klagen über die gänzliche Entblößung seines Heeres, die alle entschiedene Thätigkeit verhindere, und bestimmte noch dazu den schwachen Luckner, fast mit denselben Worten diese Klagen zu wiederholen. Seine Träume, Belgien und Holland als triumphirender Befreier zu durchziehen, waren zum zweiten Male verraucht. Vom Kriege versprach er sich nichts, als durch tüchtige Vertheidigung die Deutschen im Schach zu halten, und mit einer Capitulation zugleich die Menschenrechte gegen die Emigranten, und die Constitution gegen die Jacobiner zu sichern[1]. So verging der Monat Mai, ohne daß außer einigen nichts bedeutenden Postengefechten der Krieg sich irgend wie geregt hätte. Man blieb schwach und unfähig zu militärischem Thun, obgleich die ersten vier Wochen dieses kampflosen Feldzuges bereits 52 Millionen kosteten[2].

So viel nämlich hatte man officieller Weise dem Kriegsministerium als Zulage zu dem ordentlichen Etat bewilligt; daß im Stillen viel mehr aufging, verrieth Cambon am 30., als er 99 Mill.

---

[1]) Mallet's Memoire vom 14. Juli, §. 2.

[2]) 20 im December bewilligt, 25 am 22. April, dann 7 für jeden Monat vom 1. Mai an.

erwähnte, die man so eben dem Minister angewiesen habe; Näheres darüber weiß ich nicht beizubringen. Schlimmer aber als diese unmittelbaren Kosten, waren auch auf dem finanziellen Gebiete die mittelbaren Nachwehen des Krieges: schon damals war auf dieser Seite vollständig zu übersehen, was er für die Fortentwickelung der Revolution bedeute.

Zunächst machte seine bloße Ankündigung dem künstlichen Aufschwung der französischen Industrie, welchen wir in den vorhergehenden Jahren beobachteten, ein Ende. Bereits am 16. December rief ein Deputirter: wir verkaufen dem Auslande fünfzig Procent weniger als im vorigen Jahre und kaufen um eben so viel mehr. Alle Manufacturen stocken, sagte ein Anderer, überall concurriren die Fremden gegen uns mit Vortheil. Einige der wichtigsten Zweige, die Wollen- und Baumwollenfabrication, krankten am Meisten; jene mußte ihren Rohstoff zu großem Theile, diese vollständig außer Landes suchen; jene litt bei dem Ankaufe desselben an dem ungünstigen Wechselcourse, diese an der Zerrüttung ihrer Hauptquelle, der Colonie von San Domingo; beide sahen in der allgemeinen Zerrüttung den inneren Markt und den Verbrauch ihrer Erzeugnisse täglich mehr zusammenschrumpfen. Im Februar kam die Frage an die Nationalversammlung. Man war hier an das Eingreifen des Staates in Eigenthums- und Verkehrsverhältnisse sattsam gewohnt, und schnell mit dem Heilmittel fertig. Die Hauptschwierigkeit war die Beschaffung des Rohstoffes: wohlan, so zwinge man die Besitzer desselben, ihn in die Fabriken zu bringen. Man hat sich bisher, sagte Tarbé, mit einem mäßigen Ausfuhrzoll auf Wolle und Baumwolle begnügt, jetzt, wo der heimische Bedarf nicht ausreicht, muß man die Ausfuhr eben verbieten. Es kommt darauf an, so stellte Arena den Standpunkt des Urtheils fest, dem Vaterlande zwei Millionen Arbeiter[1]) zu erhalten, die verruchten Speculanten aber, welche durch Aufkauf der Wolle für das Ausland unsere Manufacturen stille legen, zu vernichten. Vergebens warnten Vaublanc und Emmery. In Frankreich war von jeher die Wollen-

[1]) Es kommt dem Redner, wie Cambon, auf eine Null mehr oder weniger nicht an.

erzeugung nicht so bedeutend, wie sie die natürlichen Mittel des Bodens verstatteten, die Schaafzucht hatte stets die schwächste Seite des französischen Ackerbaues gebildet. Es war also sicher, daß man einer zweifelhaften Begünstigung der Fabriken zu Liebe den überall erschütterten Ackerbau auf das Härteste traf, sobald man den Heerdenbesitzern ihren Ertrag und Absatz verkümmerte. Nichts desto weniger wurde das Verbot decretirt.

Ende März klagte darauf der Handelsausschuß, daß es für die Baumwolle einen unendlichen Schleichhandel in das Leben gerufen habe, so daß man bei weiterem Bestande Gefahr laufe, die Baumwolle der französischen Colonien von den Engländern kaufen zu müssen. Der Ausschuß beantragte demnach statt des Verbotes eine Ausfuhrsteuer von 12 Prozent des Werthes. Allein so wohlfeil waren die Anhänger der ökonomischen Staatsallmacht nicht zu befriedigen. Ein eifriger Demokrat, Duhem, forderte anstatt der Aufhebung des alten den Erlaß eines neuen Verbotes, gegen die Ausführung nämlich des Holzes, weil es den armen Leuten zu theuer werde, und man für diese den Preis niedrig halten müsse. In Wahrheit stand es hier wie bei der Wolle: der letzte Grund der Theuerung war die unzulängliche Production, diese aber beförderte man wahrhaftig nicht, wenn man ihr die vorhandenen Absatzwege sperrte. Es blieb denn bei dem Ausfuhrverbot auf Wolle, und einem Ausfuhrzolle von 50 L. den Centner auf Baumwolle, einer Steuer, welche einem Verbote gleich kam. Es blieb aber auch bei allen Uebelständen, welche das Verbot nicht beseitigte, sondern verschlimmerte.

Um das Uebel zu lindern, hätte es der Heilung seiner Ursachen bedurft, und diese lagen zwar auf der Hand, waren aber integrirende Theile der Revolutions- und Kriegspolitik der Gironde. So lange sich diese nicht änderte, trieb man Frankreich in dem elende Kreise zu Tode, daß die Gewalt immer gesteigerte Noth, und die Noth immer verschärfte Gewalt hervorrief. Man war schon so weit auf diesem Wege gekommen, daß eine Maßregel, welche Mirabeau vor anderthalb Jahren für schlimmer als den Bürgerkrieg gehalten hatte, fast unbemerkt in dem Getümmel vorüberging.

Claviere, welcher jetzt die Finanzen des Staates zu lenken hatte, war schon mit dem Vorschlage des Bankerotts hervorgetreten. In früheren Abschnitten der Revolution hätte er guten Sinn gehabt, damals, als man fremdes Eigenthum confiscirte, um die Staatsgläubiger damit zu bezahlen. Jetzt aber handelte es sich um die Kosten eines muthwillig hervorgerufenen Krieges: man fürchtete in Belgien nicht einfallen, die Rheinlande nicht revolutioniren, die natürlichen Grenzen nicht erobern zu können, wenn man fortführe, den Pflichten gegen seine Gläubiger nachzukommen. Dieser Gefahr gegenüber schien kein Zaudern möglich. Man beschloß, den Ertrag der confiscirten Kirchengüter natürlich zu behalten, aber die darauf angewiesenen Gläubiger dennoch nicht mehr zu bezahlen. Am 27. April erschien also der Antrag, 300 Mill. neue Assignaten zu erschaffen, welche mit Beseitigung der bisherigen Gesetze, allein für Kriegskosten, und nicht auch für die Liquidation der Staatsschuld zu verwenden wären. Dies wurde ohne besondere Debatte sogleich bewilligt. Zehn Tage später erfuhr man, daß der April 60 Millionen zur Schuldentilgung verbraucht hatte: Jacob Dupont rief, auf diesem Wege werde die Staatsschuld alle Assignaten verschlingen; Cambon bemerkte, der Krieg allein werde bis zu Ende des Jahres 400 Mill. mehr als die ganze Jahreseinnahme kosten. Ueberdies, setzte er hinzu, mit dem Aufhören der Tilgung trefft ihr nur reiche Leute, alte Finanzbeamten, Bankiers und Speculanten. So wurde am 15. Mai beschlossen, die Bezahlung der Schulden bis auf Weiteres beruhen zu lassen, mit Ausnahme der kleinen Posten unter 10,000 Livres.

Dadurch in den Finanzen gefristet, nahm die Gironde die alten Revolutionspläne wieder auf. Nachdem sie das Ministerium erobert, und Ludwig XVI. sich ihren Wünschen gefügig gezeigt, hatte der Angriff gegen das Königthum eine Weile geruht. Der Frieden hätte sich vielleicht noch weiter fortgesetzt, wenn die Eroberung Belgien's gelungen wäre, und gemeinsame Erfolge die Herzen erwärmt und die Parteien genähert hätten. Als aber das Mißgeschick von Tournai dem General Lafayette den erwünschten Vorwand gab, seinen Unmuth gegen die Gironde zu offenba-

ren und alle kriegerischen Operationen in Stillstand zu bringen; als Ludwig, so wenig er Lafayette liebte, ihn doch nicht ohne Weiteres den revolutionären Parteien aufopfern wollte: da erinnerten sich Roland und Brissot, daß ihr eigentliches Ziel ein Größeres als ein constitutionelles Ministerium sei. Wenn Belgien nicht vor Ankunft der deutschen Heere eingenommen war, so wußten sie, daß der Krieg eine sehr mißliche Gestalt annahm: also hatten sie Eile. Einstweilen aber waren die Preußen noch sehr weit entfernt und auf der deutschen Grenze Alles in tiefer Ruhe: also waren sie mit frischer Keckheit erfüllt. Die Gründe des langen deutschen Zauderns werden wir noch erörtern, können aber hier schon bemerken, daß die Folgen ganz unberechenbar waren. Die Pariser Bevölkerung, im Winter höchst aufgeregt durch die zahllosen Schilderungen der auswärtigen Gefahr, vergaß bei dieser endlosen Sicherheit beinahe die Existenz der fremden Mächte: man sprach von dem Kriege mit einer sorgenlosen Neugier wie etwa von den indischen Kämpfen der Engländer gegen Sultan Tippo. Damit wurde für jetzt die Hoffnung der Feuillans auf Einschüchterung der Demokraten zu Wasser, und als später die Gefahr ganz unvermuthet hereinbrach, schlug der unverständige Leichtsinn in wahnsinnige Angst und thierische Leidenschaft um.

Mehr noch als seine übrigen Collegen hatte Roland von Anfang des Ministeriums an der feindseligen Stellung der Partei gegen den König festgehalten. Kaum hatte er das Portefeuille des Inneren übernommen, so steigerte sich die Verfolgung gegen die alte Kirche. Die Nationalversammlung hob am 6. April die weltlichen Congregationen auf und verbot alle kirchlichen Amtstrachten: als dann mehrere Departemens die Verbannung der Priester petitionirten, erläuterte Roland, es sei in der That der Bürgerkrieg nur durch solche Maßregeln der Strenge abzuwenden, und veranlaßte damit am 26. einen Bericht des Sicherheitsausschusses, daß die Priester, als besonders durch die Einfalt der Bauern gestützt, in die Hauptstädte der Departemens transportirt werden müßten. Eine Weile hinderte Dumouriez, welchem die kirchlichen Händel gleichgültig und zuwider waren, diesen Eifer, und wies namentlich

die Zumuthung, den König zum Gebrauche eines constitutionellen Beichtvaters zu nöthigen, unwillig ab. Als aber die Gironde durch Servan's Eintritt eine neue Stimme im Ministerrathe gewonnen, kam Roland wieder in die Nationalversammlung, um zu schleuniger Entschließung über die Priester zu mahnen. Mag man über die Sache denken wie man will, unzweideutig ist die Illoyalität, mit der er als Minister hier gegen die verwundbarste Stelle der königlichen Ueberzeugung vorschritt, einen Krieg auf Leben und Tod zwischen dem Könige und der Versammlung entzündete, und im Amte blieb, um so lange als möglich den ministeriellen Einfluß gegen den König zu richten. Er war darin so unbefangen, daß er aus ministeriellen Mitteln eine republikanische Zeitung gründete, und über Dumouriez nicht wenig zürnte, als dieser von einer solchen Ausgabe nichts wissen wollte. Seine Frau rühmt auf allen Blättern ihres Buches die Tugendhaftigkeit des Gemahls; es ist deutlich, daß er, vielleicht vortrefflich im Privatverkehr, als Parteihaupt über die einfachsten Regeln der Ehre und Rechtlichkeit hinwegzuschreiten verstand.

Eine völlige Abschaffung des Königthums lag übrigens auch damals nicht in dem Plane der Partei. Sieyes und Condorcet hielten einen solchen Schritt noch immer für höchst bedenklich. Sie sahen wohl, daß darüber, je heftiger die Krisis sich anließ, erst der Augenblick des Sieges die Entscheidung geben könnte. Im Allgemeinen ging ihr Gedanke auf weitere Schmälerung der königlichen Rechte, Herabsetzung der Civilliste, Ernennung der Minister durch die Nationalversammlung, endlich nach Umständen Aenderung des Throninhabers oder der Dynastie [1]). Das frühere Ideal der Lameth's, eine monarchische Verfassung, aus der man den König nach Belieben weglassen kann, wäre damit auf das Vollkommenste erreicht gewesen.

Der Weg zu diesem Ziele war durch die Umstände deutlich vorgezeichnet. Das erste war neue Belebung der revolutionären Leidenschaft, da weit und breit im Lande nichts als Abspannung

---

1) Memoire von Mallet du Pan, nach Mittheilungen Ludwig XVI.

und Sehnsucht nach Ruhe sichtbar war, in Paris besonders alle Welt sich von der Politik abwandte, und nur das stets schlagfertige Gesindel der Clubs, die Bastillesieger, Pikenmänner und Vagabunden, höchstens 10 bis 15,000 Köpfe, für eine Emeute in Bereitschaft standen. Um die Zahl dieser Unruhigen zu verstärken, bot das nächste Mittel der deutsche Krieg; man hatte ihn wesentlich deshalb erklärt, um den Hof der Verrätherei bezichtigen zu können, man mußte jetzt mit dieser Anklage so scharf als möglich hervortreten.

Dann galt es, den König in militärischer Beziehung vollends wehrlos zu machen. Man verfügte durch Pethion bereits über die Bürgermiliz, durch das Ministerium über die Linientruppen; vor Kurzem aber hatte die neue Leibwache des Königs ihren Dienst begonnen, ihm persönlich verpflichtet, nach den Etats 1800, in Wirklichkeit aber an 6000 Mann stark, erprobte und ausgesuchte Leute, die man in Verbindung mit einigen nahen Schweizerregimentern für ganz ausreichend erachtete, jene Barricadenhelden in Respect zu halten. Die Beseitigung dieser constitutionellen Garde war also der zweite Schritt.

Damit aber hatte die Gironde sich ihre Beute keineswegs selbst gesichert. Denn so leicht ihr es war, die Gesellen und Proletarier zur Empörung aufzurufen, so wenig konnte sie nach dem Siege auf den Gehorsam dieser Truppen rechnen. Sie wußte sehr wohl, daß hier Danton und Marat, die Cordeliers und Robespierre allmächtig waren, und von diesen Häuptern war sie seit der Kriegsfrage durch den bittersten gegenseitigen Haß getrennt. Es erschien also dringend, sich neben Lafayette's Soldaten und Danton's Pikenmännern eine eigene, unmittelbar von ihr abhängige Kriegsmacht zu bilden: dafür rechnete sie zunächst auf den Süden des Reiches, vor Allem auf die Provence, die jetzt vollständig unter der Herrschaft der Marseiller[1]) und der Banditen von Vau-

1) Gorsas Courier vom 13. Juni enthält eine Marseiller Correspondenz vom 5. Juni, worin ein Schreiben der Marseiller Jacobiner an Pethion mitgetheilt wird: sie wollen nach Paris kommen und die Freiheit vertheidigen, bis eine allgemeine Föderation sie gesichert hat.

cluse lag. Hier hoffte man endlich auch im schlimmsten Falle, wenn die deutschen Heere wider Erwarten schnell einträfen, eine sicher entlegene Zuflucht zu finden, den König dorthin mitzuschleppen, und unter dem Schutze Jourdan's und Barbaroux's einen neuen Abschnitt des Revolutionskampfes zu versuchen.

Alle diese Dinge wurden schon um die Mitte des Mai, vierzehn Tage nach dem Mißgeschick von Tournai und Mons erwogen[1]), und während der lang sich hinziehenden Priesterdebatte Punkt auf Punkt in das Werk gesetzt.

Ein journalistischer Parteigänger der Gironde, Carra, ein Mensch, der wegen Einbruches zwei Jahre im Gefängnisse, wie er versicherte, höchst unschuldig, zugebracht hatte, klagte am 15. in seiner Zeitung ein östreichisches Comite in den Tuilerien als Urheber alles Unheils an. Die früheren Minister Bertrand und Montmorin wurden als Mitglieder bezeichnet, die Königin, als östreichische Prinzessin, leite die Verschwörung, welche Frankreich den östreichischen Heeren überliefern solle, der jetzt in Brüssel lebende Graf Mercy sei der Vermittler zwischen Wien und den Tuilerien. Der Streich sollte, wie man sieht, die Königin, und damit die Stellung Ludwig's an dem empfindlichsten Punkte treffen. Was zur Gironde nah und fern gehörte, nahm die Verläumdung auf; Brissot und Gensonné brachten sie in die Nationalversammlung; alle Zeitungen und Clubs wiederholten sie mit stets gehässigeren Zusätzen, und Frau Roland hatte den niedrigen Gedanken, ihrem Gemahle ein Ministerialschreiben an den König selbst aufzusetzen, in welchem ähnliche Hindeutungen durch die Sanction des Ministerrathes bekräftigt wurden. Der republikanische aber gewissenhafte Justizminister Duranthon verhinderte dies, indem er es als Minister des Königs für seine Pflicht erklärte, diesen nicht zu verdächtigen, sondern zu unterstützen[2]): allein nichts desto weniger hallte der Ruf des östreichischen Comite's von einer Partei, von einer Provinz zur anderen, haftete unvertilgbar an den Schritten der Königin, und wurde der Vorwand zu allen Gräueln des nächsten

1) Montmorin an La Marck, Mai und Juni. Morris an Jefferson 10. Juni.
2) Mem. de Roland, pièces justificatives.

Jahres. So ist über seine thatsächliche Wahrheit eine Bemerkung nöthig, obgleich die Ankläger sich jeden Versuch eines Beweises erspart haben. In früherer Zeit nahm die Königin allerdings Rathschläge von dem östreichischen Gesandten, Grafen Mercy, die gewöhnlich durch Mirabeau's Freund La Marck vermittelt wurden. La Marck zog dann 1790 noch den Minister Montmorin in diesen Verkehr, in dessen Zusammenhang auch Mirabeau's Noten wesentlich eingriffen. Durch diesen Canal ging 1791 vor Allem der geheime Briefwechsel Kaiser Leopold's mit seiner Schwester, auf Erhaltung des deutschen Friedens und Unterstützung der französischen Constitution. Jetzt aber war der Kaiser todt, Mercy und La Marck in Belgien, Montmorin wagte sich nur in wenigen versteckten Augenblicken in das Schloß, und gerade in dieser Zeit meldete er dem Grafen La Marck, daß die königliche Familie ohne alle Rathgeber, und bald nachher, daß sie ohne jede Kenntniß von den Absichten der deutschen Mächte sei [1]).

An demselben 19. Mai, an welchem Roland sein Schreiben den Collegen mit der Bemerkung vorlegte, er werde es allein überreichen, wenn sie die Betheiligung ablehnten, forderte Lasource in der Nationalversammlung, man müsse das Volk in all' seinen Tiefen aufregen durch eine feierliche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, man müsse vor Allem eine neue Streitmacht bei Paris versammeln, um die Stadt gegen innere und äußere Gegner zu decken. Der Antrag war verfrüht, die Gemüther in der großen Masse der Abgeordneten noch nicht vorbereitet, die Rede scheiterte an einem finanziellen Nebenpunkte. Aber wenige Tage später war das Priestergesetz vollendet, barbarisch genug, um seine Verwerfung durch den König außer allen Zweifel zu setzen, und in dieser Voraussicht die Mehrheit der Versammlung feindselig gegen den König zu stimmen. Jeder Priester, hieß es darin, soll den Bürgereid leisten; thut er es nicht, so wird er, sobald zwanzig Bürger des Ortes darauf antragen, nach Bericht der Districtbehörde, durch die Direction des Departements ohne weiteres Verfahren über die

[1]) 22. Mai, 19. Juni.

Grenze des Reiches gebracht. Mancher Abgeordnete meinte, das Decret einmal gegeben, müsse der König es auch genehmigen, und gehe es nicht anders, so könne eine gelinde Einschüchterung nicht schaden. Dazu kam eine Instruction des Maire an die Nationalgarde, ein wachsames Auge auf etwaige Fluchtversuche des Königs zu haben; eine solche Erinnerung an Varennes machte bei Vielen das Blut sieden und den Kopf wirbeln. Genug, am 28. reichte ein elender Anlaß hin, einen tobenden Sturm anzufachen. Die Gemüther waren lebhaft erregt durch einen Vortrag des Kriegsministers, der neben dem Linienheere die Ausrüstung von 83,000 Freiwilligen begehrt, und zum zweiten Male das weithin wiederhallende Wort: die ganze Nation muß sich erheben — in die Versammlung geworfen hatte. Gleich daran schloß der Sicherheitsausschuß eine Anzeige, die königliche Porzellanfabrik zu Sevres habe große Ballen Papier verbrannt, verdächtiges, sehr verdächtiges Papier, in dem sich vielleicht der Briefwechsel des östreichischen Comité befunden haben könne. Darauf Untersuchung, Alarm der Hauptstadt, Permanenz der Sitzung. Es zeigte sich zwar sogleich, daß die Ballen nichts als eine in London gedruckte, von der Civilliste aufgekaufte Schmähschrift gegen die Königin enthalten hatten, man war aber einmal in Bewegung, und decretirte auf Bazire's Antrag die Auflösung der königlichen Garde, weil einige gesetzlich ausgeschlossene Personen in ihr dienten, die Mannschaft über den Etat verstärkt und von revolutionsfeindlicher Gesinnung beseelt sei. Der König fand, daß man diese Klagpunkte hätte verfolgen und zur Strafe bringen, nicht aber deshalb die von der Verfassung ihm zugesicherte Garde vernichten dürfen: als er aber das Decret verwerfen wollte, weigerten sich die Minister, sein Ablehnungsschreiben zu unterschreiben. Von Drohungen umringt, von Rath und Beistand entfernt, vollzog der Monarch den Befehl. Die Garde wurde aufgelöst und ihre Waffen von der städtischen Behörde in Verwahr genommen [1]). Er stand jetzt schutzentblößt zwischen den Feinden, ohne zu wissen, ob diese nur nach seiner Krone oder auch nach seinem Blute verlangten.

---

[1]) Gorsas Courier 2. Juni.

Darauf that der Kriegsminister Servan den letzten Schritt. Am 4. Juni, ohne Vollmacht vom Könige, ohne Rücksprache mit seinen Collegen, — nur Roland und Claviere wußten davon — erklärte er der Nationalversammlung die Unzulänglichkeit der bisherigen Heeresstärke und Recrutirung, und beantragte, daß jeder Canton des Reiches zum Jahrestag des Bastillesturmes fünf Bewaffnete zum Verbrüderungsfeste senden möge, zusammen 20,000 Mann, die nach der Feierlichkeit ein Lager bei Paris zur Deckung der Hauptstadt bilden, und die Kanonen der Pariser Nationalgarde erhalten sollten. Der Vorschlag wurde mit geringen Aenderungen unter Beifallklatschen der Tribünen angenommen. Die Gironde sah sich damit binnen kurzer Frist im Besitz einer Armee, ausreichend stark, um den Thron zu beherrschen oder zu stürzen: die Zukunft Frankreich's schien vollständig in ihre Hand gelegt.

Ueber die Wichtigkeit des Beschlusses konnte sich Niemand täuschen. Alle Parteien sahen ebenso deutlich wie die Urheber desselben, daß die Waffen dieser Zwanzigtausend nicht gegen den äußeren Feind, sondern der inneren Politik zu dienen bestimmt waren. Die Jacobiner und Cordeliers frohlockten. Der einzige Robespierre, dessen persönlicher Hader mit Brissot stets giftiger geworden, fürchtete die Machtvermehrung, welche den verhaßten Nebenbuhlern durch die Bildung dieses Volksheeres zuwachsen könnte; die Anderen hielten das für weitschichtige Sorgen, dachten sich mit den Föderirten, als ihres Gleichen, wohl zu vertragen und freuten sich der Stärkung ihrer Sache gegen das Königthum. Danton's Freund Lacroix forderte im Club bereits die Isolirung der Oestreicherin, den Verkauf der Emigrantengüter, allgemeine Volksbewaffnung und progressive Einkommensteuer; ein Bürger der Antonsvorstadt setzte unter lärmendem Beifall hinzu: das Volk ist Souverän; thun seine Vertreter nicht ihre Schuldigkeit, so werden wir selbst sehen, was zu thun ist. Dem entsprechend nahm die Anfertigung und Austheilung der Piken beschleunigten Fortgang; die zweite Revolution, die einst die Gironde angekündigt, war zum Ausbruche reif.

Das Bürgerthum und der Hof empfanden es wohl. Die Pariser Nationalgarde, welche den rachedürstenden Haß der Prole=

tarier seit dem 17. Juli nur zu gut kannte, sah mit Schrecken und Zorn eine demokratische Armee sich gegenüber entstehen; sie hielt sich entehrt und gefährdet; sie zweifelte keinen Augenblick, daß nur jacobinisches Gesindel in das neue Lager zusammen strömen, und der Hauptstadt das Schicksal von Arles und Avignon bereiten würde. Dazu war der Plan der Gironde, im schlimmsten Falle den König in den Süden zu entführen, keineswegs geheim geblieben, und die Bürger meinten, dann ihren einzigen Schutz gegen die Plünderungen der fremden Truppen zu verlieren[1]). So trat die Mehrzahl der Bataillone zusammen, und verabredete eine große Demonstration; der Generalstab unternahm die Anfertigung einer Eingabe an den Reichstag gegen die Berufung der Föderirten, die sich rasch mit Tausenden von Unterschriften bedeckte. Mit Eifer regten sich in dieser Bewegung die Feuillans; Lafayette, in hellem Grimme gegen das Ministerium, trat wieder vollständig zu ihnen hinüber; vereinigt boten sie dem Könige ihre Unterstützung gegen den Angriff der Gironde an. Bei den Armeen hatte Luckner so eben einen zweiten Versuch gegen Belgien unternommen: ich habe zwar weder Truppen noch Waffen genug, hatte er an Servan geschrieben, aber ich bin bereit zur Offensive, wenn ihr sie vor der Ankunft der Preußen wünscht. Das Ministerium befahl darauf einen Angriff gegen Menin und Courtrai, zu dessen Unterstützung Lafayette bis gegen Maubeuge hin vorgehen sollte; Luckner in Menin angelangt, schaute dann begierig nach einem revolutionären Losbruche der Belgier aus, allein ein solcher erfolgte nicht, und auf die Pariser Nachrichten beschloß Lafayette auf der Stelle, keinen Schritt weiter gegen die Oestreicher zu thun, bis er im Innern mit den Jacobinern aufgeräumt hätte. Es war vergebens, daß Servan noch einmal einen Versuch zur Annäherung machte, und einen gemeinsamen Freund in Lafayette's Lager absandte. Als dieser am 15. Juni dem Generale die Bereitwilligkeit Servan's entwickelte, ihn mit allen Mitteln zur Eroberung Belgiens auszustatten, brachten Lafayette's Adjutanten mit lautem Jubel die Nachricht von dem Sturze der girondistischen Minister.

[1]) Morris.

Denn auch Ludwig XVI. hatte so wenig wie irgend ein Mensch die Gefahr seiner Lage verkannt. Seit Wochen entschlossen, die ministerielle Gewalt seinen Feinden zu entziehen, gab ihm jetzt eine innere Spaltung des Cabinets den Muth zu dem entscheidenden Schritte. Dumouriez's Stellung zu seinen Collegen hatte sich mehr und mehr verschlimmert. Sie tadelten die Unregelmäßigkeiten seines Privatlebens: er nahm Anstoß an dieser Hofmeisterei; sie suchten ihm seine geheimen Fonds zu nehmen, als er sie nicht mehr für republikanische Zeitungen verwenden wollte: er erklärte sie für wortbrüchige Fälscher, wenn sie die Hand an das einmal ihm bewilligte Geld legen würden. Wenn sie sich ärgerten, daß er über die Schwächen der Nationalversammlung rückhaltlos spottete, so fand er es ohne Weiteres gewissenlos, daß sie als Minister des Königs den Thron unterwühlten; dazu kam denn das auswärtige Mißlingen, dessen Schuld man sich mit immer größerem Eifer gegenseitig zuschob, endlich machten die beiden Decrete über die Priester und die Föderirten den Bruch unheilbar. Dumouriez war schon mit jenem nicht einverstanden; bei diesem erklärte er Servan's Benehmen für unverantwortlich in der Form, und das Decret für eine Quelle des Verderbens, welches über den König und die Gironde gleich sicher hereinbrechen würde. Im Conseil wurde die Verhandlung so lebhaft, daß die beiden Minister dicht an der Herausforderung standen; nach der Sitzung schlug darauf Roland den Collegen vor, bei dem Könige die Entlassung des Generals zu erzwingen. Allein dieser war ihnen bereits zuvorgekommen. In vertraulicher Conferenz mit dem Könige übernahm er es, die Verabschiedung der drei Girondisten zu vertreten, und ein neues Ministerium zu bilden: nur müsse Ludwig die beiden Decrete genehmigen, worauf er dann sorgen würde, daß sie in der Ausführung wie so vieles Andere zu Nichte würden. Er selbst erzählt, der König sei diese Bedingung eingegangen, während der Minister Bertrand das Gegentheil versichert: die formelle Glaubwürdigkeit beider Männer hält sich ziemlich die Wage, doch kann man hier sich vorstellen, daß bei diesen raschen und gespannten Verhandlungen ein unbestimmtes Wort des Königs dem General jene Hoffnung machte,

ohne daß Ludwig selbst sich gebunden erachtete. In dieser Lage der Dinge gab Roland den letzten Anstoß, indem er am 10. Juni den von seiner Frau redigirten Brief zuerst dem Könige überreichte, und dann im Ministerrathe vortrug, ein Actenstück, welches sich in mannigfaltigen Wendungen und herausfordernder Sprache um den Satz bewegte, daß es zwar menschlich und begreiflich sei, wenn der König nach den Vorurtheilen seiner Erziehung die Reaction erstrebe, daß aber nichts desto weniger dieses Streben alles Unheil der Revolution verursache. Nach diesem persönlichen Angriffe war kein Zaudern möglich, und am 13. empfingen die drei Girondisten in kurzen Worten ihren Abschied. Dumouriez trat an Servan's, zwei seiner persönlichen Freunde an die Stelle Roland's uud Claviere's.

Man konnte voraussehen, daß diese Maßregel eine folgenschwere war. So viele Kräfte die Revolution in Frankreich besaß, so viele waren mit einer solchen Kriegserklärung zu offener Feindschaft gegen den König aufgeboten. Zunächst in der Nationalversammlung dröhnte es gewaltig. Roland's Brief wurde mit Begeisterung beklatscht und der Druck und die Versendung an die Departements beschlossen. Clubs und Journale rührten sich; die Jacobiner stürmten für die patriotischen Minister; Robespierre selbst, so wenig er der Gironde die Portefeuilles gegönnt hatte, durfte höchstens das Epigramm wagen, die Existenz eines verrätherischen Ministerrathes sei vielleicht ein Glück, weil sie die Patrioten zu neuem Mißtrauen ansporne; im Uebrigen aber zeigte sich volle und eifrige Einigkeit bei den revolutionären Fractionen. Ein Sturm in Paris war unzweifelhaft.

Dumouriez, dessen derbe Keckheit mit der Gefahr wuchs, dachte ihm nicht auszuweichen. Im Gegentheil, er trat mitten in die Bewegung des Reichstages mit kalter Festigkeit hinein, um eine lange und schneidende Kritik von Servan's Amtsführung zu verlesen. Er vermehrte die Erbitterung der Gegner, erweckte aber nicht geringere Furcht durch seine unbewegliche Sicherheit. Sie krümmten sich unter seiner Hand; Brissot rief: es ist der niedrigste Intriguant, der jemals gelebt hat — aber sie fanden keinen Fleck, ihn zu treffen, ja, sie wagten kaum ihren Haß zu zeigen, da der bisherige Mitwisser ihrer

Pläne Waffen wie kein Anderer gegen sie besaß. Ob in den Zuständen für Dumouriez die Möglichkeit gelegen hätte, den Streit zu bestehen, wer will es entscheiden? Die erste Bedingung aber des Gelingens wäre gewesen, daß alle Monarchisten sich gleich einig wie die Revolutionäre gezeigt hätten. Denn nichts ist zwar sicherer, als daß diese nur eine Minderheit in der Nation bildeten, daß sie aber die gefährlichsten Hülfen an der Unzuverlässigkeit der Truppen, der Auflösung der Behörden, der Gleichgültigkeit und Feigheit der besitzenden Classen hatten. Die vereinten Kräfte des Königs, der Feuillans, Lafayette's und Dumouriez's wären unter solchen Umständen des Sieges keineswegs sicher gewesen; ihre Trennung machte die Niederlage unvermeidlich.

Zunächst weigerte der König ebenso dem Ministerium Dumouriez die Sanction der Decrete wie den Girondisten. Vergebens stellte Dumouriez vor, daß das Veto nichts ausrichten würde; die Demokraten der Departements würden dennoch die Priester mißhandeln und bewaffnet nach Paris strömen, Ludwig würde durch seine Weigerung nur seinen eigenen Interessen schaden. Der König blieb dabei, sich durch kein Unrecht beflecken zu wollen, und Dumouriez, durch die Unlenksamkeit desselben nicht weniger, als wegen der Folgen des Veto betroffen, gab schon am 17. seine Entlassung, um in dem Nordheere ein militärisches Commando zu übernehmen. Ein unternehmungslustiger Führer, hätte er in dieser Stellung vielleicht kräftiger auch nach Innen wirken können, als an der Spitze der ohnmächtigen Behörde, welche damals den Titel eines Ministerrathes führte: allein auch hier trat die Verblendung der damaligen Conservativen dazwischen. Für den König blieb bei der Besetzung der Ministerien keine Wahl, er mußte Feuillans und Fayettisten berufen; von Lafayette also vor Allen hing es ab, wie viel Dienste General Dumouriez noch dem Throne leisten sollte. Lafayette aber war unerbittlich in seinem Hasse. An demselben Tage, an welchem Dumouriez das Ministerium niederlegte, traf ein Schreiben in Paris ein, in welchem Lafayette eine geharnischte Kriegserklärung gegen die Jacobiner mit der Versicherung begann, daß nach dem Sturze der drei Girondisten auch Dumouriez, der wenigst entschuldbare

und anrüchigste von ihnen, sein scandalöses Dasein nicht lange mehr fortschleppen würde. Damit waren alle Brücken abgeworfen. Dumouriez war in seiner Entrüstung über die Gironde bereit gewesen, für das Königthum sein Geschick einzusetzen, aber bei einem Siege wollte er seinen Theil am Lohn, und war nicht gesonnen sich für eine Idee zu ofern, deren Vertheidiger ihn mit Füßen traten. Er kannte seine Kraft, er sah die Krisis nahe rücken, und ging mit der gelassenen Ueberzeugung in das Lager, daß klügere Menschen als Lafayette, trotz aller Abneigung, ihn rufen würden, sobald sie seiner bedürften. Lafayette aber sollte es bald erfahren, was er mit Dumouriez's Beschimpfung gewonnen hatte.

Viertes Capitel.

Letzte Versuche der Feuillans.

Die republikanischen Parteien waren in voller Bewegung. Die Gironde wollte sich die Macht nicht ohne Widerstand entreißen lassen, fürchtete aber bei der Abneigung der Pariser Bürgergarde und der Feigheit des vorstädtischen Pöbels mit den Kräften der Hauptstadt nicht auszureichen. Sie wünschte also zu warten, bis Servan's Decret trotz des königlichen Veto von den Provinzen vollzogen wäre, entbot allen Clubs im Reiche, Freiwillige zum Föderationsfest zu senden, und bot vor Allem die Marseiller und das Heer von Vaucluse auf. Desto ungeduldiger rührten sich die Agenten der Cordeliers in allen Sectionen: bei ihnen war keine Rede von Aufschub und Zuwarten, vielmehr fanden sie es lockender und vielleicht auch sicherer dazu, mit einem raschen Handstreiche zu endigen. Wenn die Gironde an die Gunst der Bauern dachte, indem sie am 14. auch solche Herrenrechte ohne Entschädigung aufheben ließ, welche auf freiem Vertrage beruhten, so traf Danton bei den Pariser Proletariern viel schärfer zu demselben Ziele, indem er im Jacobinerclub eine neue Besteuerung der Reichen zu Gunsten der Armuth begehrte. Es war der Schlachtruf, mit dem er die Herzen der Antonsvorstadt unwiderstehlich an sich fesselte.

Danton war mit seiner Wahl zu dem Gemeinderathe in einen neuen Abschnitt politischen Lebens eingetreten. Sein Vorgänger in diesem Amte, Gerville, war von dort in das Ministerium berufen worden: Danton begann sich seitdem als Parteihaupt zu

fühlen, und auf die Begründung einer selbstständigen Macht zu arbeiten. Mancher Schritt auf diesem Wege war ihm bereits gelungen. Der Brennpunkt seines Ansehens war nach wie vor der Club der Cordeliers, wo sich aus ganz Paris die Menschen vereinigten, denen es bei den Jacobinern noch zu anständig herging, die von wortreichen Verhandlungen und doctrinären Untersuchungen nichts wissen wollten, und ohne sonstige Umstände auf das einzige Interessante der Revolution, auf ihre Beute, losgingen. In der Nationalversammlung zählten sie bis jetzt nur wenige Stimmen; desto zahlreicher waren ihre Einflüsse auf dem eben so wichtigen Boden der Hauptstadt. Der Maire Pethion hinderte sie nicht, so lange die Gironde zum Hofe feindselig stand, der Procureur Manuel und von den Gemeindebeamten die beiden Mitglieder der Polizeicommission, Panis und Sergent, hielten entschieden zu Danton: es war also der ganze Apparat der hauptstädtischen Polizei, mit seinen Verbindungen, Geldern und Agenten in den Dienst der Emeute übergegangen. Seitdem wurde es ihnen doppelt leicht, alle unruhigen Elemente der gewaltigen Stadt um sich zu versammeln. Die Handwerker der Vorstädte schworen nicht höher als zu Danton's Freunden, dem reichen aber etwas herunter gekommenen Bierbrauer Santerre, und dem Bataillonsführer von St. Marceau, Alexandre; in diesen Quartieren war auch der größere Theil der Nationalgarde demokratisch gesinnt, und Bajonette und Piken in brüderlicher Eintracht verbündet. In den anderen Stadttheilen waren die Demokraten dünner gesäet; dafür reichten die Verbindungen der Cordeliers in die Schlupfwinkel der Cité und die Spelunken der Hallen, in jene Höhlen des Elendes und der Völlerei, wo die Verbrecher des ganzen Reiches zusammen strömten, und jetzt von der Polizei selbst für den Dienst der Revolution geworben wurden. Da fanden sich Abenteurer aller Stände und Nationen, meistens jüngere in jeder Art des Lasters geübte Menschen, die für einige Thaler zu Kriegs- und Morddienst bereit waren, und die Emeute den Meistbietenden zur Verfügung hielten. Das Geld, welches in großen Massen zum Unterhalt dieser Banden erforderlich war, lieferten theils beutelustige Speculanten, wie die

Bankiers Gebrüder Frei, die in der Auflösung aller Rechtszustände sich goldenen Gewinn entgegenreifen sahen, theils der Herzog von Orleans, der obgleich ohne festen Plan und sichere Aussicht, damals durch persönliche Beleidigungen des Hofes in frischen Ingrimm gesetzt war, vor Allen aber die Commune und durch deren Vermittelung der Staat selbst.

Niemand wird nun bei dem Führer eines solchen Treibens ideale Sittlichkeit oder weitblickende Vaterlandsliebe vermuthen. Danton war kein unbedeutender aber ein gemeiner Mensch, vielfach begabt, aber nur durch seine ungestüme Sinnlichkeit in Bewegung zu setzen. So lange sein Durst nach Genuß nicht befriedigt war, zeigte er sich unermüdlich, voll von Arbeitslust und Thatkraft: er ging an das Schwerste und Widerlichste, und schreckte vor keiner Anstrengung und vor keinem Verbrechen zurück. Mit der Sättigung aber fiel Alles zusammen. Dann trat eine unbezwingliche Trägheit und schlaffe Gutmüthigkeit hervor, er war behaglich, und wollte in seinem Behagen nicht gestört sein. Er leistete, was thierische Kraft und thierische Leidenschaft vollbringen kann, aber hatte keine Ader eines höheren geistigen Lebens in Sitte oder Bildung. Er besaß weder moralischen noch physischen Muth; den einen kann nur das Bewußtsein einer guten Sache geben, den anderen hatte er in seinen wüsten Schlemmereien verloren; zum Glück für sein Emporkommen war damals das Handwerk der Insurrection nicht mit dringenden Gefahren verbunden, und über entferntere Wechselfälle sah er mit selbstsüchtigem Leichtsinne hinweg. Für ein politisches System schwärmte er so wenig wie irgend einer seiner Freunde. Er war einstweilen gegen den König, obgleich er stattliche Summen aus der Civilliste bezog, denn er sah wohl, daß sich an dessen Dasein der letzte Rest der Regierung und die Hoffnung aller Ordnungsfreunde anknüpfte. Er feierte wie Marat die unbedingte Durchführung der Menschenrechte als des einzig erheblichen Theiles der Verfassung, denn die Menschenrechte waren die ganz ausreichende Waffe, um jede Verfassung zu Gunsten roher Willkür auseinanderzusprengen. Die Demagogen, durch welche die Pikenmänner und Hallendamen sich begeistern ließen, hatten

kein anderes Ziel als die eigene Allmacht laut Beschluß des souveränen Straßenpöbels. Danton verachtete die Schulmeister und Schönredner, die sich mit Grundsätzen plagten; er war wie Dumouriez und später Bonaparte der Ueberzeugung, daß es in der Politik allein darauf ankomme der Stärkste zu sein, und fügte höchstens noch den Satz hinzu, daß nur ein Thor nicht für sich schöpfe, wenn er an der Quelle sitze. Bisher, sagte er damals, hat die Revolution den Patrioten wenig eingebracht, sie muß von Neuem begonnen werden.

Ein Mensch dieses Schlages konnte eine Weile mit der Gironde zusammenwirken, auf längeren Frieden mit ihr war aber nicht zu rechnen. Am nächsten stimmte noch Brissot's Wesen zu dem seinigen, denn auch diesem war zuletzt die Republik mehr Mittel als Zweck, und die Lust des Regierens die Hauptsache. Dennoch waren beide Männer durch die Verschiedenheit ihrer persönlichen und socialen Neigungen unwiderruflich getrennt. Brissot schwelgte in dem Gefühle des überlegenen persönlichen Geschickes; er bedurfte dazu Kenntniß und Bildung, und war an die gute Gesellschaft und die Techniker der Staatskunst gewiesen. Danton aber wollte vor allem Geld, Wein und Weiber, und hatte nicht den geringsten Sinn für die ästhetische Verfeinerung seiner Genüsse. Jener blieb also bei aller demokratischen Coketterie zuletzt doch ein Politiker der gebildeten Classen, dieser hat auch als Minister und Diplomat den Parteiführer der Sansculotten niemals verläugnet. Die anderen Girondisten hatten vollends keine Berührungspunkte mit Danton. Roland, Vergniaud, Guadet, hielten auf strenge Privatmoral, und hatten ein starkes Bewußtsein ihres soliden Lebenswandels; sie verurtheilten hienach Danton mit gleicher Schärfe, wie der ebenso nüchterne Lafayette über Dumouriez's geniale Liederlichkeit entrüstet sein konnte. Er vergalt es ihnen reichlich; er verachtete die Bedenklichkeit, die zu Hause ehrbar einhertrat, und in der Politik das ganzen Treiben der Cordeliers mitmachte. Vor Allem aber war ihm Roland der schärfste Stein des Anstoßes. Denn dieser wünschte freilich auch den König zu stürzen, dann aber in der Republik eine geschäftsmäßige Ordnung zu handhaben,

und die Cordeliers wollten Revolution, gerade um alle Ordnung und Verantwortlichkeit zu beseitigen.

Um so eifriger drängten sie jetzt vorwärts, um den Augenblick für sich auszubeuten, und der Gironde den Gewinn vorwegzunehmen. Diese mochte besorgt genug sein über die Folgen eines verfrüheten oder von ihr unabhängigen Aufstandes, allein auch bei ihren Freunden gab es Hitzköpfe genug, die sich ohne Halten in die Wühlerei hineinwarfen, und die Leiter hätten bei offenem Einhalten den Bruch ihres ganzen Einflusses und die Erholung der königlichen Gewalt befürchten müssen. So wurde für den Augenblick kein Unterschied der Parteien sichtbar. Genossen der Gironde und Anhänger der Cordeliers wirkten in den Sectionsversammlungen gemeinsam für dieselben Zwecke.

Am 16. beschlossen die Vorstädte, den Jahrestag des Ballhauses, den 20. durch einen feierlichen Zug zu begehen, dessen Theilnehmer die Waffen wie an jenem Tage tragen, und der Nationalversammlung wie dem Könige die Wünsche des Volkes aussprechen sollten. Wenn man alles Gesindel der Hauptstadt in der Vorstadt vereinte [1]), und die Bauern der nächsten Dörfer hinzuzog [2]), so konnte man vielleicht auf 20,000 Bewaffnete rechnen: der Zug selbst mußte fernere Menschenmassen anlocken, ein Anlaß zum Tumulte war leicht gefunden, dann mochte der Strom über die unvorbereiteten Tuilerien dahinbrausen. Hinter Pethion's Rücken konnte ein solcher Streich weder vorbereitet noch vollzogen werden; dieser aber haßte den König bitter, und that für das Gelingen des Aufstandes Alles, was er ohne öffentliche Genehmigung desselben thun konnte. Die Vorstädter hatten gar keine Lust zu einem Kampfe mit der Nationalgarde, und hätten sich nicht gerührt, wenn Pethion einen Beschluß des großen Gemeinderathes, es sollte durchaus keine bewaffnete Petition zugelassen werden, vollzogen hätte. Statt dessen wies der Maire den Commandanten an, die

---

1) Beaulieu III., 359.

2) Gerichtliche Aussage Lareynies bei Büchez XVII., 117. Santerre hat mehrere Affidé's auf die Dörfer geschickt. Die Bauern von Montreuil drohen auch am 21. hereinzubrechen.

Bewegung nicht zu unterdrücken, sondern zu lenken, theilte einen widersprechenden Befehl des Departements nicht dem Commandanten, sondern nur den einzelnen Bataillonsführern mit, und lähmte so die Wirksamkeit der Nationalgarde in gleichem Maße wie er den Muth der revolutionären Haufen erfrischte [1]). Als Santerre am Morgen des 20. seine Vorstädter erwägen hörte, ob die Nationalgarde feuern würde, rief er: Pethion ist da, habt keine Sorgen, vorwärts Marsch. Anfangs hatte er nur 1500 Mann [2]), darauf traten die Bataillone der Vorstädte hinzu, so daß der ausrückende Haufe etwa 8000 Mann betrug [3]), dann folgten nach Pethion's Befehle auch andere Nationalgarden, eine Menge Neugieriger drängte nach, so daß endlich 30 bis 40,000 Bewaffnete und im Ganzen vielleicht eine Menschenmenge von hunderttausend Köpfen in Bewegung sein mochte [4]). Ein Theil derselben brachte eine patriotische Adresse an die Nationalversammlung, welche sie auf Vergniaud's Antrag mit Wohlwollen aufnahm: ein anderer aber eilte zu den Tuilerien, fand jedoch Widerstand bei der Nationalgarde, und wollte sich eben verlaufen, als städtische Beamte in das Mittel traten, den Eingang öffneten, und den Schwarm sich über das Schloß ergießen ließen.

Der König, der noch so eben von Municipalofficieren die besten Zusicherungen über die Gesinnung des Volkes erhalten, war völlig überrascht. Indessen faßte er sich schnell, befahl selbst die Thüre seines Zimmers den Tumultuanten zu öffnen, und war dann, in eine Fensternische gedrängt, zwei Stunden lang von dem Pöbelhaufen umgeben. Sie schrieen: weg mit dem Veto, hoch die patriotischen Minister, bestätigt die Decrete. Der König blieb unbeweglich. Mehrmals schlug ein langer junger Mensch mit einer Pike nach ihm, Andere suchten ihn mit den Spitzen ihrer Degen zu erreichen, vier Bürgergarden um ihn herum hatten Mühe ihn zu decken. Dann gab es etwas mehr Ruhe, die Mehrzahl des

---

1) Die Actenstücke dieser Verhandlungen in der Revue rétrospective.

2) Lareynie.

3) Beaulieu.

4) Peltier. Prudhomme.

Haufens hatte offenbar keine Anweisung für den Fall, daß der König nicht sogleich eingeschüchtert wäre: sie fingen an ihm zuzutrinken, und nöthigten ihn, eine Freiheitsmütze aufzusetzen, fanden, daß er nicht so übel sei, waren aber nicht vom Flecke zu bringen. Hinter all diesen Brutalitäten lag jedoch nur Frechheit und kein Muth: als draußen einmal Musketen klirrten, wandte sich der Schwarm schleunig nach allen Thüren zur Flucht; es war aber nur das Geräusch des Salutirens, mit dem die Bürgergarde einige Deputirte der Nationalversammlung empfing, und der Pöbel blieb wieder fest auf der Stelle. Vergeblich waren die Vorstellungen auch der Volksmänner Vergniaud und Isnard; auch sie erhielten nur das Geschrei: die Minister, die Decrete, weg das Veto, zur Antwort; unten im Garten ertönten zuweilen der Ruf, sie hätten oben mit dem Könige ein Ende gemacht. Ludwig war nicht zu erschüttern, zeigte weder Furcht noch Zorn, und that damit wohl das Beste, um sein und der Seinigen Dasein zu fristen. Endlich nach anderthalbstündigem Warten langte Pethion an. Er hatte leider, sagte er, erst sehr spät die Nachricht erhalten, war dann sogleich vom Mittagsessen aufgestanden, und auf jedem Schritte verzögert worden. Er hielt darauf eine Rede, lobte die Weisheit des Volkes, versprach alles Gute, und schmeichelte sie endlich aus den Zimmern hinaus. Etwas nach 7 Uhr war das Schloß wieder geräumt.

Der ganze Hergang zeigt deutlich, wie verschiedene Einflüsse auf den Pöbel wirkten. Die Häupter der Gironde im Reichstage hätten die Empörung des Tages gar nicht gemacht; als sie losbrach, gaben sie ihr nur heimliche und deshalb schwache Unterstützung, und beschränkten ihr Ziel auf die Rückberufung Roland's in das Ministerium. Unter dieser Bedingung ebnete ihr Pethion die Wege, die er mit einer einzigen Ordre an die Bürgergarde hätte abschneiden können. So haben sie allerdings nicht den Tod des Königs geplant, wohl aber haben sie allein den Mördern die Thore des Schlosses geöffnet. Denn daß solche Elemente unter der Masse waren, kann keinem Zweifel unterliegen: wie am 6. October zu Versailles zogen die von Marat und seines Gleichen ge-

schulten Banditen in dem Gefolge der revolutionären Demonstration einher, und brachen mit blutgierigem Ungestüm durch die künstlichen Pläne der ersten Führer hindurch. Als dieses Mal der Königsmord durch die Feigheit der Mörder, die Festigkeit der einzelnen Gardisten, die ungetrübte Haltung des Königs mißlungen war, hatte der Tag keinen Inhalt mehr: das Ganze verlief sich als eine gemeine und schmutzige Posse.

Von dem 20. Juni an hielten die Parteien die Waffen in der Hand. Man war zu weit gegangen, um noch an friedliche Entschlüsse des Gegners zu glauben; man war dem Blute zu nahe gekommen, als daß ein Ende ohne Blut noch möglich gewesen wäre. Bis zur endlichen Katastrophe gab Frankreich kein anderes Lebenszeichen, als die Vorbereitungen zum entscheidenden Schlage.

So eben war das Ministerium neu besetzt worden. Es waren Feuillans oder Schützlinge Lafayette's, was damals gleiche Bedeutung hatte: ein Mann befand sich unter ihnen, der den Zustand nach seinen Gründen und Folgen begriff, und sich durch kein theoretisches Schwärmen im Kampfe beeirren ließ, der Minister des Innern Terrier de Monciel. Bisher Präsident des Juradepartements, wo er als Liberaler emporgekommen und durch den Unfug der Demokraten conservativ geworden war, dachte er sich nicht wie die Lameth's auf Intriguen, oder wie Lafayette auf Proteste zu beschränken. Ihm war es klar geworden, daß die Jacobiner gefährlich seien, nicht weil sie die Verfassung verletzten, sondern weil die Substanz der Verfassung die Jacobiner erschaffe; er sah ein, daß der Streit schon längst über den Boden der Gesetze hinausgekommen und ein Waffengang auf Tod und Leben geworden war. Sein Verstand war kalt und sein Herz warm genug, um ihn in die Mitte der Gefahr, aber auch zu den praktischen Mitteln zu treiben. Zum ersten Male seit Mirabeau's Tod sahen sich die Jacobiner, so eben noch in voller Offensive, mit einem rücksichtslosen Angriffe bedroht.

Der Scandal des 20. stärkte, eben weil er nur ein Scandal geblieben, ihre Gegner. Die öffentliche Meinung rührte sich bei den Mittelclassen, zu Paris, in den Provinzen, bei den Armeen.

Zwei Versuche der Cordeliers, am 21. und 25., den Sturm auf die Tuilerien zu wiederholen, wurden, der eine durch das Auftreten der Nationalgarde, der andere durch die vorsichtigen Warnungen Pethion's verhindert[1]), steigerten aber den Zorn der Bürgerschaft über den gefährlichen Unfug, und wenn einen Monat früher acht Tausend gegen Servan's Decret sich eingezeichnet hatten, so fand jetzt eine energische Bittschrift um Bestrafung der Aufrührer zwanzigtausend Unterschriften[2]). Der Nationalgarde fehlte nichts als ein kräftiger und einflußreicher Führer, um sich von dem republikanisch gesinnten Stadtrathe loszureißen, um den Jacobinerclub mit gewaffneter Hand zu sprengen. Die Mehrheit des Reichstages wäre dann der herrschenden Gewalt in Paris ebenso gerne nach Rechts wie bisher nach Links gefolgt: eine Wendung von unabsehbarer Wichtigkeit hätte eintreten können. Niemand wird behaupten, daß der Sieg damit gewiß, und die Revolution ohne Weiteres erstickt gewesen wäre: aber die Möglichkeit dazu war gegeben, wenn sogleich eine verständige Reform der Verfassung nach Mirabeau's Grundsätzen, und vor Allem, wenn gleichzeitig verdoppelte Rüstung gegen die Fremden und der Antrag eines einfachen Friedensschlusses an Oestreich erfolgte. Dies Alles war erreichbar, es war oft von den Führern der Feuillans besprochen worden, es ließ den Jacobinern kein Agitationsmittel übrig, dem man nicht mit überlegener Kraft hätte begegnen können. Es war der letzte Augenblick, um Frankreich vor den Gräueln von 1793 und Europa vor einem zwanzigjährigen Weltkampfe zu schützen. Leider aber war der einzige nach der Situation mögliche Führer der General Lafayette, und dieser hatte freilich den Wunsch, die Jacobiner zu unterdrücken, und mit Oestreich einen ehrenhaften Frieden zu schließen; allein über die Höhe seiner Thatkraft sollte seine Partei sogleich die schmerzlichste Erfahrung machen.

---

1) Rev. de Paris 13, 572: On se désista de la nouvelle démarche projetée. Erst nachträglich wurde die Ausrede erfunden, die Unordnung sei von verkappten Royalisten angezettelt worden.

2) Die Jacobiner erklärten den größten Theil derselben für erschlichen; wir werden sehen, wie nachdrücklich sie drei Monate später diese Behauptung zurücknahmen.

Er erhielt die Nachricht von dem 20. Juni zwei Tage nachher in seinem Lager von Teinieres, dort in der Stellung zwischen Maubeuge und Bavay, die er zu Luckner's Unterstützung bezogen hatte. Eine solche und so rasche Antwort auf seinen Drohbrief war ihm zu viel. Er beschloß nach Paris zu gehen, um den Club zu vernichten. Demnach sandte er seinen Adjutanten, Bureau de Puzy, an Luckner, mit einem zweifachen Auftrage. Zunächst theilte er ihm nach einem früher von Dumouriez erhaltenen Briefe mit, daß die Preußen im Anzuge seien, und er also in seine alte Stellungen zurückgehen müsse: daraus ergab sich für Luckner die Nothwendigkeit, ebenfalls seine vorgeschobene Position zu räumen, und sich hinter Valenciennes mit der Deckung der französischen Grenze zu begnügen[1]). Luckner antwortete hierauf, daß er bereits dem Minister die Schwierigkeit seiner Lage geschildert habe, an weitere Angriffe nicht denke und nur die Befehle von Paris erwarte. Sodann sollte Bureau im Allgemeinen den Marschall von Lafayette's Absicht, nach Paris zu gehen, unterrichten, und eine vorläufige Meinung des alten Haudegen darüber zu erforschen suchen. Luckner rief zuerst aus: ist er toll? er mag sich hüten, daß ihm die Jacobiner nicht den Kopf abschneiden. Dann beschied er sich, daß er von Politik nichts verstehe; Lafayette möge darin thun, was ihm nützlich und gerecht erscheine.

Dieser hatte indeß sein Heer unter die Kanonen von Maubeuge zurückgenommen, und stellte seine Abreise nach Paris auf den 26. fest. Einen genauen Plan hatte er schwerlich; er dachte in der Nationalversammlung zu reden, und die Nationalgarde zu begeistern; daß er im Voraus die weiteren Schritte überlegt habe, wird zweifelhaft schon durch den Umstand, daß er niemanden in Paris auf seine Ankunft vorbereitete. Noch am 25. schrieb er vielmehr dem Kriegsminister Lajard, einem ihm völlig ergebenen Manne,

[1]) Luckner an den Kriegsminister 22. Juni. Am 20. hatte er noch um Verstärkungen zu weiterer Fortsetzung seiner Operationen gebeten; am 26. nach der Conferenz mit Bureau erklärte er dem Minister, daß er nichts Besseres als Vertheidigung der Grenzen wisse. Diese urkundlichen Daten lassen von Bureau's Rapport an die Nationalversammlung und Lafayette's Angaben VI., 82 nicht viel bestehen.

er wisse nicht, wie er Krieg führen solle, so lange der anarchische Zustand des Innern ihre militärische Schwäche verzehnfache, er habe den meisten Grund darüber zu sorgen, da er nach Außen stärker gefährdet sei als Luckner, denn dieser habe nur mit Oestreichern, er aber mit Preußen, und was schlimmer sei, mit preußischen Generalen zu thun [1]), er werde nicht widerstehen können, wenn nicht vorher eine glückliche Krisis im Innern eintrete. Außer diesen Sorgen und Wünschen aber enthielt das Schreiben nichts. Lajard war ebenso wie alle Welt überrascht, als der General am 28. in Paris anlangte, und nicht die geringste Vorbereitung war getroffen.

In der Nationalversammlung dachte die Linke, als sie seine Ankunft vernahm, er sei wenigstens von einigen Regimentern begleitet, um sie und den Jacobinerclub auseinander zu sprengen. Es ist kein Zweifel, daß sie bei der Stimmung der Nationalgarde kein Mittel dagegen gehabt hätten. Als aber der General an ihrer Barre erschien, allein, friedfertig, nur mit den Waffen der Rede auftretend, war ihr Muth sogleich wieder hergestellt. Die Tribünen murrten, Guadet redete von einem neuen Cromwell, die Discussion endete mit der Verweisung der Sache an einen Ausschuß. Lafayette begab sich darauf zu dem Könige, dem er die Versicherung gab, die Jacobiner müßten physisch und moralisch vernichtet werden [2]), zugleich aber auch aussprach, in Hinsicht der Verfassung bleibe er bei der amerikanischen mit einer erblichen Vollziehungsgewalt [3]). Er versammelte dann in seiner Wohnung eine Anzahl vertrauter Freunde zur Berathung um sich. Die Einzelnheiten dieser späten Ueberlegung werden in jedem Berichte verschieden erzählt: das Wesentliche aber kehrt in Allen gleichmäßig wieder, Unentschlossenheit und Unklarheit bei allen Theilnehmern. Als Lafayette die bewaffnete Sprengung des Clubs zur Erwägung brachte, erklärten seine Freunde aus der Departementsbehörde, ein solcher Schritt sei ungesetzlich und folglich von ihnen, als der specifisch-

[1]) Dieser Satz fehlt in dem Abdrucke des Briefs in Lafayette's Memoiren.
[2]) Lally an den König von Preußen.
[3]) Morris Tagebuch, 29. Juli.

gesetzlichen Partei zu unterlassen[1]). Dann kam eine Deputation von einigen Bataillonen der Pariser Nationalgarde; sie hatten einen Maienbaum vor Lafayette's Thür gepflanzt und ihm eine Ehrenwache gegeben; sie forderten ihn jetzt auf, sie ohne Zaudern gegen die Jacobiner zu führen, und hier das Nest alles Unheils mit einem Schlage zu zerstören. Der General antwortete ihnen, er wolle nicht das Beispiel der Gewaltthätigkeit geben, er bedürfe es auch nicht, da ihm zwei Drittel der Nationalversammlung sicher und mithin die gesetzliche Auflösung des Clubs gewiß sei[2]). Hinterher mochte er bedacht haben, daß die Mehrheit der Nationalversammlung nicht eher ein freies Votum über irgend eine Frage abgeben würde, bis der Club und die Tribünen ihre Macht verloren hätten: man versprach sich also, mit allen Gleichgesinnten Abends auf den elyseischen Feldern zusammenzutreten[3]). Allein jene erste Zurückweisung der Garden mußte lähmend gewirkt haben; die strengen Royalisten der Bataillone hatten unterdeß im Schlosse angefragt, und die Weisung erhalten, sich auf nichts einzulassen[4]); genug, nicht hundert Menschen fanden sich am Abend ein. Den folgenden Morgen erneuerte man den Versuch mit noch geringerem Erfolge. Die Jacobiner hatten von Anfang an das Aergste erwartet: jetzt athmeten sie auf und begleiteten die hoffnungslose Abreise des Generals mit höhnischem Freudengeschrei[5]).

Mit den Kräften der Hauptstadt, das sahen jetzt alle Parteien, war die Entscheidung nicht zu geben. Die Conservativen

1) Lally.

2) Beaulieu.

3) Toulongeon.

4) Campan.

5) Ich habe die Anekdote nicht erwähnt, daß Lafayette eine Revue der Nationalgarde zu seinem Staatsstreiche habe benutzen wollen, die Königin aber Pethion davon benachrichtigt und dieser die Revue abbestellt habe. Nach der Gesinnung der Königin gegen Lafayette wäre es nicht unmöglich gewesen; ich zweifle aber an der Wirklichkeit. Die einzige Quelle sind die Berichte Lafayette's und seiner Freunde, sonst weiß weder Beaulieu noch Lally, weder die Campan noch Bertrand davon; auch war es seit lange jacobinische Politik, Lafayette durch dritte Hand Geschichten von solchen Hofintriguen zu hinterbringen, um ihn gegen die Königin weiter zu reizen.

konnten die Armee, die revolutionäre Partei die Föderirten nicht entbehren. Alles hing davon ab, wer diese Kräfte zuerst um sich vereinen, wer sie dem Gegner an den entscheidenden Punkten entziehen könnte.

Die Provinzen, von beiden Seiten her gleich eifrig bearbeitet, fingen an, auf's Neue wie im Februar und März zu gähren: der Pöbel erging sich in Korntumulten und Priesterverfolgung, während die besitzenden Classen, wie in Paris, über die Fortdauer der Anarchie täglich ungeduldiger wurden. Hier griff dann der Minister Monciel auf allen Punkten mit Nachdruck und Thätigkeit ein. Sein Augenmerk ging im Wesentlichen auf einen Plan, wie ihn Mirabeau entworfen hatte, Entfernung des Königs aus Paris, Auflösung der Nationalversammlung durch eine große Manifestation der Departemens, Aenderung der Verfassung im Vereine mit neuen Reichsständen. Die meisten Departementsräthe waren bereit darauf einzugehen; die Jacobiner zählten selbst 25 bis 32, welche sich allen und jeden Schritten des Hofes anschließen würden; eine Menge davon hatten bereits ihre stehenden Vertreter in Paris, mit denen der Minister die laufenden Angelegenheiten berieth. Bis man zu entscheidenden Maßregeln gelangte, galt es aber die Ruhe in Paris zu sichern, und in diesem Sinne traf Monciel den Brennpunkt des girondistischen Kriegsplanes, indem er am 30. Juni allen Departemens befahl, den Marsch der Föderirten nach Paris zu hindern, da jeder gute Bürger das Verbrüderungsfest zu Hause begehen könne, Paris aber mit einer Anhäufung von Banditen bedroht werde.

An demselben Tage legte die Gironde ihren Feldzugsplan der Nationalversammlung mit voller Offenheit vor. Gleich nach dem Sturz Roland's hatte sie als leitendes Organ einen Ausschuß von zwölf, später von einundzwanzig Mitgliedern ernennen lassen, welcher die Lage des Landes und die Mittel gegen die drohenden Gefahren berathen sollte. Dieser erstattete nun am 30. seinen ersten Bericht. Es war ein umfassendes Programm, welches eine ganze Reihe von Gesetzen, und mit diesen ohne formelle Aenderung der Verfassung, eine unbedingte Dictatur der Versammlung ankündigte. Eine feier-

liche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, in diesem Falle die Permanenz aller Behörden und das Aufgebot aller Nationalgarden, eine verstärkte Recrutirung für die Heere, Absendung von Commissaren der Versammlung in jedes Heerlager, geschärfte Verantwortlichkeit der Minister, endlich ein neues Gesetz gegen die meuterischen Priester. Die Rechte hörte mit schweigender Abspannung zu: ihr Muth war seit Lafayette's Fehlschlagen tief gesunken. Das Centrum, oder besser die Masse der willenlosen Leute stand wieder völlig unter der Zucht der stets heftiger brausenden Tribünen[1]). Die Linke forderte mit Eifer die schleunige Durchberathung jener Beschlüsse: war sie vollendet, so sollte das letzte Wort erst erscheinen, die Suspension des Königs, auf welche Gensonné in der Commission schon einen Antrag gestellt, und dafür die laute Unterstützung der Mehrheit gefunden hatte[2]). Sie meinten, der König würde dann keine Mittel mehr besitzen, um dem Suspensionsdecrete Widerstand zu leisten: die Macht der Regierung würde ohne Kampf und Erschütterung in ihre Hände übergehen. Immer sah man sich auch für gewaltthätige Ereignisse vor; bei aller Abneigung gegen die bewaffnete Insurrection that man das Mögliche, um ihr den Sieg zu erleichtern. So wurde am 1. Juli Monciel's Verfügung gegen die Föderirten aufgehoben, diesen freies Quartier in Paris bis zum Feste verheißen, und erst nach demselben ihr Abmarsch in ein Lager zu Soissons verordnet. Am Abend befahl darauf die Versammlung nach den Wünschen der Vorstadt die Auflösung des Generalstabs der Bürgergarde, am 3. sogar auf Carnot's Antrag die Zurückberufung der vormaligen französischen Garden nach Paris, unter dem Vorwande, sie hier zu einer Gendarmeriedivision zu formiren. Es war eine Polizeimannschaft, wie sie Panis und Sergent bedurften: bei solchen Vertheidigern des Thrones konnte man

---

[1]) Aus den zahlreichen Zeugnissen dafür nur eines von einem Journalisten der äußersten Linken. Es war unbequem für die Königsmänner, sagt er, daß sie feste Plätze auf der Rechten hatten, ils étaient trop en évidence, on les huait, même avant d'ouvrir la bouche, ils étaient jugés au premier pas qu'ils faisaient en entrant et cela chaque jour, les tribunes étaient inexorables.

[2]) Debatte des Convents. 3. Januar 1793.

sich den Marsch der Föderirten beinahe ersparen; der Augenblick schien nahe, in welchem der Sturz des Königthums wie ein harmloses Schaustück vor sich gehen konnte.

So von den nächsten Hindernissen befreit und durch tröstliche Aussichten nach allen Seiten gestärkt, trat man am 3. Juli in die große Discussion über die Gefahr des Vaterlandes ein. Vergniaud eröffnete sie mit einer ausführlichen und schwungvollen Rede, welche in ihrer Form die Kraft durch scheinbare Mäßigung steigerte, in der Sache aber doch gerade auf den Schluß hinging, daß der König durch sein Einverständniß mit den Oestreichern, Preußen und Emigranten die von der Verfassung für solche Fälle angedrohte Absetzung verwirkt habe. Er beantragte demnach die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, die Verantwortlichkeit der Minister geschärft, der König durch ein kräftiges aber versöhnliches Manifest auf den rechten Weg zurückgeführt werde. Die Wirkung war groß, der Beifall auch bei den Gegnern bedeutend, und die Stimmung der Mehrheit erobert. Dumas suchte vergebens durch eine weniger glänzende aber äußerst bündige Improvisation die Stimmung auf das Maß der Thatsachen zurückzuführen. Er erinnerte, daß der König sich gegen die Kriegserklärung gesträubt, und die Gironde allein sie erzwungen, daß der König die Auswanderer von den Mächten nach Kräften fern gehalten, und die Versammlung allein die Sache beider verschmolzen, daß der König die Hauptstärke des Heeres zur Vertheidigung der Ostgrenze bestimmt, und das girondistische Ministerium allein diese Grenze durch einen leichtfertigen Angriff auf Belgien entblößt habe. Diese Dinge konnte kein Mensch hinwegläugnen, kein Mensch die Wahrheit bemänteln, daß der Ursprung der jetzigen Verwicklung auf die Gironde, auf sie allein und nicht auf den König zurückgehe. Immer aber blieb es nicht weniger wahr, daß, wie die Sachen einmal lagen, der König einen Sieg der Preußen als einen Vortheil für sich selbst betrachten, und folglich in den Augen der Meisten als ein Feind der nationalen Ehre und Selbstständigkeit erscheinen mußte. Brissot mochte mit stolzem Selbstgefühl auf die revolutionäre Klugheit zurück sehen, mit der er im Anfang des Jahres alle Kraft auf seinen Meisterstreich, auf die

Entzündung des Krieges, verwandt hatte. Wie sehr die Stellung des Königs seitdem compromittirt war, trat in diesem Augenblicke hervor. Zwei Drittel der Versammlung waren monarchisch gesinnt, aber nichts desto weniger war gleich an diesem ersten Tage der Ausgang der Discussion im revolutionären Sinne entschieden. Schon am 4. Juli kam ein Decret zu Stande, welches die Permanenz aller Behörden und das Aufgebot aller Nationalgarden anordnete für den Fall, daß die Gefahr des Vaterlandes erklärt würde. Niemand konnte zweifeln, daß die Erklärung selbst unmittelbar bevorstände.

Während so die Gironde keck und methodisch Schritt auf Schritt zu ihrem Ziele that, war man am Hofe erfüllt mit Schrecken und Unsicherheit. Bis dahin hatte Monciel's Einfluß vorgewogen, unterstützt durch den americanischen Gesandten Morris, sowie durch die im Wesentlichen gleichlautenden Vorschläge der Exminister Bertrand und Montmorin. Allein unter ihnen selbst war keine volle Einstimmigkeit, und noch weniger entschlossen sich König und Königin, mit reinem Vertrauen einem einzigen Systeme zu folgen. Sie empfingen zahllose Berichte und die abweichendsten Rathschläge, neigten hinüber und herüber, und zerstörten einen Plan durch den anderen. Es war nicht gerade ein Wunder, denn ihre persönliche Lage wurde täglich entsetzlicher. Wenn die Königin an das Fenster trat, wurde sie von dem Pöbel sogleich mit giftigen und unfläthigen Schmähungen zurückgeschreckt, der Gottesdienst in der Schloßcapelle wurde durch den Lärm der Patrioten gestört, wochenlang hatte man Vergiftung zu besorgen und wagte nur besonders zubereitete Speisen zu kosten, in einer Nacht verhaftete der Kammerdiener der Königin in ihrem Vorzimmer einen ihr auflauernden Mörder. Die Königin rief mehrmals, lieber wollte sie Monate lang in einem Thurme am Meeresstrande eingesperrt sein, als solch' einen Zustand länger ertragen[1]). Sie hörte alle Befreiungspläne; sie ließ es zu,

---

[1]) Memoires de mad. Campan. Lafayette läßt sie statt dessen sagen: es wäre unser Glück, wenn wir in einen Thurm gesperrt würden, und deutet dann an, Danton habe nach dem 10. August auf diesen Wunsch hin die königliche Familie in den Tempel bringen lassen.

daß die Minister mit Lafayette, andere Vertraute mit den ausgewanderten Prinzen verhandelten, daß die Civilliste fortdauernd Pethion, Danton und andere Patrioten zu bestechen suchte: aber im Grunde ihres Herzens hatte sie keine ernstliche Hoffnung als auf die Ankunft der deutschen Armeen mehr. Der Schweizer Mallet du Pan war Mitte Mai zu den beiden Königen abgeschickt worden, um diese in Leopold's Ansichten festzuhalten und den Einfluß der Emigranten auszuschließen[1]), eben jetzt war er in Frankfurt bei der Kaiserkrönung Franz II. anwesend, und mit größter Spannung wurden seine Berichte erwartet. Andere Mittel, für die Coalition zu wirken, hatte man in den Tuilerien nicht, da die Leitung des Krieges ausschließlich in der Hand der Minister und der Generale lag, und diese, wenn auch mit den Jacobinern verfeindet, und auf monarchische Restauration bedacht, dem Auslande doch keinen unmittelbaren Einfluß verstatten wollten. Hier stimmte Monciel ganz mit Lafayette zusammen: in den letzten Tagen des Juni beschlossen sie, Luckner's Truppen aus Belgien zurückzuziehen, und alle Streitkräfte dem Einmarsche der Preußen entgegenzuwerfen: am 4. Juli ging noch dazu ein Befehl an Montesquiou ab, 20 Bataillone der Südarmee, also beinahe die Hälfte seines Fußvolkes, zur Verstärkung des Rheinheeres abzugeben. Zugleich wurde bestimmt, daß Lafayette und Luckner ihre Commandos tauschen, jener die flandrische, dieser die luxemburgische und Rheingrenze übernehmen sollten. Ein Grund dafür war die Abneigung Lafayette's, seine Kräfte mit den Preußen zu messen[2]), ein dringenderer jedoch der Plan, nicht blos die Generale, sondern auch die Truppen zu wechseln, bei diesen Märschen einige ergebene Regimenter in die Nähe von Paris zu führen, und den König etwa nach Compiegne unter deren Schutz zu bringen. Dann würde man die Gegen-

---

[1]) Die jetzt vollständigen Acten dieser Unterhandlung in den Memoires etc. de Mallet du Pan.

[2]) S. o. seinen Brief an Lajard 25. Juni. Lafayette stellt freilich in seinen Memoiren die Sache so dar, daß Luckner den Tausch veranlaßt hätte, allein dieser wundert sich in einer Depesche vom 12. Juli gar sehr über seine ewigen Deplacirungen.

revolution beginnen, zugleich aber mit den Deutschen unter Vermittlung des befreiten Königs einen ehrenvollen Frieden schließen[1]).

Diese Dinge waren im Werden, als die Nationalversammlung die erzählten Streiche führte. Der Eindruck in den Tuilerien war überwältigend. Man besorgte einen sofortigen Ausbruch, der König hatte noch keinen festen Plan, kein Geld, keine verfügbaren Streitmittel[2]). So gewann plötzlich eine ganz entgegengesetzte Ansicht die Oberhand, die traurigste, die sich denken ließ, da sie in letzter Instanz das Heil in der Gewinnung der schwachen Masse der Nationalversammlung suchte. Der König sollte sich in versöhnliche und liberale Haltung versetzen, so viel wie irgend möglich die revolutionären Maßregeln zu seinen eigenen machen, und so mit den Stimmen des Centrums sich die Mehrheit des Reichstages wieder erobern[3]). Alle Gründe der Einsicht und der Würde sprachen dagegen, aber der Schrecken vor den nächsten Gefahren und die Gleichgültigkeit gegen die ministeriellen Pläne entschieden dafür. So gab der König jetzt seine Sanction zu dem letzten Decrete über die gutsherrlichen Rechte; dann schrieb er am 4. Juli der Nationalversammlung, er wünsche dem Föderationsfeste persönlich beizuwohnen, und den Verbrüderungseid entgegen zu nehmen. Auffallender ließ sich das Einschlagen eines neuen Weges nicht bezeichnen.

Die Linke war überrascht, blieb aber argwöhnisch und ließ sich in ihrem Gange nicht irren. Gironde und Jacobiner forderten um die Wette die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes. Im Club war bereits durch Danjou entwickelt worden, daß ein gesetzgebender Körper nicht mehr ausreiche, sondern zur Aenderung der Verfassung ein Nationalconvent berufen werden müsse. Chepy setzte hinzu, alle Adligen seien aus dem Heerbefehle zu entfernen, alle Emigrantengüter zu verkaufen, alle Verwaltungs- und Gerichts-

---

[1]) Depeschen Luckner's und Lafayette's an Lajard 6. Juli, nebst Lajard's Antwort vom 9. — Lally an Ludwig XVI., Beilage zu seinem Briefe an den König von Preußen.

[2]) Morris Tagebuch 2. Juli.

[3]) Lally an Ludwig XVI., 19. Juli, Nachschrift.

behörden neu zu besetzen. Aus der Mitte der Girondisten begehrte mit nicht geringerem Ungestüm in der Nationalversammlung der Bischof Torné, sie solle nicht mehr in den Gesetzen, sondern einzig in dem Heil des Vaterlandes die Richtschnur ihres Benehmens suchen: vorher hatte er seinen Freunden entwickelt, mit der Verfassung sei es vorbei und nur im Süden des Reiches Rettung zu finden. Noch immer mehr steigerten sich die Anträge. Am 6. wollte Condorcet das Finanzministerium unterdrückt, und die Civilliste unter Aufsicht gestellt wissen; er gab zugleich eine Probe des Cultur- und Sittenzustandes, welchen die Gironde unter dem Namen bürgerlicher Freiheit für Frankreich in Bereitschaft hielt: Abschaffung der Testamente, Vermehrung der kleinen Eigenthümer, Gleichstellung der natürlichen und ehelichen Kinder, Freiheit der Ehescheidung, diese Dinge forderte er als die beste Schutzwehr gegen den königlichen Despotismus.

Ludwig XVI. hätte an dieser ersten Probe genug haben können. Aber die Unterhandlungen mit dem Centrum hatten schon begonnen, und hier eine lebhafte Freude hervorgerufen. Denn diese Männer fürchteten gleich sehr den Sieg der Rechten wie der Linken, und fürchteten vor Allem die Gefahren des dem Siege vorausgehenden Kampfes. Es war bei ihnen ein Lieblingswort, daß die Nachgiebigkeit die höchste patriotische Tugend sei, nur die Zwietracht der Parteien gefährde das Vaterland, der Vernünftigste müsse einen Schritt entgegenkommen. Nach diesen Regeln hatten sie sich bisher mit der Gironde und den Tribünen verhalten, und waren natürlich entzückt, daß der König sich jetzt mit ihnen in gleicher Weise stellen wollte. Es gab am 7. Juli einen Sturm der Begeisterung, als der Bischof Lamourette diesen Empfindungen Worte lieh, eine allgemeine Versöhnung predigte, zur Verfluchung der Republik und der Adelskammer aufrief, und von der Tribüne herabsteigend, sich einem bisherigen Gegner in die Arme warf. Die parteilosen Männer tobten in ihrem Jubel über den Frieden, und die beiden Parteien mußten sich beeilen, durch gleich tugendhaftes Betragen die Achtung ihrer Mitbürger zu behaupten. Sie wetteiferten sich zu umarmen, und sich als Söhne des Vaterlandes den Bruderkuß

zu geben; die ganze Versammlung war in Rührung und Enthusiasmus aufgelöst, so daß man den König auf der Stelle benachrichtigte und in den Saal hinüberführte, um die frische Wärme für die gute Sache zu benutzen. Auch erlebte er ein nochmaliges Aufwogen von Patriotismus und Loyalität und kam voll guter Hoffnungen in das Schloß zurück.

Aber was konnte es frommen, wenn man den trüben Schaum der Versammlung für einen Augenblick durch einander rührte? Man hätte stärker und muthiger als alle Parteien zusammen sein müssen, um ihren Hader zu bändigen: wie lange sollte ein Frieden vorhalten, den einzig die Schwäche der Furchtsamen ausgerufen hatte? Die Dinge gingen auf der Stelle ihren Gang weiter. In derselben Stunde, in der Lamourette seinen Triumph feierte, beendete das Departement seine Untersuchung über den 20. Juni, und sprach als Ergebniß derselben die Amtssuspension Pethion's und Manuel's aus. Nach der Verfassung hatte in einem solchen Falle zuerst der König und dann die Versammlung über die Rechtsbeständigkeit der Verfügung zu entscheiden, und der Stadtrath beeilte sich, den Schutz der letzteren für seinen tugendhaften Maire anzurufen. Der König versuchte auch jetzt noch die eben eingeweihte Friedenspolitik fortzusetzen, und bat ihm, als einem persönlich Betheiligten, sein Votum zu erlassen: allein die Gironde war nicht gesonnen eine solche Gelegenheit neuer Erbitterung aus der Hand zu geben, und blieb fest auf der Vorschrift der Verfassung. Alle Organe der Linken erklärten am folgenden Tage die Versöhnung entweder für eine tückische Intrigue oder eine widerliche Posse. Zwischen der Tugend und dem Laster, sagte Prudhomme, ist kein Frieden denkbar; statt aller Küsse, meinte Carra, bedürfen wir Suspension des Königs und die Sturmglocke durch das ganze Reich. Bei den Jacobinern stimmten Tausende zu, als Billaud Varennes ausrief: solche Gefühlsscenen bedeuten stets nur Unheil, gegen gekrönte Räuber und Menschenfresser muß man nicht einen weinerlichen Priester, sondern Herkules und seine Keule in den Streit führen.

Kurz, die Politik der Nachgiebigkeit hatte binnen 24 Stunden

vollständiges Fiasco gemacht. Monciel hatte von vorn herein keinen Zweifel darüber gehabt, sich dem Auftreten Ludwig's in der Versammlung nachdrücklich widersetzt, endlich seine Entlassung angeboten [1]). Der König war nach einem so gänzlichen Mißlingen rath- und willenlos, Monciel's Ansehn gewann wieder Boden, und noch einmal schien es, als wenn Ludwig sich seiner Leitung unbedingt überlassen würde. Es kam Botschaft von Lafayette, er wolle mit Luckner am 14. in Paris sein, und nach dem Feste den König offen aus der Stadt hinweg nach Compiegne führen, wo er unter dem Schutze getreuer Regimenter eine neue Aera der Freiheit eröffnen würde. Lafayette hielt sich überzeugt, die bloße Entfernung des Königs würde einen solchen Eindruck in Paris machen, daß alle guten Elemente der Nationalgarde sich zusammen schaaren, die Mehrheit der Nationalversammlung sich zurecht finden, der König nach einigen Wochen als friedfertiger Triumphator in die Hauptstadt würde zurückkehren können. Einer Aenderung aber der Verfassung war er noch im innersten Herzen abgeneigt [2]). Ein solcher Plan hätte sich selbst aufgehoben, und so unternahm es Lally-Tolendal, ihn auf eigene Hand zu modificiren, um ihn dem Könige genehm zu machen. Er stellte es Ludwig als die Absicht des Generals vor, daß in Compiegne das Königthum die ihm nöthigen Rechte zurückerhalte, eine neue Kammer aus den Grundbesitzern gebildet, der Adel in seine Ehrenvorrechte wieder eingesetzt werde. Das Ministerium unterstützte diese Anträge mit seinem ganzen Ansehn, und am 9. Juli sprach Ludwig XVI. seine Einwilligung aus. Aber nicht lange hielt auch diese Entschließung Stand. Montmorin fand schon die Abreise zu gewagt, Bertrand meinte, daß Lafayette durch seine Anhänglichkeit an die constitutionellen Formen an jeder Kraftentwickelung gehindert sein würde. Die Königin fand beide Einwürfe richtig. Alle Adressen, die aus der Provinz gegen den 20. eingelaufen sind, sagte sie, bekunden nur die Anhänglichkeit an Ruhe und Ordnung, nicht aber so viel monarchische Gesinnung, um nur

---

[1]) Morris Tagebuch 8. Juli.

[2]) Lafayette, Memoiren IV. Anhang, über Lally's Brief an den König von Preußen.

einen einzigen Schuß gegen die Pariser und Marseiller zu unserem Schutze abzufeuern. Lafayette kann uns nicht helfen, seitdem er durch seinen Besuch die Nationalversammlung von aller Furcht geheilt hat, dazu verehrt er die Quelle alles Uebels, die Verfassung, als den einzigen Gegenstand, der eine Vertheidigung verdiene [1]. Mit einem Worte, sie sah im Innern weder Hülfe noch Rettung, Gefahr überall bis zur Ankunft der Deutschen, gleichsehr in den Provinzen wie in Paris selbst, ja Verschlimmerung der Lage, wenn man durch eine Flucht aus der Hauptstadt die entscheidende Stelle räume. Sie war überzeugt, daß für die nächste Zeit nur die Herstellung der unumschränkten königlichen Gewalt Frankreich vor unabsehbarem Unheil bewahren könne; sie war zugleich weiter als jemals von dem Gedanken des alten Regime mit seinem Adel, seinen Gutsherren, seiner Kirche entfernt, sie konnte mithin auf die Ausgewanderten noch weniger als auf die Constitutionellen rechnen, und hatte kein anderes Wort, als Abwarten, ob man den Einzug der Preußen in Paris erlebe.

Der König widerstand ihr nicht lange. Am 10. eröffnete er den Ministern seinen Willen in Paris zu bleiben. Sie waren wie vom Donner gerührt, und erklärten sofort, dann nicht länger ihre Stellung behaupten zu können. In die Versammlung fiel die Nachricht von dieser Ministerkrisis zu allseitiger Ueberraschung hinein. Niemand vermochte sie sich zu erklären, es gab ein langes Schweigen, nur durch das Klatschen einiger Tribünen unterbrochen. Dann machte Lamourette noch einen Versuch im Style des 7., indem er beantragte, die Erklärung über die Gefahr des Landes ebenso wie die Untersuchung über den 20. Juni auszusetzen; er mußte aber erleben, daß kaum Jemand Notiz davon nahm, sondern im Gegentheil die Zwölfe mit einem Schlußbericht für den nächsten Tag beauftragt wurden. Nachher drängten sich freilich die Ueberlegungen, was die Ministerkrisis zu bedeuten habe. Am schmeichelhaftesten für die Partei legte sie sich Roland aus: er war der Ueberzeugung, daß Ludwig XVI., des Kampfes gegen die Gironde müde,

---

[1] Beaulieu.

ihn und seine Freunde wieder in das Cabinet berufen wolle. Es lag darin kein Grund, mit den parlamentarischen Maßregeln inne zu halten, durch welche man sich den König unterwerfen wollte: von Herzen aber freute man sich, nicht mehr im Bunde mit den Cordeliers einer Straßenrevolte zu bedürfen. So ließ Roland auf der Stelle Barbaroux rufen, und wies ihn an, den Marsch der Marseiller zu suspendiren, weil zu einem zweiten Ministerium der Gironde Aussicht wäre.

Gründlicher konnte man sich allerdings nicht irren. Der König hatte die Feuillans entlassen, weil er nur noch von den Fremden die Rettung des Lebens erwartete. Die Cordeliers aber verwarfen jede ordnende Regierungsgewalt, und hätten auf ein Ministerium der Gironde mit doppelter Schadenfreude ihre Streiche geführt.

Fünftes Capitel.

Der zehnte August.

Gleich der Tag nach der Auflösung des Ministeriums brachte in Paris die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes. Die Nationalversammlung sprach sie am 11. Juli aus, stellte dadurch alle Nationalgarden für den Krieg zur Verfügung, und rief die Wachsamkeit der Behörden, so wie die Aufopferung des Volkes auf. Unter den vorgeschriebenen feierlichen Formen pflanzte sich dies Signal der Erhebung allmälig durch alle Ortschaften des Reiches fort, und hatte gewaltige Wirkung. Es lieferte zwar den Generalen geringe militärische Verstärkung, was ich später im Zusammenhange der Kriegsgeschichte darthun werde, leistete jedoch der Gironde vollkommen den für die innere Politik beabsichtigten Dienst. Die bald rauschende, bald düstere, stets aber theatralische Weise, womit aller Orten die Gefahr des Landes unter Trompetenschall in feierlichen Aufzügen verkündet wurde, vermehrte die Aufregung und den Fremdenhaß bedeutend, und ließ wenigstens bei den niederen Volksclassen die Vorfechter der Revolution allein auch als die Vertreter der nationalen Selbstständigkeit erscheinen.

In Paris fanden die Cordeliers außerdem, daß mit dem Decrete die gewöhnlichen Gesetze überhaupt aufgelöst, und mit der Gefahr des Landes auch die herrschende Allmacht des Volkes verfügt sei. Die gewaltige Stadt dröhnte von den Vorbereitungen des Föderationsfestes, bei dem Jedermann den Ausbruch erwartete: die indeß angelangten Föderirten traten höchst geräuschvoll auf,

verdoppelten den Galerienlärm in der Nationalversammlung, und setzten hier am 13. Pethion's Lossprechung durch. Der König hatte nämlich die Suspension bestätigt; die Gründe waren unwiderleglich, aber die Unparteiischen des Reichstages besorgten unendliches Unheil von der Leidenschaft der Föderirten, wenn der tugendhafte Maire nicht glänzend hergestellt würde. Er war denn auch der eigentliche Held des Festes, welches am 14. tumultuarisch genug begangen wurde: im Uebrigen blieb der Tag hinter den Erwartungen der Demokraten weit zurück. Einerseits hatte Monciel's Verbot doch immer gewirkt, und die Ankunft der Föderirten wenigstens verzögert, so daß am 14. kaum 3000 Mann angelangt waren, die sich unter der Pariser Nationalgarde völlig verloren. Dann aber gab es noch einige Regimenter Linientruppen zu Paris, gegen deren Aufstellung die Revolutionsmänner sich nicht zu erheben wagten: gleich den 15. nahm denn auch die Gironde Anlaß, sie aus Paris hinwegzuweisen. Es bedurfte dazu nur eines einfachen Decretes, da die Anwesenheit von Truppen am Sitzungsorte des Reichstages von dessen Genehmigung abhängig war. Der König behielt seitdem nur ein Schweizerbataillon zur Beschützung seiner persönlichen Sicherheit in der Stadt.

Um so lauter und rückhaltloser gingen Cordeliers und Föderirte ihren Weg. Letztere hatten schon vor dem Feste auf Danton's Vorschlag verheißen, Paris nicht vor dem Sturze der Tyrannei zu verlassen, und setzten noch am 14. Abends einen Ausschuß nieder, der seitdem als leitende Behörde des Aufstandes thätig war. Ihre Zahl wuchs allmälig auf ungefähr 5000 Mann, zum größten Theile verlorene Leute, die von den Staatsmännern der Gironde nicht viel wußten, desto eifriger aber in den Schenken der Vorstädte mit den Banden der Cordeliers Herzensfreundschaft schlossen, und vor Allem von Robespierre und Marat, als den Vorkämpfern des armen Volkes begeistert waren. Robespierre, dessen Stern im Februar neben dem Einflusse der Gironde etwas verblichen war, wuchs täglich mehr heran, seitdem die Gironde den letzten Angriff verzögerte. Aeußerlich hielt er sich in engem Einverständniß mit Danton und Marat, hatte aber geringe Mühe,

sich neben ihnen eine gesonderte Stellung zu sichern. Während Marat nur von Blut und Mord, von Verrath und Strafe des Verrathes redete, und Danton alle Kraft zum Schlagen und Exploderen zusammen nahm, suchte Robespierre stets mit parlamentarischen Mitteln zu arbeiten, die er den Waffen in derselben Weise wie die Gironde, wenn auch aus anderen Gründen und zu entgegengesetzten Zwecken vorzog. Danton arbeitete auf die thatsächliche Anarchie, mehr aus Genußsucht als aus Ehrgeiz, mit dem einfachen Hebel seiner bewaffneten Banden. Robespierre kannte das Wort Genuß nicht, desto mehr aber den Trieb, allein hervorzuragen in Ansehen, Volksgunst und Gewalt, so daß er einem Gegner leichter als einem Rivalen verzieh: er wollte sein Leben und seine Macht nicht dem Wagniß des Straßenkampfes anvertrauen, und seine Herrschaft durch gesetzliche Organisation dauernd sichern. Danton verstand es, aus allen Spelunken Frankreich's eine Bande zum Sturme auf die Tuilerien zusammen zu ziehen, Robespierre aber wußte eine Verfassung auszudenken, in welcher diese Bande eine bleibende und regulirte Herrschaft über Frankreich handhaben konnte. Hatte er in dem ersten Abschnitte der Revolution die Tugend und die Rechte der unterdrückten Proletarier verkündet, so erschuf er in dem zweiten für die Uebermacht derselben die ordnende Form, und gründete darauf seine eigene, in aller Geschichte beispiellose Gewalt. Im Jacobinerclub führte er dieses Thema nach verschiedenen Seiten mit unermüdlicher Thätigkeit aus: neben der Forderung des Augenblicks, Lafayette und Ludwig **XVI.** zu beseitigen, behandelte er fort und fort das Programm, daß auch in der Zukunft kein König, keine Kammer, kein General eine herrschende Gewalt haben dürfe, sondern allein die Masse der einzelnen, freien, souveränen Bürger. Wenn damit der große Haufen überall das Heft in der Hand hatte, so fiel die thatsächliche Macht von selbst den Proletariern zu, welche nicht die Mehrzahl, wohl aber den einzigen organisirten Theil desselben bildeten.

Die besitzlosen Leute sollten aber nicht blos die herrschende Classe in dem französischen Staate werden. Danton und Robespierre dachten ihnen die Güter der bisherigen Reichen zuzuwenden,

Marat's Freunde trachteten nach gänzlicher Vernichtung der bisherigen Gesellschaft. Niemand unterstützte es bei den Jakobinern mit heftigerem Nachdrucke, als Billaud-Varennes, der Sohn eines armen Advocaten in La Rochelle, der als junger Mensch aus dem älterlichen Hause mit einer Magd entlaufen, dann eine Weile zum Theater gegangen, und endlich wegen skandalöser Pamphlete aus seiner Vaterstadt verjagt worden war. Der Hunger hatte ihn darauf in die Congregation des Oratoire zu Paris getrieben, wo er sich zum Lehrer ausbildete, zwar nicht Priester wurde, wohl aber alle Untugenden des pfäffischen Wesens sich aneignete. Es war so viel Ehrgeiz und Eigenliebe in ihm wie in Robespierre; sein bisheriger Lebensgang hatte ihn mit Gesetz und Gesellschaft in Kampf gebracht; er fühlte sich als Ausgestoßenen und dachte es der tugendhaften und anständigen Welt dereinst zu vergelten. Dort im Kloster lernte er seine Leidenschaft hinter ernstem und salbungsvollem Wesen zu verstecken; er recitirte mit erhobenen Blicken schwülstige Lobgedichte auf Ludwig XVI., wußte sich in das Wohlwollen seiner Vorgesetzten einzuschleichen, gab aber endlich doch einige Blößen, und wurde wegen unzüchtiger Poesien aus dem Colleg ausgewiesen. Auf's Neue ging es ihm elend, seine Galle wurde immer schwärzer, sein Grimm immer giftiger, so fand ihn die Revolution. Jetzt warf er die bisherigen Künste des Heuchelns und Schleichens hinweg, und stürzte sich in die Unruhen mit dem Eifer lang gesammelter Rachgier hinein. Man sah ihn selten auf der Tribune, weil seine Rede weder gelenk noch enthusiastisch genug war, um die Massen zu fesseln (Desmoulins nannte ihn deshalb einmal einen rechtwinklichen Politiker, was ihm Billaud nie vergaß), aber in der Heimlichkeit des Comite's Anschläge zu brüten, vor deren Schärfe selbst die Cordeliers zurückschreckten, und aus Robespierre's Voraussetzungen die schneidendsten Consequenzen hervorzukehren, dazu war er der auserlesene Mann. Hatte schon Danton die Erleichterung der ärmeren Classe bei den Steuern begehrt, so wollte Billaud die Kosten der neuen Revolution mit dem Vermögen ihrer Gegner bestritten wissen. Das Mittel dazu schien ihm einfach: wenn alle Officiere, Beamte und Richter verabschie-

det seien, müsse man die Feinde der Freiheit deportiren und ihre Güter einziehen.

Eine Tugend läßt sich diesem finsteren Terroristen nicht absprechen: er hat seit 89 seine Wünsche nie mehr unter doctrinäre oder sentimentale Redeblumen versteckt, und niemals durch eine persönliche Rücksicht sich zu einem Farbenwechsel bestimmen lassen. Unaufhörlich arbeitete er für die äußersten Mittel; wo man ihn berührte, fand man ihn glühend von Leidenschaft, und die Schwerfälligkeit seines Wesens schien die Wucht seines Auftretens nur zu erhöhen. Dies vornehmlich unterschied ihn von einem sonst ganz gleichgesinnten Genossen, dem Lyoner Schauspieler Collot d'Herbois, der sich wie Billaud, für alle Mühseligkeiten seines hungervollen Lebens an dem Blute der anständigen Gesellschaft zu erholen gedachte, aber alle Affecte hinter einer unerschütterlichen und undurchdringlichen Kälte versteckte. Er hatte sich bei den Patrioten einen weiteren Namen zuerst durch einen für die Bauern geschriebenen Katechismus der neuen Politik gemacht, der unter dem Titel, Gespräche des Vater Gerhard, in vielen tausend Exemplaren durch die Jacobiner verbreitet wurde. Als darauf die Ministerkrisis des März eintrat, fühlte er sich schon so bedeutend, daß er sich der Gironde zuerst als Minister des Innern, und dann als Regierungscommissar für die Colonien anbot; Brissot aber hatte das Ungeschick, den patriotischen Schauspieler etwas achselzuckelnd abzufertigen, und Collot begann darauf die Gironde mit wüthenden Denunciationen zu verfolgen. Er war unter den Jacobinern entschieden das größte Intrigantentalent; er verstand es wie keiner, eine Partei zu verwirren oder neu zu bilden; er besaß, was diese Laufbahn erfordert, in vollendetem Grade freche Eigensucht, kalte Brutalität, schamlose Schmeichelei, vor Allem aber eine unergründliche Verschlossenheit. In geordneten Zuständen auch eines demokratischen Staates hätten ihn weder Kenntnisse noch Charakter über die niedrigsten Stufen des Gemeinwesens erhoben, jetzt wo sich der ganze Zustand täglich mehr unter die Gewalt der rohen Massen beugte, hatte er eine Zukunft vor sich, in der sein Name das Entsetzen Frankreichs werden sollte.

Je unverhüllter und ernsthafter diese Tendenzen bei den Jacobinern hervortraten, je entschiedener diese Männer die Föderirten und Vorstädter an sich fesselten, desto lauer wurden begreiflicher Weise die Girondisten in der Verfolgung ihrer Umsturzpläne. Freilich hatten sie Alles, was jene begehrten, selbst unendlich oft gepriesen, und den Pöbel eifrig genug als Mittel für ihre neue Revolution verwandt: aber sobald die Partei Robespierre geradezu die Vernichtung der gebildeten Gesellschaft forderte, so fühlten sie sich ohne Ausnahme als Angehörige des bedrohten Standes. Sie Alle konnten sich nicht entschließen, in die Tavernen der Hallen hinabzusteigen, um hier den Föderirten Brüderschaft zuzutrinken; und doch mußten sie sich sagen, daß es das einzige Mittel war, die Revolution in der Hand und ihre Todfeinde von der Herrschaft entfernt zu halten. Der von Schmutz und Blutgeruch erfüllte Dunstkreis bei den Jacobinern wurde ihnen mit jeder Stunde unerträglicher: sie waren an dem Punkte angelangt, an dem die Revolution, nicht über ihr Gewissen, wohl aber über ihre Neigungen hinausging. Sie sahen, daß sie nicht bloß dem Könige Gefahr bereitet hatten, und warteten ungeduldig, ob er sich ihnen nicht zu gemeinsamer Vertheidigung unterwerfen wollte. Vergniaud beklagte sich bereits über das Unheil des 20. Juni, die Commission der Zwölfe fand am 18. keinen Grund, dem Generale Lafayette wegen seines letzten Erscheinens in Paris den Proceß zu machen. Aber wie laut nun auch die Jacobiner über diesen verrätherischen Abfall der Gironde zum Könige tobten, Ludwig XVI. schien dafür ganz unempfänglich, und vergebens wartete Roland Tag um Tag auf eine Botschaft vom Schlosse. Als sie schlechterdings nicht kommen wollte, entschloß sich die Partei, sogar den ersten Schritt zu thun. Am 20. ließen Vergniaud, Guadet und Gensonné dem Könige durch den Hofmaler Boze ein Schreiben zustellen, worin sie die Bildung eines girondistischen Ministeriums als das einzige Rettungsmittel nachdrücklich hervorhoben.

Wie groß war nun die Enttäuschung und der Zorn, als Ludwig am 21. Roland's Portefeuille wieder einem Feuillant, Champion, übertrug, Dubouchage zur Marine, endlich am 23. d'Aban=

court zum Kriege berief, und die rasche Besetzung der übrigen Stellen verhieß. Roland war außer sich. Die erste Erbitterung bewirkte einen neuen Befehl an die Marseiller, ihren Marsch nach Paris zu beschleunigen, und einen heftigen Angriff Guadet's auf Lafayette, den er anklagte, durch Bureau Puzy den Marschall Luckner zu einem Marsche auf Paris aufgefordert zu haben. Die Nationalversammlung befahl hierauf eine neue Untersuchung, bei welcher die drei Officiere, dem buchstäblichen Hergange gemäß, die Wahrheit der Thatsache einhellig in Abrede stellten. Auch folgte bei der Gironde selbst diesem Aufwallen die Abkühlung auf dem Fuße. Damals war General Montesquiou in Paris, den sie selbst an die Spitze des Südheeres befördert, und wesentlich bei allen Umsturzplänen in Anschlag gebracht hatte. Er war noch immer ihr Verbündeter, und wünschte gerade jetzt durch ihren Einfluß sich die zwanzig Bataillone zu erhalten, die ihm Lajard für die Rheingrenze abgefordert. Aber was die Republik betraf, so erklärte er den Zwölfen sehr trocken: ihr könnt hier die Absetzung des Königs aussprechen, aber seid versichert, daß ihr dann keinen Officier und keinen Soldaten mehr haben werdet. Es war etwas zu viel gesagt, da die Soldaten ebenso wenig monarchischen wie republikanischen Eifer hatten: aber es reichte hin, um das Feuer der girondistischen Partei vollkommen zu löschen.

Ihre Führer gingen dann ohne allgemeinen Plan den Umständen nach ihre Wege weiter. Bei Einigen trug es der Grimm gegen den König über alle anderen Erwägungen davon, und Gensonné brachte am 25. einen Gesetzentwurf vor die Nationalversammlung, der nichts Geringeres, als eine revolutionäre Regierung unmittelbar durch die Mehrheit des Parlamentes enthielt: die Gemeinderäthe sollten das Recht empfangen, jeden der Sicherheit des Staates gefährlichen Menschen zu verhaften und nach Befinden ein Jahr lang im Gefängnisse zu lassen, die Aufsicht aber über diese Thätigkeit sollte einem Ausschusse der Nationalversammlung übertragen werden. Wenn es durchging, so war offenbar die Frage, wer aus den Revolutionskämpfen Frankreich als Beute davontrüge, gleichbedeutend mit jener, wer sich des Besitzes der Ge=

meindebehörde versichern würde. Die äußerste Linke ersah hiefür in Voraus ihren Vortheil, indem sie am 25. die Permanenz aller Sectionen im Reiche, und am 29. die Zulassung der Passivbürger zum Bürgergardendienste einmal im Monat durchsetzte.

Andere Girondisten aber wurden durch solche Vorgänge eher noch zweifelhafter. Zum zweiten Male erhielt Boze ein Schreiben an den König; Vergniaud sprach auf der Tribüne von den Unbesonnenen, welche durch Uebertreibung — durch einen Antrag nämlich auf Absetzung des Königs — die beste Sache verderben; Brissot forderte sogar Bestrafung, wie der Emigranten, so auch der Königsmörder, da das Blut eines Königs stets nicht die Freiheit, sondern die Monarchie gekräftigt habe. Als dann Guadet ganz offen eine Adresse an Ludwig XVI. beantragte, welche die Wiederherstellung des girondistischen Ministeriums begehren sollte, und Rechte und Linke sich gleich eifrig dagegen vereinten, da erhob sich Brissot von Neuem gegen die Ausschweifungen, womit man dem Könige das Recht gebe, seinerseits über Verfassungsbruch zu klagen, und die besitzende Classe in ganz Frankreich in die Arme der Ausländer treibe. Er fand Beifall in der Versammlung, aber die Galerien heulten, schmähten über den doppelzüngigen Verräther und warfen ihm Obst in das Gesicht. Bei den Jacobinern war nur eine Stimme der Verachtung gegen die elende Partei, welche bei der Revolution einzig die Ministersessel für ihre Handlanger im Auge habe: der Ausschuß der Föderirten meinte, die Ankunft eines glühend patriotischen Brester Bataillons zum entscheidenden Schlage zu benutzen. Als aber Pethion davon erfuhr, beeilte er sich die Aufläufe zu zerstreuen, und seinen Einfluß zur Erhaltung der Ruhe in die Wagschale zu werfen.

Es war das letzte Mal. Denn schon den 28. gab der König die bestimmte Erklärung, daß er niemals auf die Anträge der Gironde eingehen würde [1]. Zugleich wurde das Manifest der verbündeten Mächte bekannt [2], welches für die Gironde ebenso harte Drohungen wie für die übrigen Jacobiner, und für ganz

---

[1]) Bertrand.

[2]) Buchez.

Frankreich kein anderes Wort als der Ahndung und Bestrafung enthielt. Es lasse ihnen, meinten die Führer, keinen Rückzug übrig. Hätten wir sonst auch zaudern wollen, sagte einer, so sind wir jetzt gezwungen, die Nation zu einem Schlage fortzureißen, der alle Brücken zertrümmert und sie unwiderruflich mit uns verbündet[1]). Die Gironde suchte über das praktisch ausführbarste und wirksamste System zur Entscheidung zu kommen, gelangte aber auch jetzt nicht zu voller Einmüthigkeit. Einige Mitglieder der Partei wollten die Monarchie erhalten, und nur die Person des Monarchen wechseln. Nach ihrer Meinung sollte Ludwig XVI. beseitigt und die Absetzung ausgesprochen werden. Dann würde der Dauphin folgen, und die Gironde den Regentschaftsrath besetzen. Die Berufung eines Nationalconvents zur Revision der Verfassung schien unerläßlich, aber man dachte sich die Mehrheit im Voraus zu sichern, indem man zwei Drittel der jetzigen Deputirten von vorn herein zu Mitgliedern der neuen Versammlung erklärte[2]). Condorcet würde Erzieher des jungen Königs, Pethion Vorsteher der Regentschaft, Roland, Servan, Claviere Minister werden. Dagegen erklärte Vergniaud, daß es eine Thorheit und ein Vergehen sei, das Ideal der Freiheit, die republikanische Staatsform noch länger abzuweisen. Er forderte also einen Convent der Nation gerade zu dem Zwecke, um die Abschaffung des Königthums zu verfügen, und wollte deshalb nicht die Absetzung Ludwig's, welche zur Thronfolge des Dauphin führte, sondern die Suspension des Königs, als ersten Schritt zum Sturze des Thrones. So wichtig aber diese Meinungsverschiedenheit war, so wenig hinderte sie für den Augenblick die revolutionären Schritte der Partei, da die Entfernung Ludwig's in jedem Falle das nächste Ziel der Bewegung bildete. Hierüber kam man in diesen Tagen zu dem bestimmten Entschlusse. Trotz aller Schwierigkeiten fand man zuletzt doch ebenso viel Aussichten wie Uebelstände. Woher hätte nach der Entfernung der Linientruppen der König die Kraft zum Wider-

[1]) Beaulieu.

[2]) Einen Decretentwurf dieses Inhalts führt Prudhomme, crimes etc. zum 10. August an.

stande nehmen sollen? Wären die Armeen nicht gerade freundlich gesinnt, so würden sie sich doch schwerlich zu einem Gewaltstreiche fortreißen lassen, wenn ein verfassungsmäßiges Decret die Abdication des Königs ausspräche. Alles käme darauf an, einen skandalösen Pöbeltumult, welcher durch die gesetzlichen Formen schreiend hindurchbräche, zu verhüten, und damit hier den Generalen den Vorwand zur Reaction, dort den Cordeliers die Möglichkeit zur Anarchie abzuschneiden. Gerade am 29. langte das vielberufene Bataillon der Marseiller an, es stand damals noch ganz unter Barbaroux's Einfluß, so daß dieser gleich an dem Tage seiner Ankunft der Nationalversammlung das Absetzungsdecret zu entreißen dachte. Dabei wurde er zwar durch Santerre im Stiche gelassen und so der Plan vereitelt; immer aber war das Ansehen der Marseiller bei den Demokraten gewaltig, und konnte der Gironde die Hoffnung erwecken, durch sie auch die übrigen Föderirten, im Ganzen 5300 Mann, am 30. Juli für ihre Zwecke zu benutzen, dann aber so rasch wie möglich aus Paris und dem Bereiche der Cordeliers zu entfernen [1]. Pethion überließ sich den besten Hoffnungen: ich sehe schon, sagte er, ich werde der Regentschaft nicht entgehen können [2].

Es gehörte freilich die ganze Ehrsucht und Selbstgefälligkeit dazu, welche Pethion und seine Freunde charakterisirte, um sich mit solchen Träumen die Festigkeit ihrer Stellung auszumalen. Sie, welche ihrem Bunde mit den Cordeliers so wenig trauten, daß sie erst vor acht Tagen sich zweimal in demüthigende Unterhandlungen mit Ludwig XVI. hatten hineinschrecken lassen, sie am wenigsten hätten sich in diesem Grade täuschen dürfen. Immer deutlicher zeigte sich eine Lage des Landes, in der nur eine organisirte und schlagfertige Waffenmacht etwas ausrichten konnte, und eine solche besaß zwar das Reich in der Armee, diese aber war an den Grenzen gegen die Deutschen beschäftigt: es besaß sie die Revolution an den Proletariern des Jacobinerclubs, diese aber standen

[1]) Lasource forderte deshalb am 29. bei den Jacobinern den Abmarsch der Föderirten an die Grenze.

[2]) Beaulieu — nach der Aussage von Ohrenzeugen.

in Paris zu den Cordeliers, und in den Provinzen nur dort zu der Gironde, wo man von ihrem Zwiespalt mit Danton und Robespierre noch wenig unterrichtet war. Sittliche und rechtliche Kräfte aber waren nicht vorhanden, das Gesetz und der Staatsorganismus hatten keinen Einfluß, die Behörden und Nationalgarden waren ohnmächtig, in sich gespalten oder reactionär. Dabei wurde die finanzielle Aussicht immer trüber, und hätte schneidender als alles Andere der Gironde die Aufklärung geben können, daß die Urheber des Revolutionskrieges ihr eigenes Geschöpf verläugneten, wenn sie sich von der communistischen Demokratie hinwegwandten. Denn vor Allem der Krieg verschlang bei der Zersetzuug aller inneren Verhältnisse namenlose Summen; diese konnten nur durch Assignaten erhoben werden, und jede Vermehrung der Assignaten bereitete neue Confiscationen und allgemeine Zwangscourse vor. Beides zusammen aber ergab Ueberweisung alles Eigenthums an den Staat, mithin den Communismus.

Der Beginn des Krieges hatte außer starken Prohibitivzöllen und dem Bankerot gegen die Gläubiger des alten Staates noch 600 Millionen neuer Assignaten gebracht. Ende Juli waren diese Summen erschöpft, der Cours des Papiergeldes stand seit Februar zwischen 70 bis 60, der Staat hatte also in dem halben Jahre ungefähr 330 Millionen Capital auf seine laufenden Ausgaben verwandt. Es waren aber jetzt 2400 Millionen emittirt, und die Hypothek der Kirchengüter bereits überschritten. Denn nach dem letzten Berichte im Mai waren davon verkauft ungefähr für 1800, und vorhanden noch für 350 Millionen[1]); es gab mithin 200 Mill. Assignaten mehr als die endliche Veräußerung erwarten ließ. Jetzt bedurfte man neues Papier, folglich auch neue und große Hypothek: der Berichterstatter Fouquet entwickelte jedoch am 31. Juli einige Bedenken; uns wird ein kurzer Ueberblick über die Folgen der bisherigen Wirthschaft zeigen, daß Anlaß genug dazu vorhanden war.

Der Verkauf der Kirchengüter hatte erst im Frühling 1791

---

[1]) Alle diese Ziffern sind hier abgerundet. Berichte vom 5. April, 19. April, 23. Mai.

stärkeren Zug gewonnen; den günstigsten Verlauf nahm er gleich nach Vollendung der Verfassung, wo binnen vier Wochen an 500 Millionen Angebot erfolgte[1]). Die Parteihändel aber der Legislativen und vor Allem der Ausbruch des Krieges lähmten ihn auf der Stelle, die folgenden 7 Monate lieferten nur 360 Millionen, und es war vorauszusehen, daß jede Steigerung der inneren oder äußeren Wirren das Verhältniß immer ungünstiger stellen würde. Das fiel um so schwerer in das Gewicht, als jene Zahlen keineswegs eine entsprechende Verminderung der Papiercirculation ausdrückten; vielmehr waren nach dem zum Kaufe lockenden Gesetzen die Zahlungstermine weit gestellt, und bis zum Mai auf jene 1800 Millionen erst 488 eingezahlt; seitdem aber liefen monatlich etwa 30 Millionen ein. Hieraus allein erklärt sich auch die hohe Summe von 2200 Mill., auf welche der Kaufertrag der Kirchengüter angegeben wurde, während sie in geregelten Verhältnissen kaum 1300 hätten aufbringen können. Da die Assignaten seit Februar ein Drittel unter Pari standen[2]), so waren die Güter in Wahrheit für etwa 1600 Mill. weggegeben, und dieser Preis durch die übermäßige Zerschlagung und Aussaugung derselben theuer genug erkauft worden. Wohin sollte es nun führen, wenn man die Papiermasse in stets größerem Maße vermehrte, die Güterpreise aber durch stets erweiterte Zufuhr von Kaufobjecten herabdrückte?

Es kamen aber noch andere Rücksichten in Betracht. Die Verwaltung der Domänen war jetzt so elend wie zwei Jahre früher; man hatte vom Frühling 1790 bis zum Mai 1792 im Ganzen 44 Millionen daraus bezogen, während sonst in jedem Jahre der Clerus 70, die Regierung 11—12 Millionen erhielt. Seit dem Februar 1792 war nun aber eine damals ebenso gewaltige und täglich anwachsende Gütermasse in dieselbe Lage versetzt worden, die Besitzungen der Emigranten. Sie standen vermöge des Sequesters, wie die Kirchengüter, unter der Aufsicht der Municipalitäten, welche in diesem Jahre noch, so weit es thunlich war, die bis-

[1]) Denn am Ende der Constituante waren 964, Mitte October aber 1440 Mill. versteigert.

[2]) So in Paris, in den Provinzen niedriger.

herigen Verwalter für Rechnung des Staates fortwirthschaften ließen, die beweglichen Güter aber, Möbel und Pretiosen in Beschlag nahmen und versteigerten. Man ermißt leicht, wie viel Unordnung, Unterschleif und Verschlechterung der Güter damit eintreten mußte. Die Verwalter bereicherten hier sich selbst, ließen dort Alles zu Grunde gehen, und fanden zuweilen Mittel, die Einkünfte den geflohenen Herren in das Ausland nachzusenden. Als im Spätsommer die Erndte eingebracht war, wurde die neue Bestellung durchgängig unterlassen. Bei einem Lande, welches, wie damals Frankreich, seinen Kornverbrauch nur mit Mühe erzeugte, war es keine Kleinigkeit, daß ein Zwanzigstel seiner Aecker so gut wie wüst liegen blieb.

So stand es auf den Gütern, deren Verwaltung der Staat in der Hand behalten hatte. Auf den verkauften Domänen war man ebenfalls weit von erfreulichen Aussichten entfernt. Es stellte sich nämlich schon damals die merkwürdige Thatsache heraus, daß die demokratische Absicht der Constituante, durch die Zersplitterung der Kirchengüter eine Menge kleiner Eigenthümer zu schaffen, vollkommen fehlgeschlagen war. Die Anhäufung der Gütermasse war 1792 nicht geringer als 1788. Die großen Besitzungen hatten sich in anderer Weise gruppirt und die Herren gewechselt, aber die Zahl der Eigenthümer war nicht gewachsen. Denn die kleinen Bauern und armen Leute, die sich 1791 zum Kaufe herangedrängt, waren zum größten Theile darin verunglückt. Wer nicht schon im Winter erlegen war, wurde durch die Unruhe vor der Kriegserklärung zum Bettler. Speculation und Agiotage thaten das Uebrige: genug, der größte Theil der Kirchengüter befand sich jetzt in den Händen städtischer Capitalisten, welche ganz wie die früheren Eigenthümer zum größten Theil ihre Besitzungen nie zu Gesicht bekamen, die Meierverhältnisse fortdauern ließen, und durch fremde Unternehmer die Pachtschillinge beitrieben.

Dies Ergebniß ist ebenso merkwürdig wie wenig beachtet. Wie oft hat man die Revolution gerühmt, daß sie die großen Aecker der todten Hand in die eifrige Wirthschaft der kleinen Eigenthümer geworfen, oder im umgekehrten Sinne geklagt, daß sie damit die

vom Code Napoleon vollendete Pulverisirung des Landes begonnen habe. Wenn wir nun schon bemerkten, daß vor der Revolution der Boden der kleinen Wirthschaften ganz so groß wie heute gewesen, so sehen wir hier die Erklärung einer solchen Stätigkeit mitten unter den Stürmen der Revolution. Sie führt uns, wie alle ökonomischen Erschütterungen dieser Zeit, auf eine allgemeine Regel zurück, die auch jetzt noch häufig genug verkannt wird. Die Vertheilung der Güter folgt im Großen keinen anderen Gesetzen als ihre Production. Jede wirkliche Steigerung der letzteren führt schließlich auch eine zweckmäßigere Vertheilung herbei. Jeder Versuch aber nach menschlicher, auch der bestgemeinten Willkür, die Vertheilung zu beherrschen, bleibt im besten Falle wie nicht geschehen, und lähmt sogleich die Production und den Umlauf, und folglich den Wohlstand aller Classen. Die Schicksale des französischen Ackers seit 1789 sind der Ausdruck dieses Satzes nach den verschiedensten Richtungen hin. Der 4. August hat den Landbau in allen Theilen befruchtet, weil er die Arbeitskraft entfesselt, und die Erzeugung gesteigert hat. Die Zertheilung der Kirchengüter hat die Zahl der Eigenthümer so wenig wie später der Verkauf der Emigrantengüter vermehrt, wohl aber hat sie in der allgemeinen Anarchie nicht bloß die reichen Prälaten, sondern noch empfindlicher die kleinen Bauern zu Bettlern gemacht. Aehnliche Bemerkungen ließen sich über den heutigen Zustand und dessen Ursachen durchführen: nicht die Theilbarkeit der Güter, deren Verbot eine Beschränkung des Eigenthums, der Freiheit und folglich des Wohlstandes sein würde, ist die Quelle der jetzigen Mängel, — denn die angebliche Zersplitterung der Güter ist ja viel älter als der Code Napoleon, — sondern wieder nur die heutigen Hindernisse des Credites, der Production und des Absatzes, das Recht des Pflichttheils, die Meierverhältnisse, die Schutzzölle, das Bankmonopol. Den 4. August für diese Dinge herbei zu führen, das ist die wahre Aufgabe des französischen Volkswirthes, nicht aber die Ersinnung neuer Vertheilungsrecepte, seien sie feudaler oder socialer Richtung.

Frankreich empfand schon 1792 die Folgen des Versuches,

kleine Eigenthümer von Staatswegen zu erschaffen, auf das Bitterste. Von allen Seiten liefen höchst bedrohliche Meldungen über den Ausfall der Erndte ein, am Schlimmsten immer wieder aus der Mitte und dem Süden des Reiches. Etwas besser hielten in den belgischen und deutschen Grenzprovinzen die Zustände der Geldpächter vor; aber auch diese verbargen sich nicht, daß sie nicht lange mehr gegen das allgemeine Verderben würden ankämpfen können. Im Elsaß erwachten selbst die Erinnerungen an das alte deutsche Reich, dessen morsche Verfassung den Landleuten neben dem französischen Unwesen als ein Segen erschien. Sonst fristete gerade die drohende Nachbarschaft des feindlichen Landes allein noch bei den Bauern die revolutionäre Stimmung; sie hatten von den deutschen Barbaren überhaupt eine wo möglich schlimmere Vorstellung, als jetzt die Deutschen von einer russischen Intervention, und vor Allem knirschten sie bei dem Gedanken an Zehnten und Herrenrechte, die sie von dem Siege der Preußen für unzertrennlich hielten. Sonst aber hätten sie gar nichts einzuwenden gehabt, wenn Ludwig XVI. die Zügel der Regierung auf's Neue ergriffen hätte.

Die Zerrüttung des Ackerbaues mußte bedrohliche Rückwirkungen nach allen Seiten hervorrufen. Die Brodverpflegung der Städte wurde immer schwieriger, denn der Ertrag der Aecker sank, die Eigenthümer schafften selbst die Geldpachten wegen des Schwankens der Assignaten ab, ließen sich den Zins in Getreide entrichten, speicherten es in Erwartung günstiger Course auf, und ließen es, um den Arbeitslohn zu sparen, oft nicht einmal ausdreschen. Sodann griff das Verbot der Wollenausfuhr ein, die Schafzucht ging zu Grunde, und im Herbste kamen die Klagen von allen Punkten, daß es an Wolle gänzlich mangele. Es verstand sich, daß dies umgekehrt wieder auf stärkere Verschlechterung der Aecker zurückwirkte, und so ein Unheil das andere steigerte. Die blühendste Rinderzucht des Reiches hatte bis dahin in der Vendee bestanden, wo die Bauern ihre Pachtstücke fast nur zu Wiesen benutzten, und ihren Gewinn bei den Gutsherren vortheilhaft anlegten. Die Zunahme der Assignaten und die Verfolgung des Adels zerrüttete dieses Gedeihen gänzlich. Die Bauern, hier äußerst kirchlich ge-

sinnt und deshalb schon mißvergnügt, wütheten gegen die Revolution: eben im Juli bildete sich hier die erste wahrhaft gefährliche Verschwörung der Royalisten gegen den neuen Zustand. Paris aber empfand den zerstörenden Umschwung zunächst in materieller Beziehung, da die Fleischlieferung, die ihm bisher vornehmlich aus jenen Gegenden zugeflossen war, zu versiegen begann. Verringerte sich dem Volke somit das Brod, das Fleisch, der Kleidungsstoff, so sah man im gleichen Maße beim Herannahen des Herbstes das Material zur Heizung schwinden. Freilich war schon im alten Staate die Benutzung der Forsten durchgängig eine räuberische gewesen, jetzt aber wuchs bei der Auflösung aller Gesetzlichkeit der Mißbrauch in colossalem Maße. Es war der letzte Rest der Domänen, der einzige unberührte Theil des geistlichen Gutes, aber von allen Seiten wurden vandalische Verheerungen gemeldet, und der Finanzausschuß in seiner Rathlosigkeit begann auch hierhin begehrliche Blicke zu werfen.

Bei solchen Zuständen mußte die Lage der besitzenden Classe eine gedrückte, jene der arbeitenden eine fast verzweifelnde sein. Alle Preise waren gestiegen, allerdings auch der Arbeitslohn, aber keineswegs überall in ausreichendem Verhältniß. Denn die vermehrte Masse des Werthzeichens war immer der Hauptgruud veränderter Preissätze, aber durchaus nicht der einzige. Vielmehr wurde das Maß des Steigens bei jeder einzelnen Waare durch das Maß der Production oder der Nachfrage modificirt. Das Steigen des Metallgeldes wurde veranlaßt durch das Papier, und verstärkt durch die Ausfuhr der Emigranten, das Einschmelzen der Münzen, vor Allem aber durch die Operationen des Staatsschatzes, der z. B. unter dem Ministerium Narbonne nothgedrungen für die Kriegsrüstungen bedeutende Summen um jeden Preis aufkaufte. Ebenso wirkte bei den meisten Lebensbedürfnissen neben dem Papier die Abnahme der Production auf Preiserhöhung ein. Bei dem Arbeitslohne dagegen verhielt es sich umgekehrt. Wenn hier die Zunahme der Werthzeichen eine Tendenz auf Steigerung hervorrief, so drückte die Vernichtung des Luxus und der mißliche Stand der Fabriken die Nachfrage wenigstens um ebenso viel herab. Am

Meisten wurde dies in Paris fühlbar, wo neben den sehr gestiegenen Waarenpreisen der Tagelohn im Herbste 1792 wie vier Jahre früher auf 15 Sous stand.

So sind wir den Spuren der revolutionären Finanzkunst auf jedem Punkte des socialen Daseins begegnet. Confiscation, Prohibition, Assignate, sie haben den Acker mit Dürre geschlagen, die Weide öde gelegt, die arbeitende Hand zur Unthätigkeit verdammt. Dem Staate aber ist seine Beute unter dem Griffe zerronnen. Soll man auf diesen Bahnen des Unheils, immer unersättlich und immer zum Hunger verurtheilt, vorwärts schreiten?

Wie aber will man einen Ausweg sonst entdecken? Die Anforderungen an die Staatscasse häufen sich, und von regelmäßigen Einnahmen sind nur noch schwache Spuren vorhanden. Wie hätten die Bauern, deren Viehstand ruinirt, deren Geräthe vertheuert, deren Marktfuhren geplündert, deren Gewinn im besten Fall mit sinkendem Papiere saldirt wurde, wie hätten sie volle und regelmäßige Zahlung einer übertrieben hohen Steuer leisten sollen? Und wenn alle Arbeiter in ihrem Lohne verkürzt, alle Besitzenden geängstigt, und aller Luxus geächtet wurde, wenn die Kaufleute sich einen Markt durch den Krieg, einen anderen durch die Unzulänglichkeit ihrer Zahlungsmittel verschlossen sahen, war es ein Wunder, daß die Douanen am Ende des Jahres statt 22 nur 12 Millionen geliefert hatten? In der damaligen Tiefe der Zerrüttung gab es keine erdenkbare Maßregel, welche sofortige Heilung bewirkt hätte. Es gab nur eine Wahl. Die eine Möglichkeit hieß Umkehr auf dem Wege der Revolution, und vor Allem Frieden mit Deutschland. Diesen konnte man in jedem Augenblicke haben, und dadurch allein dem Staate monatlich 80 Millionen sparen, wenn man sich ernstlich mit dem Könige auf den Grund einer ausreichenden Revision der Verfassung vereinte. Hiezu hatte sich Lafayette endlich entschlossen und es gemeinsam mit Luckner bei dem Ministerium beantragt: Ludwig antwortete, wie gerne sei er zum Frieden bereit, wenn er ein solches Wort in Paris nur auszusprechen wagen dürfe. Die andere Alternative war entschlossener Fortschritt auf dem Wege der Freibeuterei, immer weiteres Papier,

immer größere Confiscation, und wenn in Frankreich nichts mehr zu finden wäre, dann immer weiterer Krieg, um die Schätze des Auslandes dem Raube Frankreich's hinzuzufügen. Dafür waren Jacobiner und Cordeliers entschieden, und hatten mithin allen Grund sich der Verlegenheit der Staatscasse als des besten Wühlermittels zu erfreuen.

Zwischen ihnen stand die Gironde, unentschlossen wie zwei Jahre früher Lafayette, im Widerstreite entgegengesetzter Wünsche, wenig geneigt zu der Vollendung jenes Vandalenthums, aber jeden Schritt zum Frieden als Schimpf und Schande verabscheuend. Der Finanzbericht vom 31. Juli drückt diese Stimmung deutlich aus. Er erörtert nach allen Richtungen, daß neue Papieremission im Grunde unmöglich sei, und endigt mit der Forderung, 300 Millionen Assignaten zu erschaffen. Er findet, daß die Veräußerung der Emigrantengüter den Credit des Papieres eher drücken als fördern werde, kann aber den Wunsch nicht bergen, eine so reiche Quelle zugänglich zu sehen. Er warnt dringend, die Hand an das kostbarste Gut des Staates, an die Waldungen, zu legen, bittet sich aber schließlich doch 200 Millionen davon zur Veräußerung aus. Ein Mitglied meint, warum man nicht lieber die Güter des Malteserordens confiscire: tröstet Euch darüber, entgegnete Cambon, sie werden bald genug an die Reihe kommen, wenn die 300 Millionen ausgegeben sind. So wurde die Veräußerung der Forsten und die Emission des Papiers beschlossen.

Die Demokraten fanden in dem Allen nur verstärkten Antrieb, zur Entscheidung zu schreiten. Sie versicherten sich täglich der Föderirten fester, und entwarfen immer genauere Pläne für eine gewaltsame Katastrophe, welche die Hoffnung der Gironde ebenso wie den Thron des Königs zerschmettern sollte. In den geheimen Sitzungen, die zu diesem Zwecke in verschiedenen Schenken der Vorstädte gehalten wurden, fanden sich allerdings auch einige Anhänger der Gironde, zunächst Barbaroux, dann die Journalisten Carra und Gorsas ein, und ebenso blieb Pethion nach seiner amtlichen Stellung in Kenntniß der Entwürfe. Indeß kam hier keiner der streitigen Punkte zur Sprache. Die Führer, Danton und Robespierre

sowohl als Brissot und Roland, hielten sich schon aus Gründen persönlicher Sicherheit entfernt: man verhandelte nicht die Benutzung des Sieges, sondern nur den Angriff gegen das Königthum, den Tag des Losbrechens, die Bildung der Colonnen, die Richtung des Marsches auf die Tuilerien. Die Gironde hatte so weit nichts einzuwenden, da auch sie eine bewaffnete Demonstration nöthig zu haben glaubte, um der Mehrheit der Versammlung das Absetzungsdecret zu entreißen. Bei Hofe war man vollständig über diese Umtriebe unterrichtet, aber ganz ohne Mittel, ihnen etwas anzuhaben, da das Departement seit der Cassation seiner Urtheile den Abschied genommen hatte, und die übrigen Behörden der Hauptstadt an der Spitze der Verschwörung standen. Der König ließ sich also, um Zeit zu gewinnen, dazu bestimmen, nochmals Bestechungsversuche bei den Häuptern seiner Feinde zu machen: Danton und dessen Freunde Santerre und Lacroix, Pethion und Brissot werden unter den Angegangenen bezeichnet[1]), und wenn man den Berichten ihrer Gegner trauen darf, so hätten die einen Geld genommen, ohne ihr Versprechen zu halten, die anderen nur zu geringe Angebote empfangen, um sich dem Könige hinzugeben. Die Jacobiner hatten gleich damals heftigen Argwohn; am 1. August wurden von ihrer Tribüne Brissot und Vergniaud laut des Verrathes angeklagt, und Robespierre begehrte wiederholt, daß in den neuen Convent kein Mitglied der beiden Nationalversammlungen eintreten dürfe. Wie es sich nun aber mit jenen Bestechungen verhalten haben möge, zu einem Abschluß gelangte man nicht. Die Freunde des Königs kamen wieder auf den Gedanken einer Flucht in die Normandie zurück, ohne jedoch Ludwig XVI. bestimmen zu können: die Gironde aber ließ dem Treiben der Pariser Revolutionäre freien Lauf.

Dieses war denn im vollsten Zuge. Vor Allem das Decret

---

[1]) Danton von Lafayette, und Bertrand nach eigener Kenntniß, Pethion von Hue und Beaulieu, Lacroix von Soulavie nach einer Mittheilung des Ministers Chambonas, Brissot und andere Girondisten von Montmorin, Santerre von Bertrand nach einer Mittheilung der Prinzessin Elisabeth und Gilliers. — Alle Nachrichten dieser Art sind höchst vorsichtig aufzunehmen; es verlohnt aber nicht der Mühe, sie im Einzelnen zu discutiren.

vom 25. über die Permanenz der Sectionen hatte Luft gemacht [1]); es kostete jetzt geringe Mühe, die schneidendsten Beschlüsse zu Stande zu bringen, in der Regel mit einem Zehntel der berechtigten Stimmen, tief in der Nacht, wenn der gute Bürger bequem oder eingeschüchtert zu Hause blieb, nicht selten mit einer Verstärkung von Passivbürgern, die schon Niemand mehr aus den Versammlungen hinweg zu weisen wagte. Am 28. verkündete Carra, daß 47 Sectionen für die Absetzung des Königs wären, am 31. erklärte die Section Mauconseil auf eigene Faust, daß sie den Landesverräther Ludwig nicht mehr als König anerkenne, und am 5. in Masse diesen Beschluß (der im Ganzen mit 600 Stimmen gefaßt war) der Nationalversammlung vorlegen werde. Derselbe Vorsatz wurde am 3. von den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau ausgesprochen: man wolle in Waffen an der Barre erscheinen, und die Marseiller zur Begleitung auffordern. Um dieselbe Zeit stand Pethion als Vertreter der gesammten Commune vor dem Reichstage, um im Namen der Hauptstadt die Absetzung Ludwig's zu fordern: seine Adresse hielt sich über das Weitere in vorsichtiger Unbestimmtheit, und begehrte nur die Berufung eines Conventes, und bis dahin ein provisorisches, von der Versammlung ernanntes Ministerium. Denn, sagte sie, man kann nicht wissen, ob die Nation bei der gegenwärtigen Dynastie bleiben will oder nicht. Der Weg stand damit allen Wünschen offen, für die Freunde einer Regentschaft im Namen Ludwig XVI., für die Anhänger des Herzogs von Orleans und für die Verehrer der Republik. Aehnliche Anträge kamen zur Verstärkung von allen Clubs der Provinzen; die Jacobiner hofften am 5. August zum Schlusse zu gelangen. An diesem Tage sollten die Marseiller, die bis dahin in der Antonsvorstadt einquartiert gewesen, in der Nähe der Cordeliers casernirt werden; sie fielen damit vollends in Danton's Hände, und eben diesen Umzug hatten Mauconseil und die Vorstädte bei ihren Beschlüssen im Auge gehabt. Das leitende Comite hielt in der Nacht des 4. eine Berathung darüber; da zeigte sich aber einerseits, daß die Rüstungen der Vor-

[1]) Factisch trat es sogleich in Wirkung, obwohl es erst am 28. sanctionirt und am 6. von der Mairie verkündet wurde.

städte noch nicht vollendet waren, andererseits machte sich der Wunsch der Gironde geltend, nur auf ein Decret der Nationalversammlung zu verfahren, und diese hatte die Absetzung erst für den 9. auf ihrer Tagesordnung. So schob man den Kampf noch einmal auf, und begnügte sich, durch ununterbrochene Patrouillen der Föderirten und Vorstädter die Tuilerien genau überwachen zu lassen, um jeden Fluchtversuch des Königs zu hindern. St. Antoine beschloß außerdem, bis zum 9. Abends 11 Uhr auf die Entscheidung der Nationalversammlung zu warten, wenn bis dahin aber nicht was Rechtens geschehen sei, „so wird um Mitternacht die Sturmglocke läuten, der Generalmarsch schlagen und Alles auf einmal sich erheben". St. Marceau und die Föderirten wurden sofort hievon unterrichtet, und den folgenden Tag Commissare in die übrigen 46 Sectionen zu weiteren Abreden ausgeschickt. Man war zum Schlagen gerüstet: die Polizei der Commune hatte seit dem 25. über 50,000 scharfe Patronen austheilen lassen, 3000 an St. Marceau, 4000 an eine Section der Antonsvorstadt, 5000 an die Marseiller u. s. w.[1]); dagegen war es noch am 9. dem Generalcommandanten der Nationalgarde unmöglich, bei dem Stadtrathe für die zum Schutze der Ordnung aufgestellten Bataillone Schießbedarf zu erhalten[2]).

Indeß gelangte die Nationalversammlung am 8. zu der Schlußverhandlung über die gegen Lafayette erhobenen Anklagen. Es war der Commission der Zwölfe am 29. aufgegeben worden, über die Aussagen Bureau Puzy's nach acht Tagen Bericht zu erstatten, und Jean Debry stellte jetzt im Namen des Ausschusses den Antrag auf Anklage gegen den General. In den letzten Wochen hatte die Masse der Unparteiischen unter dem Drucke der Tribünen unweigerlich mit der Linken gestimmt, und die Gironde rechnete auch jetzt auf ihre Unterwürfigkeit. Allein die reißenden Fortschritte, welche die Demagogie in den letzten Tagen gemacht, und die Offenheit, mit welcher die Pläne der äußersten Linken zu Tage traten, fingen an im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Die Meisten dieser Gruppe hatten ihre ganze politische Schule nach Lafayette's Vorbild gemacht: dies

[1]) Revue rétrospective. Panis zeichnete: Bon et très bon à délivrer.

[2]) Roederer, cinquante jours.

Muster hinderte sie nicht, nach Umständen für demokratische oder anarchische Anträge zu stimmen, aber das Ideal ihres Herzens selbst mit eigenen Händen zu zerbrechen, war ihnen zuviel zugemuthet. Eine Mehrheit von 406 gegen 224 Stimmen lehnte die Anklage ab. Auf dieses Votum hin erfolgte eine entschiedene Spaltung unter den beiden Fractionen der Linken. Die Gironde schloß ganz richtig, daß eine solche Stimmung der Mehrheit keine Hoffnung lasse, in den nächsten Tagen die Absetzung des Königs durchzubringen: indem sie nun fest auf diesem quasigesetzlichen Wege verharren wollte, beschloß sie die Katastrophe aufzuschieben, und ließ am 9. durch die Zwölf zunächst eine Anzahl Vorfragen zur Erledigung stellen: Cordeliers aber und Jacobiner freuten sich, daß kein anderes Mittel als die materielle Gewalt übrig bleibe. Die parlamentarische Mehrheit versagt ihnen: wohlan, so schreiten sie über diese Mehrheit hinweg. Die Nationalversammlung will nicht die Leitung des Umsturzes ergreifen, um so besser, so erschafft man eine andere, ganz anders demokratische Centralbehörde. Wenn dies gelang, so war nicht bloß der König, es war auch im Augenblicke des Sieges selbst die Gironde vernichtet.

Gleich am Schlusse der Sitzung fiel der Pöbel der Tribünen über die Deputirten der Mehrheit her, mißhandelte sie an den Thüren des Saales, drang in ihre Wohnungen ein, und drohte sie zu ermorden, wenn sie sich noch einmal auf der Rednerbühne blicken ließen. Abends hielt der leitende Ausschuß der Föderirten seine letzte Sitzung in einer Schenke der Antonsvorstadt[1]), correspondirende Comite's saßen in allen Sectionen[2]), die Jacobiner waren unermüdlich, die Befehle umherzutragen, und die Gleichgesinnten in Bereitschaft zu halten. Gegen 7 Uhr war man der Zustimmung von dreizehn Sectionsversammlungen versichert[3]), und eröffnete in St. Anton die Verhandlung. Zuerst eine Botschaft der Föderirten, welche an den Beschluß vom 4. erinnerte, und daran festzuhalten mahnte. Dann ein Antrag, jede Section solle

---

1) Carra.

2) Beaulieu, Gorsas.

3) Protokoll der Section Quinze-Vingt.

drei Commissare ernennen, welche sämmtlich auf dem Rathhause sich zur Rettung des Vaterlandes vereinen würden. Hierauf Beschluß, allein dieser revolutionären Commune zu gehorchen, Wahl der drei Commissare und Botschaft an die übrigen Sectionen.

Es war ein bescheidenes Local des Arbeiterviertels, in dem einige hundert Menschen der niedrigsten Volksclasse unter dem Vorsitze eines alten Gerichtsschreibers diese nächtliche Verhandlung führten. In solcher Verborgenheit entstand eine Dictatur, die zwei Jahre lang Alles, was in Frankreich existirte, Menschen und Vermögen, Leib und Leben, Gut und Blut, mit eisernem Tritte unter die Füße werfen sollte.

Um Mitternacht begann die Sturmglocke zu läuten, zuerst bei den Cordeliers, dann in den Vorstädten, bald aber in allen Quartieren der Stadt. In den Sectionen duckten sich die Furchtsamen nur um so tiefer in ihre Betten, die Thätigen unter der Ordnungspartei eilten zu ihren Bataillonen, in den Versammlungen behielten mithin die Jacobiner das Feld allein. Die Zahl der Stimmenden und Wählenden in allen zusammen wird auf 600 angegeben[1]); sie brauchten also nicht lange Zeit, sich über ihre Commissare zu verständigen, welche sich denn im Laufe der Nacht allmälig auf dem Rathhause einfanden. Dort war der bisherige Stadtrath versammelt, ließ aber die Vertreter des souveränen Volkes ohne Widerstand an die Stelle des großen Gemeinderathes zu. Anfangs war ihnen nicht ganz frei zu Muthe, ihre Zahl vervollständigte sich langsam, es wurde Morgen, bis acht und zwanzig Sectionen vertreten waren. Dazu kam Nachricht, daß der Zufluß der Bewaffneten schwächer erfolgte als man gehofft hatte. Um 3 Uhr Morgens zählte man in St. Anton eine Schaar von 1500 Mann[2]), die sich nur allmälig vergrößerte; erst gegen fünf wurde es überhaupt in der Stadt lebendig[3]) und die Zusammenrottung ansehnlich, nun aber trat Uneinigkeit hervor[4]), die furchtsamen Bedenken

[1]) Bertrand.

[2]) Blondel an Röderer.

[3]) Pethion bei Buchez XVI, 445.

[4]) Bericht des (alten) Stadtraths an die Nationalversammlung, früh Morgens. Die Bürger von St. Antoine wissen nicht, was der Lärm und der Auflauf bedeutet.

des 20. Juni kamen von Neuem, und Santerre selbst, sei es aus Rücksicht auf das Geld der Civilliste, oder auf die Sicherheit des eigenen Lebens, wollte nicht aufbrechen. Danton war in der Caserne der Marseiller, diese traten mit Eifer an, und auch das Bataillon der Cordeliers ergriff die Waffen. Mit ihnen vereinigte sich nach 6 Uhr die Colonne von St. Marceau, darauf setzten sie sich gegen die Tuilerien in Bewegung. Sie hatten den Pont-Neuf zu passiren, welchen der Generalcommandant Mandat mit einem Bataillone Bürgergarde und zwei Geschützen besetzt hatte: indeß war auch hier wieder die städtische Behörde eingeschritten, Manuel hatte im Namen des Stadtrathes die Truppen fortgeschickt, und die letzten Posten derselben wichen vor der herannahenden Empörung ohne Widerstand.

Hierauf entschloß sich die Versammlung des Rathhauses vorwärts zu gehen. Sie constituirte sich unter dem Vorsitze eines gewissen Cousin, und ergriff sogleich die geeigneten Maßregeln, um die Tuilerien wehrlos zu machen. Sie suspendirte vor Allem den Generalstab der Bürgergarde — seit dem Auflösungsdecret der Nationalversammlung hatte er noch provisorisch fortbestanden bis zur Einführung einer neuen Ordnung — und lud darauf den Generalcommandanten vor ihre Barre, als verdächtig, die öffentliche Sicherheit durch unbefugte Verwendung der bewaffneten Macht gestört zu haben. Mandat erhielt die Vorladung im Schlosse der Tuilerien; noch war kein Feind zu sehen, er selbst wußte nichts von den Vorgängen auf dem Rathhause, und hatte keinen Titel, einer Ladung der vorgesetzten Behörde Widerstand zu leisten. Er erschien mit seinem Sohne und einem Adjutanten, berief sich auf einen allgemeinen Befehl des Maire vom 6., Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wurde aber nach kurzem Verhöre verhaftet, und auf der Treppe des Rathhauses niedergemacht. Als neuen Generalcommandanten proclamirte darauf die Versammlung den Führer von St. Antoine, Santerre.

Dieser Mord entschied vielleicht mehr als alles Andere über den Ausgang des Tages, da er der Vertheidigung von vorn herein ihre Einheit und Haltung nahm. Mandat hatte 16 Abtheilungen

Bürgergarde, zusammen 1200 Mann, um das Schloß aufgestellt; sie gehörten verschiedenen Bataillonen an, kannten sich nicht, waren in ihren Gesinnungen getheilt. Ganz offen nahmen die Canoniere für den Aufstand Partei, entschieden für den König waren die Grenadiere von St. Thomas (die wohlhabenden Bürger der Straßen Vivienne und Richelieu), die Anderen hatten überhaupt keine Lust zum Schlagen, wären aber durch eine kräftige Leitung fortgerissen worden. Mandat's Tod lähmte diese bürgerliche Streitmacht; es blieben jetzt noch im Innern des Schlosses hundert und zwanzig Edelleute[1]) verfügbar, die aus persönlicher Anhänglichkeit sich um den König geschaart hatten, aber schlecht bewaffnet und gar nicht disciplinirt waren, sodann ein Regiment Schweizergarde, nach der Angabe des Obersten Pfyffer, 1330 Mann, eine durchaus zuverläßige und schlagfertige Truppe. Sie standen in dem Treppenhause des Schlosses, und hielten mit ihren Posten die Eingänge vom Carousselplatz her geschlossen. Der Platz füllte sich mehr und mehr mit Menschen; bald nach Mandat's Abgange waren die Marseiller und Cordeliers dort angelangt, höchstens 1500 Bewaffnete[2]), denen sich vielleicht eine doppelte Anzahl neugieriger Zuschauer angeschlossen hatte. Zu so winzigen Proportionen war der große Kampf einer alten und neuen Zeit durch die Abspannung des französischen Volkes und Staates zusammengeschrumpft. Fast eine Stunde lang stand man sich gegenüber. Die Marseiller erwarteten St. Anton mit der lebhaftesten Ungeduld; in der That hätten die Schweizer vollkommen ausgereicht, sie zu zersprengen, und Gott weiß, ob dann Santerre sich noch zu einer Bewegung entschlossen hätte. Zu diesem war indeß ein Elsasser Abenteurer, Westermann, geeilt, um den absterbenden Muth der Masse zu entflammen; er mußte dem breitschulterigen und kleinmüthigen Obercommandanten den Degen auf die Brust setzen, daß er den Aufbruch befehle. So kam man endlich in Marsch, die Föderirten voran, darauf die Nationalgarden und Pikenmänner der Vorstädte,

---

[1]) Die Zahl bei Aubier, Augenzeugen, Brief an Mallet im britischen Mercur.

[2]) 516 Marseiller und die beiden Bataillone von St. Marceau und Theater Francais.

dazwischen französische Garde, die noch ihre Enrolirung zur Gensdarmerie erwartete. Die Colonne wuchs im Fortschreiten; ein Bataillon, welches am Stadthause ihr den Weg verlegen sollte, war durch Mandat's Tod entwaffnet; an 15,000 Mann stark, wand sich der Zug langsam durch die engen Straßen und dann die Quais entlang, den Tuilerien zu. Santerre selbst zog es vor, von seiner neuen Würde auf dem Rathhause Besitz zu nehmen, wo ihn Pethion ein über das andere Mal beschickte, daß man ihn der Abrede gemäß verhaften möge. Er erhielt endlich 600 Mann Ehrenwache. Die vorsichtige Feigheit der Führer verläugnete sich also nicht bis zum letzten Augenblicke. Nur Danton und Desmoulins waren wenigstens auf der Straße sichtbar und thätig [1]), Robespierre, der zwei Tage vorher sich den Marseillern als Dictator hatte antragen lassen, und Marat, der am 9. bei Barbaroux um ein sicheres Versteck in Marseille gebettelt hatte, waren nirgendwo anzutreffen.

Ihnen gegenüber aber — und dies gab den endlichen Ausschlag — war bei dem Könige nur Fassung zum Dulden, und männlicher Muth allein bei Marie Antonie zu finden. Man hatte in den Tuilerien die Nacht in rathloser Berathung und schwankender Erwartung zugebracht. Der König schlief eine Stunde, versuchte in der Morgenfrühe die Nationalgarde durch eine Musterung zu begeistern, war aber selbst abgespannt und stumm, und brachte keine Wirkung hervor. Im Hofe empfing ihn zwar allgemeines Lebehoch, in welches nur die Canoniere nicht einstimmten [2]), im Garten aber traf er ein jacobinisches Bataillon, wurde mit Schimpfreden verfolgt, und kam körperlich erhitzt und geistig impassibel in das Schloß zurück, um sich dort mit seinem Beichtvater einzuschließen. Dieses Mißlingen hatte seine Ursache wesentlich in dem Ungeschick, mit welchem Ludwig auftrat. Denn wenn die demokratischen Geschichtsschreiber später mit allen Kräften versichert haben, eine große Aufwallung von ganz Paris habe den 10. August gemacht, so sind die gleichzeitigen Revolutionäre noch viel ein-

[1]) Tagebuch der Frau Desmoulins.

[2]) Bericht des Artilleriecapitains Langlade.

stimmiger, daß es nur eines festen Auftretens des Königs bedurft hätte, um mehr als die Hälfte der Nationalgarde für sich in den Kampf zu bringen[1]). Ein Girondist, und zwar der Zahmsten einer, der Procureur des Departements, Röderer, sollte den Ruhm gewinnen, ihn vollends zu entwaffnen. Dieser war die Nacht hindurch im Schlosse, trat als eifriger Diener der öffentlichen Ordnung auf, hinderte aber jede kräftige Maßregel, z. B. die Erklärung des Kriegsgesetzes, und trieb Mandat hinweg, um der Ladung der Commune zu gehorchen. Er hatte wie Santerre die lebhafteste Sorge, daß der König im Kampfe siegen, und dann seine Schaaren vielleicht gegen die Nationalversammlung führen würde: als demnach die Marseiller angelangt waren, begann er mit ihnen zu unterhandeln, und trat dann bei dem Könige mit dem Vorschlage hervor, zur Vermeidung des Blutvergießens sich unter den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Die Königin fuhr heftig dagegen auf, Ludwig selbst meinte, es seien nur wenige Menschen auf dem Caroussel. Als aber Röderer erklärte, die Vorstädte seien mit unendlichen Massen unterwegs, nicht fünf Minuten dürfe man verlieren, er gebe nicht bloß einen Rath, er bitte um die Erlaubniß, die königliche Familie wegzuführen: da wich die Standhaftigkeit Ludwig's vor der Gefahr der Seinigen und er sagte, laßt uns gehen. Röderer ließ keine Zeit, noch weitere Befehle zu ertheilen, und der traurige Zug setzte sich nach dem Sitzungssaale in Bewegung. Auf der Terrasse, die er passiren mußte, hatte eine Stunde früher ein Pöbelhaufe bereits eilf Royalisten niedergemacht, und ließ nur unter wilden Schmähungen die königliche Familie passiren. Man wies ihr, da in Anwesenheit des Königs die Versammlung nicht berathen dürfe, die Loge der Stenographen, einen niedrigen Raum von zehn Fuß im Geviert, als Aufenthalt an.

Die Nationalgarde, seit jener Musterung schon wankend, verlief sich darauf völlig, während die Massen von St. Anton von

---

[1]) Pethion, Buchez 19, 441. Barbaroux, memoires 69. Bourbon, Convent. nat. 23. Dezember 1792. Prudhomme, Revolutions de Paris. 1. September. Langlade, Buchez 17, 304. Ebenso der Englische Reisende Moore, journal I., 105, 143.

allen Seiten her auf den Carousselplatz einmündeten. Da brachen die Marseiller in den Hof, der sich sogleich mit einer brausenden Menschenfluth erfüllte: die Schweizer zogen sich auf die große Schloßtreppe zurück, und wurden hier mit Schmeicheleien und Schmähungen zur Uebergabe aufgefordert. Als das Volk immer ungestümer vordrang, gab ihr Oberst endlich den verhängnißvollen Befehl Feuer. Die Wucht ihrer Disciplin trat gewaltig hervor: die dichtgedrängten Angreifer stürzten haufenweise, warfen sich zurück und räumten den Hof in heulender Flucht. Mit einem raschen Ausfall reinigte darauf eine Abtheilung der Schweizer den weiten Platz des Caroussel, sie meinten den Sieg in Händen zu haben [1]), da kam eine Botschaft des Königs, der ihnen das Feuern einzustellen, die Tuilerien zu räumen und sich auf die Nationalversammlung zurückzuziehen befahl [2]). Hierauf drangen die Stürmenden mit frischem Eifer vor, und verdoppelten ihr Feuer in demselben Maaße, als jenes der Schweizer verstummte. Das Schloß wurde in einem Momente genommen, was sich von männlichen Wesen darin vorfand, bis zum letzten Küchenjungen herunter niedergemacht, Geräthe und Möbel zertrümmert, eine Menge Kostbarkeiten entwendet, oder auf das Stadthaus geschleppt. Die abziehende Colonne der Schweizer wurde im Garten von allen Seiten her beschossen, mehrere Detachemens zersprengt und die Flüchtlinge ohne Barmherzigkeit zusammengehauen. Der letzte Rest gab in den Räumen der Nationalversammlung seine Waffen an die Bürgergarde ab.

Die Revolution hatte gesiegt. Von dem bisherigen Staatsgebäude stand kein Stein mehr auf dem anderen. Das Königthum lag im Staube, die gesetzgebende Versammlung existirte nur

---

1) Napoleon, damals in Paris anwesend, hatte dieselbe Meinung.

2) Ludwig gab ihn, als man die ersten Salven vernahm. Michelet urgirt, es sei erst geschehen, nachdem Röderer die Einnahme der Tuilerien gemeldet: so steht es freilich in dem hier äußerst summarischen Moniteur; daß es aber ein Fehler ist, läßt sich im Moniteur selbst nicht verkennen, da er diese Meldung in die um 8 Uhr Morgens gehaltene, erste Rede Röderer's aufnimmt, wo noch kein Schuß gefallen war. Der genaue Sitzungsbericht des Logographen zeigt den richtigen Hergang.

dem Scheine nach fort. Denn kein Mitglied ihrer Mehrheit hät sich blicken lassen dürfen, von 750 waren nur noch 284 Deputirte der Linken anwesend. Während einzelne Beutestücke aus dem Schlosse an ihre Barre gebracht wurden, die neue Commune sich anmeldete, flüchtige Schweizer in den Gängen von den Pikenmännern verfolgt wurden, begehrte Duhem zuerst Absetzung der Minister, und zeigte das Volksheer an, die Tuilerien ständen in Flammen (einige Nebengebäude waren in Brand gerathen), und würden nicht eher gelöscht werden, bis die Absetzung des Königs ausgesprochen sei. Da erhob sich Vergniaud im Namen der Zwölf, um den lange vorbereiteten Antrag der Gironde zu stellen. Zwar stand an seiner Spitze die Berufung eines Nationalconvents, und von den zwei Dritteln der jetzigen Versammlung als nothwendigen Mitgliedern desselben war keine Rede weiter: dann aber ging er nicht auf Absetzung, sondern auf Suspension des Königs, auf Bildung eines neuen Ministeriums, aber auch auf Ernennung eines Erziehers für den Kronprinzen, auf Suspension der Civilliste, aber auf Wohnung des Königs im Palaste Luxemburg und Anweisung eines einstweiligen Gehaltes. Die neuen Minister und der Erzieher des Kronprinzen sollten von der Nationalversammlung ernannt werden, jedes Decret auch ohne königliche Sanction Gesetzeskraft haben. Die Versammlung nahm die Beschlüsse auf der Stelle ohne irgend eine Verhandlung an, draußen aber zürnte das Volk, daß nicht die Absetzung erfolgt sei, und Vergniaud hatte Mühe, einen Sturm von Petitionären zu beschwichtigen. Um so weniger konnte man den Jacobinern die Erklärung des allgemeinen Stimmrechts für die Conventswahlen weigern, welches jetzt als Ausdruck der feierlich erklärten Gleichheit aller großjährigen Männer verliehen wurde. Daß diese Gleichberechtigung Aller der neuen Revolution nicht gefährlich, daß sie nur im Sinne der neuen Machthaber geübt würde, dafür sorgten drei sofort sich anschließende Decrete. Es wurde die Absetzung aller Friedensrichter befohlen, und zwar fast in demselben Augenblicke zugleich von dem Reichstage und dem Stadthause, so lästig waren jene bisher den Wühlern gewesen. Es wurde dann den Stadträthen das Recht gegeben, bei verdächtigen

Leuten Haussuchung nach Waffen zu halten: denn, sagte Thuriot, wir sind im Kriege mit einem großen Theil der Bürger, und müssen siegen um jeden Preis. Wenn man so die Gegner entwaffnete, so rüstete man die Freunde, indem man die Anordnung eines verschanzten Lagers unter den Mauern der Hauptstadt befahl; es war ein einfaches Mittel, um alle gutgesinnten Föderirten in der Nähe zu behalten. Endlich in das Ministerium theilten sich die beiden Fractionen. Die Gironde ließ die Wiederernennung Roland's, Servan's und Claviere's durch Zuruf bewirken, die Wahl der drei anderen Minister übertrug Danton die Justiz, dem eifrig jacobinischen Mathematiker Mongé die Marine, dem lütticher Journalisten Lebrun, einem Angestellten Dumouriez's, die auswärtigen Angelegenheiten.

Viertes Buch.

Feldzug in der Champagne.

Erstes Capitel.

Deutsche Rüstungen.

Die Katastrophe des 10. August, welche der äußersten demokratischen Partei in Paris die Herrschaft gab, machte damit auch den kriegerischen Zusammenstoß der Revolution und der deutschen Mächte unvermeidlich.

Wir haben früher den Beginn des Zwiespaltes gesehen und beobachtet, wie der Anstoß dazu ausschließlich von der französischen Nationalversammlung kam, wie es vor Allen die Gironde war, welche Frankreich zum Angriffe auf den Kaiser vorwärts trieb. Treten wir nun auf die deutsche Seite hinüber, und forschen wir, wie die Entwickelung der revolutionären Feindseligkeit auf die Verhältnisse unseres Vaterlandes einwirkte, und zu welchen Entschlüssen sie die Politik der großen deutschen Staaten bestimmte. Wir kommen damit noch einmal auf die letzten Lebensmonate Kaiser Leopold's zurück.

Nach der Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. überließ sich der Kaiser eine Zeitlang der sicheren Zuversicht, die französische Frage gelös't und sich jeder Störung von dieser Seite her überhoben zu sehen. Er hatte der sonstigen Sorgen genug, um sich zu diesem Ergebnisse von Herzen Glück zu wünschen. Im deutschen Reiche waren eine Menge wichtiger Stände in aufgeregter Stimmung gegen Oestreich; dessen junge Freundschaft mit Preußen, welche Macht bisher als der feste Rückhalt gegen kaiserliche Uebergriffe gegolten, rief lebhafte Besorgnisse bei Pfalzbayern und Wür-

temberg, bei Cassel und Hannover hervor. In den eigenen Provinzen fand Leopold vielfachen Stoff für künftige Gefahren: der Ruhe in Ungarn traute noch kein Mensch, und in dem eben unterworfenen Belgien waren die Verhältnisse so wenig befestigt, daß die Brabanter Stände sich in offene Opposition gegen die Regierung setzten, und die kaiserlichen Generale dringend Verstärkung begehrten. Was die auswärtigen Angelegenheiten betraf, so war die nächste der französischen wichtigste Frage, die polnische, noch völlig ungewiß, und entwickelte täglich größere Schwierigkeiten. Rußland war im Begriffe, seinen definitiven Frieden mit den Türken zu schließen, und begann aus der bisherigen Zurückhaltung in offene Feindseligkeit hinüberzutreten. Der Kurfürst von Sachsen zauderte demnach, sich über die Annahme der polnischen Krone auszusprechen; Leopold mußte erkennen, daß auch hier Alles auf die Festigkeit seines preußischen Bündnisses ankomme, und hatte Grund genug, seinem polnischen Plane eine übele Aufnahme in Berlin zu prophezeien. Alle diese Dinge wirkten zusammen, um ihn gegen einen französischen Krieg so abgeneigt wie möglich zu stimmen. Daß Rußland jetzt anfing, den Ausgewanderten die lebhafteste Gunst zu zeigen, und in Wien wie in Berlin den heiligen Krieg gegen die frevelhaften Jacobiner zu predigen, diente nur dazu, den Kaiser in seiner friedfertigen Gesinnung zu befestigen. Er urtheilte ganz richtig, daß Katharina die deutschen Mächte einzig deshalb in jene Verwickelung hineintreibe, um selbst in Polen freie Hand zu haben, und war nicht der Meinung, sich einem so leicht erkennbaren Spiele hinzugeben. Von seinen Ministern war Fürst Kaunitz stets der Ueberzeugung, daß ein französischer Krieg das größte Unglück sein würde, und der Vicekanzler Graf Cobenzl vermochte nicht, seiner abweichenden Ansicht bei dem Kaiser Eingang zu verschaffen. Dieser that vielmehr Alles, um den Franzosen jeden Vorwand zum Streite abzuschneiden. Er empfing den neuen constitutionellen Gesandten trotz der lebhaftesten Gegenwirkung der Ausgewanderten und eines Theils des östreichischen Adels. Er entschied, als seine Minister stritten, ob das Reich auf Herstellung der im Elsaß beschädigten Reichsstände bestehen, oder

über die Entschädigung verhandeln sollte, für die mildere Ansicht. Zugleich aber ging er daran, sein Bündniß mit Preußen zum definitiven Abschlusse zu bringen, und sich dadurch eine feste Unterstützung nach allen Seiten hin zu verschaffen.

Am 17. November, eine Woche nach dem ersten Emigrantengesetz in Paris, machte über dieses Fürst Reuß dem preußischen Ministerium eine Mittheilung, und erklärte sich bei dieser Gelegenheit bevollmächtigt, stündlich die förmliche Ausfertigung des Bundesvertrages vorzunehmen. Er erkundigte sich über Preußens Meinung hinsichtlich der Stärke der im Kriegsfall zu leistenden Hülfe, und war zufrieden, als die Minister den Ansatz von 20,000 Mann vorschlugen. Ueberhaupt äußerte er sich in dem Sinne eines strengen Vertheidigungssystems; wir sind jetzt überzeugt, meldeten die Minister ihrem Gesandten in Wien, daß Oestreich gegen Frankreich nicht vorgehen wird. Dieser erhielt darüber gleich nachher von Kaunitz die vollste Bestätigung: der Staatskanzler erging sich mit schneidender Schärfe über den Unfug, welchen die Emigranten am Rheine trieben, den zu unterstützen keine Macht ein Interesse hätte. Es ist lächerlich, sagte er, wenn die französischen Prinzen, wenn Rußland und Spanien die Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. für erzwungen und nichtig ausgeben, oder gar ihm selbst das Recht abstreiten, die alte Verfassung zu ändern: sie streben umsonst, uns in einen Krieg hinein zu hetzen, der nur die übelsten Folgen für Ludwig und die jetzige Herrschaft der gemäßigten Partei in Frankreich haben könnte. Er verbreitete sich dann über den Segen des östreichisch-preußischen Bündnisses, und erklärte sich gerne bereit, seinerseits einen näheren Entwurf des Vertrages ausarbeiten zu lassen. Wir sehen wieder, daß es ohne das Treiben der Girondisten nimmermehr zu dem Revolutionskriege gekommen wäre.

Allerdings war damals in der Stimmung des zweiten deutschen Machthabers, des Königs von Preußen, ein merklicher Umschwung vor sich gegangen. Gleich nach der Pillnitzer Zusammenkunft hatten große Schaaren französischer Auswanderer, welche durch Leopold's Kälte aus Wien vertrieben worden, sich nach Berlin gewandt,

am dortigen Hofe eine gastfreie Aufnahme gefunden und durch ihre lebhaften Schilderungen dem Könige ein warmes Interesse für die Opfer der Revolution, zunächst für die königliche Familie, dann aber auch für den geflüchteten Adel eingeflößt. Es wirkte dies so viel, daß das kriegerische Auftreten der Girondisten im December, welches in Wien sogleich Schrecken und Sorge erregte, von dem preußischen Könige eher mit kampfbereiter Genugthuung erblickt wurde. Er wunderte sich wohl über Leopold's Langmuth, meinte, er würde sich nicht so viel bieten lassen, und überhäufte einstweilen die Ausgewanderten mit Gnadenbezeugungen aller Art, welche bei ihnen die übertriebensten Hoffnungen erregten. Irgend ein Staatsinteresse aber zu Gunsten seiner Schützlinge auf das Spiel zu setzen, war der König auch jetzt entfernt nicht gesonnen; noch hatte er keinen Gedanken an eine Angriffspolitik gegen Frankreich; was ihn von Leopold unterschied, war einzig die Stimmung, in welcher beide den Angriff der Franzosen sich entwickeln sahen. Vollends seine Minister waren ohne Ausnahme von der Ansicht des Fürsten Kaunitz durchdrungen, daß ein französischer Krieg ein Unglück für ganz Europa sein würde, und bestimmten demnach den König ohne Mühe, jede Anregung in dieser Sache von dem so viel näher interessirten Kaiser ausgehen zu lassen, und selbst die östreichischen Anträge stets nur mit höchster Vorsicht aufzunehmen. Als die französische Regierung am 16. December ihre erste Heeresrüstung und die Bedrohung des Churfürstenthums Trier verkündigte, kam denn von den Emigranten das Gesuch, ihnen Zuflucht in Ansbach und Baireuth zu eröffnen, es kam von Trier die Bitte um ein preußisches Deckungscorps von 4000 M., und von Oestreich der Vorschlag einer gemeinsamen nach Paris zu erlassenden Erklärung. Der König lehnte umgehend die beiden ersten Anträge ab [1]), war bereit, sofort in Paris gemeinsam mit dem Kaiser einen kräftigen Protest gegen jede Verletzung des deutschen Reichsbodens abzugeben, fand aber eine allgemeine Erklärung über die Revolution noch ebenso bedenklich wie im vorigen Sommer. Sie

---

[1]) Eigenhändiges Schreiben an die Minister vom 28. December.

sei, meinte er, mißlich und selbst compromittirend, wenn man nicht in der Lage sei, sie wirksam durch die That zu unterstützen. Er wolle sich jedoch einem bestimmten Wunsche des Kaisers nicht entziehen; das Manifest möge also mit bewaffneter Einmischung drohen, bei persönlicher Verletzung der königlichen Familie oder bei verweigerter Genugthuung für die im Elsaß verletzten Reichsfürsten; dagegen sei er entschieden gegen jede Erwähnung der Verfassungsfragen, oder auch nur der republikanischen Bestrebungen. Endlich fügte er hinzu: da ich an der ganzen Sache nach der Lage meiner Länder kein directes politisches Interesse habe, sondern stets nur aus persönlicher Theilnahme für Ludwig XVI. und als Reichsstand einschreiten würde, so müßte ich für den unglücklichen Fall, daß es zum Kriege käme, auf einer gerechten Entschädigung für meine Kosten und Gefahren bestehen.

So weit also war man auch in Berlin, wo es damals von Emigranten wimmelte, von einem thätigen Gegensatz gegen das neue Frankreich, von einem Principienkrieg gegen die Revolution entfernt.

Auf diese preußische Erörterung hin verfügte der Kaiser, wie wir früher sahen, in Trier die Entwaffnung der Ausgewanderten, und begnügte sich in Paris mit der Anzeige, daß seine belgischen Truppen gegen jede Verletzung der deutschen Reichsgrenze einschreiten würden. Bei der Stimmung der Pariser Machthaber konnte er sich freilich die Möglichkeit des Bruches nicht verläugnen, und Kaunitz ließ demnach am 4. Januar den Entwurf zu dem definitiven Bundesvertrag vorlegen. Derselbe blieb überall auf dem Boden reiner Vertheidigung, und enthielt über Frankreich nur die Clausel, daß beide Mächte für die Verwirklichung des europäischen Vereines sorgen würden. Die Verhandlung ging dann im Ganzen leicht von Statten; man stellte den Betrag der regelmäßigen Bundeshülfe fest, verhieß sich, die andern Mächte, namentlich England und Rußland, zum Beitritte aufzufordern, und hatte nur an zwei Punkten eine Verschiedenheit der beiderseitigen Stellung zu empfinden. Der eine betraf Belgien, indem Oestreich Unterstützung gegen innere Rebellen, vor Allem in Hinblick auf die schwierige Stimmung

der Belgier beantragte, Preußen aber den Artikel nur unter der Bedingung genehmigte, daß ein geheimer Zusatz gerade Belgien von der Wirksamkeit desselben ausnähme. Erheblicher war der zweite, auf Polen bezügliche Punkt. Kaunitz hatte schon mehrmals, durch die Sorge wegen Rußland's wachsender Kälte bedrängt, den preußischen Gesandten in Wien über die Ansichten seines Hofes sondirt, und auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Antwort erhalten, daß Preußen die neue polnische Verfassung nur als wesentliche Gefährdung seiner eigenen Interessen betrachten könne, daß sein polnisches Bündniß von 1790 sich einzig auf die Beschützung der Republik vor fremdem Einfluß beziehe, und daraus nicht die mindeste Verpflichtung in Bezug auf die Verfassung herzuleiten sei. Es hätte sich nun damals vielleicht ein Weg geboten, um Preußen günstiger zu stimmen. Es war nämlich eine Prinzessin des herzoglichen Hauses von Kurland zu vermählen, und Preußen faßte den Gedanken, auf diese Weise den jüngeren, ihm sehr ergebenen Prinzen von Oranien in Kurland zur Herrschaft zu bringen. Wenn Oestreich hierauf einging und durch seinen Einfluß in Petersburg und Warschau den Plan verwirklichen half, so hätte Preußen darin eine Entschädigung seines Einflusses für das Aufkommen des Hauses Sachsen in Polen erblicken, und hiedurch dem neuen Zustand der Republik freundlich gesinnt werden mögen. Allein eben zu einer solchen Stärkung des preußischen Ansehens vermochte man sich in Wien nicht zu bequemen, und lehnte die preußische Aufforderung in höflicher Weise ab. Trotz alle dem machte jetzt Kaunitz den Versuch, in dem Bundesvertrage Polen eine Stätte zu bereiten, und beantragte einen Artikel zur Gewährleistung der freien polnischen Verfassung, des Werkes also vom 3. Mai 1791. Er räumte ein, daß es für Preußen Bedenken habe, glaubte aber, daß man dieselben durch gewisse sichernde Vorkehrungen würde beseitigen können.

Die preußischen Minister fanden sich durch diese Eröffnung wenig erfreulich berührt, ehe es jedoch zu einer Erörterung darüber kam, that die französische Kriegspartei einen neuen Schritt vorwärts, und es erfolgte jenes, den Kampf eigentlich entscheidende Decret vom 15. Januar, welches dem Kaiser sofortigen Bruch an=

drohte, wenn er nicht ausdrücklich auf den europäischen Verein verzichte. Leopold sah die Gefahr näher rücken, ohne sich jedoch auch jetzt von ihrer vollen Dringlichkeit zu überzeugen; er legte also Preußen ein näheres Programm über seine französischen Absichten vor, dessen Besprechung auf's Neue den rein defensiven Standpunkt der deutschen Mächte in dieser Sache bekundete. Er betonte wie immer die Nothwendigkeit, daß ganz Europa an dem großen Werke Theil nehme, und daß kein Gedanke an eine Gegenrevolution oder die Herstellung des alten Zustandes auftauche. Der König erklärte sich ganz einverstanden. Leopold schlug dann vor, daß die Mächte folgende Forderungen an Frankreich stellen möchten: Zurückziehung der drei Heere von den Grenzen und Einstellung der gegen die Ruhe in Deutschland gerichteten Drohungen, Genugthuung für die verletzten Reichsfürsten, Zurückgabe Avignon's und Venaissin's an den Papst, Anerkennung der bestehenden Verträge mit den europäischen Staaten. Diesen Punkten, welche sich ausschließlich auf die Herstellung der früheren auswärtigen Verhältnisse Frankreich's bezogen, stimmte Preußen zu. In Bezug auf die inneren Fragen sollte nach Leopold's Ansicht ferner begehrt werden volle Freiheit und Sicherheit für Ludwig XVI. und dessen Familie, und Beseitigung aller republikanischen Bestrebungen: in Berlin meinte man aber, daß davon abgesehen, und statt dessen die Auflösung des Jacobinerclubs gefordert werden möge. Um die Wirkung dieses Auftretens zu unterstützen, schlug Leopold die Bereitstellung eines Heeres von je 40,000 M. durch jede der beiden Mächte vor; der König meinte dagegen, daß wenigstens 50,000 in Bewegung zu setzen seien. Die Emigranten sollten sich völlig unthätig verhalten: darüber waren Kaiser und König ohne weitere Erörterung einig. Endlich kam die Frage der Entschädigungen zur Sprache. Kaunitz hatte sich eine Weile gesträubt, der preußische Gesandte aber wiederholt die Nothwendigkeit hervorgehoben. So erkannte denn die Note des 26. die Gerechtigkeit eines solchen Begehrens an, sowohl im Falle eines wirklichen Krieges als auch einer bloßen kriegerischen Demonstration, und der König war seinerseits bereit, sich mit diesem Zugeständniß des Grundsatzes für's

Erste zu beruhigen, da jede nähere Bestimmung im Augenblick offenbar die größte Schwierigkeit haben mußte.

In allen wesentlichen Punkten war man hier also geeinigt. Anders aber verhielt es sich bei der polnischen Frage. Der König war in dieser auf das Festeste entschlossen, und erklärte den Ministern, daß er eine Gewähr für die Maiverfassung nimmermehr übernehmen werde; er sei bereit, entweder die alte polnische Verfassung zu garantiren, oder höchstens ein Versprechen zu geben, daß er selbst nichts Feindliches gegen die neue unternehmen werde. Um diesen Standpunkt unwiderruflich auszusprechen, befahl er noch an demselben Tage, daß der Marquis Lucchesini in Warschau, um dort jeder Täuschung ein für alle Male ein Ende zu machen, die bestimmte Erklärung abgeben sollte, daß der Bund von 1790 die Unabhängigkeit Polen's gewährleiste, daß die Maiverfassung aber jünger als der Bund und ohne preußisches Zuthun entstanden sei, daß Preußen also in Bezug auf sie weder Hülfe noch Rath geben könne. Die Minister hatten nun die Aufgabe, diese Auffassung dem östreichischen Gesandten einleuchtend zu machen. Um nicht den ganzen Bundesvertrag an der einen Schwierigkeit scheitern zu lassen, suchten sie nach einem vermittelnden Ausdruck, und beantragten statt der Worte: Gewährleistung der freien Verfassung — die Lesart: Gewährleistung einer freien Verfassung, mithin keine ausdrückliche Verwerfung, aber ebenso wenig eine bestimmte Billigung des neuen Zustandes. Schwerlich hätte Leopold unter anderen Verhältnissen sich dieser Auskunft gefügt, da sie im Grunde ihm den Verzicht auf seinen großen polnisch-sächsischen Plan auferlegte. Die Drohung aber des französischen Krieges ließ ihm keine Wahl, und er entschloß sich, den Vertrag auf diesen Grundlagen, am 7. Februar, zu unterzeichnen. Es war die erste der unheilvollen Einwirkungen, welche das Schicksal Polen's durch die Kriegslust der französischen Demokratie erfahren sollte.

Ehe wir den Verlauf dieser Dinge weiter verfolgen, sind zwei Ereignisse zu erwähnen, welche von verschiedenen Seiten her einen starken mittelbaren Einfluß darauf zu üben bestimmt waren, der Abschluß des definitiven Friedens zwischen Rußland und der Türkei,

welcher am 9. Januar 1792 zu Jassy erfolgte, und Oczakow nebst der Seeküste bis zum Dniester in russischen Händen ließ, sodann, 28. Januar, die Besitzergreifung der fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth für Preußen, nachdem der bisher dort regierende Vetter vier Wochen früher zu Gunsten des Königs abgedankt hatte. Endlich erinnern wir uns, wie um die Mitte des Februar die gemäßigte Partei in Paris von verschiedenen Seiten her Versuche machte, die Herrschaft wieder zu erringen, womit dann auch der Frieden in Europa gesichert worden wäre [1]).

Alle diese Momente übten auf Leopold dieselbe Wirkung aus, die völlige Abkehr von den so eben mit Preußen erwogenen Gedanken eines französischen Krieges. Mit Freuden glaubte er, was er wünschte, die Vermeidung eines Kampfes, der alle seine Wünsche und Interessen zu zerstören drohte. Die bloße Möglichkeit desselben hatte ihn gezwungen, der Vergrößerung des preußischen Nebenbuhlers durch eine halbe Million Unterthanen ohne eine Sylbe des Widerspruchs zuzusehen: doppelt widerwärtig dünkte ihm jetzt der wirkliche Ausbruch, für dessen Fall er so eben dem Könige einen Anspruch auf Entschädigung, also auf neuen Gebietszuwachs hatte einräumen müssen. Nicht anders stand es in der polnischen Frage. Schon jetzt hatte er die Gewähr der Maiverfassung unter den Händen sich zerbröckeln sehen; wurde er in den Krieg gegen Frankreich verwickelt, so hatte er kein Mittel, Preußen von dem Umsturz derselben oder doch von der offenen Unterstützung der Gegenpartei in Polen abzuhalten. Noch viel dringender wurde diese Gefahr durch die freie Verfügung, welche jetzt die Kaiserin Catharina über alle Kräfte ihres weiten Reiches besaß. Es war bekannt, daß Fürst Potemkin die Häupter der polnischen Unzufriedenen in Jassy um sich versammelt hatte: allerdings starb er inmitten der dort entworfenen Pläne, aber auch die Haltung des russischen Gesandten in Wien wurde mit jedem Tage schroffer, die Colonnen des russischen Heeres zogen immer stärker von der türkischen gegen die polnische Grenze heran, und ein kräftiges Auftreten Catharina's gegen

[1]) S. o. S. 337 ff.

Polen war in kürzester Frist zu erwarten. Offenbar war Eile erforderlich, wenn hier überhaupt noch etwas in Leopold's Sinn erreicht werden sollte, und höchst wahrscheinlich geschah es in diesem Zusammenhange, daß um die Mitte des Februar der Churfürst von Sachsen endlich seine Erklärung über die Maiverfassung der Polen abgab. Er behielt sich darin sein letztes Wort über die Annahme der Krone bis zur erreichten Verständigung mit den drei großen Nachbarhöfen vor, gab aber einstweilen die Bedingungen an, welche er seinerseits begehren zu müssen glaubte, Bekräftigung der Verfassung durch die Provinziallandtage, Erweiterung der königlichen Rechte bei Gesetzgebung, Kriegs- und auswärtigen Sachen, und, was für Leopold's Plan das Wichtigste war, Thronfolgerecht für seine Brüder im Vorzuge vor seiner Tochter.

In Berlin erhielt man sogleich Mittheilung über diesen Schritt, und fand, daß die Begehren des Churfürsten sämmtlich die Concentration der Staatsgewalt in Polen steigern, und folglich die Gefahr des neuen Zustandes für Preußen erschweren mußten. Die Abneigung, ein solches Werk sich vollenden zu lassen oder gar dazu mitzuwirken, wuchs. Zu einem Entschlusse aber kam man noch nicht, schon wegen der völligen Unsicherheit der französischen Sache, vor deren Aufhellung man keine Maßregel ergreifen durfte, durch welche vielleicht das ganze bisherige System eine tiefe Erschütterung erfahren hätte. Man blieb also in abwartender Stellung, und ließ sich daraus selbst durch eine Nachricht nicht hervorlocken, welche sonst das lebhafteste Interesse des Königs in Anspruch nahm. Graf Golz, der Gesandte in Petersburg, schrieb nämlich, daß er endlich eine bestimmte Kunde über die Absichten Catharina's gegen Polen erlangt habe. Es war ihm gelungen, ein Handschreiben der Kaiserin an den Grafen Suboff einzusehen, worin dieselbe sich im Wesentlichen dahin aussprach: „sobald mit den Türken abgeschlossen ist, will ich, daß Repnin sich zum großen Heere begibt, so viele Truppen wie möglich, ich denke etwa 130,000 Mann zusammenzieht, und durch die Ukraine in Polen einrückt; Igelström wird ein Corps zu Smolensk befehligen und Soltikoff mit den Truppen von Westrußland und Livland an der Grenze bleiben; wenn Oest-

reich und Preußen sich widersetzen, wie das wahrscheinlich ist, so werde ich ihnen eine Entschädigung oder Theilung anbieten.“ Der König antwortete dem Gesandten unter Bezeigung seiner hohen Zufriedenheit, er sei der Erste, der ihm über diese Dinge eine Aufklärung verschafft habe, er solle das tiefste Geheimniß darüber bewahren, sich äußerst achtsam, aber bis auf weitere Befehle völlig passiv verhalten.

Lange konnte aber diese Unthätigkeit bei der Stärke der allseitigen Spannung nicht dauern. Es war der Augenblick der schwülen Stille, wie er unmittelbar dem Ausbruch des Sturmes vorherzugehen pflegt.

Zunächst kamen aus Paris die ungünstigsten Nachrichten. Die Versuche der Feuillans waren gescheitert, Lafayette hatte sich von ihnen und von dem Hofe getrennt, der Eifer und die Siegesgewißheit der Demokraten stand höher als jemals. Die Emigranten in Berlin jubelten; so hatten sie es stets geweissagt; bei den Jacobinern sei nur mit der Schärfe des Schwertes durchzudringen, und jede Hoffnung auf den Bestand einer gemäßigten Mittelpartei thöricht. Der König stimmte ihnen zu, und beschloß, den unvermeidlichen Kampf so rasch wie möglich zu beginnen. Er erklärte den Ministern, der Krieg sei gewiß, Bischoffswerder solle noch einmal zum Kaiser hinüber gehen, um diesen aus seiner Trägheit emporzurütteln, den Feldzugsplan festzustellen, die Entschädigung zu berathen. Er hörte auf keine Gegenvorstellung; Bischoffswerder, von ihm selbst instruirt, reiste ab, und langte nach eiliger Fahrt am 28. Februar in Wien an. Aber es war ihm nicht bestimmt, mit seinem kaiserlichen Gönner noch einmal die Geschicke Europa's abzuwägen, am 29. erklärte sich die Pockenkrankheit, welcher Leopold nach drei Tagen erlag. Die Bestürzung und Verwirrung in Wien war unermeßlich. Inmitten der heftigsten Krisis sah sich der Staat des erfahrenen und festen Steuermannes beraubt; im Osten und Westen drängten brennende Gefahren; von dem jungen Kaiser Franz wußte Niemand, wohin er sein Vertrauen und seine Schritte richten, ja bei der schwächlichen und reizbaren Gesundheit desselben nicht einmal, ob er auch nur kurze Zeit die Lasten seines Amtes

ertragen würde. Einstweilen bestätigte er die bisherigen Minister, und erklärte ihnen den Wunsch, in dem politischen Systeme seines Vaters zu beharren. Die von Frankreich herdrohende Gefahr konnte auch er sich freilich nicht verbergen, und so befahl er, einen der erprobtesten seiner Generale, den Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, nach Wien zu berufen, damit er mit Bischoffswerder die kriegerischen Maßregeln berathe, welche beide Mächte im Fall eines französischen Angriffes zu nehmen hätten. Zugleich aber sollte, wenn irgend möglich, die polnische Frage zur Entscheidung gebracht, und deshalb Leopold's Plan in vollem Umfange, sowohl in Berlin als in Petersburg kategorisch zur Annahme empfohlen werden.

Die Krisis kam damit auf ihre Höhe. Es war die Entscheidung für die preußische Politik auf eine lange verhängnißvolle Zeit. Es ist wichtig, jeden Moment des Verlaufes in voller Deutlichkeit zu fassen.

Der geheime Referendar Spielmann hatte die Denkschrift über Polen ausgearbeitet, welche Fürst Reuß nun den 10. März in Berlin übergab. Sie erörterte, daß Oestreich und Preußen ein gleiches Interesse hätten, durch Befestigung der Ruhe und Ordnung in Polen einen Quell ewiger Verlegenheit und Zwietracht zu schließen. Darin liege der zwingende Antrieb, dort vor Allem die Erblichkeit der Krone festzustellen. Für beide Mächte sei der Churfürst von Sachsen der anständigste Träger derselben; auch widerspreche es ihrem Interesse nicht, das Erbrecht auf die Brüder des Churfürsten, und zwar auf den jedesmaligen Churfürsten selbst auszudehnen. Denn Alles komme darauf an, daß Polen nicht länger von dem vorwiegenden Einfluß einer benachbarten Macht abhänge. Freilich dürfe es auch nicht so stark sein, daß es selbst einem seiner Nachbarn gefährlich werden könne, diese Forderung sei aber erreicht, wenn man ihm für immer die Beschränkung seines Heeres auf 40,000 Mann auferlege, seine Neutralität für ewige Zeiten ausspreche, und hienach seine Verfassung durch beide deutsche Mächte als Mitcontrahenten gewährleiste. Rußland würde hoffentlich zustimmen, da es durch einen Widerspruch gegen ein so zweckmäßiges System ganz unstatthafte Eroberungsgelüste verrathen würde.

Als der König diese Denkschrift gelesen hatte, rief er aus: darauf dürfen wir nimmermehr eingehen. Er erwog mit den Ministern, daß für Preußen nichts gefährlicher wäre, als eine Macht, wie sie aus der hier vorgeschlagenen bleibenden Verbindung Polen's und Sachsen's hervorgehen würde. Denn bei einem Bunde derselben mit Oestreich wäre Schlesien, mit Rußland Ostpreußen auf der Stelle erdrückt. Die angebotene Beschränkung des polnischen Heeres erschien ihm als leere Täuschung, die bei dem Ausbruche eines Krieges von selbst wegfallen würde. Ich bin, sagte der König, zu fest von Oestreich's Loyalität überzeugt, sonst müßte das Auftauchen eines solchen Planes mich mit tiefem Argwohn erfüllen.

Inmitten dieser zornig-sorgenvollen Erregung, welche für einen Augenblick das Innerste seines Herzens von Oestreich abwandte, empfing er eine neue, nicht weniger inhaltsvolle Depesche aus Petersburg. Graf Golz meldete die erste unmittelbare Eröffnung Rußland's über Polen. Wir sehen, hatte ihm der Vicekanzler Graf Ostermann gesagt, in Preußen's wiederholter Aufforderung, ihm unsere Auffassung der polnischen Sache mitzutheilen, keine leere Neugier, oder gar eine Absicht uns zu hindern, sondern den aufrichtigen Wunsch einer Verständigung. Die Lage ist höchst wichtig und unsere Interessen gehen völlig parallel. Wird Polen innerlich fest und mit Sachsen bleibend verbunden, so entsteht eine Macht ersten Ranges, welche auf jeden ihrer Nachbarn den empfindlichsten Druck ausüben kann. Wir sind dabei stark betheiligt nach der Ausdehnung unserer polnischen Grenze, Preußen ist es noch mehr bei dem nothwendigen Anwachsen des sächsischen Einflusses im Reiche. Wir geben also anheim, daß Preußen, Oestreich und Rußland über diese bedeutende Sache in ein enges Einvernehmen treten.

Golz fügte noch hinzu, er habe dem russischen Minister einstweilen bestätigt, daß Preußen niemals über die neue polnische Verfassung befragt worden sei. Er hatte nach Ostermann's Aeußerungen keinen Zweifel, daß Rußland sehr bald mit Eroberungsplänen hervortreten würde; es komme demselben auf einen Landstrich an, der eine feste Verbindung mit den neuen türkischen

Erwerbungen herstelle. Ueber die französische Sache habe Ostermann höchst gleichgültig geredet und stets nur das strengste Geheimniß über Polen anempfohlen Es handelt sich, habe er gesagt, um uns drei: sind wir einig, so können wir der Anderen spotten.

Diese Kunde klang denn aus anderem Tone in des Königs Ohr als jene östreichische Botschaft. Es waren ja genau dieselben Besorgnisse, welche ihn selbst und den russischen Kanzler bewegten. Während Oestreich ihn zu einem politischen Selbstmorde aufforderte, bot ihm Rußland die Hand zur Abwendung der lästigsten Gefahr, und ließ selbst die Aussicht auf eine stattliche Vergrößerung durchblicken. Es war für den König kein Zweifel möglich, welcher der beiden Mächte er sich zuwenden sollte. Er hätte auf der Stelle mit Rußland abgeschlossen, wäre ihm nicht vor der neuen Bahn, welche hier sich dem Wachsthume Preußen's eröffnete, ein, wie es schien, unübersteigliches Hinderniß entgegengetreten, das polnische Bündniß von 1790, in welchem Preußen sich ausdrücklich zum Schutze der Selbstständigkeit und Integrität Polen's verpflichtet hatte. Allerdings, so weit reichte nach seiner Ansicht diese Verpflichtung nicht, daß er deßhalb für die neue Verfassung gegen Rußland hätte auftreten müssen; es war ein schwaches, ungefährliches Polen, dem er 1790 seine Unterstützung zugesagt; es war ein ganz neuer Staat, der sich ohne sein Zuthun durch die Verfassung von 1791 constituirt hatte. Mochten also die Russen immerhin diese Verfassung in Trümmer werfen; der König fühlte sich völlig innerhalb seiner Vertragspflicht, wenn er die polnischen Dinge auf den Boden von 1790 zurückführen ließ. Aber es war nur zu gewiß, daß es dabei, sobald die Russen in Polen einmal eindrangen, sein Bewenden nicht haben würde, nicht haben könnte. Wenn die Maiverfassung nicht bloß ihren einheimischen Gegnern, wenn sie dem Angriffe eines russischen Heeres erlag, so war es vorbei, nicht bloß mit der drohenden Stärke, sondern mit der letzten Selbstständigkeit Polen's: so war Polen thatsächlich eine russische Provinz. Dem Könige war dies völlig klar. Wenn Rußland, sagte er, nicht ganz uneigennützig verfährt, so sind wir in der peinlichsten Weise durch den Vertrag von 1790 verwickelt. Und daß Ruß-

land den Anlaß nicht ungenutzt vorübergehen lassen, daß es jedenfalls in Polen eine stärkere Stellung als 1790 ergreifen würde, das ließ sich entfernt nicht bezweifeln. Wer sollte es hindern? In Polen waren die Freunde der alten Verfassung jetzt schon ganz von Rußland abhängig, und die Partei des neuen Zustandes gegen Preußen eben so feindselig gesinnt wie gegen Rußland. Es wäre darauf angekommen, eine dritte Partei erst zu bilden, welche durch freie Rückkehr zur alten Verfassung den Russen den Vorwand zum Einrücken genommen, und dabei sich nicht auf Catharina's, sondern den preußischen Schutz gestützt hätte. Eine solche Aufgabe mit so geringen Materialien und in so dringenden Verhältnissen zu lösen, dazu wäre aber eine viel bedeutendere materielle Macht erforderlich gewesen, als sie Preußen damals besaß. Eine Möglichkeit dazu hätte vorgelegen, wenn Oestreich energisch dieselbe Auffassung verfolgte und gemeinsam mit Preußen aus aller Kraft darauf hingewirkt hätte: statt dessen aber lag vor den Augen des Königs die östreichische Note, worin man die Garantie der polnischen Verfassung von 1791 und die völlige Verschmelzung Polen's und Sachsen's beantragte. Im Anblick dieser Dinge fand der König von Preußen, daß es nichts Drittes gebe außer dem russischen und dem östreichischen Plane. Er sah auf der einen Seite sein polnisches Bündniß von 1790, in dessen Folge einen neuen Bruch, vielleicht einen Krieg mit Rußland, und als Ergebniß eine Stärkung Polen's, welche den preußischen Staat in Deutschland wie in Europa auf die untergeordnete Stellung des 17. Jahrhunderts zurückwarf. Er sah auf der anderen einen unverhüllten Treubruch, aber die Errettung Preußen's aus jener klemmenden Gefahr, vielleicht selbst die Erweiterung des Gebiets durch eine stattliche polnische Provinz. Wenn er in diesem Conflicte überhaupt einen Augenblick schwankte, so machte allen Zweifeln die Pariser Entwickelung ein Ende. Rasch nach einander folgten sich die Nachrichten, daß Delessart's friedfertiges Ministerium gestürzt, König Ludwig auf das Tiefste gedemüthigt, die Regierung in die Hand der Kriegspartei, der Gironde übergegangen sei. Von nun an konnte man jeden Tag der Kriegserklärung Frankreich's gegen Franz II. entgegen sehen,

und der russisch-polnische Kampf bildete nur noch die kleinere Hälfte der europäischen Katastrophe. Jetzt war Oestreich auf lange hin im Westen beschäftigt, von der Gründung des polnisch-sächsischen Staates konnte keine Rede weiter sein, nicht einmal zum Schirm der Verfassung von 1791, zur Abwehr einer russischen Invasion in Polen ließ sich ferner auf Oestreich rechnen. Preußen war verpflichtet, ihm gegen Frankreich beizustehen, und der König hegte seit Monaten keinen liebern Wunsch als diesen Beistand mit voller Kraft zu leisten. Da war denn kein Gedanke mehr an die Möglichkeit, gleichzeitig auch der Kaiserin Catharina entgegen zu treten. Diese hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, die deutschen Mächte waren im Westen verwickelt; sie selbst hatte die Hände frei zur Ueberwältigung Polen's. Mit der Existenz eines selbstständigen Polenreiches war es vorbei, und es zeigte sich als einzig möglicher Gewinn, wenigstens einen Theil der neuen russischen Provinz sich selbst anzueignen.

Der König schrieb am 12. März seinen Ministern: „Rußland's Ansichten über Polen sind also weit von den Andeutungen entfernt, welche Rasumowski in Wien gegen Bischoffswerder gemacht hat. Rußland ist nicht weit von dem Gedanken einer neuen Theilung entfernt. Das wäre freilich das wirksamste Mittel, die Macht eines polnischen Königs zu beschränken, sei er nun erblich oder wählbar. Indeß zweifle ich, ob sich dabei eine angemessene Entschädigung für Oestreich finden ließe, und ob nach einer solchen Beschneidung der polnischen Macht der Churfürst von Sachsen noch die Krone annehmen würde. Immer aber wäre, wenn es gelänge Oestreich zu entschädigen, der russische Plan der günstigste für Preußen — wohl bemerkt, daß Preußen dabei das ganze linke Ufer der Weichsel empfänge, und diese weite, jetzt schwer zu deckende Grenze sich dann wohl abgerundet fände. Das ist mein Urtheil über die polnische Sache."

Es war das Todesurtheil über Polen. Es war, wie man gesehen hat, nicht das Ergebniß einer lange vorbereiteten Habgier, sondern inmitten einer beispiellosen europäischen Krisis der rasch ergriffene, das kleinste Uebel bezeichnende Ausweg. Ich lasse dahin-

gestellt, ob es möglich war, unter den gegebenen Verhältnissen politisch klüger zu verfahren: ich zweifle, ob man dem Könige menschlicher Weise einen Vorwurf machen kann, in jener Collision der Pflichten sich entschieden zu haben, wie er es gethan. Sicher ist das Eine, daß auch hier das ewige Gesetz der Gerechtigkeit sich nicht verleugnet hat, welches für jedes sittliche Verschulden Sühne und Vergeltung fordert, sei es auch noch so wohl begründet und entschuldigt. Der Bundesbruch gegen Polen, wie unvermeidlich er sein mochte, hat sich dennoch an Preußen bitter gerächt: er hat sich, damit die Warnung um so eindringlicher werde, gerächt durch die Hand nicht des Opfers, sondern durch die Genossen des Vergehens selbst.

Der Entschluß war gefaßt, es kam jetzt auf die nächsten Schritte zur Ausführung an. Vor Allem wurde gleich am 13. Fürst Reuß beschieden, daß Preußen unter keinen Umständen den Inhalt der Spielmann'schen Denkschrift sich aneignen werde, daß es vielmehr auf das Bestimmteste das Aufgeben jedes Planes dieser Art begehren müsse. Statt dessen erging eine Einladung an Franz II., dem von Rußland vorgeschlagenen Einvernehmen über Polen beizutreten, und an den Gesandten Catharina's in Berlin, Alopeus, eine Erklärung, daß Preußen mit den Gesichtspunkten Ostermann's ganz einverstanden sei, und möglichst bald die Mittel zur Erreichung des wichtigen Zweckes zu erörtern wünsche. Die Meinung der Minister war damals noch, daß Rußland nicht eher gegen Polen vorschreiten möchte, als bis die drei Mächte über die Einzelnheiten der Frage sich vollständig geeinigt hätten; überhaupt schien es ihnen wichtig, die eigene Bereitwilligkeit zu einer Theilung Polen's nicht zu früh in Petersburg zu verrathen, und dadurch die Forderungen des Russischen Hofes vielleicht zu übertriebener Höhe zu steigern.

Um so lebhafter drängte dafür Bischoffswerder in Wien auf einen kräftigen Entschluß in der französischen Sache. Daß der Krieg unvermeidlich sei, daran ließ die Haltung des jacobinischen Ministeriums keinen Zweifel übrig: und wenn man einzig die Pariser Verhältnisse in das Auge faßte, schien die Zweckmäßigkeit eines energischen Zuvorkommens unläugbar. In Wien aber be-

standen die früheren Gründe zu einer friedlichen Politik in ungeminderter Kraft, und erhielten doppeltes Gewicht durch die preußische Ablehnung des kaiserlichen Planes über Polen. Kaunitz sagte dem Obersten Bischoffswerder, man sehe sich von den andern Mächten im Stiche gelassen, man werde durch England mit dem Vorschlage einer lästigen Friedensvermittlung verfolgt, man werde also nur im äußersten Nothfalle zu den Waffen greifen, wenn die verletzten Reichsfürsten, oder große Theile der französischen Nation den Kaiser förmlich anriefen, oder endlich im Falle einer französischen Kriegserklärung. Friedrich Wilhelm gerieth hierüber in die äußerste Ungeduld. In seiner Natur lag es, lange passiv zu bleiben, dann plötzlich emporzulodern, eine Weile alle Hindernisse zu überspringen, endlich wieder ebenso unerwartet zusammen zu sinken. Seit dem Entschlusse des 12. war sein ganzes Wesen ein einziger feuriger Eifer für den französischen Krieg, in welchem er die Nichtswürdigkeit der Jacobiner zu züchtigen, Ludwig XVI. und die Emigranten ritterlich zu erretten, und am Schlusse sein Reich mit einer bedeutenden polnischen Provinz zu vergrößern hoffte. Auf die Mittheilung, welche Bischoffswerder am 27. März über jenes östreichische Programm machte, ließ er sogleich antworten, daß in Paris der Krieg beschlossen und folglich nur die Weise der Kriegsführung noch in Frage sei: er nun sehe das Heil in kräftiger Raschheit, sei bereit, der Revolution mit voller Kraft zu Leibe zu rücken, erkläre aber auf das Bestimmteste, daß er an einem trägen Vertheidigungskriege sich überhaupt nicht betheiligen werde. Die Hauptsache in diesem Schreiben, die Gewißheit des Kriegs, wurde dem König Franz durch gleichzeitige Pariser Nachrichten nur zu sicher bestätigt: so entschloß sich also, durch den Feind und den Genossen gleichsehr gedrängt, die östreichische Regierung mit widerwilligem Seufzen dazu, das Schwert zu ziehen.

Am 20. April sprach die französische Nationalversammlung die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen aus. Vierzehn Tage später erschien der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg in Berlin, um den gemeinsamen Feldzugsplan festzustellen, und zugleich wies Kaunitz den Fürsten Reuß zu einer Verhandlung der

politischen Frage, der Kosten und Entschädigungen an. Seine Note ließ Preußen zwischen vier verschiedenen Systemen die Wahl. Das erste hätte eine völlige Uneigennützigkeit der Mächte verkündet, einen Krieg im eigenen Interesse des erhaltenden monarchischen Princips. Nach dem zweiten würde man mit einem Versprechen Ludwig XVI., im Falle seiner Herstellung für die Geldkosten des Krieges aufzukommen, zufrieden sein. Bei dem dritten würde man sich dafür ein reales Unterpfand durch die dauernde Besetzung einiger französischer Provinzen sichern. Das vierte endlich ginge auf Landerwerb, für beide Mächte völlig gleich nach äußerem Umfange und innerem Werthe; es würde, wie Kaunitz hinzusetzte, wohl mit den meisten Schwierigkeiten verknüpft sein. Damals hatte durch offenes Eingehen auf die Kampflust des Königs von allen Ministern Graf Schulenburg den leitenden Einfluß gewonnen, und führte die Verhandlung mit Reuß fast ohne Zuziehung seiner Collegen. Er antwortete dem Fürsten auf der Stelle, daß Preußen, wie es ausnahmslos seit dem vorigen Sommer erklärt habe, nur gegen eine angemessene Entschädigung in den Krieg ziehen könne. Reuß beklagte, daß man hiermit unter den vier Wegen den weitesten und verwickeltsten erwählt habe, erklärte sich außer Stande, verfügbare Territorien zu finden, bat aber den Minister, seinerseits specielle Vorschläge zu machen, da Oestreich so weit wie irgend möglich gehen würde, um die Interessen seines hohen Verbündeten zu fördern. Beide Staatsmänner wußten, mit viel innerem Mißtrauen eine jede ihrer Mächte die Vergrößerung der anderen betrachtete; sie vertieften sich also in ihre Erörterung mit langsamer und peinlicher Vorsicht, so daß Monate vergingen, ehe es nur zur Formulirung eines bestimmten Antrags kam.

Die Schwierigkeit, womit sich diese Hauptfrage voranbewegte, gab schwache Aussichten auf ein einträchtiges Zusammenwirken der beiden Mächte in dem bevorstehenden Kampfe. Graf Alvensleben, unter den preußischen Ministern stets der wenigst östreichisch Gesinnte, warnte denn auch zu wiederholten Malen, man solle keinen Mann in das Feld schicken, bis das Verhältniß zu Oestreich vollkommen klar, und die preußische Erwerbung in genauer Be-

grenzung durch förmlichen Vertrag von Oestreich anerkannt sei. Zu einem so scharf gezeichneten Verhalten konnte sich aber der König wieder nicht entschließen: ihm lag der Krieg gegen die Jacobiner ebenso warm am Herzen wie die zu erlangende polnische Provinz; er meinte, im geraden Gegensatz zu seinem Minister, man müsse vor Allem nur hinaus zum Schlagen, dann werde sich die Entschädigung von selbst finden. Ueberhaupt dünkte ihn jetzt die Bändigung der Revolution zugleich ein wahrhaft fürstlicher Beruf, und ein erfrischender Wechsel in dem täglichen Einerlei. Alle seine Gedanken und Gespräche waren auf die möglichen Ereignisse des Feldzugs gerichtet; er war entschlossen, persönlich sein Heer zu begleiten; Nachmittags ritt er wohl in den strömenden Regen hinaus, um seine Feldbekleidung zu prüfen; Abends war niemand lieber bei ihm gesehen als Einzelne der französischen Emigranten, mit denen er sich in lockenden Bildern des Sieges und der Herstellung erging, bei denen auch seine Freigebigkeit keine Grenzen kannte, so daß er binnen zehn Monaten über 5 Mill. Livres den geflüchteten Prinzen anwies. Für den Augenblick war keine abweichende Meinung im Stande, ihm eine ruhigere Auffassung beizubringen, obgleich deren in seiner nächsten Nähe und von einflußreicher Seite her erklangen: war doch sogar seine Nebengemahlin, die Gräfin Döhnhoff, gegen den Krieg, weil die Schlechtigkeit der Feinde nicht besonders ehrenvolle Lorbeeren verspreche. Bedeutender aber wirkte der Einfluß der großen und mächtigen Partei, die nicht im Stande gewesen war, den raschen Schritten des Königs aus der langjährigen Opposition gegen Oestreich in das östreichische Lager hinüber zu folgen. Sie hatte am Hofe einen augenblicklich etwas zurückgesetzten, immer aber höchst wichtigen Vertreter an dem Prinzen Heinrich, in dem sich nach des großen Königs Tode der Ruhm und die Richtung des siebenjährigen Krieges zu verkörpern schien: sie besaß im Heere die Gesinnung fast aller höhern und ältern Officiere, sie zählte vor Allem den Feldherrn selbst zu ihren Anhängern, welchem der Oberbefehl über den Revolutionskrieg zugedacht war, den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.

Der Herzog galt damals unbestritten für das erste kriegerische

Talent in Europa, und in der That wird auch jetzt noch keiner der Nachlebenden ihm eine Reihe der bedeutendsten Eigenschaften absprechen[1]). Wer ihn damals an seinem kleinen Hofe in Braunschweig sah, war erstaunt, in dem schlagfertigen Kämpen von Crefeld und Minden und dem berühmten Eroberer Holland's einen sorgsamen Familienvater, einen eifrigen Theilnehmer und Schützer jeder geistigen Bildung und einen äußerst thätigen und bürgerlich einfachen Verwalter zu finden[2]). Er hatte seinen Staat mit einer Schuldenlast von sieben Millionen Thalern übernommen, und vier davon in eilf Jahren getilgt[3]), seine Finanzkunst war etwas knauserig, und schadete durch Unterlassung auch der nöthigen Ausgaben der Zukunft des Landes[4]): aber um so höher rechnete man ihm an, daß er sich selbst nicht geringere Einschränkungen als dem Staate auferlegte, und trotz alles Feldherrnruhms fast keine Soldaten hielt; und als er vollends 1790 seinem Volke alle außerordentliche Steuern erließ, war er vielleicht der damals beliebteste Fürst im deutschen Reiche. Nur auf ihn selbst wirkten diese beengenden Verhältnisse nicht günstig. Er gehörte zu den Naturen, denen bei großen Geistesgaben und sittlich reiner Gesinnung die Stärke des Willens und der Muth der Seele abgeht, welcher zu jedem männlichen Wirken erforderlich ist. Er war mehr zähe als kräftig, mehr bedächtig als scharfblickend, mehr empfänglich als schöpferisch. Er besaß entschiedenes und eingehendes Beobachtungstalent, aber nicht selten übersah er in der Menge der Studien das Nächste, Einfache, Wesentliche. Er liebte jede Sache von allen Seiten zu

---

[1]) Für das Folgende ist besonders benutzt die ungedruckte Correspondenz des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels auf der Weimarer Bibliothek.

[2]) Briefwechsel Johannes' von Müller.

[3]) Aus den Acten, namentlich der Kammercasse. Eine durchgängig richtige Uebersicht gibt das politische Journal von 1781, S. 97 ff. Es ist gut, auch diese Angabe anzuführen, die eilf Jahre vor dem Revolutionskriege liegt, da noch immer die Fabel Gläubige findet, welche in dieser Schuldentilgung einen Beweis für die Bestechung des Herzogs durch Dumouriez sieht.

[4]) Sparsamkeit war sein einziges Mittel; die amerikanischen Subsidien spielten eine geringe Rolle bei der Schuldentilgung. Diese ging auch später, nach 1792, in gleich langsamer und stätiger Weise fort, eine große Capitalablage ist nach dem Feldzuge nicht vorgekommen.

ergründen, und kam zu der bei einem Soldaten bedenklichen Gewohnheit, überall ein relatives Recht des Gegners anzuerkennen, bei jeder Unternehmung die Schwierigkeiten und bei jeder Ansicht die Schwächen derselben zunächst zu empfinden. Damit hing unmittelbar zusammen, daß er höchst ungern mit einer bestimmten Meinung hervortrat, lieber andeutete als durchgriff, überall den verdeckten Mitteln und unbemerkten Wegen fast unwillkührlich den Vorzug gab. Er kannte seine Weise darin vollkommen, wie überhaupt solche Naturen zur Selbstbetrachtung und Selbstquälerei gemacht sind: ich kann dagegen nichts thun, sagte er, es ist stärker als ich selbst[1]). Traf er nun gar auf Widerspruch, so war er völlig unfähig, selbst einer ganz bornirten Meinung gegenüber Stand zu halten, wenn sie nur heftig oder entschieden auftrat: er zürnte dann über den Widersacher, zürnte doppelt über sich selbst, daß er nicht das Richtige durchsetze, und gab unzweifelhaft in allen Fällen nach. Dann war vielleicht das Uebelste, daß er doch nicht kurz zu resigniren wußte, sondern halb aus Eigenliebe, halb aus Pflichtgefühl geschickt genug in das aufgegebene Geleise wieder hinüber lenkte, und so nicht selten den Schein einer mindestens zweideutigen Handlungsweise auf sich lud.

Man begreift, wie ein solcher Charakter durch eilfjähriges Laviren in dem zerrütteten Braunschweiger Haushalte nicht gefördert werden konnte: noch unglücklicher aber stimmte dazu die damalige Weise des Berliner Hofes. Unter den beiden letzten Königen hatte allmälig der Staat ein so gründlich monarchisches Gepräge angenommen, daß das Gedeihen jedes Geschäftes und Geschäftskreises die persönliche und stätige Einwirkung des Herrschers zur ersten Voraussetzung hatte. Diese Einheit verschwand aber seit dem Antritte Friedrich Wilhelm II. Der König, so lebhaften Wohlwollens und regsamen Geistes er war, arbeitete weder gerne noch viel, und gab nur zu bereitwillig augenblicklichen Stimmungen und Aufregungen nach. In diesem Staate reichte es hin, um in einigen Jahren die Regierung beinahe zur Auflösung zu bringen. Die Parteien des Hofes gewannen Einfluß auf die Ge-

[1]) Malmesbury diaries 7. Decbr. 1794. Cela est plus fort que moi.

schäfte, die Beschlüsse waren nicht mehr die Schöpfung eines lenkenden Willens, sondern die Summe entgegengesetzter Einflüsse auf das Gemüth des Herrschers, auf das Schnellste und Weiteste griff Schwanken und Verwirrung um sich. Wir sahen bereits, wie sehr der Staat an seinem europäischen Gewichte verlor: wie auffallend, klagte Graf Golz 1791, ist der Unterschied des unsicheren und combinirten Ganges unserer Politik, gegen das feste, bestimmte und nachdrückliche Benehmen, wodurch Preußen sich vordem bei allen Mächten in Ansehen und Achtung gesetzt hat. Im Innern bemerkte man, wie mit der ordnenden Einheit die Sonderung der Geschäftskreise verschwand, und sich alle Welt um Jegliches je nach persönlichem Interesse oder Systeme bekümmerte. Die Officiere mischten sich in kirchliche Dinge, und die Theologen in die Politik; die Diplomaten hofmeisterten die Feldherren, und die Generale fanden sich berufen, in die auswärtigen Angelegenheiten einzureden. Eins verdarb aber nothwendig das Andere. Man erhielt eine frömmelnde Verwaltung, eine bureaukratische Kirche, eine politisirende Armee. Unbewußt kam man auf Wege, auf denen Alles verloren werden mußte, was den geschichtlichen Werth des preußischen Staates gebildet hatte, Kraft der Regierung, Sorge für das Gesammtwohl, freie Geistesbildung, nationale Politik. Die Rosenkreuzerei und Geisterseherei am Hofe, von der so oft geredet worden, war nicht die Ursache, sondern nur ein Ausdruck dieses Zustandes: von den Liebeshändeln des Königs darf ich schweigen, weil bei aller Schwäche desselben ihn bei den wichtigen Fragen des Staates doch nicht leicht ein weiblicher Einfluß bestimmte. Auch die Bestechlichkeit der höchsten Beamten dieser Zeit ist sehr übertrieben worden; wenigstens in den Händeln der Revolutionszeit habe ich unter einer Menge der geheimsten Papiere zwar manchen großen Versuch der Bestechung, mit wenigen Ausnahmen aber auch das Mißlingen desselben erwähnt gefunden. Die Quelle des Uebels war nicht so schmutzig, aber sie lag desto tiefer. Nicht geheime Verbrechen der Minister, nicht verborgene Ränke der Maitressen, nicht einzelne Mängel des Königs brachten den Staat Friedrich des Großen in Zerrüttung, sondern das Mißverhältniß zwischen dem Princip der Verfassung und dem

Gesammtcharakter des Königs. Dieser Militärstaat mußte einen geborenen Feldherren zu seinem Haupte haben, Friedrich Wilhelm aber hätte nichts mehr bedurft, als der festen Lenkung und Stützung durch ein ausgebildetes Verfassungswesen. Er konnte sich selbst nicht beherrschen, und der Staat, den er allein regieren sollte, zerfiel.

Auf diesem schwankenden Boden mußte nun ein Charakter wie der Herzog von Braunschweig sich unaufhörlich aufgefordert finden, nicht bloß General, sondern Parteihaupt zu sein, unaufhörlich aber auch an der Aufgabe verzweifeln und immer tiefer in den Hang zur Intrigue hineingerathen. Die Richtung der auswärtigen Politik wurde ihm täglich widerwärtiger, er aber brachte es ebenso wenig über das Herz, dem Könige eine klare Meinung entgegen zu setzen, als ganz aus der Parthie zurückzutreten oder endlich einfach sich in die Lage des gehorchenden Officiers zu setzen. Jeder Gedanke an den französischen Krieg war ihm verhaßt. Nicht als hätte er irgend eine Vorliebe für die Revolution gehabt, die ihm gerade damals die höchste Macht in Frankreich anbot, oder als wäre ihm die Heereskraft des französischen Reiches im Augenblicke gefährlich erschienen. Vielmehr schrieb er so eben einem Freunde [1]: ich begreife nicht, woher die Franzosen ihre Geldmittel nehmen wollen, da in ihrem Staate alle Steuerpflichtigen bewaffnet und nur die Erheber wehrlos sind. Aber wenn seine Standesgenossen, so weit ich sehe ohne Ausnahme, in jener Zeit die Revolution verachteten, etwa als würden sie jenseits der Grenze nur eine von Winkeladvokaten geführte Räuberbande zu besiegen haben: so war der Herzog im geraden Gegentheile für die Zukunft auf das möglichst Gräßliche und Gewaltige gefaßt, sobald man selbst in den revolutionären Krater hineinschritte. Unsere sonstigen Verwickelungen, schrieb er im Mai dem Prinzen von Oels, werden sich lösen, aber wollte der Himmel, daß wir erst mit diesen französischen Teufeln geendigt hätten. Eigenthümliches Geschick bei dem beginnenden Weltkampfe. Die beiden Führer empfinden nur die Stärke des Gegners, und die eigene Schwäche. Lafayette

---

[1]) Schlieffen's Denkwürdigkeiten.

hatte keine geringere Sorge vor der preußischen Heeresmacht als der preußische Feldherr vor dem Dämon der Revolution.

Politische Erwägungen verstärkten dann die Gefühle des Herzogs. Er haßte die Emigranten[1]) und die Oestreicher mit gleicher Stärke und ungefähr aus gleichen Gründen. Beide waren ihm, einem deutschen Fürsten, dessen ganzes Dasein in den Gedanken des Staatswohles aufging, die Vertreter aller mittelalterlichen Mißbräuche, die in Frankreich die Revolution heraufbeschworen hatten, und in Deutschland alles Gedeihen erschwerten. Mit tiefem Verdrusse hatte er einen königlichen Befehl vom 13. Februar erhalten, welcher ihn nach Potsdam beschied, um für den Kriegsfall den Plan eines Feldzugs zur Unterstützung Oestreich's und der Emigranten zu entwerfen. Hier sah er nichts als Unheil für die Monarchie Friedrich II. voraus, Unheil, wenn man von der gereizten Revolution geschlagen würde, Unheil, wenn man durch seine Siege die Macht des lothringischen Erbfeindes verdoppelte. Aber er nahm den Auftrag an, wohnte einer Berathung vor dem Könige bei, und sandte am 19. den verlangten Feldzugsplan ein, zu welchem der Major Graf Tauenzien die Materialien geliefert hatte[2]). Es ist, beginnt der Herzog seine Darlegung, ganz das Werk des Königs, dessen Gedanken ich nur wiederzugeben suche. Man fühlt aber leicht das gerade Gegentheil dieser Versicherung, wenn er fortfährt, wie es viel größerer Anstrengungen bedürfte, als man aufzuwenden gedenke, wenn nicht die französische Armee so gänzlich zerrüttet wäre: freilich unter den jetzigen Verhältnissen, beeilt er sich hinzuzusetzen, ist kaum ein ernstlicher Widerstand zu erwarten, immer aber, lenkt er auf's Neue ein, wäre es gerathen, sich nicht zu sehr mit den Schilderungen der Ausgewanderten zu schmeicheln, sondern sich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß von Anfang an alle möglichen und zweckmäßigen Anstrengungen gemacht, alle Längen vermieden und das Ende so rasch wie möglich herbei-

---

[1]) Davon ist die Correspondenz seines geheimen Rathes Feronce erfüllt.

[2]) Dieser hat das Originalconcept unterzeichnet, von dem die Ausfertigung (abgedruckt bei Massenbach) nur unbedeutend abweicht.

geführt werde: denn die Ereignisse sind unberechenbar, und die lenkenden Köpfe in Frankreich des Aeußersten fähig.

Indessen, mochte man den Krieg für leicht oder schwer halten, nachdem die Nationalversammlung am 20. April den Angriff eröffnet hatte, mußten die deutschen Mächte erwägen, wie die Gefahr am raschesten zu beschwören sei, und Anfang Mai kam Hohenlohe-Kirchberg nach Sanssouci, um mit den preußischen Feldherren die Operationen zu verabreden. Nach der eifrigen Gesinnung des Königs stand es bereits fest, daß man eine große Invasion in Frankreich versuchen wollte. Was die Mittel und Wege im Einzelnen betraf, so wurde den Berathungen der Feldzugsplan des Herzogs überall zu Grunde gelegt[1]). Danach sollte ein preußisches Heer von 42,000 Mann den Hauptangriff über Luxemburg unternehmen, Longwy und Montmedy erobern, und dann durch die Einnahme von Verdun sich den Uebergang über die Maas sichern. Die Oestreicher in Belgien, deren Stärke Hohenlohe zu 56,000 Mann angab, würden dazu schon im Luxemburgischen ein Corps stoßen lassen, ein anderes zur Deckung von Brüssel bei Ath aufstellen, mit ihrer Hauptmasse aber Maubeuge, Philippeville und Givet einnehmen oder beunruhigen, die Maas aufwärts dringen, und sich an den Ufern dieses Stromes mit den Preußen vereinigen: von dem Uebergange über die Maas würde dann der weitere Erfolg des Feldzuges abhängen. Im Breisgau hatte Oestreich nach den vorgelegten Etats damals nur 11,000 Mann, doch wären 16,000 bereits auf dem Marsche und 23,000 zum Nachrücken befehligt: es wurde festgestellt, daß diese letzteren unmittelbar auf Mannheim geführt werden, und durch eine Operation gegen die Saar und Obermosel die Bewegungen des großen Heeres unterstützen sollten. Zur Deckung der Communicationen und Belagerung der Festungen rechnete man auf ein hessisches Corps. Endlich sollten die französischen Emigranten, im Augenblick der Eröffnung der Feindseligkeiten, bei Philippsburg sich sammeln und bei Basel den Rhein überschreiten, um, hoffentlich in Verbindung mit Schwei-

---

[1]) Das Folgende aus den Acten der Conferenz. Vgl. Minutoli, Erinnerungen, S. 22 ff.

zer Truppen, eine Diversion, sei es gegen Oberelsaß oder die Freigrafschaft Burgund zu machen. Dies hätte sie gänzlich von dem Schauplatze der entscheidenden Bewegungen entfernt: man sieht, wie die alte Abneigung des Wiener Hofes hier jetzt auch auf der preußischen Seite durch den Herzog ihre Vertretung fand. Endlich wurde beschlossen, die deutschen Reichsstände auf das Nachdrücklichste zur Rüstung und Truppenstellung aufzufordern, und dadurch entweder die Hauptarmee oder die Deckung des Oberrheins zu verstärken.

Ueberblickt man diese Streitkräfte, so mußte zunächst Belgien vollkommen gesichert erscheinen, da die Franzosen, des deutschen Angriffs gewärtig, nicht füglich mehr als 60,000 Mann dorthin werfen konnten, und gegen diese die 56,000 Kaiserliche bis zur Ankunft Braunschweig's ausreichen mußten. Es paßte deshalb nicht wohl zu dieser letzten Ziffer, daß Hohenlohe um das sofortige Einrücken eines preußischen Hülfscorps in Belgien bat: Preußen lehnte es ab [1]), weil man den Hauptangriff, der Belgien sofort befreien müsse, nicht schwächen dürfe.

Für diesen hoffte man 42,000 Preußen, 23,000 Oestreicher aus dem Breisgau, etwa 6000 Hessen, und endlich die belgischen Oestreicher außer jenem Deckungscorps bei Ath zu verwenden. Hatten die Verbündeten die Maaslinie besetzt, so waren für dieses 16,000 Mann mehr als ausreichend, 40,000 Mann konnten also zu den Angriffsoperationen verwandt werden, welchen hienach eine Gesammtstärke von 111,000 Mann zur Verfügung stand. Man wird es ungefähr als das Minimum zu einer Invasion auf Paris unter den damaligen Umständen betrachten können: der Herzog von Braunschweig versprach sich nicht viel davon, ärgerte sich, daß man ihn gar nicht über das Ob, sondern nur noch über das Wie befragte, und meinte: wenn die Franzosen in Wuth brennen, so werde ich aus langer Weile erfrieren, mehr wird für mich aus der Sache schwerlich herauskommen [2]). Um so dringender wäre es gewesen, den Feinden wenigstens keine Zeit zu Rüstungen, und

[1]) 14. Juli.

[2]) An den Prinzen von Oels.

namentlich den Republikanern keinen Raum zur völligen Unterdrückung der königlichen und gemäßigten Parteien zu lassen. Preußen hätte nun vor Ende Juni seine Truppen in Coblenz versammelt haben können — sie setzten sich, zu Anfang des Monats [1]), in fünf Colonnen dorthin in Bewegung — allein Hohenlohe mußte erklären, daß jene 16,000 Oestreicher zur Deckung des Oberrheins erst Ende Juni in Freiburg, die 23,000 aber zur Verstärkung des Hauptheeres nicht vor Ende Juli in Mannheim anlangen könnten. So wurde Alles auf diesen Zeitpunkt verschoben. Man konnte in Deutschland mittlerer Weile die Kaiserkrönung Franz II. behaglich vollziehen und die säumenden Reichsstände zur Bewaffnung treiben: wie traurige Folgen sich aber in Frankreich aus der Verschleppung ergaben, haben wir bereits gesehen, und werden es weiter beobachten.

Was man aus dem deutschen Reiche vernahm, gab keine bessere Hoffnung auf beschleunigte und durchgreifende Thätigkeit. Auf die sehr dringende Note, welche Oestreich und Preußen dem Reichstage vorlegten, erklärte Churhannover unter Zustimmung der meisten norddeutschen Staaten, daß es keinen Anlaß finde, sich in einen Krieg zwischen Frankreich und Ungarn einzumischen, bei Verletzung aber des Reichsgebietes und verfassungsmäßig erklärtem Reichskriege sein Contingent stellen werde. Es war nicht besonders scharfsinnig, bei den bekannten Plänen der Gironde jetzt noch dergleichen Formalitäten zu betonen, indeß konnte Hannover wenigstens geltend machen, daß es damit einfach auf seinem stets eingehaltenen Standpunkt verharre. Desto nackter kam Eigensucht, Furcht und Trägheit auf dem classischen Boden der alten Reichsverfassung zum Vorschein, bei den kleinen Ständen des schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreises, eben jenen Prälaten und Dynasten, die im vorigen Jahre nicht laut genug nach Bestrafung der frechen Jacobiner hatten rufen können. Der schwäbische Kreis erhob sich nach langen Weiterungen zu dem Gedanken einer „unvorgreiflichen Defensivassociation", der fränkische aber besorgte Theu-

---

[1]) Strantz, in der Zeitschrift u. s. w. des Krieges, XXII., 18.

rung und Hungersnoth von dem bloßen Durchmarsche eines preußischen Corps, obgleich dieses alle Bedürfnisse baar bezahlen sollte. Die geistlichen Churfürsten beschränkten sich auf grobe Behandlung der französischen Geschäftsträger an ihren Höfen und drohende Erlasse gegen etwa jacobinisch gesinnte Unterthanen: Pfalzbayern dagegen, dessen bewaffnete Macht in trauriger Verfassung blieb, betheuerte in Paris auf das Eifrigste seine wohlgesinnte Neutralität[1]).

Die einzige Ausnahme in dem Schauspiele der allgemeinen Erschlaffung machte Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. Dieser Fürst verwaltete sein Land nach der Weise eines strengen Hausherrn oder eines eifrigen Compagnieführers, im Ganzen nach fridericianischem Muster, so weit es auf Ordnung und Zucht, Sparsamkeit und Wehrkraft ankam, nur ohne den Sinn für geistige Unabhängigkeit und Bildung, welcher die Haltung Friedrich II. so eigenthümlich charakterisirte. Hier ging der Staat völlig in dem Militärwesen auf. Auf eine Bevölkerung von 400,000 Seelen wurde eine Streitmacht von ungefähr 14,000 Mann unterhalten[2]), welche an gediegener Schlagfertigkeit keiner europäischen Truppe das Geringste nachgab. Der Landgraf, der von seiner landesherrlichen Würde den höchsten Begriff und durch den Besitz solcher Streitkräfte ein doppelt gesteigertes Selbstbewußtsein hatte, war seit Jahren von dem Wunsche beseelt, die Churwürde seinem Hause zu erringen, hatte aber bisher schlechtes Glück mit diesem Ehrgeize gemacht, und freute sich jetzt des Anlasses, bei dem er sich die beiden mächtigsten Potentaten des Reiches, den Kaiser und den König von Preußen, gleich sehr verbinden konnte. Wie sehr er die Revolution verabscheute, hatte er bereits mehrfach zu erkennen gegeben. Im September 1791 sandte er seinen Obersten einen geheimen Befehl, bei der geringsten Unruhe ohne Rücksicht auf irgend eine Civilbehörde und ohne alle Schonung feuern, und damit fortfahren zu lassen, bis Alles still geworden. Als dann

[1]) Correspondenz des französischen Rheinheeres. Biron ist alles Lobes voll, wo er Bayern erwähnt.

[2]) Vermöge einer Landessteuer oder Contribution von 40,000 Thlr. und einem Kriegsschatz von 11 bis 12 Mill.

einige Monate später der Churfürst von Mainz ihm vorschlug, auch in Hessen ein warnendes Manifest gegen einheimische Jacobiner bekannt zu machen, entgegnete er eigenhändig: Meine Unterthanen haben sich von jeher durch Anhänglichkeit an den Landesherrn ausgezeichnet, es würde ihnen bei mangelnder Veranlassung eine solche Warnung nur zur Kränkung gereichen können. Ebenso verwahrte er sich gegen den Vorschlag eines Reichsgesetzes gegen revolutionäre Bewegungen, da die Landespolizei den Landesherren überlassen bleiben müsse, und insbesondere in Hessen Alles zu diesem Behufe Nöthige längst vorgekehrt sei; in militärischer Beziehung aber sei er bereit, mit einer das Contingent weit übersteigenden Stärke dem Kreise und dem Reiche stets und überall zu Hülfe zu kommen [1]). Er hatte hienach die Genugthuung, daß Oestreich und Preußen ihn ausdrücklich dem Reichstage als den einzigen patriotischen Fürsten bezeichneten, und sandte dann auch die Etats seiner Truppen dem Herzog von Braunschweig zur Bestimmung der Operationen ohne Widerstreben ein. Indeß wollte er als guter Haushalter sich Anfangs doch keineswegs an der bloßen Ehre, sei es des Lorbeers oder des Churhutes, genügen lassen, so daß sich über Kosten und Entschädigung eine monatlange Verhandlung entspann. Der Landgraf begehrte, daß Preußen die Verpflegung der hessischen Truppen übernehmen, der Kaiser und König ihm die Stimme zur Churwürde geben, und ihm, falls der Herzog von Braunschweig zurücktreten würde, den Oberbefehl über das ganze verbündete Heer übertragen sollte. Diese Bedingungen waren offenbar nicht durchzusetzen, und am 31. Juli [2]) kam man endlich überein, daß gegen das Versprechen der Churwürde und billiger Entschädigung für die Kosten Hessen 6000 Mann zu dem Feldzuge stellen und selbst unterhalten würde.

---

[1]) Aus den Acten ausführlich in einem äußerst gründlichen, leider noch nicht gedruckten Buche, die Hessen in der Champagne, am Main und Rhein, von M. v. Ditfurth.

[2]) Datum der hessischen Ratification. Der von Preußen aufgestellte Entwurf ist vom 12. Juli, der Landgraf schrieb eigenhändig seine Wünsche als Randbemerkungen hinzu, am Schlusse: l'on se remet uniquement aux promesses gracieuses de S. M. l'empereur et de S. M. Prusienne.

Ueberblickt man diese Verhandlungen, so waren sie für den Ausgang des Krieges wahrlich nicht glückverheißend. Der Oberbefehlshaber war dem ganzen Unternehmen von Herzen abgeneigt, eine Menge der Betheiligten aus der tiefsten Unthätigkeit nicht empor zu rütteln, die Rüstung der Hauptmacht bedeutend hinter dem günstigen Zeitpunkte zurück.

Verderblicher aber als dies Alles war der Umstand, daß die Grundbedingung des Gelingens, ein ächtes Einverständniß zwischen Oestreich und Preußen, sich von Tage zu Tage schwieriger zeigte. Nachdem der König sein Augenmerk auf eine polnische Entschädigung geworfen, suchte er der Natur der Sache nach mit Rußland in möglichst enge Beziehung zu kommen, und bald genug folgte Oestreich mit schwach verhehlter Eifersucht diesem Beispiel. Wir werden die Entwicklung dieser Dinge in Petersburg später im Einzelnen verfolgen: hier bemerken wir nur, daß dadurch Rußland Gelegenheit fand, unmittelbaren Einfluß auch auf den französischen Krieg zu üben, und die Kreuzung der Interessen hiemit noch verwickelter wurde. Während Oestreich die Emigranten von jeder Mitwirkung, sei es politischer oder militärischer Art, am liebsten völlig ausgeschlossen hätte, forderte Rußland gerade umgekehrt, daß man die französischen Prinzen officiell an die Spitze des ganzen Unternehmens stelle, und nur in ihrem Gefolge als Feind der Revolution auftrete. Man einigte sich endlich auf die vermittelnde Ansicht Preußen's, den Emigranten keine politische Rolle zuzutheilen, ihnen aber eine wenn auch untergeordnete militärische Mitwirkung zu verstatten. Es hing hiemit zusammen, daß Rußland als Zweck des ganzen Krieges ausschließlich die Herstellung des bourbonischen Thrones hinstellte, und demnach gegen jede Abreißung französischen Gebiets Verwahrung einlegte. Preußen hatte für sich dagegen nicht viel einzuwenden; in Wien umging man einen förmlichen Verzicht, fragte aber um so bestimmter, woher denn sonst die von Preußen beantragten Entschädigungen zu nehmen seien. Die russischen Heere waren damals, Mitte Mai, in voller und erklärter Bewegung gegen Polen, und eine rasche Ueberwältigung des unglücklichen Landes vorauszusehen. Obwohl Preußen

dies einseitige Handeln der Russen vor dem Abschlusse des proponirten Vertrages sehr ungerne sah, hatte es doch keine Mittel es zu hindern: vielmehr eröffnete jetzt Schulenburg dem Fürsten Reuß, daß Preußen seine Entschädigung in Polen zu suchen gedenke. Die Wirkung, welche dieses Wort in Wien hervorrief, bewies, daß seit dem Tode Leopold's ein anderer Geist in der kaiserlichen Burg zur Herrschaft gelangt, daß die Weite der Einsicht verloren, die ungeduldige Begehrlichkeit gewachsen war. Dasselbe große Staatsinteresse, welches Preußen gegen Polen feindlich stellte, erhob Oestreich zum Beschützer desselben: Kaiser Leopold hatte diese Ueberzeugung zum Brennpunkte seiner ganzen Politik gemacht. Die entscheidende Regung bei seinem Sohne aber war der Gedanke, daß eine Erweiterung Preußen's freilich nicht angenehm sei, daß die neue Wendung jedoch annehmbar werde, wenn man eine andere polnische Provinz für Oestreich erwerbe. Allein sehr bald ergab sich die Nothwendigkeit, auf andere Vorschläge zu sinnen. Die Kaiserin Catharina, welche durch die bisherigen Verhandlungen ihren Hauptzweck, die deutschen Mächte von einer Unterstützung Polen's abzuhalten, vollständig erreicht hatte, sah sich bereits als Herrin der gesammten Republik, fühlte sehr geringe Neigung, einem Dritten einen Theil ihrer Beute zukommen zu lassen, und wollte am Wenigsten Oestreich eine solche Ausdehnung gönnen, welches so eben erst die gefährlichsten Pläne über Polen's Herstellung im Schilde geführt hatte. So rückte weder in Petersburg noch in Berlin die Verhandlung vorwärts. In Erwartung künftiger Verständigung begann man die Rüstungen und Truppenmärsche, und verabredete für den Juli, unmittelbar nach der Kaiserkrönung Franz II., eine persönliche Zusammenkunft desselben mit dem preußischen Könige in Mainz. Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto unruhiger schaute man in Wien nach irgend einem Landstriche aus, welchen man passender Weise als Gegenstück zu Preußen's polnischem Gewinne beanspruchen könnte: in dieser Spannung empfing Baron Spielmann eines Tages den russischen Gesandten Rasumowsky, und besprach mit ihm die alles Andere beherrschende Frage. Der Russe meinte, daß für Oestreich nichts näher liege, als jenen alten

Plan Joseph II., die Eintauschung Bayern's gegen Belgien wieder aufzunehmen. Spielmann, welcher den Vortheil einer solchen Abrundung vollkommen würdigte, äußerte darauf starken Zweifel, ob die Verhältnisse dafür günstig seien; Rasumowsky aber erklärte, daß jetzt das einzige Hinderniß, woran Joseph gescheitert, der Widerstand Preußen's, durch das Bündniß der beiden Mächte beseitigt und mithin das leichteste Gelingen zu hoffen sei. Aber Preußen, entgegnete prüfend Spielmann, wird dann für sich eine Erwerbung gleichen Werthes fordern. Ohne Zweifel, schloß Rasumowsky, eine solche wird sich auch finden lassen. Der Name Polen wurde zwischen den beiden Staatsmännern so wenig ausgesprochen, wie Golz bisher in Petersburg ausdrücklich von einer Theilung geredet hatte: man verstand sich aber von allen Seiten, und Spielmann beeilte sich, den Fürsten Reuß mit einer vertraulichen Erörterung des neuen Gedankens in Berlin zu beauftragen. Fast wider Erwarten fand er damit bei Schulenburg die bereitwilligste Aufnahme[1]); der preußische Minister erklärte mit rückhaltloser Bestimmtheit, daß sein König ohne Zaudern dem bayerischen Tausche zustimmen würde, wenn er eine angemessene polnische Provinz erhalte. Dieses Wort reichte hin, die Stimmung in Wien vollkommen aufzuklären, und in raschen Fluß zu versetzen: der bisherige Widerwillen gegen eine preußische Ausdehnung in Polen war so gründlich geheilt, daß Oestreich selbst es übernahm, in Petersburg das Eis zu brechen, und Beides, den bayerischen Tausch für sich, und die Erwerbung einer polnischen Provinz für Preußen, bei Catharina in officieller Weise zu beantragen. Die russische Regierung empfing diese Botschaft mit großer inneren Genugthuung. Sie konnte den gründlichen Umschlag der östreichischen Politik nur äußerst willkommen heißen; sie sah in dem bayerischen Tauschplane eine Quelle endloser Verwickelungen für die deutschen Mächte, während deren sie selbst eine völlig gebie-

---

[1]) Alvensleben behauptet sogar in einer spätern Denkschrift, der Vorschlag sei von Schulenburg selbst ausgegangen; er war jedoch damals in tiefer Erbitterung gegen den ehemaligen Collegen, und hat 1792 mehrere Depeschen mitunterzeichnet, welche die obige Darstellung des Verlaufes gebe.

tende Stellung einnehmen könnte; und irgend ein Stück polnischen Landes den Deutschen zu opfern, darauf war ja, wie wir wissen, Catharina von Anfang an gefaßt gewesen. Immer aber war sie jetzt die Besitzerin des Ganzen, und entschlossen, wenn sie etwas abgeben müßte, so sparsam wie möglich zu sein. Ihre Minister hörten also den Vortrag des östreichischen Gesandten mit großer Kälte an. Der bayerische Tausch, sagten sie, hätte sich auch wohl ohne eine polnische Theilung erreichen lassen, indessen hätte freilich die französische Revolution alle Zustände verwandelt, und so müsse man wohl auf eine Entschädigung für Preußen bedacht sein. Ostermann setzte hinzu: aber die ernsteste Erwägung ist hier jedenfalls nöthig — und der Staatsrath Markoff fand überhaupt, daß ein halber Feldzug gegen Frankreich um so weniger eine starke Machterweiterung für Preußen rechtfertige, als Oestreich im Grunde durch den Tausch an Länderbestand gar nichts gewinne. So nahmen sie die Sache zu weiterem Bericht, und erklärten, daß vor Allem die persönliche Berathung der beiden Monarchen abzuwarten sei.

Mittlerer Weile war denn König Franz in das Reich hinausgezogen, und am 14. Juli fand zu Frankfurt die Kaiserkrönung in althergebrachter Weise Statt. Der König von Preußen war gleichzeitig seinem Heere nachgereist, dessen Colonnen sich bei Coblenz zu dem Angriffe auf Frankreich sammelten: am 19., 20. und 21. hatte er mit seinem hohen Verbündeten die verabredete Zusammenkunft in Mainz. Aus allen Landen des Reiches strömten dazu erlauchte und hervorragende Theilnehmer herbei. Eine große Anzahl Reichsfürsten erschienen mit stattlichem Gefolge, Prälaten und Officiere drängten sich in allen Farben, über zehntausend Fremde belebten die Stadt. In dem Schlosse des behäbigen Kirchenfürsten erscholl ununterbrochen die Festmusik zu Schmaus, Concert und Ball; Abends spiegelte der Rheinstrom auf seiner weiten Fläche die funkelnden Erleuchtungen wieder; genug es war, als wollte das alte Reich auf diesem seinem ursprünglichen und classischen Boden noch einmal vor dem Beginne des Todeskampfes alle Reste seiner Pracht entfalten. Unter den rauschenden Festlichkeiten traten dann die Diplomaten Spielmann und Cobenzl, Schulenburg und Haug-

witz zu der entscheidenden Verhandlung zusammen. Anfangs schien das Einverständniß vollkommen, man erkannte an, daß die beiderseitige Entschädigung für die Kriegskosten gleich sein müsse, daß man keinen Grund habe, sie in Frankreich selbst zu suchen, daß sie vielmehr für Oestreich in dem bayerisch-belgischen Tausche, für Preußen in einer polnischen Provinz bestehen solle. Auf die Frage, wie weit sich Preußen auszudehnen gedenke, bezeichnete Schulenburg die Palatinate Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien und ein Stück von Sieradien bis zur Warthe, ungefähr also den Umfang der heutigen Provinz Posen. Hierauf aber traten die kaiserlichen Unterhändler mit einer völlig unerwarteten Forderung hervor. Wie Markoff in Petersburg, so erörterten sie, daß der Eintausch Bayern's dem Kaiser keine Vergrößerung zuwende, welche der preußischen gleichwerthig sei, und begehrten demnach, daß der König im Falle dieses Tausches seine fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth dem kaiserlichen Loose hinzufüge. Man ermißt leicht die Entrüstung, womit der König dieses Ansinnen abwies: da aber der Kaiser mit gleicher Hartnäckigkeit darauf bestand, so blieb wieder nichts übrig, als die ganze Unterhandlung abzubrechen, und ohne positive Verständigung in den Krieg einstweilen hinauszuziehen, in der Hoffnung, daß ein günstigerer Augenblick besseren Rath bringen würde.

So standen die leitenden Mächte Europa's auf der Schwelle eines Kampfes, dessen Schläge zwei Weltalter von einander scheiden sollten, ohne eine Ahnung von dem Gewicht ihrer Aufgabe, im Herzen kaum eine andere Stimmung als eigennützige Sorge und bittere Eifersucht gegen den Genossen. Welch' ein Abstand in der preußischen Politik gegen die Klarheit und scharfe Sicherheit Friedrich's, welch' eine Wendung in der östreichischen Staatskunst, die erst vor drei Monaten die glänzende Herstellung Polen's gepredigt, und jetzt selbst den ersten Antrag auf eine polnische Theilung gestellt hatte! Was ließ sich von einem Kriege gegen die Revolution zu Ehren des alten Rechtes erwarten, dessen Kosten die alte Republik Polen und in der Person des bayerischen Fürsten das alte römische Reich tragen sollten — was konnte ein Bündniß leisten, dessen Theilnehmer vor Allem darauf sannen, dem Bundesgenossen

den ersehnten Antheil an der Beute streitig zu machen. Nicht den Waffen der Revolution, sondern der eigenen Sünde sind sie erlegen: Gott verblendet, wen er verderben will.

Eine zweite, kaum weniger wichtige Verhandlung, welche dort in Mainz gepflogen wurde, kam zu einem ebenso unzureichenden Ergebniß. Es führte sie in tiefem Geheimnisse ein schlichter und titelloser Mann, welcher unter den Hunderten, die sich geschmückt und glänzend um die Majestäten drängten, kaum bemerkt wurde, der Abgesandte Ludwig XVI., Mallet du Pan. Nachdem ihn die Monarchen äußerst huldreich empfangen, hatte er lange Erörterungen mit Cobenzl und Haugwitz. Es kamen darin zunächst die alten Wünsche Ludwig XVI. zur Sprache; die Mächte würden nur völkerrechtliche Beschwerden erheben, sich auf keine Unterhandlung als mit dem befreiten Könige einlassen, und diesem die Ordnung der inneren Angelegenheiten völlig anheim stellen. Beide Staatsmänner erklärten sich damit einverstanden. Sie verwahrten sich zunächst gegen jeden Plan einer eigenen Vergrößerung auf Kosten Frankreich's: sie gaben mir darüber volle Gewißheit, meldete Mallet; er war scharfblickend genug, um die sicherste Bürgschaft dafür, den tiefen Haß zwischen beiden Höfen, nicht zu verkennen. Dann aber gaben diese Conferenzen dem sinkenden Ansehn der Ausgewanderten den letzten Todesstoß. So hoch ihre Gunst eine Zeit lang in Berlin gestanden, so hatten sie sich auch dort durch die Unerschöpflichkeit ihrer Ansprüche, die Verwirrung ihrer Intriguen, vor Allem aber durch ihre innere Zwietracht wesentlich geschadet. Es gab damals drei Parteien unter ihnen, die sich bis auf den Tod befehdeten: auf den Grafen Artois hatte noch immer Calonne den größten Einfluß, der so eben durch den Plan, den Grafen von Provence als Regenten zu proclamiren, in den Tuilerien wieder den lebhaftesten Anstoß gegeben hatte. Auch Mallet mußte Hinderungen aller Art für seine Sendung von ihnen erfahren: jetzt empfing er denn die Genugthuung, die Mächte gründlich gegen sie erbittert zu sehen. Wo haben sie nach allen Prahlereien ihre Waffen, fragte Cobenzl, wozu soll man sie gebrauchen, was wird ihre Mitwirkung nützen? Sie wollen, setzte Haugwitz hinzu, die Her-

stellung des alten Staatswesens, und doch scheint die große Mehrheit des französischen Volkes so heftig dagegen erbittert. Mallet bestätigte dies mit möglichstem Nachdruck, und als er wiederholt auf den Gegensatz zwischen dem Systeme Calonne's und Ludwig XVI. aufmerksam machte und die Uebelstände des ersteren erörterte, antwortete Cobenzl mit der Erklärung: die Mächte haben keine andere Ansicht darüber[1]).

Hierauf wurde noch am 20. Juli beschlossen, die Emigranten überhaupt nirgend in einer großen Masse auftreten zu lassen, um ihre politische Bedeutung völlig zu schwächen. Höchstens 8000 Mann sollten mit Braunschweig marschiren, höchstens 5000 sich den Oestreichern im Breisgau, höchstens 4000 den kaiserlichen Truppen in Belgien anschließen. Man wollte ihnen Brod und Fourage liefern, und den Prinzen zu ihrer Ausrüstung noch einmal 200,000 Gulden schenken. Dies wird, heißt es in dem Vertrage, unwiderruflich die letzte Zahlung sein: nehmen die Prinzen diese Bedingungen nicht an, so wird man sie völlig und öffentlich ihrem Schicksal überlassen. Der kleine Hof zu Coblenz, der sofort davon in Kenntniß gesetzt wurde, nahm es mit ohnmächtiger Bitterkeit auf. Es waren nicht bloß eigensüchtige Gründe, welche den Zorn dieser Ritter erregten: bei allem Aerger, daß die gute alte Zeit nicht hergestellt werden sollte, wirkte auch der Stolz, daß die im Grunde verachteten Fremden die Hauptrolle übernähmen, statt sich gebührender Maßen den Enkeln des heiligen Ludwig unterzuordnen. Denn der Nationalsinn lebte in Coblenz wie in Paris: hatte man doch bemerkt, daß nach Biron's Schlappe bei Mons die alten Edelleute über das Unglück ihrer revolutionären Landsleute geweint hatten[2]). Das Aergste war, daß Ludwig XVI. selbst zu jener Entwürdigung seiner Brüder aufforderte: sie erklärten es sich höchstens aus dem Einflusse Marie Antoinette's, der Fremden, der Oestreicherin: und sie, die Kämpen des Feudalthrones, stimmten so in die Schmähungen der Jacobiner ein. Dieser Zorn gegen die Fremden, bei denen man um Hülfe bettelte, und gegen die Königin, zu deren Rettung

[1]) Die Actenstücke im ersten Bande der Mallet'schen Memoiren.

[2]) Stramberg Coblenz, aus gleichzeitiger Aufzeichnung.

man auszog, ist niemals verloschen, und hat auch in die geschichtliche Literatur der Zeit ebenso viele Lügen ergossen, wie der entsprechende Parteihaß der Revolutionäre [1]).

Auf das Dringendste betrieb nun Mallet den Erlaß eines Manifestes, durch welches der Charakter des Krieges dem französischen Volke feierlich bezeichnet würde. Er forderte kräftige Drohungen gegen die Jacobiner, und beruhigende Zusicherungen für die friedfertige Bevölkerung, jene um die unglaubliche Sicherheit des Pariser Publikums über den Krieg zu zerstreuen, diese um die Masse des Volkes von den Factionen zu trennen. Deshalb möge man auch keine bestimmte Verfassungsform, sondern nur Freiheit für Ludwig XVI. als alleinigen Reformator und Friedensstifter begehren. Daß es allerdings nicht klug gewesen wäre, bei der Unsicherheit des ganzen Zustandes einzelne Verfassungsparagraphen zu weissagen, liegt auf der Hand: nichts desto weniger wird man eine wesentliche Lücke in Mallet's Vorschlägen nicht verkennen. Er war einverstanden mit den beiden Ministern, daß der Krieg einmal keine deutsche Eroberung, sodann aber, daß er nicht die Herstellung des Feudalstaates beabsichtigte. Für den Zweck des Manifestes war offenbar die eine Zusicherung ebenso wichtig und ebenso thunlich wie die andere: in Mallet's Entwürfen war aber unglücklicher Weise nur von der einen die Rede. Und doch war es gewiß, daß der Gedanke an das alte Regime ebenso viele Herzen in Frankreich sieden machte, wie das Bild einer fremden Unterjochung; und doch ließ sich seine Beseitigung vollziehen, ohne irgend einer künftigen Staatsform unbedachtsam vorzugreifen. Auf drei Punkte kam es vor Allen an, die mit der Verfassung im engeren Sinne und den Rechten des Königs nicht das Mindeste zu schaffen hatten, deren Nothwendigkeit von Ludwig XVI. längst anerkannt war, und die für die un-

---

[1]) Dahin gehört vor Allem Michaud's Erfindung über den Feldzug in der Champagne (biogr. univ. suppl. art. Dumouriez u. a.), die leider durch den gelehrten aber scandalsüchtigen Rheinischen Antiquarius auch in Deutschland eingeschleppt worden ist, während sie in Frankreich (Spectateur militaire XXXIII.) ihre gebührende Abfertigung gefunden hat.

ermeßliche Mehrheit des Volkes die wichtigste Angelegenheit des Daseins bildeten: die Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren für alle Stände, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte, die Abschaffung der Kirchenzehnten. Wir werden sehen, daß die Unsicherheit über diese Fragen für die Stimmung des französischen Volkes über den Krieg geradezu entscheidend wurde.

Statt dessen fielen Mallet's Pläne in die Hand eines eifrigen Emigranten, des Marquis Limon, der ein zum Theil auf Mallet's Entwurf gegründetes Manifest vorlegte, und zunächst den Kaiser Franz zur Genehmigung desselben bestimmte[1]). Hier war statt eines Zusatzes gegen den Feudalstaat nur eine maßlose Steigerung aller Drohungen eingetreten, so daß der Mangel jeglicher Würde nicht einschüchtern, sondern nur erbittern konnte. Der Herzog von Braunschweig hatte nicht die Kraft, seine Bedenken darüber dem Willen der Monarchen entgegen zu setzen, und unterzeichnete das Manifest am 25. Juli. Nach den Aussagen der Zeitgenossen machte es auf die französische Bevölkerung fast gar keinen Eindruck: es ist spätere Uebertreibung, wenn man ihm die Entflammung eines besonderen patriotischen Zornes zuschreibt, aber gerade daß es so völlig wirkungslos blieb, war ein Mißgeschick vom höchsten Belange.

---

[1]) Mallet. Nachher wurde auch Schulenburg und durch diesen der König gewonnen.

Zweites Capitel.

Herrschaft des Pariser Gemeinderathes.

So weit waren die schlaffen und verwickelten Bewegungen des alten Europa gediehen, als in Paris der Ausbruch erfolgte, welcher das Königthum und die Verfassung von 1791 in Trümmer warf. Den Menschen, welche ihn hervorriefen, war es bestimmt, einen Kampf auf Leben und Tod mit dem ganzen Welttheil zu bestehen, und ihr ganzes Land in ein unermeßliches Kriegslager zu verwandeln. Einstweilen jedoch schwankte die Lage, durch die Entfesselung aller Leidenschaften erschüttert, in völliger Ungewißheit. Welche Bahn die siegreiche Revolution einschlagen würde, wußte außer den Mauern der Hauptstadt kein Mensch. Wie das Land über den 10. August urtheilen möchte, war den Siegern selbst am Zweifelhaftesten. So gründlich war die Zersetzung aller Zustände, so verwirrt der Lärmen der Parteien in allen Provinzen, daß das Unvermuthetste nach jeder Richtung möglich erschien. Die erste Sorge der Nationalversammlung richtete sich demnach auf die Ergreifung der materiellen Gewalt: noch in der Sitzung des 10. August sandte sie Commissäre aus ihrer Mitte an die Armeen, um diese in Eid und Pflicht zu nehmen. Am 13. erließ sie dann ein Manifest an die Nation, erörterte die Nothwendigkeit des Aufstandes und forderte sie auf, ihre Zukunft durch einen Nationalconvent selbst zu ordnen.

Weder die geheimen Instructionen jener Commissare noch der offene Wortlaut dieser Proclamation zeugte von einer starken Sicher=

heit des Erfolges. Condorcet, der Verfasser der Adresse, hütete sich vor der leisesten Hindeutung auf Republik, ja er redete nicht einmal von dem Hauptgegenstande der letzten wildesten Debatte, von General Lafayette. Dies war vollkommen richtig berechnet. Denn in der Masse der Bevölkerung war für solche Streitfragen nicht das mindeste Interesse, und die Mehrzahl derer, welche noch auf politische Händel achteten, wollten von dem Sturze Ludwig XVI. so wenig wie von der Herrschaft des Pariser Stadtrathes wissen. Es gab aber zwei Gedanken, in denen das Land einig war, Abscheu gegen das alte Regime, und Zorn gegen die Einmischung der Fremden. Alles kam für die herrschende Faction darauf an, unter Zurücksetzung jeder weiteren Meinungsverschiedenheit sich an die Spitze jener Nationalgefühle zu stellen, Ludwig als den Genossen der verbündeten Auswanderer und Mächte darzustellen, und der Nation nur zwischen dem 10. August und völliger Sclaverei die Wahl zu lassen.

Diese Täuschung war bereits vorhanden. Wohin die Commissare kamen, fanden sie die Gemüther in Erhitzung und die Massen in Bewegung. Alles Treiben der Parteien übertönend, regte sich in sämmtlichen Departemens der kriegerische Eifer. Nachdem die Gefahr des Vaterlandes erklärt worden, strömten die Freiwilligen zu den Fahnen, ließen sich bei ihren Gemeinderäthen einschreiben, und warteten auf Ausrüstung und Marschbefehl. Hier war, mit Ausnahme eines kleines Bezirks der Bretagne, kein Unterschied zwischen den Provinzen. Das Nationalgefühl beherrschte jedes Andere, die Demokraten wollten kämpfen, um die Freiheit vor den Preußen zu erretten, die Constitutionellen nahmen auch die Tyrannei des Pöbels auf sich, um den heiligen Krieg gegen die Fremden nicht zu stören. Im Elsaß hatte wenige Tage vor dem 10. die ganze Bevölkerung von Straßburg eine kräftige Adresse gegen die Jacobiner unterzeichnet — der dortige Club brachte nur 500 Menschen dagegen zusammen — aber man hatte auch ein neues Bataillon zur Grenzvertheidigung gerüstet, und sah keine Möglichkeit des Krieges, wenn man den letzten Mittelpunkt, die Nationalversammlung aufgebe. Aus Orleans hatten Departemensbehörden,

Stadtrath und 600 Bürger Adressen gegen den 20. Juni eingesandt: aber Anfang August boten sie ihre Jugend zur Bildung von Freicompagnien auf, beklagten am 10. das Schicksal des Königs, und schickten ihre Rekruten gegen seine Befreier in das Feld. In Brest erörterte der Procureur des Departements, Belval, ehe man Nachrichten über den 10. hatte, daß die Absetzung des Königs höchst gefährlich und wegen ihrer Folgen verwerflich sei; aber, schloß er, werde sie ausgesprochen oder verworfen, die Nationalversammlung muß unser gemeinsamer Mittelpunkt bleiben, oder Frankreich geht unter. Diese Stimmung zeigt sich in hundert uud aber hundert Documenten der Zeit: sie machte sich um so stärker geltend, als sie sich zugleich auf die Stärke und Schwäche der menschlichen Natur stützte, und neben dem nationalen Patriotismus zugleich den Vortheil gefahr- und arbeitloser Unthätigkeit bot. Die Begeisterung für politische Ideale war durch den Unfug der Revolution verbraucht: wir sind ja frei genug, fanden die Einen, wozu uns noch weiter erhitzen? — wir sind viel zu frei, sagten die Anderen, was helfen die Menschenrechte, wenn jeder Proletarier nach jeder Börse greifen kann? Die Jacobiner hatten über diese Stimmung der Massen den wenigsten Zweifel und sorgten nicht wenig darüber. Am 10. August, sagt ein Girondist, haben 3000 Arbeiter Frankreich zur Republik gemacht. Ein Anderer fand, daß die große Mehrzahl für die Constitution schwärme, und in den Städten sogar die Sehnsucht nach dem alten Despotismus sich rege: man ist republikanisch nur aus Furcht vor der Guillotine. Wie die Gironde reden auch die Cordeliers. Das damalige Hauptorgan der Jacobiner in der Presse, die „Revolutionen von Paris“ erkennen es in gleicher Weise an; sie schreiben es freilich den Umtrieben des Hofes und der Reichen zu, sie bezeugen aber die Thatsache, daß dieselben Menschen, welche 1789 Alles für die Revolution gethan, 1792 ihre Kräfte dem Könige widmeten, womit denn zusammenhänge, daß Braunschweig nicht mehr von Contrerevolution, sondern nur von Herstellung der Ordnung rede. Vielleicht vier Fünftel der Nation hatten keinen lebhafteren Wunsch, als daß eine kräftige Regierung Ruhe im Lande

erschaffe und die Bürger von der politischen Arbeit erlöse. Eben deshalb aber fügten sie sich auch einer jacobinischen Regierung, weil sie bei einer Opposition selbst hervortreten und mit ihrer Person hätten einstehen müssen. Hatte die Nationalversammlung mit der Suspension des Königs einen ungesetzlichen Schritt gethan, so war individueller Widerstand gegen ein Decret der Nationalversammlung eben auch nicht gesetzlich. Nirgend wo im Lande existirte eine Organisation, in welcher die königlich Gesinnten sich hätten zusammen finden können: die einzige Vereinigungsform, welche damals Kraft und Leben besaß, waren die Clubs, und diese standen gerade in der ersten Linie der Revolution. Hier war Eifer, Energie und Einigkeit: der Zwist zwischen Gironde und Bergpartei, welcher die Pariser Jacobiner spaltete, war in der Provinz noch nicht sichtbar, alle arbeiteten rüstig für einen Zweck. Die Constitutionellen dagegen waren in offenem Hader mit dem Anhang der altgläubigen Priester, und voll von Mißtrauen gegen die auswärtigen Verbindungen des Königs. So ließ man sich gefallen, was man nicht ändern konnte, und fand seinen Trost wenigstens darin, daß man jetzt mit vereinten Kräften dem auswärtigen Feinde entgegen treten würde. Von allen Seiten erhielt die Nationalversammlung Nachricht, daß das Land sich der Revolution unterwerfe, die vollbrachte Thatsache annehme, und die Wahlen zum Nationalconvente vorbereite.

Der einzige Punkt, welchen die Gironde vom ersten Augenblicke an mit Recht für gefährlich hielt, war unter diesen Umständen das Lager des General Lafayette. An ihm, als dem ältesten Sohne der Freiheit, wie ihn seine Freunde nannten, hingen unzählige Blicke. Seine Armee war ihm gründlich ergeben. Er selbst hatte längst alle Brücken zur Versöhnung mit den Demokraten hinter sich abgeworfen. Die Nachricht von der Revolution des 10. erhielt er nach sechsunddreißig Stunden[1]), zuerst durch einen aus dem Gemetzel entflohenen Nationalgardisten, dann durch einen Officier seines Heeres, der am Abend des 10., die Pistolen

---

[1]) Lafayette VI., 242.

in der Hand, durch die Barrieren gedrungen war. Nur wenige Märsche war er von Paris entfernt, das preußische Heer an diesem Tage noch jenseits der Grenze, in Konz an der Mosel, wenigstens eine Woche hatte er vor sich, ehe die Preußen seine Stellung erreichen konnten. Wäre es möglich gewesen, diese Tage zu einem Handstreiche gegen Paris zu benutzen! Erschien er dort auch nur mit einigen treuen Regimentern, höchst wahrscheinlich hätte die Bürgergarde sich um den alten Führer geschaart [1]), der Mehrheit der Nationalversammlung war er nach der Abstimmung des 8. sicher; einige scharfe Salven auf die Marseiller hätten vielleicht ausgereicht, um den Mittelpunkt der Regierungsgewalt wieder in constitutionelle Hände zu bringen. Dann hätte ihm so wenig wie jetzt der Revolution die Zustimmung der Provinzen gefehlt, denn auch er hatte ja die Absicht, sich den Preußen entgegen zu werfen, und keine auswärtige Einmischung zuzulassen. Es war ein Unternehmen, voll von Gefahr, bei dem die Versäumniß einer Stunde die Niederlage gegen Jacobiner oder Preußen herbeiführen konnte. Aber es war auch der einzige Weg. Alles hing ab von dem Besitze der Hauptstadt, von Schnelligkeit und Energie des Handelns.

Um so dringender war ein solches Auftreten, als er zwar in seinem Lager zu Sedan des Vertrauens der Soldaten genoß, sonst aber in den Armeen sowohl die Gironde als die Bergpartei sehr wichtige Anhänger zählte. Der alte Gegensatz des Angriffs- und Vertheidigungskrieges war nicht erloschen, sondern durch die letzten Parteikämpfe nur noch geschärft worden. Die Rheinarmee stand seit Mitte Juli unter dem Befehle der Generale Biron und Custine: jener war als alter Orleanist von jeher gegen Lafayette eingenommen, dieser hatte sein Heil überhaupt auf die Revolution und den Krieg gesetzt, beide hatten sich längst vor dem 10. den hitzigsten Partheien zur Verfügung gestellt. Wir kennen bereits den Führer des Südheeres, den General Montesquiou, und dessen Freundschaft mit der Gironde; er fand jetzt sein Gewissen beruhigt, daß er nach Kräften von der Revolution abgerathen hatte, und

[1]) Am 28. Juni kam er ohne Truppen, und hatte dennoch einen Augenblick die Aussicht, die Bürgergarde mit sich fortzureißen.

erkannte die vollzogene That mit seinem Heere stillschweigend an. Wie hier die Gironde, so hatte die Bergpartei einen noch wichtigeren Vertreter bei dem Nordheere an Dumouriez. Als Luckner nämlich von dort nach Metz abging, sollte Dumouriez mit seiner Division folgen, benutzte aber eine unbedeutende Recognoscirung der Oestreicher gegen Orchies, um seinem nächsten Vorgesetzten, dem General Arthur Dillon, die Gefahr seines Abmarsches begreiflich zu machen, und blieb trotz aller Befehle in seiner Stellung. In diesem Augenblicke gebrauchte Robespierre's Freund, Couthon, ein Bad im Norddepartement, Dumouriez verständigte sich mit ihm in dem gemeinsamen Zorne gegen Lafayette, und trotz alles Wüthens des Marschalls hinderten die Pariser Jacobiner das Kriegsministerium, gegen Dumouriez's Ungehorsam einzuschreiten. Wir werden sehen, welche Gefahren für Frankreich aus diesen Umtrieben entsprangen: für den Augenblick aber war Dumouriez ganz Jacobiner, und erfüllte seine Division mit der reinsten demokratischen Begeisterung.

Alle diese Verhältnisse konnten Lafayette nicht unbekannt sein. Wenn er solchen Gefahren gegenüber zurückwich, so hätte ihn Niemand der Zaghaftigkeit, wenn er dictatorisch und hart auftrat, Niemand eines verbrecherischen Ehrgeizes anklagen können. Aber zu selbstgefällig für das Eine, zu schlaff für das Andere, schlug er gerade den unheilvollsten Weg ein. Er erklärte, gegen die Jacobiner kämpfen zu wollen, und steckte mit dieser Erklärung sein Schwert in die Scheide. Er glaubte, es nicht wagen zu dürfen, Angesichts der preußischen Invasion sein Lager zu verlassen. Er kam aber auch nicht aus den Anschauungen der formellen Gesetzlichkeit heraus, obgleich ihm mit völlig rechtlosen Gewalthabern ein Treffen auf Leben und Tod bevorstand. Sein erster Gedanke war nicht die Auswahl der Regimenter, die zu einem Angriffe auf die Pariser Sansculotten brauchbar wären, sondern die Frage, unter die Befehle welcher Civilbehörde er sich zu stellen hätte. Denn er wollte ja die Verfassung vertheidigen, und die Verfassung schrieb vor, daß die bewaffnete Macht stets und wesentlich gehorchend sei. So wartete er auf das Volk, in einem Augenblicke, wo das Volk

keine andere Bestimmung hatte, als der rascheſten und kräftigſten Dictatur anheim zu fallen. Seine Meinung war, die Directorien der Departemens als die höchſten Civilbehörden zu einem Congreß zu vereinigen, und dieſen als neue Volksvertretung der rebelliſchen Minderheit des Reichstages entgegen zu ſtellen. Die Departemens der Nordgrenze waren dazu bereit, auch die Stadträthe zeigten eifrige Theilnahme. Als Kerſaint und ſeine Collegen in Sedan eintrafen und die Anerkennung des 10. Auguſt verlangten, ließ ſie der Stadtrath verhaften. Das Directorium des Departemens erließ dann auf Lafayette's Begehren eine Aufforderung an alle ſeine Collegen, und darauf, ſtatt zu handeln und das Land mit ſich fortzureißen, wartete man wieder ab, was das Land ſagen würde. Da erfuhr man dann raſch nach einander, daß alle Einzelnen ſich dem Gebote der Pariſer Gewalten fügten, und alle Generale furchtſam oder begeiſtert den 10. Auguſt anerkannten. Kein Departement ließ etwas von ſich hören. Die Volksſtimme ſchwieg, Lafayette ſagte: mein Lebenlang habe ich für bürgerliche Freiheit geſtritten, ich kann meine Mittel nicht zu Bürgerkrieg und Militärdictatur verwenden. Die gefangenen Commiſſare ließen ihm ſagen, er möge ſich erklären, es komme nur auf ihn an, die Leitung der neuen Herrſchaft in die Hand zu nehmen [1]). Auch der Miniſter Servan ſchrieb ihm noch am 16. entgegenkommend und alle Hülfe verheißend. Allein Lafayette wußte zu gut, daß hier an keine Verſöhnung zu denken ſei: auch war alle dieſe Freundlichkeit nur eine Falle, da Servan an demſelben 16. dem General Dumouriez die Ernennung zum Chef des Nordheeres an Lafayette's Stelle zugehen ließ. Schon waren deſſen Truppen, die im erſten Augenblicke dem Generale überallhin gefolgt wären [2]), durch jacobiniſche Sendboten bearbeitet, und durch das Beiſpiel ihrer flandriſchen Waffengenoſſen unſicher gemacht worden. In

---

1) VI., 148.

2) Kerſaint's Bericht am 28. Noch nach der Entfernung Lafayette's haben einige Armeecorps ſeine früheren Ordres reſpectirt und vollzogen. **Dumouriez memoires**: zwei Drittel des flandriſchen Heeres ſind gänzlich fayettiſirt. Ebenſo Beaulieu.

Paris war man über die Vorgänge zu Sedan unterrichtet, sandte neue Commissare ab, und bereitete energische Maßregeln vor. Lafayette fand, seine weitere Anwesenheit könne dem Vaterlande nur noch Schaden bringen. Was er thun konnte, um trotz seiner Entfernung das Heer in gutem Vertheidigungsstande zu erhalten, that er noch in den letzten Stunden. Er gab seine Befehle für den Fall eines unvermutheten feindlichen Angriffs, bat Luckner bis auf weitere Verfügung die oberste Führung zu übernehmen, und verließ am 14. Abends das Hauptquartier, um über Belgien den neutralen englischen Boden zu erreichen. Dreiundzwanzig Offiziere verschiedener Grade und nahe an tausend Soldaten[1]) schlossen sich ihm an. In denselben Stunden setzte ihn die Nationalversammlung wegen Hochverrath in Anklagestand; den folgenden Tag wurde er von den Oestreichern verhaftet, und als er sich weigerte, über die Lage des französischen Heeres Auskunft zu geben, zu einer langen und harten Gefangenschaft bestimmt.

So war diese erste Besorgniß von dem Haupte der Pariser Demokratie abgewandt. Frankreich hatte sich ihr unterworfen. Sie hatte jetzt die Aufgabe, die mit einem kühnen Handstreiche gewonnene Herrschaft zu behaupten; sie war dazu in vollem Maße, mit unbeschränktem Eifer und ohne Scheu vor irgend einem Mittel entschlossen. Die Zeit der halben Maßregeln war vorüber, es kam jetzt darauf an, die letzten Consequenzen der Menschenrechte zu ziehen. Dort auf dem Stadthause zu Paris, wo die wahren Sieger des 10. tagten, sprach man wohl noch sehr viel von der Freiheit und beinahe unaufhörlich von der Gleichheit: untereinander aber machte man kein Hehl daraus, daß es nicht auf die Rechte Aller, sondern auf die Herrschaft der Proletarier und durch diese der Demagogen ankomme. Man wollte Rache für die Vergangenheit, Genuß für die Gegenwart, Sicherheit für die künftige Macht. Man hatte dafür jetzt eine Menge Mittel, die Hülfsquellen der Staatsgewalt und die Organisation der Clubs, Gesetze und Waffen, Volksredner und Banditen. Alles faßte man in dem einen Worte zu-

---

1) Schreiben Dampierre's, C. N. 23. April 1793.

sammen, welches hier mit staatsmännischer Kälte, dort mit glühender Leidenschaft und zuletzt mit cynischer Stumpfheit ausgesprochen wurde: Vernichtung aller Widersacher. Wenn man jeden Anderswünschenden niedermachte, so hatte man Alles auf einmal, Rache, Beute und sichere Gewalt. Wenn man die Feinde der Freiheit erdolchte, so hatte natürlich die Freiheit keine Gefahr weiter von Außen zu bestehen. Eigensucht und Fanatismus arbeiteten sich gegenseitig in die Hand. Dieselben Menschen, welche für die allgemeine Gleichheit und die Souveränität Aller schwärmten, fanden es doch in der Ordnung, dieses souveräne Volk mit tyrannischer Gewalt unter das Joch ihrer Systeme oder ihrer Begierden zu beugen. Hier war nichts weniger als Verehrung der Kopfzahl; es war im Gegentheil nichts anderes als die Vergötterung des eigenen Ich, dieselbe fanatische Selbstsicherheit, mit der Karl Stuart jeden Verräther des gottentstammten Königthums, und Cromwell's Puritaner jeden Widersacher der gottbegeisterten Heiligen des Todes würdig erklärten. Jeder soll frei sein, sagten sie, nur nicht die Gegner der Freiheit. Jede Form des Despotismus reicht mit dieser Formel für ihre Rechtfertigung aus.

Daß die Sieger des 10. August bei solchen Stimmungen nicht lange unter einander in Frieden bleiben würden, verstand sich von selbst. Robespierre trat am 11. in die Versammlung des Stadthauses ein, hatte sogleich ein durchgreifendes Ansehn, und brachte der Commune die ganze Fülle seines Hasses und Mißtrauens zu. Er mußte sogar erstaunt sein unter dieser Umgebung zu den Gemäßigten wenigstens der Form zu zählen. Der wahre Held und Prophet der Versammlung war Marat, der von diesem Augenblicke an seine politische Rolle eigentlich erst begann. Das Verbot aller royalistischen und constitutionellen Zeitungen war eine der ersten Maßregeln der neuen Freiheitsbehörde: Marat, der ohne Wahl einer Section aus eigenem Berufe als der „Volksfreund“ im Stadtrathe saß, eignete sich vier der unterdrückten Pressen an, und wurde seitdem das officielle Organ der revolutionären Commune. Nun leistete er seitdem freilich nichts Anderes als was er seit drei Jahren gethan; er begehrte Sicherung der Freiheit und Wohlstand für

die Proletarier stets mit dem einfachen Mittel, Ermordung der Reactionäre und Confiscation ihres Vermögens. Er gewann auch keinen Einfluß an anderen Stellen als er ihn früher gehabt, die anderen Führer, selbst der Demokraten, hielten ihn nach wie vor für einen Halbverrückten. Aber er war seit dem 10. August gestiegen, weil sein Publikum die tongebende Macht in Frankreich geworden war, eine Macht, die nicht mehr mittelbar wie bisher durch den Lärm der Tribünen und die Einschüchterung der Nationalversammlung wirkte, sondern jetzt unmittelbar sich auf die Geschäfte warf, und die Bildung und Sitte der Nation auf den Fuß des niedrigsten Proletariates zu setzen unternahm.

Die Nationalversammlung galt in diesen Kreisen als lau und unzuverlässig. Marat hatte kurz vor dem 10. vorgeschlagen, die königliche Familie gefangen zu nehmen, die Volksvertreter aber als noch schlimmere Verräther zu decimiren. Robespierre feindete längst Niemand heftiger an als Lafayette, und haßte Niemand grimmiger als die Gironde: unter diese beiden Namen fiel aber ungefähr die ganze Versammlung. Man behielt sie einstweilen bei, weil man sie zur Beherrschung der Departemens bedurfte, aber war entschlossen, sie unbedingt in Gehorsam zu erhalten. Man hatte dafür auch eine sehr bündige Theorie: das Volk übt im insurrectionellen Zustande seine Souveränität unmittelbar, also hat seit dem 10. August die Nationalversammlung den Titel ihres Charakters verloren.

Die Gironde war über diese Gedanken vollkommen unterrichtet. Schon am 11. schlugen einige der girondistischen Führer in dem Ausschusse der Zwölfe vor, durch ein Decret den Gemeinderath ausdrücklich wieder auf die städtischen Geschäfte zu beschränken. Aber unter ihren Collegen fanden sie theils Widerspruch, theils Angst vor dem Volke, und der Vorschlag kam gar nicht an die Versammlung. Der Krieg zwischen beiden Gewalten war nichts desto weniger erklärt.

Auf dem Stadthause drängten sich indeß die Beschlüsse, mit denen man den Besitz der Herrschaft nach allen Seiten ergriff. Zunächst persönliche Verfolgung der besiegten Parteien. Von Allen der Wichtigste war der König mit seiner Familie; die Commune beeilte

sich, gegen seine Wohnung im Palaste Luxemburg zu protestiren, weil man dort keine Bewachung handhaben könnte; sie ließ es nicht einmal zu, daß die Nationalversammlung ihm das Hotel des Justizministeriums anwies, obgleich er dort unter Danton's Aufsicht gestanden hätte. Sie wollte dieses Pfand allein besitzen, sie wollte vor Allem keinen auch nur halb anständigen Gewahrsam, sie wollte gewöhnliche, feste Kerkerhaft. Die Nationalversammlung gab nach, lieferte den König an die Commune aus und ließ ihn am 13. in den Thurm des alten Tempelgebäudes abführen. Hieran schlossen sich unaufhörlich fortgehend, Verhaftungen aus allen Ständen und Kategorien; damit keiner entrinne, blieben die Barrieren geschlossen, und wurden alle Pässe suspendirt. Sonst war der erste Angriff der Verdächtigen die Sache der Friedensrichter gewesen, jetzt übertrug man Aufsicht, Anzeige und Verhaftung den Sectionsversammlungen, deren damalige Zusammensetzung wir hinreichend kennen gelernt haben. Als höchste Behörde für diese Dinge ernannte der Gemeinderath aus seiner Mitte einen Vollziehungs- oder Wachausschuß von 15 Mitgliedern, und verlieh außerdem verschiedenen Commissaren die unbeschränkte Befugniß, jeden verdächtigen Menschen einzusperren. Er beschloß endlich, daß ein Verzeichniß aller Gegner der Revolution angefertigt, und den Geschwornen vorgelegt werden sollte.

Die Nationalversammlung ließ sich diese Dinge gefallen. Die Gironde empfand kein Mitleid mit dem Könige, und hatte durch Gensonné die Uebertragung der politischen Polizei auf die Stadträthe selbst beantragt. Weiter aber kam die Meldung an den Reichstag, der Stadtrath habe wie die Friedensrichter, so auch die Ausschüsse aller Sectionen, den Vorstand und den Rath des Departemens wegen ihrer freiheitsfeindlichen Gesinnung suspendirt — er habe also hier ganz unabhängige Localbehörden, dort ihm selbst vorgesetzte Beamte mit souveräner Machtvollkommenheit beseitigt. Die Nationalversammlung antwortete durch ein Decret, welches zwar die Absetzung der bisherigen Mitglieder bestehen ließ, aber die Erneuerung des Departementrathes durch sofortige Wahlen anbefahl.

Der Zorn darüber war nicht gering auf dem Stadthause. Auf den Wegen, die man eingeschlagen, konnte man keine Vorgesetzten gebrauchen. Das Dasein allein einer Aufsichtsbehörde hätte eine gewisse Gesetzlichkeit nöthig gemacht, auch wenn jene durchaus mit Parteigenossen besetzt wurde, und einer solchen Besetzung war man bei der Stimmung der Bürger keineswegs sicher. Bis eine vollständige Einschüchterung vorhanden war, durfte es zu keinen Wahlen kommen, und die Jacobiner beschlossen auf der Stelle, die Commüne müsse Beschwerde gegen das Decret einlegen, und ihre Bitte mit geräuschvollen Beweisgründen unterstützen. So erschien denn Robespierre an der Spitze einer Deputation vor der Barre des Reichstages: ein Keim der Zwietracht werde durch die Erneuerung des Departements gepflanzt, der Gemeinderath sei von dem Volke gewählt und müsse die Machtvollkommenheit des Souveräns behalten, sonst würde sich das Volk, um seine Souveränität zu retten, noch einmal zur Rache erheben. Die Gironde knirschte, aber die Tribünen drohten, Danton's Freunde erklärten sich für die Petition, und der Beschluß ging durch, das neue Departement auf die Vertheilung der Steuern zu beschränken.

Nach dieser Schwäche hatte die Commune die Gewißheit ihrer Macht. Von nun an gab es nichts mehr, das sie hätte zurückhalten können, nichts was sie außer dem Kreise ihrer Befugnisse liegend anerkannt hätte. Hatte die Nationalversammlung sich selbst für unbefugt zur Abschaffung des Königthums erklärt und eine solche Verfassungsänderung dem Convente vorbehalten, so gab es bei der Commune keine so schwachmüthigen Bedenken. Sie datirte ihre Protokolle aus dem ersten Jahr der Republik, und verfügte, um den wahnsinnigen Hoffnungen der Königsfreunde ihre Nichtigkeit zu zeigen, die Zerstörung aller königlichen Bilder, Abzeichen und Denkmäler in Paris. Sie griff in den Gang der Gerichte, und befahl sogar einem anderen Departement, die Mörder des Maire von Etampes in Freiheit zu setzen. Sie mischte sich in die auswärtigen Verhältnisse, indem sie die Gesandten von Parma und von Venedig an der Abreise von Paris zu hindern suchte und zum Verhör an ihre Barre lud. Der Nationalversammlung erklärte sie

am 12., das französische Volk werde nie einen Eroberungskrieg beginnen, wohl aber jedem Volke, was seine Unterdrücker beseitigen wolle, Hülfe bringen. Mit unendlichem Eifer wurden demnach die Kriegsrüstungen betrieben; man eröffnete Bühnen auf allen Straßen und Plätzen, wo die Freiwilligen zur Armee sich einzeichneten; auf den Befehl des Gemeinderathes wurden alle Eisengitter von den Häusern entfernt, um Piken, alle Glocken aus den Kirchen, um Kugeln daraus anzufertigen. Zuweilen gab es bei den kirchlich Gesinnten darüber Tumult, und die Nationalgarde mußte mit den Waffen Gehorsam erzwingen. Zugleich wurde das Lager unter den Mauern der Hauptstadt in Angriff genommen, und den einzelnen Sectionen die Anlage der Verschanzung streckenweis zugetheilt. Kurz, die verschiedensten Geschäfte strömten auf dem Rathhause zusammen. Da alle anderen Behörden danieder lagen, so wandte sich jeder an diese einzig noch bestehende, die mit Eifer ein jegliches in ihren Geschäftskreis zog. Bittschriften, Rathschläge, Deputationen, Anfragen, Drohungen wechselten; bald waren es Freiwillige, die nach Waffen verlangten, bald Verhaftete, die ihre Freiheit begehrten, bald Sansculotten, die an den Tyrannenknechten des 10. August gerächt sein wollten, bald Föderirte, die im Namen des Volkes Verpflegung in Anspruch nahmen. Der Gemeinderath hörte Alles, entschied über Alles. Seine Sitzungen gingen fort bei Tag und bei Nacht; die Mitglieder aßen im Saale auf städtische Kosten, und schliefen abwechselnd in den Zimmern der Ausschüsse. Es gab dort wie in der Nationalversammlung ein Bureau, eine Rednerbühne, ein stürmisch bewegtes Publicum, das sich nicht selten in die Verhandlungen mischte, jubelte und tumultuirte, wie es der Anlaß gab. Alle Welt war bewaffnet, vor der Thür des Hauses standen scharf geladene Kanonen; es war in jeder Beziehung das Bild des Hauptquartiers in einem revolutionären Volksheere.

Das herrschende Augenmerk aber war und blieb die Verfolgung der Gegner. Die Nationalversammlung hatte am 11. ein Kriegsgericht über die Vertheidiger der Tuilerien angeordnet: das Stadthaus fand aber, daß hiemit die eigentlichen Verräther gar

nicht getroffen würden, und forderte am 13. die Einsetzung eines außerordentlichen Gerichtshofes über alle Verräther. Jede Section von Paris sollte ein Mitglied ernennen, und keine höhere Instanz zulässig sein. Statt dessen befahl die Versammlung, daß die am 10. geschlossenen Barrieren der Stadt wieder eröffnet und der Ausgang gegen Vorzeigung eines Passes erlaubt werden sollte. Robespierre und Marat erhoben sich um die Wette dagegen. Robespierre erklärte auf dem Stadthause, die Eröffnung der Barrieren verschaffe allen Verräthern Sicherheit, auf allen Seiten klaffe der Abgrund, mörderische Complotte umgeben die heilige Sache, die Verschwörung niste im Reichstage selbst, das Volk müsse wieder sich selbst erretten. Das Volk der Tribünen stimmte mit schreiendem Jubel ein, und verpflanzte sein Tosen sogleich in die Sectionsversammlungen. Am folgenden Tage drängten sich die Deputationen beim Reichstage. Die erste erpreßte die Zurücknahme des Beschlusses über die Barrieren, eine zweite forderte das Gericht über die Mörder des Volkes, eine dritte erklärte, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis das Decret erlassen sei. Hier brach ein Ruf des Unwillens in der Versammlung aus; die Deputation erhielt keine Antwort, doch vernahm sie einen Beschluß, welcher die Familien der Ausgewanderten als Geißel unter polizeiliche Aufsicht stellte, und die Pferde derselben für das Heer in Beschlag nahm.

Hoffte man aber mit diesem Stückchen Beute den Gemeinderath zu beschwichtigen, so irrte man gewaltig. Auf dem Stadthause liefen Meldungen ein, das Volk in seiner gerechten Ungeduld wolle die Gefängnisse stürmen; der Gemeinderath klatschte Beifall, ermahnte dann zur Gesetzlichkeit, vertheilte aber Geld unter die Drohenden. Am 15. wiederholte Robespierre mit Hinblick auf diese Stimmung des Volkes die Forderung, und bewirkte so viel, daß ein Volksgericht die Schuldigen richten und keine Cassationsinstanz Statt finden werde. Der Einfluß jedoch der Gironde setzte noch einmal bei der Redaction einige Milderungen durch: da war die Geduld der Demokraten zu Ende. Die Jacobiner warnten zwar ihr Volk vor einer theilweisen und also unklugen Insurrection, die Antonsvorstadt aber meldete auf dem Stadthause, sie werde die

Sturmglocke ziehen, wenn das Decret nicht auf der Stelle erlassen werde. Hierauf gab Robespierre dem Reichstage Frist bis Mitternacht, bis zu welcher Stunde man den Generalmarsch und die Lärmkanone noch verschieben wolle, und das Decret wurde, in Erwägung seiner Unvermeidlichkeit, ohne weiteres Sträuben gegeben. Am folgenden Tage waren die Sectionen schon mit den Wahlen fertig, und das erste Revolutionstribunal begann seine Thätigkeit. Die Commune setzte noch den Beschluß hinzu, daß nur gute Patrioten als Vertheidiger zugelassen werden, und auch diese nur öffentlich mit ihren Clienten verhandeln dürften.

Mit einer solchen Waffe gerüstet, hatte die siegende Partei das Leben eines Jeden in ihrer Hand, der ihren Wünschen gefährlich erscheinen mochte. Wer sich zu ihr bekannte, brauchte nur in seiner Section aufzutreten, um einen Mißliebigen zur Verhaftung zu bringen; wer verhaftet war, hatte für sein Leben keine Bürgschaft weiter, als den guten Willen des Stadthauses. Nachdem man so des Schicksals aller Einzelnen Meister geworden, kam es zunächst darauf an, einen Ausbruch allgemeiner Verzweiflung unmöglich zu machen, und sich eine dafür ausreichende bewaffnete Macht zu erschaffen. Die alten Anträge über die Pariser Nationalgarde gaben dazu das Mittel, und wurden am 19. August in Vollzug gesetzt. Die bisherigen 60 Bataillone wurden aufgelöst und nach den 48 Sectionen in Compagnien organisirt. Die Canoniere, die bis dahin den einzelnen Bataillonen beigegeben waren, wurden in besondere Compagnien geordnet, und jeder derselben eine aus Pikenmännern formirte Arbeitercompagnie hinzugefügt. Ganz von selbst verstand es sich endlich seit dem 10., daß allen Bürgern, nicht bloß wie bisher den Besitzenden, der Eintritt erlaubt und befohlen wurde. Damit stieg die nominale Stärke des Pariser Heeres von dreißig- auf hunderttausend Mann; in Wirklichkeit hielt sich die besitzende Classe, die von jeher manche lauen Elemente gehabt, und jetzt durch alle Mittel gepeinigt und zurückgeschreckt wurde, von dem Dienste eben so fern wie von den Sectionsversammlungen. So waren die bisherigen Ueberlieferungen und Verbände des Corps gänzlich zerrissen, die demokratischen Einflüsse herrschten durchaus, und für den äußer-

sten Fall waren die stets radicalen Elemente, die Canoniere und Arbeiter, in besondern Massen verbunden.

Was die Neuerung dem Bürgerstande bedeute, konnte auch hier wieder ein Zusatzartikel der Commune dem Blindesten enthüllen. Man erklärte die Unterzeichner der beiden Bittschriften der 8000 und der 20,000 für unfähig, bürgerliche Aemter zu bekleiden und Waffen zu führen, ja sie sollten sogar bis zur Ablieferung derselben verhaftet werden. Es war leicht, unter diesem Titel die ganze frühere Mannschaft der Bürgergarde wehrlos und zu Gefangenen zu machen.

Bei einem solchen Schwunge des Verfolgungseifers war denn auch die lang verhandelte Streitfrage, das Loos der unbeeidigten Priester, rasch entschieden. Am 23. entehrte sich Cambon[1]) durch den grausamen Antrag, sie nach Guyana zu deportiren. Es bezeichnet den Grad des Fanatismus, der über der Nationalversammlung lag, daß Brissot sie gegen diesen Vorschlag mit der Bemerkung vertheidigte, man solle die Colonien nicht damit verderben, da ein Priester unverbesserlicher als ein Vagabund sei. Der Beschluß fiel dahin aus, daß alle nicht beeidigten Priester binnen vierzehn Tagen die französischen Grenzen mit einer geringen Wegzehrung verlassen sollten. In den meisten Departemens war Alles zur Ausführung bereit, die Priester in die Städte zusammengeschleppt und der Pöbel ungeduldig sich ihrer zu entledigen.

So wurden die Personen der geschlagenen Partei von der demokratischen Regierung des Stadthauses getroffen. Man war noch nicht ganz so geübt in der Handhabung des Terrorismus wie ein Jahr später, man hat seitdem die einzelnen Theile des großen Vernichtungsapparates noch vervollkommnet, alle wesentliche Stücke desselben waren schon damals entdeckt. Die Polizei in den Händen demokratischer Clubs — etwas Anderes waren die Sectionsversammlungen nicht — die Gerichtsbarkeit in der Hand eines demokratischen, an kein Gesetz gebundenen Ausschusses, die innere Waffenmacht in der Hand der emancipirten Proletarier, mit diesen

---

1) Buchez setzt Vergniaud hinzu, der Moniteur hat Cambon allein.

Dingen hat man die Keime für die ganze Regierungsmaschine des Nationalconventes, in der alle andern Behörden nur leere Form und die eigentlich wirksamen Factoren einzig die Revolutionsausschüsse, das Revolutionstribunal und die Revolutionsarmee waren. Hier wie dort ist jede lindernde Regel, jede schützende Form, jedes objective Gesetz beseitigt, und der despotischen Willkür einer siegenden Partei eine jegliche Bahn eröffnet. Wäre diese Partei, die keinen andern Titel als die materielle Gewalt hatte, der Zahl nach die stärkste im Lande gewesen, so hätte sie die Zügellosigkeit ihres Princips auch wohl in ihrem eignen Innern bethätigt: je entschiedener sie aber Minorität war, immer mehr Minorität wurde und sich immer deutlicher als Minorität fühlte, desto entschiedener mußte sie auch das Bedürfniß empfinden, unter einander eine feste Zucht zu handhaben, ihre Leitung immer mehr zusammenzufassen, und ihre Organe immer schärfer auszuprägen. Hiefür hatten unter ihren Führern Robespierre und Billaud Varennes ohne Frage das größte Talent, und diese formale oder taktische Fähigkeit gibt den Schlüssel für die gewaltige Zukunft der beiden Männer, die sonst weder Beredtsamkeit noch Muth, und weder staatswirthschaftliche noch diplomatische Kenntniß, also keine der Eigenschaften besaßen, die bei der damaligen Lage Frankreich's die unentbehrlichsten erscheinen mußten. Jetzt, im August 1792, war Alles erst tumultuarisch skizzirt, eine vorläufige und nothdürftige Rüstung, wie man sie im ersten Gefolge eines kecken Handstreiches vollbringt, aber die richtigen Wege waren getroffen, um einen Belagerungszustand für Frankreich einzuleiten, in welchem die Proletarier die Rolle des regierenden Heeres übernehmen sollten.

Die Herrschaft der Besitzlosen, dies war in materieller Beziehung das erste und letzte Wort des Systems. Nur der Nichtbesitzer, sagte Robespierre, ist tugendhaft, weise, und zur Regierung geschickt. Die Reichen haben so lange das Mark des Volkes ausgesogen, rief Marat, daß sie mit zermalmender Vergeltung heimzusuchen sind. Wir haben die Revolution gemacht, schloß Danton, wir wollen dafür bezahlt sein. So warf man sich mit gleichem Eifer, wie auf die Personen so auch auf das Eigenthum der ge-

schlagenen Partei, indem man nachdrücklich betonte, daß eben alle Eigenthümer zu dieser gehörten[1]).

Mit dem weittreffendsten Antrage dieser Art erschien die Commune gleich am 11. August: die Nationalversammlung soll den Handel mit baarem Gelde verbieten, d. h. den Assignaten Zwangscours geben. Damals stand das Silber zu Papier wie 100 zu 160: die Armen, welche längst nur Papiergeld in die Hand bekamen, meinten dann festen Boden zu gewinnen, und auch der Regierung schien es, müsse eine Maßregel einleuchten, welche ihr die Möglichkeit zu immer neuen Papieremissionen gebe. Die National-Versammlung wies den Antrag einstweilen an einen Ausschuß, beeilte sich aber um so mehr, den Hunger der patriotischen Demokraten anderweitig zu stillen. In erster Linie der Steuernden befand sich auch hier der König, in erster Linie der Empfänger die Pariser Commune: die Tuilerien waren gleich am 10. von allen Kostbarkeiten geräumt, und die Pretiosen, Gold- und Silbergeräthe auf das Stadthaus geschleppt worden. Als das Mobiliar der übrigen Schlösser am 16. im Reichstag zur Sprache kam, erfuhr man, daß der größte Theil ebenfalls durch Commissare des Stadthauses fortgebracht sei[2]), und ein Decret befahl, den Rest zu Gunsten des Schatzes zu verkaufen. Die Commune griff indeß nach den Kirchenschätzen, eignete sich das Silberwerk an, befahl Münze daraus für ihre Casse zu schlagen. Bis es flüssig wurde, ließ man sich durch den Staat in altgewohnter Weise ausstatten, indem man bei der Nationalversammlung ein Decret erwirkte, welches zu den Kosten der städtischen Polizei monatlich 850,000 L. bewilligte und die Nachzahlung dieser Summe seit dem 1. Januar, im Ganzen also nahe an 7 Millionen verfügte. Dies Alles aber verschwand als unerheblich gegen die großen Confiscationen, zu denen die Nationalversammlung sich gegen Ende des Monats erhob. Die erste betraf die Emigranten. Unter Sequester lagen ihre Güter seit April, jetzt wurde der Verkauf derselben befohlen, und zwar um den Sansculotten den Er-

1) Prudhomme 1. Sept.

2) Moniteur. Roland II. 339.

werb zu erleichtern, in Loosen von je zwei bis drei Morgen und gegen Erlegung nicht eines Capitals, sondern einer jährlichen Rente. Die Gläubiger der Emigranten sollten befriedigt werden, so weit der Kaufpreis reichte; die Pächter durfte der Ansteigerer austreiben, wenn der Vertrag noch mit dem alten Eigenthümer eingegangen war; kurz es fehlte keine Bestimmung, um nach allen Seiten den Raub so scharf wie möglich zu charakterisiren[1]). Denselben Geist athmeten zwei Decrete, vom 25. und 28., wonach alle Grundrenten wie Feudalrechte behandelt, d. h. ohne Entschädigung abgeschafft werden sollten, es sei denn, daß sie durch Vorlegung der Originalurkunden als Zinsen eines Capitalanleihens erwiesen werden könnten. Es ist nicht möglich, den pecuniären Betrag dieser Rechtsverletzungen auch nur annähernd zu schätzen: sicher übertreibt man nicht, wenn man die Gütermasse, über welche die drei letztgenannten Decrete verfügten, zum Mindesten auf 6 Milliarden anschlägt. Man sieht, die Nationalversammlung kargte nicht mit fremdem Eigen: die Demokraten zürnten aber nicht wenig, als ihr Antrag gegen den Geldhandel nicht sofortige Erledigung fand. Die Männer des 14. Juli und 10. August trugen deshalb am 16. der Versammlung eine Rede vor, die von Anfang bis zu Ende Robespierre's Gedanken zeigte. „Sehen die Reichen nicht, rief ihr Sprecher, daß sie ihre Schätze nur sichern, wenn sie den Armen kleiden? Aber sie sind dümmer als die ärgsten Verbrecher, sie hoffen auf Schutz durch die Oestreicher. Eure Schöngeister suchen in spitzfindigen Speculationen das Gleichgewicht der Gewalten, wir haben es in unsern Herzen gefunden. Wozu der Streit über Republik und Monarchie? Schafft eine Regierung, die den Armen über seine kleinen Bedürfnisse erhebt, und den Reichen unter sein Uebermaß herabsetzt: damit habt ihr das vollkommene Gleichgewicht hergestellt." An den Schranken der Nationalversammlung war das Programm des Kampfes verkündet, welcher von nun an den ganzen Körper der Nation durchrasen sollte.

Die Bevölkerung von Paris war bereits in hohem Grade

1) Definitives Decret vom 2. September.

eingeschüchtert, aber solche Drohungen mußten denn doch einigen Widerstand hervorrufen. Am 25. kam eine Section, durch heimliche Einflüsterungen Roland's und anderer Girondisten augefeuert, zu dem Beschlusse, ihre Commissare von dem Stadthause abzurufen, und die fortgesetzte Thätigkeit des Gemeinderathes für eine Usurpation zu erklären. Einige andere folgten dem Beispiele nach wenigen Tagen. Indeß war das Ansehn des Stadthauses immer noch im Steigen, Robespierre forderte laut die Köpfe dieser Verräther, die Commune vollzog eine Menge Verhaftungen, und die Patrioten blieben in den Sectionsversammlungen wieder ungestört. Aber ein empfindlicher Schlag war immer diese erste Regung, um so empfindlicher, als in Paris am 26. die Ernennung der Wahlmänner für die Conventswahlen begann, und das ganze Schicksal der Pöbelherrschaft fraglich wurde, falls die Masse der Bevölkerung an den Wahlen Theil nahm. Mit der jetzigen, ganz verbrauchten Versammlung konnte man fertig werden; ganz anders aber verhielt es sich mit dem Nationalconvente, welchen die demokratische Revolution selbst begehrt und im Voraus mit unbegrenzter Machtvollkommenheit ausgestattet hatte. Lieferten die Wahlen hiefür eine dem Stadthause feindliche Mehrheit, so war man noch immer zum Kampfe auf Leben und Tod entschlossen, aber den Ausgang voraus zu sehen, entfernt nicht im Stande. Man nahm sich vor, um jeden Preis und mit allen Mitteln die Wahlen zu unterwerfen. Die politische Tactik der Faction war in dem einen Worte Schrecken beschlossen: man gedachte den Schrecken in Paris zu verstärken und ihn sofort in alle Departemens hinaus zu tragen. So verdichtete sich allmählig aus dem steten Geschrei gegen die Verschwörer der Plan, eine möglichst große Zahl politischer Gegner in ganz Frankreich zur Haft zu bringen, und sie dann im Gefängniß durch Massenmord zu vertilgen. Dann schien der Ausgang der Wahlen und die Zukunft der Partei gesichert, dann brauchte man auch nicht mehr zu klagen, daß das neue Tribunal nur alle zwei Tage eine Hinrichtung liefere, und die Habe der Verurtheilten an die Staatscasse statt an die Patrioten fiel.

Der Zeitpunkt, in welchem die Führer des Stadthauses diesen

Gedanken feststellten, ist durch folgende Data bestimmt. Am 23. Aug. forderte der Gemeinderath die Nationalversammlung auf, die Angeklagten des Staatsgerichtshofes zu Orleans sofort nach Paris bringen zu lassen. Als die Versammlung darauf nicht einging, sondern am 25. nur eine Abkürzung des Proceßverfahrens befahl, brachen zwölf bis fünfzehn hundert Mann, angeblich Pariser Nationalgarde, darunter aber Marseiller, Bordeleser und Brester, unter Anführung Fournier's und Lazouski's nach Orleans auf, um mit den Gefangenen aufzuräumen. Die Nationalversammlung faßte dann am 26. den Beschluß, das Ministerium solle zur Deckung der Gefängnisse eine hinlängliche Truppenmacht versammeln, das Ministerium aber ertheilte diesen Auftrag eben der Bande Fournier's, und gab ihr zwei Commissare, Bourdon und Dubail mit [1]. An demselben Tage ließ sich Danton das Verzeichniß aller Pariser Gefangenen vorlegen, um wie er später sagte, die Unschuldigen darunter kennen zu lernen und zu erretten. Das Loos der angeblich Schuldigen war also damals schon entschieden. Am 28. schrieb jener Führer der Lyoner Jacobiner, Laussel, damals in Paris anwesend, in seine Heimath: seit zwei oder drei Tagen sind unsre Freiwilligen nach Orleans, um die dortigen Gefangenen zu expediren; sagt mir, wie viel Köpfe in Lyon gefallen sind, es wäre eine Infamie, wenn unsere Feinde entwischten: trefft also alle Vorbereitungen, denn Alles schickt sich zu einer allgemeinen Ermordung der Uebelgesinnten an [2].

Hienach stand also spätestens am 26. der Beschluß fest, in ganz Frankreich einen großen Mordschlag gegen die Widersacher der Demokratie zu richten. Daß der Hauptzweck dabei die Beherrschung der Conventswahlen war, kann keinem Zweifel unterliegen [3], so

1) Die Aktenstücke bei Lottin Orleans II, 1. p. 354. Der Moniteur hat sie nicht.

2) Auszug aus diesem Schreiben bei Guillon Lyon I, 123.

3) Es bedarf dafür keines Beweises. Wem wollte man einreden, daß der berechnende Robespierre nur zufällig den Anfang des Mordens auf den 2. September, den ersten Wahltag verlegt habe? — Daß die Angabe falsch ist, die ihn unbetheiligt nennt, wird sich gleich herausstellen. Der durchgängig gut unterrichtete Morris schreibt am 23. Oktober: **the sanguinare events, which have taken place, and which were partials executions of great plans etc.**

vorsichtig man es der Natur der Sache nach vermied, diesen wesentlichsten Grund zu erwähnen. Man nahm statt dessen, wie bei allen Verbrechen der Revolution, die Gefahr des auswärtigen Krieges zum Vorwande, in der richtigen Erwägung, daß man hier eine in jedem französischen Herzen wiederhallende Saite anschlage. Wir werden sehen, wie entscheidend denn auch dieser Umstand für die Möglichkeit der Ausführung wurde: daß er aber bei den Urhebern des Planes nichts weiter als ein Vorwand gewesen, zeigte die Vergleichung der Data unwidersprechlich. Erst an demselben 26., an welchem Danton den ersten Schritt zur Ausführung that, langte in Paris die Nachricht von dem Falle der kleinen Grenzfestung Longwy an: es war die erste Hiobspost, die man in der Hauptstadt erhielt, und wenn in denselben Tagen sich an der Grenze manches Gefahrdrohende sonst ereignet hatte, so wußten die Urheber der Septembermorde nichts davon. Auf Longwy kam nicht viel an, so lange die französischen Heere keinen Verlust erlitten hatten; und über diese hatte man damals nur gute Nachrichten in Paris. Man wußte, daß Lafayette geflohen war, und sein Heer die beste Gesinnung zeige; man wußte aber noch nichts von den Uebelständen, welche seine Flucht im Lager nach sich gezogen hatte. Die Commissare besorgten einen Angriff auf Sedan und ermahnten zur Bildung eines Reservelagers, schilderten aber auch den Muth und Patriotismus der Armee. Dumouriez war an Lafayette's Stelle ernannt worden, zeigte nicht die geringste Sorge wegen der Preußen, sondern redete nur von der sicheren Eroberung Belgiens. Bald genug sollte diese Lage sich drohend verwandeln, aber zur Entwerfung der Septembergräuel, das ist mit völliger Sicherheit zu wiederholen, hat die Kriegsgefahr des Vaterlandes nicht das Mindeste beigetragen.

Allerdings, kaum war der Beschluß gefaßt, so brach an der Grenze eine Sorge nach der anderen herein. Zunächst gerieth das Heer Lafayette's, dessen Officiere nach dem Beispiele des Generals zum größten Theile auswanderten, immer mehr in Verfall. Der neue Befehlshaber ließ nichts von sich vernehmen, auch von Luckner erhielt man keine Nachricht; die Maas, die in dieser Gegend

viele Fuhrten hat, war ein schwaches Bollwerk gegen einen Feind, den man fünffach übermächtig vermuthete: in dieser Lage rief die Einnahme Longwy's einen gewaltigen Schrecken sowohl im Heere als bei den Commissaren der Nationalversammlung hervor. Sie erfuhren von dem Commandanten im Stenai, dem nächsten Uebergange über die Maas, daß er den Platz gegen irgend einen Angriff nicht halten könne: sie entschlossen sich eiligst nach Paris zurückzukehren, um persönlich dort die geeigneten Maßregeln zu bewirken. Kersaint zeigte es dem Minister am 26. an: alle Sorgen müssen darauf gerichtet sein, eine erhebliche Macht vor Paris zusammen zu bringen, wir wollen Euch nicht alarmiren, aber vor falscher Sicherheit bewahren, die Gefahr ist groß, vor Allem sendet einen Führer hierher an Lafayette's Statt.

Servan sah sehr wohl, daß es Ernst wurde, und hatte eben auch am 26. bei dem Fall Longwy's Dumouriez bestimmt angewiesen, mit allen verfügbaren Truppen nach Sedan abzugehen. Allein von irgend welcher Verzweiflung oder Hoffnungslosigkeit war auch er sehr weit entfernt. Können Sie, schrieb er dem General, dem Feinde in seinem Marsche auf Paris nicht zuvorkommen, so werfen Sie sich in seinen Rücken, Luckner wird ihn in der Flanke fassen. Hier ist bereits das wesentliche Programm des bevorstehenden Feldzugs: es ist die Einsicht des Soldaten, die in ihrem Muthe auch Beruhigung findet. Aber es gab andere Männer, welche aus dem Falle Longwy's andere Folgerungen zogen.

Militärischer Weise hätte es vor Allem dringend scheinen müssen, was an bewaffneter Macht in Paris vorhanden war, dem Schauplatze des Krieges anzunähern. Die Demagogen aber freuten sich der Einnahme von Longwy, um ihren Bewaffneten in Paris Beschäftigung zu geben, und durch neues Verrathgeschrei bei der Masse der Bürger das letzte Mitleid gegen die Aristokraten zu vertilgen. Beide Tendenzen traten neben und gegen einander auf das Grellste hervor. Cambon rief in der Nationalversammlung, die Föderirten würden sich jetzt beeilen, zur Deckung der Grenzen auszuziehen, Paris werde allein eine Armee von 30,000 Mann aufstellen, und letzteres wurde am 27. in der That be-

schlossen. Da aber erschienen die Föderirten an der Barre, um sich über jene Andeutung heftig zu beschweren: ihre wahre Bestimmung sei eben Paris, wo sie den gefangenen König zu hüten, und die Nationalversammlung vor den Verschwörern zu schirmen hätten. Marat verkündete in großen Placaten an allen Straßenecken, der Beschluß über die 30,000 sei selbst eine Verrätherei, kein Mann dürfe fort aus Paris, denn hier sei der eigentliche und gefährliche Feind zu finden. Von den Führern des Stadthauses aber hörte man die gelassene Erwägung, Frankreich sei überhaupt für eine republikanische Verfassung zu dicht bevölkert, etwa ein Drittel seiner Einwohner müsse unterdrückt werden, dann erst könne man für die Uebrigen Brod, Frieden und Freiheit schaffen.

Am 28. erstattete denn zunächst Kersaint seinen Bericht, in dem er die Tüchtigkeit des Heeres rühmte, die Gefahr des Krieges kräftig hervorhob, und wieder auf die rasche Bildung eines Reservelagers bei Soissons drang. Darauf aber erhob sich Danton. Er rede, begann er, als revolutionärer Minister. Die Gefahr sei übertrieben worden, aber zur Rettung bedürfe man einer neuen Convulsion. Die Schließung der Barrieren könne wegen der beginnenden Truppenzüge nicht fortdauern, also müßten noch in dieser Nacht alle Verdächtigen, und sei deren Zahl selbst dreißig tausend, zur Haft gebracht werden. Die Regierung begehre demnach das Recht, auch in der Nacht eine allgemeine Haussuchung nach Waffen vorzunehmen. Nachdem die Nationalversammlung ohne Widerspruch die Erlaubniß ertheilt hatte, ordnete Danton auf dem Stadthause die einzelnen Maßregeln zum Vollzuge an. Vor Allem ließ er sich eine Liste der hülfsbedürftigen Männer in Paris aufstellen, angeblich um sie zum Dienste des Vaterlandes auszurüsten, in Wahrheit, um für die beabsichtigte Schlächterei die vorhandenen Schaaren der Marseiller und des Octoberhelden Maillard zu verstärken und zu ergänzen. Daran schloß sich eine Verfügung, welche nach ihren Eingangsworten die von dem Reichstag beschlossene Ausweisung der unbeeidigten Priester regeln sollte, in der That aber die Verhaftung derselben befahl, wozu das Decret nicht die geringste Veranlassung geben konnte. Unmittelbar nachher begann

die Ausführung dieser Dinge. In der unermeßlichen Stadt waren mit einem Schlage alle Verbindungen gesperrt, aus dem Locale jeder Section zogen bewaffnete Abtheilungen von 40 bis 60 Mann in jede Straße, besetzten die Ausgänge und durchsuchten Haus für Haus die Räume, zunächst nach Waffen, dann nach Verdächtigen. Etwa 60,000 Mann waren in Bewegung diese Nacht, fast durchgängig Pikenmänner und Arbeiter. Das Ergebniß waren 3000 neue Verhaftungen, und eine tiefe Bestürzung Aller, die nicht zu dem jetzt herrschenden Stande gehörten. Eine Menge Hausbesitzer flohen aus der Stadt, dem Gemeinderathe sehr erwünscht, da er die Häuser mit allem was darinnen war, sofort in Beschlag legte. Ein Theil der Verhafteten wurde am 30. wieder entlassen, sonst aber den Kerkermeistern befohlen, den Gefangenen freie Auswahl der Speisen und Getränke zu überlassen — wie es Sitte bei den zum Tode Verurtheilten ist. Ehe es jedoch zur Katastrophe kam, hatte man noch einen, den letzten Widerstand zu brechen.

Roland und die Gironde fühlten sich nämlich in stets unbehaglicherer Stellung. Die Staatsregierung war ihren Händen entschlüpft. Auf die wesentlichen Geschäfte, auf alle die Zukunft bestimmenden Maßregeln waren sie ohne Einfluß. Sie sahen das Treiben der Commune, und die Geschäftigkeit Danton's; sie mochten ahnen, was sich vorbereitete, aber über das Wort des Räthsels waren sie völlig im Dunkel. Sie fühlten sich als bewährte Patrioten, sie hätten den Aristokraten eine scharfe Lection gegönnt, wäre nur bei einer unbedingten Herrschaft des Gemeinderaths ihre eigene Sicherheit ihnen völlig verbürgt gewesen. Statt dessen aber war ihr Freund Pethion von der Thätigkeit der Mairie vollständig verdrängt, und noch dazu machte Marat ihm täglich bittere Vorwürfe über seine verbrecherische Faulheit in so schwerer Zeit. Roland wurde noch wilder und grimmiger angegriffen, endlich erging gegen Brissot's Mitarbeiter am französischen Patrioten sogar ein Vorführungsbefehl von Seiten des Gemeinderaths, um sich wegen eines verläumderischen Artikels zu rechtfertigen. Da war die lang erschöpfte Geduld zu Ende. Am 30. gab es einen Sturm

im Reichstage. Roland klagte über den Gemeinderath wegen mangelhafter Verpflegung von Paris, Lariviere berichtete, daß ein Gemeinderath und Mitglied des außerordentlichen Gerichts wegen Silberdiebstahls verhaftet sei, Roland wieder erwähnte den Versuch eines anderen Communalbeamten, Pretiosen aus dem Kronschatze zu rauben, wo der Intendant und der Generalinspector so eben auf Befehl des Stadthauses verhaftet worden waren. Da ging denn auf Guadet's Antrag unter heftiger Aufregung ein Beschluß durch, welcher die Commune des 10. August auflöste, und die Sectionen zu neuen Wahlen berief.

Danton's Freund Thuriot warnte, ein solches Decret könne mißliche Folgen haben. Man ging darüber hinweg, cassirte noch die Verfolgung der Brissot'schen Zeitung, und tadelte die Verhaftung der Priester. Die Folgen aber blieben hier, wo man den Piken nur Rede enigegen zu stellen hatte, nicht lange aus.

Abends waren die Minister nebst den Parteihäuptern des Reichstags zu einer Berathung über den Krieg vereinigt. Servan hatte wenig Trost zu geben, und keine weiteren Verstärkungen in Bereitschaft. Guadet und Vergniaud wollten alle Männer von Paris zu einem Vernichtungskampf in das Lager vor den Thoren werfen: es war aber nicht schwer, die militärische Nutzlosigkeit einer solchen Maßregel ihnen darzuthun. Roland und Andere schlugen darauf den Rückzug in den Süden vor: es mußte jedoch einleuchten, daß man mit dem gewohnten Sitze der Regierung auch die Gewalt derselben aus den Händen gebe. Darauf erhob sich Danton, rügte diese verderbliche Zaghaftigkeit, erklärte, daß jeder Rückzug Vernichtung sei, fand die eigentliche Gefahr in dem Zusammenwirken der inneren und äußeren Feinde, und schloß mit den Worten: der Royalisten sind viele, der Republikaner sind wenige: es gibt nur ein Mittel, man muß die Royalisten in Schrecken setzen. Eine unzweideutige Geberde begleitete diese Worte. Die Versammlung war still. Wen wird man zu den Royalisten rechnen?

Der Schrecken war bereits vorhanden. Als am folgenden Morgen eine Deputation der Commune vor den Schranken des Reichstags erschien, um gegen den gestrigen Beschluß zu protesti-

ren, im Namen des souveränen Volks, welches dem Gemeinderathe unbedingte Vollmacht gegeben und alle Handlungen desselben gebilligt habe; als Tallien erklärte, von der Gegenwart der verhafteten Priester werde der Boden der Freiheit binnen drei Tagen gereinigt sein; als ein Volkshaufen lärmend nachdrängte, um mit den Gemeinderäthen, wenn es Noth thue, zu sterben: da wagte Niemand ein Wort des Tadels und des Widerspruchs. Der Ausschuß der Zwölf erhielt den Auftrag, noch einmal über die Commune Bericht zu erstatten. Die Gironde sah sich von der feigen Masse ihrer Anhänger verlassen. Der Gemeinderath hatte den Platz behauptet und ging nun unaufhaltsam vorwärts.

Drittes Capitel.

Wahlen zum Nationalconvent.

Zunächst bedurfte man für die Ausführung des großen Planes eines äußeren leitenden Mittelpunktes. Weder Robespierre noch Danton hatten Lust, ganz offen ihren Namen herzugeben, und den Gemeinderath als solchen oder das Justizministerium den Massenmord lenken zu lassen. Zunächst bot sich zu diesem Behufe der Wachausschuß der Commune dar, als die eigentliche Behörde der höheren Revolutions-Polizei. Allerdings existirte er in diesem Augenblicke nur noch dem Namen nach; denn selbst in dieser Gesellschaft war der Mehrheit das Treiben Sergent's und Panis zu arg geworden, so daß sie sich geweigert hatte, weitere Gelder und Kostbarkeiten ohne Protocoll in Verwahrung zu nehmen. Darauf erwirkte aber Panis leicht entschlossen einen Beschluß des Gemeinderathes, welcher die gewissenhaften Leute, als nicht auf der Höhe der Revolution stehend, abrief, und den Uebrigen die Vollmacht gab, sich selbst durch freie Wahl zu ergänzen. So war hier für die Häupter ein bequemes Organ zum Handeln geschaffen, welches zu allen Befehlen bereitwillig den Namen lieh. Hier kamen dann Danton, Robespierre, Marat, Billaud, Manuel, Tallien zusammen; alle Einzelnheiten der bevorstehenden Schlächterei wurden erwogen, alle Mittel und Wege festgestellt. Robespierre, den Argwohn und Parteihaß vorwärts drängte, aber keine Rücksicht auf Plünderung und Beute bestimmte, wollte allein die Priester und Edelleute ausgerottet wissen; die Anderen aber hätten damit ihre Zwecke nur

dürftig erreicht gesehen, und es blieb bei dem umfassenderen Plane. Umgekehrt widersetzte sich Danton, als Robespierre und Marat den Wachausschuß am 31. zur Verhaftung Brissot's und Roland's aufforderten. Robespierre erklärte, sie seien arge Feinde der Revolution, räumte aber ein, daß die Maßregel für die Urheber gefährlich werden könnte. Marat wollte von keinem Bedenken wissen, so daß Danton ausrief, er werde sie alle zu Grunde richten. Wäret ihr sämmtlich Kerle wie ich, antwortete Marat, so würden zehntausend Verräther zusammengehauen. Für den Augenblick wurde indeß der Haftbefehl zerrissen, der Gedanke aber von den beiden Urhebern keineswegs aufgegeben. Nicht geringeren Hader setzte es über die Art und Weise der Metzelei. Marat wollte die Gefängnisse kurzer Hand anzünden, ein Anderer die Gefangenen ersäufen, Billaud versicherte jedoch, er werde eine hinreichende Anzahl von Todschlägern zusammenbringen, und setzte die Verwerfung jener Anträge durch [1]).

Die Vollziehnng war auf den 2. September, als auf einen Sonntag, festgesetzt, an dem leichter als in der Woche unruhige Menschenmassen zu versammeln waren. Bei der großen Zahl der Mitwisser war das Geheimniß wenig gewahrt; über ganz Paris lagerte der dumpfe Druck der Sorgen; wer nicht zu dem jacobinischen Proletariate gehörte, hielt sich in möglichster Stille und Verborgenheit zu Hause. Die Sectionen waren seit dem 27. mit der Ernennung der Wahlmänner beschäftigt, nie hatte man leerere Versammlungen gesehen [2]), es war unzweifelhaft, daß die Wahlmänner durchgängig den Jacobinern angehören würden. In den Gefängnissen fürchtete man schon Wochenlang einen Angriff. Die Führer benutzten den letzten Tag, um einzelne Begünstigte in Freiheit zu setzen, theils reiche Leute, die, wie der Prinz von Poix bei Panis, Beaumarchais bei Manuel, gegen schwere Geldzahlungen ihr Leben erkauften, theils alte Bekannte, die wie Daubigny oder

---

[1]) Prudhomme, crimes etc. An diesen Angaben zu zweifeln, liegt weder innerer noch äußerer Grund vor. Wenn irgend Jemand, konnte Prudhomme unterrichtet sein.

[2]) Revol. de Paris.

wie Danton's Vetter Godot wegen Diebstahl und Unterschleif verhaftet waren. Die Commune ließ, wohl um die planmäßige Vorbereitung des Verbrechens zu verhüllen, die Barrieren wieder einmal öffnen, Robespierre stellte sogar den Antrag, der Gemeinderath solle bei dem vielfach geäußerten Mißtrauen abdanken und an das Volk appelliren. Natürlich wurde dies fast ohne Verhandlung abgewiesen. Die Nationalversammlung empfing die erste Nachricht, daß die Preußen vor Verdun angelangt seien, und erfüllte ihre Sitzung mit unbedeutenden militärischen Verfügungen. Wie es scheint, hoffte die Gironde nochmals auf leidliches Einverständniß mit den Demokraten, nachdem sie ihren Angriff auf den Gemeinderath gestern schon wieder aufgegeben — oder that sie ihnen aus Furcht einige Schritte entgegen? genug, sie kehrte wieder die königsfeindliche Seite heraus. Roland publicirte ein Rundschreiben, worin er die angeblich hochverrätherische Correspondenz Ludwig XVI. allen französischen Gemeinden mittheilte, über die constitutionelle Unverletzlichkeit des Königs sich beschwerte, und aller Welt die Bildung von Clubs und Volksvereinen anempfahl. Die Demokraten lachten darüber.

Jetzt war ihre Zeit gekommen. Die Bedrohung Verdun's gab ein wirksames Mittel, um die Angst und den Zorn der Bürger gegen die Landesverräther zu steigern, und das Mitleid für die bedrohten Opfer abzustumpfen. Sonntag früh rief Manuel auf dem Stadthause zu den Waffen. Verdun sei angegriffen, könne sich nicht halten, ganz Paris müsse zu seinem Schutze ausziehen. Man beschloß, alle Bürger zum Streite zu entbieten, und bis zum Abmarsch auf dem Marsfelde campiren zu lassen. Alle Verdächtigen und Feigen werden entwaffnet, die Barrieren sämmtlich geschlossen; 24 Commissare gehen zu den Armeen und in die Departemens ab, um diesen Anstoß mitzutheilen; die Uebrigen heben die Sitzung auf, um in den einzelnen Sectionen die Gefahr des Vaterlandes zu schildern. Dies war schon am 1. von Robespierre beantragt worden: jetzt geschah es, und diese Männer waren es, die in den Sectionen die Losung gegen die Gefängnisse ausgaben, während draußen die Sturmglocken heulten und die Lärmkanone erscholl.

Die Bürger hielten sich scheu zu Hause oder gingen langsam zu den Sammelplätzen der Bataillone; in den Sectionshäusern fand man durchgängig nur die bearbeiteten und bereitwilligen Proletarierhaufen; so ging hier mehrmals der Beschluß durch, Paris nicht eher zu verlassen, bis alle Verräther vertilgt seien. Auf dem Stadthause constituirten sich unterdeß Panis, Sergent und Genossen als neuer Wachausschuß, indem sie laut des vorgestrigen Beschlusses des Gemeinderathes sich Marat und fünf Andere, darunter Robespierre's Hauswirth, als Collegen zuordneten. Von hier aus erhielten die Mörderbanden ihre einzelnen Befehle, empfingen Geld und Lebensmittel, erstatteten Bericht von ihren Thaten. Die Nationalversammlung erfuhr zunächst nur den Beschluß des Gemeinderaths, ganz Paris unter die Waffen zu rufen, und belohnte ihn nach einem pathetischen Vortrage Vergniaud's mit lautem Beifall. So eben hatte sie auf Betreiben der Dantonisten die Cassation der Commune vom 30. zurückgenommen, und nur eine Verstärkung des Gemeinderaths durch Neuwahlen verordnet; jetzt erschienen außer Roland die Minister, um sie nach Danton's Ausdruck zu elektrisiren, d. h. um sich selbst eine schrankenlose Dictatur übertragen zu lassen. Lebrun begann mit der erfundenen Nachricht, daß Rußland sich zum Kriege gegen Frankreich anschicke, und ein Heer und eine Flotte aussende. Servan folgte mit dem Begehren weiterer vier Millionen außerordentlicher Kriegsmittel. Die Gemüther waren vorbereitet. Danton sprach: „Das Vaterland ist im Begriff sich zu retten; die Commune ist mit einem großen Beispiel vorangegangen, an Euch ist es, die erhabene Bewegung des Volkes zu unterstützen. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der nicht ausziehen will. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar die Unternehmungen der Regierung hindert. Nur Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit, und das Vaterland ist gerettet.“ — Alles wurde bewilligt und verfügt. Mit so unerhörter Vollmacht verließen die Minister den Saal. Während draußen in allen Gefängnissen das Blut in Strömen floß, setzte sich Danton mit seinen Genossen Desmoulins, Fabre, Robert und deren Frauen zu einem prunkenden Festmahle nieder.

Das Morden begann gegen drei Uhr mit der Hinmetzelung von zwanzig Priestern, die gerade von dem Stadthause nach der Abtei transportirt und auf Anreizen der zu ihrer Escorte bestimmten Föderirten von dem Pöbel zusammengehauen wurden. Darauf besetzte eine Bande von etwa 200 Mann die Abtei, ein anderer Schwarm das Gefängniß der Carmeliter, ein dritter die Conciergerie, ein vierter den Kerker des Chatelet, ein fünfter das Gefängniß la Force. Man ließ sich die Register der Verhafteten geben, holte sie meistens einzeln aus den Zellen heraus, stellte sie vor ein Volkstribunal, welches die Führer der Banden aus eigener Machtvollkommenheit niedergesetzt hatten, und entschied hier nach kurzem Verhör über ihr Schicksal. Alle mußten vorher ihre Taschen ausleeren; die Beurtheilten wurden dann in den Hof des Hauses hinausgestoßen und auf der Stelle niedergemacht. Ein gräßliches Jauchzen begleitete jeden Streich, die Mörder nahmen wohl Abrede, keinen scharfen Hieb zu führen, um die Lust des Hinschlachtens länger zu genießen; die Commune sorgte für Wein, Weiber verstümmelten die Leichname, Kinder ließ man das Blut der Aristokraten trinken. Manuel, Billaud, die Mitglieder des Wachausschusses gingen lobend und antreibend ab und zu; die Banden beschickten sich gegenseitig aus den Gefängnissen, ob Alles gut gehe, und erhielten unter dem donnernden Rufe: das Volk soll leben, den erwünschten Bescheid. So ging es den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch.

In der Stadt war eine schwer zu beschreibende Stimmung. In den demokratischen Quartieren selbst schauderte man über die einzelnen Scheußlichkeiten, aber es ist nöthig, sagten die Bürger, die Aristokraten hätten unsere Weiber und Kinder geschlachtet, wäre man ihnen nicht zuvorgekommen. In den wohlhabenden Sectionen wechselten Bestürzung, Abscheu und Jammer, viele tausend Familien waren in Todesangst um ihre verhafteten Angehörigen, man harrte mit Sehnsucht auf die Requisition der bewaffneten Macht, die ja doch unmöglich, wie man meinte, ausbleiben könnte. Man wußte noch nicht, daß alle requirirenden Behörden an der Spitze des blutigen Unternehmens standen, daß der Maire Pethion in

seiner eigensüchtigen Vorsicht sich ängstlich hütete, den Zorn der Mörder auf sich selbst zu ziehen, daß der Befehlshaber der Bürgergarde Santerre nur von den Winken seines Schwagers Panis und Robespierre's abhing. Einzeln aber vorzugehen, auf eigene Hand den Versuch gegen die Banden zu wagen, dazu war diese Bürgerschaft seit dem 10. August schon zu tief eingeschüchtert und unterjocht. Als ein muthiger Advocat, Lavaux, es unternahm, die Mannschaft seiner Section in Bewegung zu setzen, brachte er nur eine starke Patrouille zusammen; als er an dem nächsten Gefängnisse ankam, hatte sie sich bis auf neun Mann verlaufen.

Die Nationalversammlung blieb, trotz rasch anlangender Nachrichten, hartnäckig bei ihrer Tagesordnung. Abends spät schickte sie einmal eine Deputation in die Abtei, die mit der Kunde zurück kam, sie sei nicht durchgedrungen und habe im Dunkel nicht sehen können was vorgegangen. Bei manchem Mitgliede war es die Furcht, die das Stillschweigen erzwang; sonst gab es auf der äußersten Linken eine große Anzahl Theilnehmer am Complotte; dazu kam eine Masse dienstwilliger Geister, die nach dem Auftreten der drei Minister durch Mißbilligung des Blutbades das Wohl des Vaterlandes zu verletzen gescheut hätten; endlich die Gironde hatte bis dahin nicht das Geringste gegen die Schlächterei zu erinnern. Man hörte einstweilen fast nur von erschlagenen Priestern, Schweizern, Dolchrittern. Das waren ihre Widersacher, wie die der Sansculotten. Den unverbesserlichen Royalisten ein für alle Mal einen gründlichen Schrecken einzuprägen, schien dem öffentlichen Wesen nur zu frommen. Die Journalisten der Partei, Louvet, Brissot, Gorsas schickten sich demnach an, für den folgenden Tag von der traurigen, aber heilsamen und nothwendigen Rechtspflege des Volkes zu reden. Die Nationalversammlung schwieg mit seltener Einstimmigkeit.

Desto stürmischer ging es auf dem Stadthause her. Der Gemeinderath versammelte sich um vier Uhr wieder, da kamen die Nachrichten, daß das Volk die Gefängnisse stürme; die Aufregung wurde gewaltig, denn auch in dieser Versammlung gab es eine Menge Nichteingeweihter, die mit tiefer Entrüstung sich gegen das

Blutvergießen erhoben. Man beschloß denn ihnen zu Liebe, Commissare in die Gefängnisse zu senden, zunächst um die Schuldgefangenen zu befreien, sodann aber auch, um das Volk zu Pflicht und Gesetz zurück zu führen. Allein bei der Ernennung derselben sahen die Häupter sich vor; eben die Männer, die hier zur Verhütung des Mordens ausgeschickt wurden, saßen um Mitternacht in la Force als Großrichter des Volkes und Lenker der Metzelei. Zugleich kam Robespierre auf seinen Haß gegen die Gironde zurück. Billaud Varennes schilderte in ausführlicher Rede die Lage des Reiches, welches von Feinden bedroht und von Verräthern zerrissen sei; darauf erklärte Robespierre: Niemand wage es, die Führer der Verschwörung zu nennen, wohlan, er klage sie an, die Mehrzahl der Minister, Roland, Brissot, die Faction der Gironde, die verbrecherische Commission der 21, er werde morgen die Beweise vorlegen, sie seien alle an den Herzog von Braunschweig verkauft. Der Gemeinderath decretirte ohne Zaudern, die Minister hätten das Zutrauen des Volkes verwirkt[1]). Die Absicht war ohne Zweifel, alle Gewalt in den Händen Danton's und der Lenker des Gemeinderaths zu vereinigen. Der Beschluß wurde in einigen Sectionen wiederholt[2]), einige hundert Bewaffnete suchten in Roland's Wohnung einzudringen, der Wachausschuß gab auf der Stelle einen Haftbefehl gegen den Minister, gegen Brissot und acht Girondisten[3]). Es wäre das Todesurtheil Aller gewesen. Indeß noch einmal trat Danton dazwischen, weil er üble Folgen für die eigene Partei besorgte, man kam überein, sich mit einer Haussuchung bei Brissot zu begnügen, und nur dann weiter vorzugehen, wenn dessen Papiere Anhaltepunkte dazu ergäben. Indeß fand sich nicht das Geringste, ohne daß Robespierre sich dadurch hätte abhalten lassen, seine Anklagen gegen die 21, gegen Brissot, gegen das Ein-

---

1) Steht nicht in den Protocollen der Commune, wird aber am 3. in der Sitzung der A. N. erwähnt.

2) Peltier 233, setzt es, wohl nach Louvet, zum 1. Sept.

3) Louvet setzt ihn zum 1. Sept., Pethion zum 4., doch ist das Datum des 2. sicher durch Roland's Schreiben an die A. N. vom 3., sein Placat vom 13. (B. 18, 29), und die Memoiren seiner Frau II., 20.

verständniß der Gironde mit Preußen fort und fort zu wiederholen[1]), und insbesondere Roland's Einwirkung auf die bevorstehenden Conventswahlen mit grellen Farben zu schildern[2]).

Diese Vorgänge zeigten denn der Gironde mit der Helle des Blitzstrahls den Abgrund, der vor ihren Füßen lag. Von nun an war keine Verschmelzung mehr zwischen ihnen und den Demokraten möglich. Ihre eigene unmittelbare Lebensgefahr war nöthig gewesen, sie zu dieser Ueberzeugung zu bringen, und auch jetzt drang sie nur allmälig in die einzelnen Gemüther ein. Allen übrigen voran war Roland. Sein Zeitungsschreiber Louvet mußte am 3. eine neue Auflage des gestrigen Blattes liefern, worin das Lob der Mordthaten mit ebenso nachdrücklichem Tadel vertauscht war[3]). In einem Schreiben an die Nationalversammlung denuncirte er die Angriffe auf die Minister, sprach in verhüllenden Wendungen von dem Gefängnißmorde und bewirkte eine Proclamation, welche das Volk zur Gesetzlichkeit ermahnte. In der That begann in der Versammlung ein allgemeiner Unwille zu kochen, als die Hinrichtungen mit dem Tode der Priester und Schweizer nicht endigen wollten, als vielmehr am Morgen des 3. die Banden überall ihre Arbeit unermüdlich fortsetzten, und zum Theil mit ausdrücklichen Vollmachten der Polizeibehörde versehen, das Schlachten in allen anderen Gefängnissen der Hauptstadt begannen. Auch in der Masse des Bürgerstandes wuchs die Entrüstung stündlich. Die Vorstände aller Sectionen hatten am Abend des 2. einer Versammlung bei Pethion beigewohnt, wo militärische Maßregeln berathen, und heftige Schmähungen und Verdächtigungen zwischen Gironde und Demokraten gewechselt wurden[4]); es war deutlich, daß ein Ende der Gewaltthaten sich gar nicht absehen ließ, wenn nicht mit Nachdruck Einhalt geschehe. Sie brachten deshalb einige Bürgergarden zusammen, Pethion theilte ihnen mit, auf mehrmalige Anfrage habe der Commandant Santerre die nöthigen Befehle erlassen: aber die

---

[1]) Berichte darüber in der A. N. 4. Sept. XVII, 443.

[2]) Gabol an Frau Roland 10. October.

[3]) Beaulieu.

[4]) Roland's Brief an die A. N. vom 3.

Befehle blieben aus [1]), und ohne sie fürchtete sich jeder von den Waffen Gebrauch zu machen. Die Vorstände wandten sich darauf an Danton als den unläugbaren Führer des Ministerraths. Er beschied sie auf den Abend zu einer Verhandlung, an welcher die meisten Minister, das Bureau des Reichstages, Robespierre, Pethion und Andere Theil nahmen. Man besprach zuerst mit trüben Erwägungen den Krieg, dann kam einer der Sectionsvorstände auf die Gefängnißmorde, und begehrte, man möge, wie man hier versammelt sei, aufbrechen und dem Volke in den Weg treten. Alles blieb stumm, endlich rief Danton: Setze dich, es war nöthig so. Der Mann beruhigte sich nicht, nahm Pethion und Robespierre zur Seite, und beschwor sie, durch ihren Einfluß beim Reichstage die Ernennung eines Dictators auf 24 Stunden zu bewirken. Robespierre fuhr auf: Hüte dich wohl, sie würden Brissot ernennen. Pethion sprach kein Wort [2]).

Ich breche hier die Einzelschilderung dieser entsetzensvollen Tage ab. Genug ist angeführt, um Triebfedern, Urheber und Zweck der Frevel zu bezeichnen, und ihnen in der Entwickelung der Revolution die richtige Stelle anzuweisen. Mehr Detail, als dazu erforderlich ist, wiederholen, hieße den Beruf des Geschichtschreibers beflecken. Ziehen wir das Ergebniß. In den meisten Gefängnissen dauerte das Morden bis zum Abend des 4., in einigen jedoch bis zum 6. und 7. September ununterbrochen fort. Es gab keine Gräuel, die nicht mit dem Blutvergießen verbunden wurden. In La Force tödteten die Mörder die Prinzessin Lamballe, die nächste Freundin Maria Antoinette's, besudelten und zerfetzten den Leichnam, und trugen das Haupt vor die Fenster des Tempels, um die königliche Familie zu dem gräßlichen Anblicke zu zwingen [3]). Es war die Rache für die Festigkeit, mit welcher Ludwig XVI. das Ansinnen abgelehnt hatte, den König von Preußen zum Rückzuge

---

[1]) Aussage der Sectionspräsidenten vor der Commission der 21, bei Louvet 133, Pethion's Aussage bei Buchez XXI, 104.

[2]) Aussage Mandar's, Vicepräsidenten der Section des Tempels bei Prudhomme, crimes IV, 123.

[3]) Clery p. 21. Menessier.

aus Frankreich aufzufordern[1]). In der Salpetriere, einem Frauengefängniß, befriedigten die Arbeiter der Commune an den Opfern zuerst ihre Wollust, dann ihren Blutdurst; in Bicetre, wo 5000 Verbrecher, Wahnsinnige und Invaliden zusammengebracht waren, wandte man Artilleriefeuer an, um in kurzer Frist die größtmögliche Menschenmenge hinzuschlachten. Die Gesammtzahl der Hingewürgten ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Gleichzeitige Erzähler reden von acht, von zehn, ja von fünfzehn tausend Todten; die demokratischen Historiker unserer Zeit haben kaum tausend zugeben wollen, da die von den beiden Hauptgefängnissen erhaltenen Listen nur 311 Erschlagene aufführen. Allein der Schluß ist schon deshalb unsicher, weil eine Menge Verhafteter bei dem tumultuarischen Verfahren der letzten Tage gar nicht einregistrirt wurde. Von anderen gleichzeitigen Namenlisten gibt eine 1414 Todte, eine zweite 1316, eine dritte nennt 1005, fügt aber dann noch hinzu, daß außer diesen in Bicetre eine Zahl von mehr als tausend Menschen gemordet worden sei. Nicht Alle waren politisch Verfolgte: hier und da wurden gemeine Verbrecher erschlagen, an anderen Punkten aber auch befreit und sogar unter die Volksrichter eingestellt[2]).

Während so in den Gefängnissen die Mörder ihr Bluthandwerk betrieben, strömten bei dem Sicherheitsausschusse des Stadtrathes die kostbaren Besitzthümer der Verhafteten und Verfolgten zusammen. Die Mörder machten nur selten Anstalt, sich selbst etwas zuzueignen[3]), dann erschienen Vertreter des Gemeinderaths, baten, den schönen Tag nicht durch Diebstahl zu besudeln, ver-

---

[1]) Auch hier hat die Biographie universelle wieder Großes in dem Aufwärmen alter Lügen geleistet. Nach allen Regeln der Kritik und des Menschenverstandes entscheidet das Zeugniß Malesherbes für die Ablehnung. Eben so sicher ist, daß, wie Ludwig den Brief nicht geschrieben, Friedrich Wilhelm keinen solchen empfangen hat. Die Behauptung der falschen Memoiren Ludwig XVIII., Orleans habe Ludwig's Handschrift nachgemalt, ist so grundlos wie der größte Theil dieses Buches.

[2]) Prudhomme crimes, bestätigt durch Garat's Erwägungen im November (Sitzung des Convents vom 13.), daß von den befreiten Verbrechern die leichtern frei bleiben, die Räuber und Mörder aber wieder eingebracht werden sollten.

[3]) Einmal in der Conciergerie, Protocoll der Commune; in der Abtei, Jourdan's Bericht. Die Mörder erhielten Sold, 6 bis 20 Frs., und reichlichen Wein.

sprachen regelmäßige Besoldung, gaben Einzelnes Preis und brachten den größten Theil der Beute in Sicherheit. Sonst mußte die Sectionsbehörde, zu deren Bereich das Gefängniß gehörte, die Effecten sammeln, und dann in Masse dem Sicherheitsausschusse zusenden. Verzeichnisse wurden nicht aufgenommen, der Empfang nicht bescheinigt, jede geordnete Aufstellung vermieden. Es war kein Hinderniß für den Ausschuß, wenn eine Section ein Paket versiegelt hatte [1]). In den weiten Sälen des Stadthauses stapelte man Kisten und Kasten, Geldsäcke und Assignaten, silberne Gefäße und goldene Uhren, Ringe und Edelsteine, Waffen und Hausgeräth, Ergebnisse der Haussuchungen, Mordthaten und Befreiungen, Alles durch einander auf. Es ist unmöglich, den Werthbetrag dieser Dinge auch nur annähernd zu bestimmen, da niemals Rechnung darüber gelegt, und der später von der Gironde betriebene Proceß gegen die Ausschußmänner in dem Sturze dieser Partei untergegangen ist. Nur ein ungefährer Maßstab der Schätzung läßt sich gewinnen, wenn man erwägt, daß bei den zahllosen Haussuchungen seit dem 10. August auf Befehl der Commune überall das baare Geld fortgenommen und Assignaten (damals 60%) dafür zurückgelassen [2]), daß allein in der Nacht auf den 30. August 3000 Menschen meist aus wohlhabendem Stande verhaftet, daß in den Septembermorden wenigstens 2000 umgebracht und beraubt, daß alle Kostbarkeiten der Kirchen und königlichen und fürstlichen Schlösser [3]) mit diesem Raube vereinigt wurden. Den verhafteten Geistlichen schmeichelte Manuel am 31. mit der Aussicht, sehr bald aus Frankreich entfernt zu werden, sie ließen sich deshalb ihre Baarschaften für die Reise in das Gefängniß verabfolgen, drei Bischöfe aus reichen Häusern waren unter der Zahl, man ermißt leicht, welche Summen hier zusammen flossen. Septeuil war Schatzmeister der königlichen Civilliste; er selbst entfloh

[1]) Sitzung der Commune 14. Nov. und Moniteur vom 12. Mai 1793.

[2]) Morris an Jefferson 8. August 1793.

[3]) Die Hotels der Prinzen von Artois und Polignac waren vollständig ausgeräumt und die Effecten auf das Stadthaus geschafft worden. (Rev. de Paris 14, 498.)

nach England, seiner Frau nahm man an Assignaten und Edelsteinen über eine Million L. weg[1]). Im Convente wurde später erklärt, die Commune habe Kostbarkeiten im Werthe von zwölf Millionen in ihrem Verwahr, ein ander Mal, es seien ihr von deponirten Gegenständen über eine Million Livres in Gold abhanden gekommen, während umgekehrt Panis sich rühmte, er habe dem Vaterlande beinahe zwei Millionen erhalten, über welche gar kein Protocoll existirt habe. Diese wenigen Notizen ergeben hinreichend, daß das in diesen Schreckenstagen geraubte Gut allein in Paris nur nach Millionen gemessen werden kann.

Solche Dinge brauchen nur ausgesprochen zu werden, um Abscheu zu erregen. Aber es gab noch ein Schlimmeres als den bluttriefenden Raub, ich meine den Raub, der sich mit der Waffe der Gesetzgebung vollzog. Denn dieser griff noch tausendfach ärger umher, und konnte es dabei wagen, sich als Meisterstück einer neuen Socialpolitik zu brüsten. Während die Mörder der Abtei die Eigenthümer in Paris erschlugen, untergruben die von ihren Lenkern erzwungene Decrete das Eigenthum in ganz Frankreich. Am 1. September schon befahl der Reichstag die Anfertigung von soviel Papier, daß der Convent sofort 300 Millionen neuer Assignaten emittiren könnte. Es waren gerade vier Wochen vergangen, seitdem die Nationalversammlung selbst eine gleiche Summe Papiergeld geschaffen hatte: wer sich über einen so colossalen Verbrauch wundern mochte, erhielt vier Tage später die Aufklärung, daß der Monat August außer allen laufenden Verwaltungskosten bei gänzlich stockender Steuererhebung eine außerordentliche Ausgabe von 98 Millionen gehabt hatte. Wenn man dabei erwägt, daß für den Krieg damals kaum 100,000 Mann schlagfertig im Felde standen, und bei den militärischen Organisationen im Innern überall über Geldmangel geklagt wurde, so ist es klar, auf welchen Wegen der größte Theil jener Summen abfloß. Außerdem empfingen aber alle Hauptpersonen der damaligen Staatsge-

---

[1]) Peltier II. 316. Im April fand sich davon nur eine Summe von 6700 L. protocollirt, und an deren Stelle ein gleicher Betrag in falschen Wechseln. B. XXVI. 209.

walt noch ihr besonderes Theil. Schon am 28. August hatte das Ministerium 2 Millionen zu geheimen Ausgaben erhalten, die bis auf Weniges von Danton allein und ohne Rechnungsablage verbraucht wurden. Am 4. September erfreute man die Proletarier des Reiches durch neue 12 Millionen für Getreideankäufe, am 5. die Sectionen von Paris mit etwa einer halben Million für die von ihnen zu rüstenden Vaterlandsvertheidiger, noch am 17. die Commune zu den schon empfangenen 7 beinahe 2 Millionen zu revolutionären Bedürfnissen. Kurz, man verstand es, das neu geschaffene Papier, welches alle Lebenssäfte Frankreich's in sich aufsog, an den Mann zu bringen.

Ebenso wenig war man in Verlegenheit, um diesem Papiere selbst immer frische Nahrung, immer neue Hypothek zuzuführen. Die Güter der Emigranten versprachen schon einen Betrag von drei oder vier Milliarden; man hatte aber gleich von Anfang an einige Bedenken, die wir später kennen lernen werden, und fügte deshalb am 19. die rascher verfügbaren Güter des Malteserordens im Betrage von 400 Millionen der großen Confiscation hinzu. Außerdem steigerte man die Bedrückung der Emigranten in demselben Augenblicke, in dem man allen Nichtdemokraten nur zwischen Mord und Flucht die Wahl ließ. Man befahl, daß keinem Emigranten ferner eine Staatsrente ausgezahlt werde, daß jeder Vater eines Emigranten auf seine Kosten (nahe an 2500 L. jährlich) an der Stelle des Sohnes zwei Soldaten ausrüsten und unterhalten sollte. Von einer Unterscheidung zwischen den Ausgewanderten, die in Coblenz unter Waffen standen, oder die widerwillig vor den Dolchen der Banditen geflohen, war keine Rede.

Wenn bereits das alte Regime ein übergroßes Gewicht auf die Bilanz der Ein- und Ausfuhr bei edlen Metallen gelegt hatte, so war bei diesen Jacobinern, die alle Mißbräuche des alten Staates erneuerten, eine Maßregel gegen die Goldausfuhr von ganz besonderem Belange. Die Nationalversammlung verbot, weil der Wucher durch Hinwegflüchten des Metallgeldes das Volk auszuhungern suche, die Ausfuhr der Gold und Silbermünze am 5., und sodann am 16. September die Ausfuhr der Gold- und Sil-

bergeräthe. Man muß sich dabei erinnern, daß die Commune bei ihren Haussuchungen überall das vorgefundene Baargeld in Beschlag genommen und gegen Assignaten eingewechselt hatte. Das Verbot ging also offenbar über handelspolitische Zwecke hinaus.

Noch tiefer schnitten aber in Eigenthum und Wohlstand die Verfügungen des 9. und 16. September über den Handel mit Lebensmittteln ein. Die Brodfrage war, wie wir wissen, damals der praktische Typus dessen, was heute die sociale Frage genannt wird: zu ihrer Lösung wurde jetzt, vier Wochen nach dem Siege der Demokraten, der erste Schritt im Sinne des Staatscommunismus gethan. Bisher hatten die Proletarier erzwungene Preistaxe erstrebt, womit in der Regel die Entscheidung der Pöbelmasse der einzelnen Gemeinde überliefert wurde. Jetzt schlug man einen verdeckteren und universelleren Weg ein. Man verbot jede Störung des Handels, ordnete ein Verzeichniß aller im Lande existirenden Vorräthe an, und befahl den Behörden, auf dessen Grund die Besitzer zu verhältnißmäßigen Lieferungen an die Märkte zu nöthigen. Wir werden sehen, wie bald sich an diesen ersten Schritt in der Verfügung über den Privatbesitz stärkere Maßregeln anreihten.

So trat diese sogenannte Demokratie im September zu Paris auf, so behandelte sie die Personen und Güter mit zügellosem Despotismus. Sie erreichte damit ihr nächstes politisches Ziel, indem sie in der Hauptstadt die Conventswahlen sich vollständig sicherte. Wie sehr sie dazu des Schreckens bedurfte, wie wenig sie der Volksstimmung traute, zeigte noch am 29. ein Befehl der Commune, daß die Ernennung jedes Wahlmannes mündlich erfolgen, und von den übrigen Sectionen bestätigt werden sollte: man war dann seiner Sache gewiß, wenn nur in 25 Sectionen unter 48 die Einschüchterung gelang. Es zeigte sich aber, daß man das Mittel kaum bedurft hätte. Fast in allen Sectionen hatten die Schreier der Clubs das Feld allein, höchstens daß einige Priester mit nutzlosem Widerspruche lästig fielen. Die Führer hatten beinahe den Eifer ihrer Trabanten zu mäßigen, da diese das praktische Ziel des Systemes, den Sturz der Eigenthümer zu unbefangen an das Licht stellten. Die Cordeliers bemerkten, daß in der

Stadt der Luxus sich zu verstecken, das Silbergeräth zu verschwinden beginne. Sie mahnten, die Zeit sei noch nicht gekommen, die Aristokratie der Reichen zu treffen, die Preußen würden Victoria singen, wenn in Paris das Eigenthum abgeschafft würde. Mögen also die Armen sich beruhigen, bald genug wird der Tag kommen, der Tag nach dem Ende des Krieges, wo das Maß des Gesetzes die Vermögenszustände regeln wird [1]). Dies war von den Ansichten, welche auf die Urwähler Einfluß hatten, die gemäßigte: man kann sich denken, wie jacobinisch der so ernannte Wahlkörper ausfallen mußte.

Immer aber hielt auch bei diesem die Commune eine entsprechende Anwendung des Schreckens für gerathen: so gering war das Vertrauen dieser Bande zu jedem französischen Bürger, der nicht ganz unmittelbar zu ihrem Pöbel und ihren Mordknechten gehörte. Auch der Wahlkörper, wurde bestimmt, sollte seine Verhandlungen öffentlich im Locale des Jacobinerclubs halten, dessen Galerien unaufhörlich von Robespierre's und Marat's bewaffneten Verehrern besetzt waren. Die Sitzungen begannen eben am 2. September; an diesem Tage bedeutete es etwas, dem Zorne des souveränen Volkes zu trotzen, wenn es von den Tribünen herab sein Bravo und sein Grunzen in die Debatten hineinwarf. So wurde man zwar mit einigen feuillantistischen Stimmen, die sich trotz aller Vorkehrungen der Commune eingeschlichen, gründlich fertig, indem man die Männer sofort hinausjagte, und sie Gott danken mochten, daß sie lebend hinauskamen. Dann aber gab es neuen Zwist, welcher die Unentbehrlichkeit der Zwangsmittel für die demokratischen Zwecke glänzend bestätigte. Theils war die Gironde doch zu lange die lenkende Fraction der Jacobiner gewesen, als daß man sie von vorn herein hätte ganz ausschließen können: gerade ihre praktisch kräftigsten Männer, wie Louvet und Gorsas, übten entschiedenen Einfluß auf einen Theil des Wahlcolleges. Anderentheils waren die Demokraten selbst nicht vollständig unter einander geeint, insinsbesondere Robespierre nicht überall mit Danton und dessen Ge-

---

[1]) Révol. de Paris.

nossen einverstanden. Um so mehr begann man wie bei den Urwahlen mit dem Beschlusse, mündlich zu stimmen, und jede Wahl der Ratification der Urversammlungen zu unterwerfen, und schritt dann am 3. September zu der Ernennung des ersten Deputirten. Es war der Augenblick, in welchem die Gefängnißmorde ihren gräßlichsten Höhepunkt erreichten: der erwählte Deputirte war Maximilian Robespierre. Die Gironde hatte sich geschmeichelt, wenigstens Pethion, den tugendhaften Maire, den gefeierten Vater des Volkes, neben ihn zu stellen; sie konnte aber nicht einmal, nachdem er in Chartres gewählt war, ein leeres Anerkennungsvotum durchsetzen. Es folgten die Wahlen von Danton, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins: es war klar, daß die Gironde kaum einen einzigen Candidaten erlangen würde, obwohl einige Cordeliers mit Robespierre's Unversöhnlichkeit unzufrieden waren, und z. B. zu Brissot Zutrauen gehabt hätten. Allein über jede Aeußerung dieser Art fiel vor Allem Marat mit grenzenloser Wuth her, denuncirte die Vorgeschlagenen und ihre Beschützer in giftigen Placaten, und mahnte das patriotische Volk mit den feilen Söldlingen Necker's, Lafayette's, Braunschweig's aufzuräumen. Seine eigene Wahl kostete immer noch einige Mühe; die Debatte, die sich darüber entspann, ist für Freunde und Gegner und damit für Marat's eigene Stellung höchst bezeichnend. Die Demokraten schämten sich seiner; er muß in den Convent, sagten sie, nicht als der Weiseste und Trefflichste, aber als ein Stück Sauerteig zur Erhebung der Masse. Am 7. kam seine Candidatur zur Sprache, unterstützt durch seinen würdigen Freund, den Capuziner Chabot. Auf politischen Widerspruch ließ sich Niemand ein: aber, rief Voidel, wollt ihr einen Patrioten, der eine ihm schuldige Summe in Assignaten zurückgewiesen und baares Geld begehrt hat — einen Ehrenmann, der von einem Gläubiger gemahnt, seinen Freund Legendre eiligst ersucht, eine bei ihm deponirte Geldsumme zu verläugnen — einen Unbescholtenen, der zwei Jahre lang von dem Bürger Maquet und dessen Frau in einer Kellerwohnung verpflegt, Maquet endlich durch eine angebliche Commission entfernt und sich dann die Frau und die Möbel des Mannes aneignet? Marat ent-

gegnete keine Sylbe, aber seine Bande brüllte: wir werden sehen, noch ist das Beil erhoben, noch halten wir das Seil der Sturmglocken. Die Gironde stellte ihm als schneidendsten Contrast den englischen Philosophen Priestley entgegen, der mit unzweifelhaftem Radicalismus eine fleckenlose Persönlichkeit verband. Da erklärte endlich Robespierre: es sind Philosophen genug im Convente, wir brauchen statt der Büchermacher muthige Kämpfer, Menschen, die vom Despotismus gezwungen waren, sich Jahre lang in einem Keller zu begraben. Danton stimmte ein und Marat wurde Vertreter der Nation. In diesem Sinne ging es weiter, die 24 Deputirtenstellen hindurch, nichts als Dantonisten oder Maratisten des reinsten Wassers. Die Gironde erlangte den einen Dussaulx, einen alten schwachen Mann, der Niemand gefährlich werden konnte. Der letzte Candidat war der Herzog von Orleans, den eine Anzahl von ihm bestochener Wahlmänner unterstützten, hier einige Dantonisten, dort von den Girondins Gorsas. Robespierre aber und Marat wollten nichts von ihm wissen, und begünstigten eine der Zierden des Gemeinderathes, Lhuillier. Da geschah, daß Marat die Unverschämtheit hatte, für seine Pamphlete von dem Minister Roland eine Staatssubvention von 15,000 L. zu fordern, und als Roland, der stete Gegenstand seiner Schmähungen, ihn verächtlich abwies, die Summe von dem Herzoge von Orleans erhielt. Dies trug dem Herzoge Marat's Unterstützung im Wahlkörper ein, so daß er bei der Abstimmung genau die absolute Mehrheit gewann. Sogar dies wurde angefochten; es war aber spät Abends, und die Secretaire des Handels müde; sie verkündeten also den Herzog als richtig gewählt. So kam Philipp Joseph in den Convent, zum Königsmord und zum Blutgerüste[1]).

Die meisten der Gewählten waren namenlose oder anrüchige Menschen, die keinen anderen Titel als ihre schrankenlose Brauchbarkeit für die Factionszwecke besaßen. Wie man alle Mittel der Gewalt bedurft hatte, um ihre Ernennung möglich zu machen, so hatte man auch ein klares Bewußtsein über den Eindruck, welchen die

[2]) Ducoing Philippe d'Orleans.

Wahl bei der Mehrheit der Bürger hinterließ. Er war so entschieden ungünstig, daß man den vorher eifrig betriebenen Beschluß, die Wahlen durch die Sectionsversammlungen bestätigen zu lassen, nachher in tiefem Schweigen begrub, statt dessen aber feststellte, den Convent zur Ausstoßung aller freiheitsfeindlichen Deputirten aufzufordern. Indessen was kümmerte diese Partei die Gesinnung der Menschen, so lange sie die Gewalt und den Sieg in der Hand behielt? Mochten die Pariser Bürger murren, mochten sie in einigen Sectionen bewaffnet zum Schutze des Eigenthums und der Personen zusammen treten, und Beschwerden über die Commune an die Nationalversammlung bringen: der Gemeinderath ließ ermorden so lange er wollte, und die Hauptstadt hatte im Convente keine anderen Vertreter als die Männer des Berges. Gelang es in den Provinzen, wie in Paris, so stand Frankreich der Demokratie zur Verfügung. An Rührigkeit und Anstrengung hatte man es auch hier nicht fehlen lassen.

An demselben Tage, an welchem Robespierre gewählt und das Haupt der Lamballe unter das Fenster der Königin getragen wurde, eilten die Agenten der Faction aus allen Thoren von Paris, um das rothe Banner auch in den Provinzen aufzustecken. Die Aussichten schienen nicht schlecht, denn der Schlag des 10. August, der die Verfassung und die bestehenden Centralgewalten zertrümmerte, hatte bereits die Zerrüttung in alle Departemens getragen. Ein eifriger Jacobiner, Jean Debry, schilderte etwas später [1]) den Zustand dem Convent in folgenden Worten: „Ueberall waren dem kecken Verbrechen und den selbstsüchtigen Umtrieben die Wege geöffnet. Ueberall waren unbekannte Autoritäten auf eigene Faust erstanden. Der Bürger wußte nicht, wer ihm befahl, und mit welchem Rechte ihm befohlen wurde. Eine Gewalt erhob sich gegen die andere, und drückte der beginnenden Herrschaft der Freiheit den Charakter des Despotismus und der Willkür auf." Es war eben überall wie in Paris, überall griffen Clubs und revolutionäre Sectionen nach der Herrschaft: es kam nur darauf an,

---

[1]) Sitzung des Convents. 26. September 1792.

diese Elemente in ein großes Ganze zu vereinigen. Demnach ließ Danton, gleich nachdem die Nationalversammlung am 2. den Ministern jene schrankenlose Dictatur übertragen, durch das Conseil die Bestallungen seiner Commissare zeichnen. Die Auswahl der Personen riß er kurzer Hand an sich; Roland war verdrossen und grimmig, sah sich aber überstimmt und unterzeichnete. Es waren durchgängig Mitglieder des Gemeinderathes, und zwar die heißesten, derbsten und unbedingtesten aus der Masse, welche Danton sich erkor: als immer übler berufene Subjecte zum Vorschein kamen, zog Roland endlich seine Unterschrift zurück, Danton aber fragte lachend, ob er etwa zarte Jungfrauen schicken sollte. Zur Ausfertigung der Instruktion benutzte er jedoch, um allen Weiterungen vorzubeugen, einen Augenblick, in dem Roland die Sitzung verlassen hatte. Sie lautete präcis und einfach, die Commissare sollten an alle Behörden alle Requisitionen gelangen lassen, welche sie zum Heile des Vaterlandes nöthig erachteten, und bei requirirten Lieferungen die Preise des Getreides u. s. w. selbst bestimmen. Daneben hatten die Commissare eine harmlosere Anweisung zum Vorzeigen, die auch Roland bekannt, und auf Benehmen mit den Clubs, Anregung der öffentlichen Meinung und Beschleunigung der Kriegsrüstung gerichtet war. Das letzte Wort aber sprach auch hier der Pariser Gemeinderath aus. Obwohl er amtlich mit den übrigen Departemens nicht das Mindeste zu verhandeln hatte, ernannte er seinerseits 24 Sendboten, zum Theil dieselben Menschen, die auch von den Ministern bevollmächtigt waren, ein einfaches Mittel, um bei etwaigen späteren Vorwürfen mit den verschiedenen Personen und Vollmachten Versteck zu spielen. Hier lieferte die Schriftstücke der Sicherheitsausschuß der Commune, unter der zukunftreichen Benennung, Ausschuß des öffentlichen Wohls. In einem Rundschreiben an alle Gemeinden des Reiches verkündete er, daß das Volk einen Theil der verhafteten Verschwörer durch eine That nothwendiger Gerechtigkeit vernichtet habe, und forderte alle Mitbürger, Brüder und Freunde auf, jeder an seinem Theile diese dringende Maßregel des politischen Heiles zu wiederholen. Zur besseren Beglaubigung erhielt dieses Circular die Gegenzeich-

nung des Justizministers Danton, und wurde in zahlreichen Exemplaren durch dessen Bureaux versandt. Danton ließ es übrigens hiebei noch nicht bewenden, sondern fügte, um die Wirkung zu sichern, selbst noch ein Manifest hinzu, in dem es ausdrücklich hieß: noch einmal, Bürger, zu den Waffen, ganz Frankreich starre von Piken, Bajonetten, Kanonen und Dolchen, in den Städten sei das Blut aller Verräther das erste der Freiheit dargebrachte Opfer, damit man beim Auszuge gegen den Feind Niemand zurücklasse, der uns beunruhigen könne[1]).

Man nehme dies Alles zusammen. Die langjährige Zerrüttung aller Zustände, der Hunger und die Unbändigkeit des Proletariats in allen Provinzen ohne Ausnahme, das frische Beispiel der letzten Pariser Revolution, das Eingreifen der mit unbedingter Vollmacht versehenen Commissare, endlich der ausdrückliche Befehl der höchsten Justizbehörde, die sich ihrerseits auf ein Gesetz berufen konnte, daß jeder Widerstand gegen ihre Verfügungen sofort den Tod verwirken solle: man wird einräumen, daß die Vorbereitungen zur sicilianischen Vesper oder der Bartholomäusnacht harmlos und schwächlich im Vergleiche mit diesem Plane eines jacobinischen Nationalmordes waren.

Glücklicher Weise trug dieses Mal das Unheil selbst das Heilmittel in sich. Die demokratischen Führer hatten im Kampfe gegen das Königthum zu gründlich die allgemeine Zügellosigkeit gepredigt, als daß sie jetzt selbst auf raschen und allgemeinen Gehorsam hätten rechnen können. Sie waren schon in der Hauptstadt eine Minorität, die nur durch die Organisation der Regierungsgewalt den Sieg davontrug; in der Entfernung wirkte ihr Ansehen als Regierung schwächer und war ihre Zahl im Verhältniß zu den Widerwilligen noch ungünstiger. Die Tuilerien konnten sie mit einem Handstreiche einnehmen, das französische Volk aber sich zu unterwerfen, dazu bedurfte es noch jahrelanger Arbeit und namenloser Verbrechen.

---

[1]) Das Schreiben des Ausschusses ist oft gedruckt, dies Circular Danton's findet sich meines Wissens nur bei Blondier-Langlois, Angers, 1789—1830, I., 262, aus dem Archiv von Angers.

Zwar an einigen, nicht unwichtigen Punkten gelang den Commissaren ihr blutiger Unfug.

In Lyon fanden sie bei ihrer Ankunft die Arbeit schon begonnen, da Laussel's Brief die Demokraten auf der Stelle in Thätigkeit gesetzt hatte. Die Rücksicht auf die Wahlen wirkte hier ebenso stark wie in Paris, denn die Mehrheit der Einwohner war durchaus nicht jacobinisch gesinnt, andere Umstände aber lagen noch günstiger für eine Gewaltthat als in der Hauptstadt. Schon der Maire Vitet, obgleich girondistisch gesinnt, und wie Pethion von selbstsüchtiger Vorsicht beseelt, war doch thatlustiger als dieser, und noch durch kein persönliches Zerwürfniß mit den Cordeliers abgekühlt. Sodann aber war der Führer der Linientruppen in Lyon zu jeder Blutarbeit bereit, das einzige Mal, so weit ich sehe, wo im Jahre 1792 ein französischer General seinen Degen der meuchlerischen Pöbeljustiz zur Verfügung stellte. Um den Fall in vollends grelles Licht zu setzen, war noch dazu dieser Feldherr der Lyoner Septembermänner ein deutscher Prinz, Carl Constantin von Hessen-Rothenburg-Rheinfels: es ist merkwürdig, daß diese Familie, deren Haupt sich durch eine unbarmherzige Strenge gegen die Neuerer auszeichnete, zugleich den ärgsten Jacobiner lieferte, der vielleicht jemals auf deutschem Boden geboren worden ist. Prinz Carl, oder wie er sich damals nennen ließ, der Bürger General Hessen mochte etwa 35 Jahre zählen, hatte eine lange, hagere Gestalt, in dem blassen Gesichte auffallend starke Backenknochen, große, aber matte blaue Augen, grell blondes Haar. Er sprach rasch und viel, begleitete seine Reden mit unaufhörlichen krampfhaften Gesticulationen, und schloß jeden Satz durch ein Zähneknirschen, dessen Geräusch er je nach seinem Affecte weithin erschallen ließ. Sind seine Thaten so wild wie seine Reden, sagte einer seiner Zuhörer[1]), so kann man sich ihn vorstellen als eine Tigerkatze mit menschlicher Sprache. Leider hat es an den Thaten in keiner Weise gefehlt. Während des Sommers finden wir ihn unaufhörlich bei den Ausschüssen der Nationalversammlung oder bei den Jacobinern mit

---

[1]) Nodier Souvenirs.

Angebereien gegen Minister und Generale beschäftigt, und vernehmen einmal im Kriegsausschusse die Bemerkung, Hessen sei ein rastloser Ankläger, verschwinde aber jedes Mal, sobald man Beweise fordere. Vitet's Freundschaft verhalf ihm endlich zu dem Commando in Lyon, wo er sogleich den Gedanken faßte, den General Montesquiou von dem Oberbefehle der Südarmee zu verdrängen, und sich zu diesem Behufe mit den Lyoner Jacobinern auf gegenseitige Unterstützung vereinte. Aus Montesquiou's Sturz wurde zwar für's Erste nichts, um so eifriger wurde dafür die städtische Katastrophe betrieben. Hessen meldete mit großem Jubel am 3.: Freiheit oder Tod, Lyon wird endlich gereinigt, der Maire läßt die Nationalgarde zusammentreten und die Stadt von allen Uebelgesinnten befreien. Sechs Tage später fiel der erste Streich: während Vitet die Nationalgarde durch eine große Parade beschäftigte, wurden drei Priester und neun Reiterofficiere, welche Hessen drei Wochen früher eigenmächtig verhaftet hatte, erschlagen, und die Leichen unter Fackelschein und Geschrei in der Stadt umhergeschleppt. Eine Liste von 200 weiteren Opfern war angefertigt, aber der Unwille der Nationalgarde sprach sich so stark aus, daß man die Fortsetzung der Metzelei aufschob. Da jedoch Vitet überall den Befehl zu bewaffnetem Einschreiten der Garde weigerte, so trat bei der gebildeten Classe ein solches Entsetzen ein, daß Hessen dem Minister am 11. schrieb: die Katastrophe von vorgestern bringt die Aristokraten und Emigranten zur Flucht, und gibt uns die Mehrheit in Lyon[1]).

Jetzt erst langten die Commissare des Pariser Stadtrathes an, um den Schrecken in System zu bringen. Der Mord des 9. erschien ihnen nur als erstes Signal; es kam darauf an, sich im Großen Personen und Eigenthum von ganz Lyon zu unterwerfen. Man begann mit einer Plünderung der wichtigsten Magazine der Stadt. Haufen von Weibern waren voran, die Nationalgarde, die auf eigene Hand die Waffen ergriff, wurde von den Municipalbehörden kategorisch zur Ruhe verwiesen, das Rauben dauerte in geordneter

---

[1]) Correspondenz der Südarmee.

Regelmäßigkeit vier Tage lang. Dann decretirten die Weiber im Namen des souveränen Volkes einen höchst niedrigen Preistarif für Brod, Caffee und eine Anzahl anderer Artikel, den der Stadtrath auf der Stelle zum Gesetze erhob. Endlich wurde auf specielles Betreiben der Pariser Commissare eine nächtliche Haussuchung in allen Quartieren der Stadt veranstaltet, und mehrere hundert Verhaftungen bewirkt. Die Mittelclasse glaubte jeden Augenblick das große Blutbad beginnen zu sehen. Aber auch die kleinen Handwerker, die zu Lyon den Kern der jacobinischen Partei bildeten, standen nicht auf der Höhe der Revolution, und versagten den Führern[1]. Man beeilte sich deshalb zu den Conventswahlen zu schreiten, und setzte für Lyon die gewünschten Candidaten der Demokratie, für das Departement wenigstens eine Mehrzahl republikanisch Gesinnter durch.

Ganz ähnliche Ereignisse erlebte in denselben Tagen Orleans[2]. Die Ankunft der Pariser Schaar, welche angeblich die Entführung der Staatsgefangenen hindern sollte, führte auf der Stelle zu Unfug aller Art. Die Gefangenen wurden von ihren neuen Wächtern zunächst gründlich ausgeplündert, mehrere Criminalverbrecher befreit, Beamte, die mit der Sorge für die Lebensmittel beauftragt waren, mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Der Regierungscommissar Bourdon gab zu all' diesen Ausschweifungen die Losung, so daß sein College Dubail selbst erklärte, er bleibe nur in der Hoffnung, Bourdon's schändliche Beschlüsse hintertreiben zu können. Am 3. langte ein Decret der Nationalversammlung an, welches die Gefangenen nach Saumur zu bringen befahl; da war sogleich bei der Pariser Armee nur eine Stimme, daß man sie statt dessen nach der Hauptstadt transportiren werde. Durch Bourdon's Umtriebe war indeß ein Theil der in Orleans stehenden Linientruppen ebenfalls meuterisch gemacht worden, eine kleine Anzahl Nationalgardisten trat zu den Banditen über; genug, die städtische Behörde,

---

[1]) Rede des Jacobiners Riard an durchziehende Marseiller. Monleon I., 136. Bericht der Conventscommissare am 16. November. Sie klagen, daß selbst die constitutionellen Priester gegen die Revolution seien.

[2]) Acten und Urkunden bei Lottin, Orleans, 2. partie.

welche hier entschieden gesetzliche Gesinnung hatte, sah sich ohne Mittel, dem Morde Widerstand zu leisten. Am 4. September brach die Colonne mit 53 Gefangenen nach Paris auf, langte am 9. in Versailles an, und ermordete hier die Unglücklichen sämmtlich bis auf drei, trotz des energischen Einschreitens des Maire. Danton aber lobte von seinem Balcon herunter die Mörder, daß sie eine dem Volke heilsame und unentbehrliche That vollbracht hätten.

In Orleans erfuhr man bald, daß die Expedition damit ihre Folgen keineswegs vollendet hatte. Die Führer derselben bezeugen es nachdrücklich genug. Bourdon berichtete der Nationalversammlung am 10.: „wir haben jeden Augenblick der Muße benutzt, um den Patriotismus der Bürger zu erhitzen, den Gemeingeist zu wecken, das Volk auf die Höhe des Pariser Volkes zu erheben. Die Frucht unserer Lehren war die Zerstörung aller Denkmäler des Despotismus und Fanatismus" — einer Bildsäule z. B. Karl VII. und der Jungfrau von Orleans — „die Abschaffung der Zeichen der Eitelkeit, der Epauletten und Bärenmützen" — wie in Paris nahm man den Officieren und Grenadieren der Bürgergarde ihre äußeren Abzeichen — „die Deportation der unbeeidigten Priester" — sie wurden zur Abreise gezwungen, und unterwegs wie wilde Thiere gehetzt — „die Bildung eines dritten Bataillons von 800 Mann, endlich die Errichtung eines Centralausschusses mit unbeschränkter Vollmacht des souveränen Volkes" — mit anderen Worten eines Mittelpunktes für die Empörung gegen alle gesetzlichen Behörden.

Immer aber war hier die allgemeine Stimmung den Demokraten noch abgeneigter als in Lyon. Die Wahlen zum Convente, die am 8. Statt fanden, fielen ganz girondistisch aus, und erst nachträglich gelang es den Cordeliers, Bourdon an des zuerst ernannten Brissot Stelle durchzusetzen. Desto thätiger waren sie bemüht, die Eigenthumsfrage in demselben Sinne wie in Lyon zu entscheiden. Die Korntumulte hatten, wie erwähnt, gleich mit der Ankunft der Pariser begonnen, die Gährung dauerte darauf in der niedrigsten Volksklasse fort, und brach am 10. in offenen Aufstand aus. Ein angeblicher Kornwucherer wurde erschlagen und mehrere

Häuser geplündert und demolirt; der Maire wagte keinen muthigen Schritt, obwohl der räuberische Haufe mit unglaublicher Feigheit auseinander lief, als ein einziger Nationalgardist sein Gewehr abschoß. Man setzte vielmehr nach den Wünschen der Tumultuanten den Brodpreis auf 2 Sous das Pfund herab, was für die Stadtcasse einen Verlust von 200,000 L. in sich schloß, und erst als diese Nachgiebigkeit den Aufstand verstärkte, entschloß man sich, den Kriegszustand zu erklären, worauf die äußere Ruhe sich herstellte, in den permanenten Sectionen aber die Tumultuanten vereinigt blieben und eine Bittschrift an den Convent gegen den unerträglichen Despotismus des Stadtrathes entwarfen.

Diese Vorgänge zeigen, wie es damals in Frankreich aussah. Im Wesentlichen wiederholte sich überall dasselbe Ereigniß. Das Volk wollte von den Plänen der Demokraten nichts wissen, die Unordnungen mußten durchgängig entweder von den Behörden oder den Pariser Sendlingen erst angefacht werden, und vollzogen sich dann unter dem unwilligen und furchtsamen Zuschauen der Einwohner. So wurden in Rheims eine Anzahl Priester und Beamte durch eine Schaar Pariser Freiwillige lebendig verbrannt, während das Wahlcolleg seine Sitzung hielt, und dann den Urheber des Frevels, ein Spinner aus Rheims, zum Deputirten erwählte. In Sens ließen die Commissare der Pariser Commune zwei junge Leute erschlagen, welche den Freiheitsbaum beschimpft hatten, und meldeten darauf nach Paris, der Patriotismus sei in Folge davon in Sens sehr gesteigert worden, was sehr nöthig gewesen. In Meaux erklärten zwei andere Commissare der Wahlversammlung, es gebe keine Gesetze mehr, die Pariser Commune habe sich der Gewalt bemächtigt, man könne thun was man wolle: einige Gensdarmen, die sie aus Paris mitgebracht, bemächtigten sich der Gefängnisse, wiegelten eine Schaar Handwerker auf, und ermordeten 14 Menschen. Die Nationalgarde wollte einschreiten, wurde aber von ihrem jacobinisch gesinnten Commandanten abgehalten. In Chalons war Alles ruhig, bis Billaud Varennes aus Paris anlangte und einige Proletarier in Bewegung setzte: als er abgereist war, wurden die Ortsbehörden, unterstützt durch Commissare der Na-

tionalversammlung [1]), des Tumultes wieder Herr. Zuweilen trat die Gesinnung des Volkes den Wühlern noch kräftiger entgegen. So wollten die Bauern in Vouton die Commissare aufhängen, weil sie meinten, die Jacobiner seien Schuld an allem Unheil; in Evreux wurden sie demselben Schicksal nur durch Berufung auf das Gesetz vom 2. entzogen, welches auf jeden Widerstand gegen die Regierung die Todesstrafe setzte. Aber selbst diese Drohung half ihnen nichts in Auxerre, wo sie aus der Wahlversammlung weggewiesen wurden, nachdem sie erzählt hatten, daß die Commune in Paris unumschränkt herrsche, die Minister beaufsichtige und alle Gemeinden zur Verbrüderung einlade: nichts in Angers, wo der Stadtrath gegen Danton's Circulare bei der Nationalversammlung Anklage zu erheben beschloß, nichts in Lisieux, wo die Commissare eine neue Vertheilung der Aecker beantragten und deshalb dem Convente denuncirt wurden. In Marly aber, in Ris und Champlitte, wo sie alle Waffen und Pferde im Namen des Vaterlandes fortnahmen, in Bernay, Rouen und Perpignan, wo sie zum Morde der Reactionäre aufforderten, wurden sie geradezu als Ruhestörer verhaftet.

Genug, um die Mitte des Monats schon war es bekannt in Paris, daß der große Staatsstreich der Septembermänner mißlungen war. Bliebe uns nur einige Zeit übrig, schrieben die Revolutionen von Paris, so müßte das Volk alle Wahlen erst revidiren. Ueberall, rief Marat, hat Intrigue, Schelmerei, Verführung und Bestechung den Sieg in den Wahlcollegien davongetragen; Roland hat mit vollen Händen das Gold für die Ernennung Brissot'scher Schmierer ausgegeben; was könnt ihr von diesem Abschaum der Constituante und der Legislative erwarten? Er war auch jetzt nicht in Verlegenheit über die Mittel: umgebt sie mit einem zahlreichen Auditorium, zwingt sie in acht Tagen die neue Verfassung zu vollenden, überliefert sie bei der ersten Pflichtverletzung dem Schwerte der Gerechtigkeit. So viel Achtung hatten die Helden der Volkssouveränität vor dem Willen der

---

[1]) Sitzung vom 11. Sept.

gesammten Nation. Sie waren zu neuen Revolutionen entschlossen, bis sie die Einwohner Frankreich's eben so wie den König unter das Joch der hauptstädtischen Proletarier gebeugt hätten. Sie trösteten sich der Zukunft, für welche die Sendung jener Commissare bedeutend vorgearbeitet hatte: die armen Leute der Provinzen vergaßen es nicht, daß einen Augenblick die Organe der Regierung selbst die Erzwingung wohlfeiler Lebensmittel und eine bessere Vertheilung der Aecker gepriesen hatten [1]). Für's Erste aber sahen sie Reaction und Kampf voraus, und wollten die freien Augenblicke bis zum Beginne des Convents bestens benutzen. Noch einmal begannen die Verhaftungen, ohne Bezeichnung des Grundes oder Angabe der Behörde; am 14. und 15. sah man auf mehreren Straßen Menschen in der Uniform der städtischen Beamten, welche den Vorübergehenden im Namen des Vaterlandes Uhren, goldne Ketten und Ohrringe entrissen; in der Nacht des 16. wurde der Kronschatz erbrochen und die Diamanten geraubt, deren einer, der Regent, allein 12 Millionen werth war [2]). Ein guter Demokrat, Mazuyer, rief von der Tribüne der Nationalversammlung: es ist schlimmer in Paris als im Ardennerwalde.

Allein der Ausfall der Wahlen hob jetzt endlich auch den Muth der Gironde. Sie hatte durch das Auftreten einiger Sectionen den Anfang zu einer bewaffneten Macht neben den Banditen des Stadthauses gewonnen, und am 11. von Pethion den Bericht empfangen: die Aufforderungen zu Plünderungen und Blutvergießen beginnen wirkungslos zu werden. Darauf gestützt, schnitt sie zunächst die demokratische Einwirkung auf die Provinzen ab, indem sie am 14. decretirte, die Ministerialcommissare hätten sich streng an ihre Instruction zu halten, jeder Commissar aber, der im Namen einer Stadtgemeinde auswärts auftrete, solle ver-

---

1) Lidon im Nat.-Convent 26. November: von allen Enden des Reichs tönt dieser Ruf zurück.

2) Ueber das Verbleiben desselben hat Sergent später in der revue rétrospective ausführlich Nachricht gegeben. Einiges davon wurde schon dem Convente bekannt. Dennoch läßt die biographie universelle diese Diamanten zur Bestechung des Königs von Preußen oder seiner Generale dienen, und nennt sogar den Berliner Bankier, Treskow, bei dem sie deponirt gewesen.

haftet werden. Am 17. richtete die Nationalversammlung ihr Augenmerk auf Paris, indem sie jedem Unbefugten das Vornehmen einer amtlichen Handlung bei Todesstrafe untersagte, jede willkürliche Verhaftung und Haussuchung mit Gefängniß bedrohte, und die Mitglieder des Stadtrathes mit ihrem Kopfe für die Sicherheit aller Gefangenen verantwortlich machte. Dies hatte die Folge, daß der Stadtrath seinen Sicherheitsausschuß auflöste, in den Sectionen aber die Demokraten mit unendlicher Wuth einen neuen Aufstand forderten. Man verbreitete zur Erhitzung der Gemüther die Nachricht von einer Niederlage, welche Dumouriez gegen die Preußen erlitten haben sollte; Marat klagte darauf in einem Maueranschlag den General und die Minister der Verrätherei an, und andere Placate forderten die Ermordung von 400 Deputirten gleich mit dem Ende der legislativen Versammlung. Jedoch scheiterte der Plan an der Theilnahmlosigkeit der Massen und dem Eifer der gutgesinnten Sectionen, die Nationalversammlung aber beeilte sich am 20. ein umfassendes Gesetz zur Herstellung der Ordnung in Paris zu erlassen. Jeder Bürger, hieß es darin, muß sich auf seiner Section eine Bürgerkarte geben lassen, wer keine vorzeigen kann, wird verhaftet. Dies warf die fremden Abenteurer aus der Stadt hinaus: wie weit war die Gironde vom 20. Juli entfernt, wo sie das Signal zur Ankunft der Marseiller gegeben. Stadtrath und Gemeinderath, war weiter bestimmt, werden neu gewählt, die Wahlen nehmen binnen drei Tagen ihren Anfang. Jedes Haus ist bei Nacht unverletzlich, von jeder Verhaftung geschieht der Nationalversammlung Anzeige, in den Städten, wo diese Sitzung hält (die Drohung, Paris zu verlassen, ist bemerkenswerth), darf ohne ihre Erlaubniß bei Todesstrafe weder die Alarmkanone gelöst noch die Sturmglocke gezogen werden. Endlich: jede Section stellt außer ihren ordentlichen Compagnien noch eine Reserve von 100 Mann zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung, die unter dem Befehl des Divisionsgenerals steht. Jede andere bewaffnete Truppe, außer der Bürgergarde, steht unter militärischer Führung und Disciplin, und kann im Inneren nur von der Nationalversammlung verwandt werden. Da-

mit waren die Föderirten und Freiwilligen der Departemens dem Stadtrathe entzogen, und für den Convent die Bildung einer militärischen Bedeckung eingeleitet.

Die Gironde also wurde nach den Septembermorden conservativ, so weit sie es vermochte, so weit es ein Jahr früher die Feuillans geworden. Sie erhob sich gegen die Folgen ihrer Grundsätze und erzielte damit eine augenblicklich polizeiliche Wirkung. Aber ein bleibendes politisches Ergebniß war für sie unmöglich, weil sie ihre Grundsätze selbst nicht änderte, uud damit die Quelle der Anarchie geöffnet hielt. Sie beschwerte sich unaufhörlich über die Sittenlosigkeit der Gegner, aber sie decretirte nach Condorcet's Wünschen die Freiheit der Ehescheidung durch einfache Erklärung der Ehegatten. Sie hatte sich für unbefugt erachtet, durch Decret der Versammlung die Republik zu erklären, aber einzeln leisteten ihre Mitglieder sämmtlich den Eid auf ewigen Haß gegen den König und das Königthum. Den sittlichen Werth eines solchen Schwures lasse ich unerörtert: aber schon die politische Klugheit hätte ihnen sagen müssen, daß sie sich damit jedes andere Bündniß als das mit ihren Todfeinden Robespierre und Marat unmöglich machten. Sie aber meinten, sie seien verloren, wenn man sie für reactionär zu halten begänne; sie wußten nicht, wie unendliche Massen von Sympathie und Hoffnung den Retter aus der jacobinischen Gewaltherrschaft erwarteten.

So war, als am 21. September der Nationalconvent eröffnet wurde, die Erklärung der Republik eine ganz von selbst sich verstehende Sache.

Die beiden Fractionen des Berges, Robespierre und Danton begannen, der neuen Mehrheit zu Gefallen, mit einer Verläugnung ihres Thuns im September. Couthon, der nächste Freund Robespierre's, beantragte eidliche Anerkennung der Volkssouveränität, um die Gemüther über die Gerüchte zu beruhigen, daß eine Partei des Convents auf Dictatur, Triumvirat und Gewaltherrschaft sinne. Danton beantragte praktische Anerkennung der Volkssouveränität, nach der keine Verfassung ohne Bestätigung durch das Volk Rechtskraft haben sollte, dann aber eidliche Heiligsprechung

jeder Art des Eigenthums, um den Gerüchten zu begegnen, daß eine Partei des Conventes Ueberstürzung der Freiheit beabsichtige.

Beide wußten, was von ihnen erwartet wurde.

Cambon, der auch in dieser Versammlung seine Finanzkünste fortzusetzen hoffte, hielt es für unvorsichtig, eine unwiderrufliche Garantie des Eigenthums auszusprechen. Der Girondist Lasource belehrte ihn jedoch, daß das Eigenthum die Grundlage und Voraussetzung aller Gesetze sei, und setzte damit die Annahme der beiden Beschlüsse durch.

Hatte sich hier die Gironde conservativ gezeigt, so beeilte sie sich, eine solche Kühnheit sich gleich darauf durch verdoppelten revolutionären Eifer verzeihen zu lassen.

Nachdem man auf Philippeaux's Antrag die einstweilige Fortdauer aller nicht aufgehobenen Gesetze, Amtsgewalten und Steuern befohlen hatte, erhob sich Collot d'Herbois, um die feierliche Abschaffung des Königthums zu begehren. Ein sogenannter Unabhängiger, ein Mann, der sich zu keiner Partei hielt, gewöhnlich aber wie damals Cambon mit der Gironde stimmte, der Bischof Gregoire, forderte gemäß der Wichtigkeit der Sache ein förmliches Gesetz mit Erwägungsgründen, also Prüfung, Bericht und Erörterung. Aber einer der eifrigsten Girondisten, Ducos, entgegnete kurz: die Erwägungsgründe liegen in der allbekannten Geschichte der Verbrechen Ludwig XVI. Darauf fand sich Niemand, der noch einen weiteren Widerspruch erhoben hätte, und der Convent decretirte unter tiefer Stille: das Königthum ist in Frankreich abgeschafft. Dann brach ein minutenlanger Jubel los, während dessen eine Freischaar von 150 Jägern unter Trompetenschall durch den Saal defilirte, und auf ihre Waffen den Eid leistete, erst nach Vernichtung aller Freiheitsfeinde zurückzukehren. Die Begeisterung dieses Beschlusses ließ keinen anderen Gegenstand zur Berathung kommen, die Sitzung wurde unter rauschendem Beifalle der Tribünen aufgehoben.

Es war dieses Mal keine leere Ceremonie gewesen, daß man die Debatte des Convents mit Kriegsmusik und Waffenklirren geschmückt hatte. Sie entschied die Fortdauer, nicht bloß des Terrorismus in Frankreich, sondern auch des europäischen Krieges.

Viertes Capitel.

Angriff der Verbündeten.

Der König von Preußen ging den 23. Juli von Mainz den Rhein hinab nach Coblenz, wo ihn der Churfürst von Trier mit der Fortsetzung der Mainzer Festlichkeiten erfreute, und die Emigranten mit glückbringenden Verheißungen für den bevorstehenden Feldzug überschütteten. Das Heer war in der vollen Stärke von 42,000 M. in dem Lager von Rübenach versammelt, treffliche und glänzende Truppen, erfüllt von Selbstgefühl, Vertrauen auf ihre Führer und fröhlicher Kriegslust. Es schien unmöglich, daß mit solchen Mitteln und Aussichten das Unternehmen mißlingen könnte: die Emigranten hoben sich wieder in der königlichen Gunst durch ihre Schilderungen des französischen Zustandes, und steigerten, je mehr sie dies inne wurden, die Farben ihrer Gemälde. Vor Allem wurde die monarchische Gesinnung des Volkes und die Einverständnisse mit den feindlichen Officieren gerühmt: ich stehe, sagte z. B. Bouillé, für die Einnahme der Festungen, ich habe ihre Schlüssel sämmtlich in der Tasche [1]). Daß man sich unter diesen Umständen nicht lange mit den Belagerungen des Potsdamer Operationsplanes aufhalten dürfe oder aufzuhalten brauche, darüber war nur eine Stimme: der ganze Chorus vereinte sich in dem Satze, man habe nichts Anderes zu thun, als unter dem Jubel der getreuen Franzosen gerades Weges auf Paris zu marschiren. Der König hörte

---

[1]) Minutoli 141.

diese Weissagungen mit durstigem Ohre, denn sie verkündeten ihm einen zugleich ruhmreichen und nicht langweilig ausgedehnten Feldzug.

In ganz anderen Betrachtungen aber erging sich der Herzog von Braunschweig. Wie er die Emigranten in Bausch und Bogen haßte, so fand er hier unter ihrem Geschwirre gar kein Auskommen. „Er hatte kaum die Ellenbogen vor ihrem Andrange frei, machte Complimente über Complimente, Bücklinge bis auf die Erde, aber seine Wangen glühten und seine Augen funkelten wie die eines Tigers." Sein Aerger wuchs, als er die Art ihrer Rüstung erblickte, und wahrnahm, daß die von ihm zu verpflegenden 8000 M. ungefähr zur Hälfte aus Streitern, sonst aber aus Lakaien, Friseuren, Köchen und Marketendern bestanden. Was sie erzählten, wurde ihm verdächtig, schon weil sie es berichteten: je überladener sie die Sehnsucht der Franzosen nach der Ankunft der deutschen Befreier schilderten, desto sicherer hielt er sich von dem völligen Gegentheile überzeugt. Wenn ihm so der Anblick seiner Schützlinge den Gedanken des Krieges nicht verschönerte, so empfing er zugleich Nachricht von den Bundesgenossen, welche sein Urtheil unwiderruflich bestimmten. In seinem Hauptquartier Hochheim langten nämlich der östreichische General Pfau aus dem Breisgau und der preußische Major Tauenzien aus Belgien an[1]). Wir erinnern uns, daß nach dem Abreden von Sanssouci Oestreich im Breisgau 50,000 M. aufstellen wollte, von denen 23,000 M. zu der großen Armee stoßen würden; in Belgien aber sollten 56,000 M. stehen, deren größerer Theil, entweder durch Belagerung der Grenzfestungen oder durch unmittelbare Theilnahme Braunschweig's Operationen zu unterstützen hätten. Nun aber erfuhr der Herzog, daß der Oberrhein nicht durch 27,000, sondern nur durch 17,000 M. gedeckt bliebe, und Hohenlohe Kirchberg dennoch nur 15,000 statt 23,000 M. heranführen könnte[2]): daß in Belgien nicht 56,000,

[1]) Tauenzien war seit dem 21. Mai im östreichischen Hauptquartier in Belgien, und wurde später Clerfait's Corps attachirt. Ueber Pfau vergl. Massenbach und Valentini.

[2]) Gebler, östreichisch-militärische Zeitschrift 1833, II., 7 gibt aus den officiellen Etats für Hohenlohe 19,700, für Erbach 9630, für Esterhazy 13,800 M.

sondern höchstens 40,000 M. ständen, von welchen General Clerfait mit 15,000 M. zur Hauptarmee befehligt wäre[1]), die übrigen aber außer den unentbehrlichen Garnisonen zu einem Lufthiebe auf das entfernte Lille verwandt werden sollten. Oestreich hatte also statt 106,000 nur 71,000 M. zu diesem Kriege aufgestellt. Die angreifende Hauptarmee belief sich nicht auf 110,000, sondern auf 82,000 Mann[2]): ein günstiger Erfolg war damit kaum zu hoffen, und ein ungünstiger mußte bei der schwachen Deckung Belgien's und des Rheinstromes unausbleiblich die Ueberfluthung aller Grenzen nach sich ziehen. Hielt die Weissagung der Emigranten auf allgemeinen Abfall der feindlichen Truppen nicht besser Stich als die östreichischen Verheißungen, so war der Herzog entschlossen, auf dem ursprünglichen Operationsplane zu beharren und nur durch Einnahme der Maasfestungen die Grundlage zu einem zweiten kräftigeren Feldzuge zu sichern.

War er von jeher dem Kriege entgegen gewesen, so fand er ihn jetzt abscheulich. Rasches Entschließen und kecke Eile war nie seine Sache, jetzt erschien er in jeder Bewegung durch Unlust gelähmt oder höchstens durch augenblicklichen Aerger gestachelt. Er sah sich und seinen Ruf ebenso wie das Gedeihen des preußischen Staates in ein hoffnungsloses Abenteuer verwickelt: je mehr der König vorwärts drängte und glänzende Träume verfolgte, desto übeler und ärgerlicher wurde seinem Feldherrn zu Sinne. Der Herzog hatte keinen Wunsch, als die Einnahme der Maasfestungen,

Allein auch Massenbach gibt aus Pfau's Mittheilungen genaue Etats: alle sonstigen Schätzungen ohne Ausnahme stimmen dazu, die östreichisch-militärische Zeitschrift 1812, I., 7 hat für Belgien eher noch niedrigere Zahlen, und daß die officiellen Etats der Oestreicher damals nicht immer die ausrückende und die Sollstärke unterscheiden, davon werden wir noch häufige Beispiele haben.

[1]) Tauenzien's Tagebuch gibt Clerfait 14 bis 15,000 Mann, hier stimmt auch Gebler. Den Rest des belgischen Corps schätzen alle Anderen noch um 10,000 Mann geringer als Gebler, dem ich oben folge.

[2]) Preußen 42,000 Mann.
Hohenlohe 15,000 "
Clerfait 15,000 "
Hessen 5532 " (ausrückende Stärke.)
Emigranten 4500 " (im Ueberschlag.)

der König ließ das Belagerungsgeschütz als überflüssig bei der Gesinnung der Festungscommandanten daheim. Der König hatte Eile, verlor aber manchen Tag über den Coblenzer Paraden und Bällen, und schmälte dann doppelt über die Langsamkeit der militärischen Bewegungen. Der Herzog sah jeden eingebüßten Tag mit Freude, da er nicht weiter als bis zur Maas vorwärts gehen wollte, und bei guter Jahreszeit auch dort den König nicht aufhalten zu können fürchtete. So ging der Zug des Heeres die Mosel aufwärts im Schneckengange, man brauchte zwanzig Tage von Coblenz bis zur französischen Grenze. Die beiden östreichischen Generale thaten das Ihrige, um in dieser Beziehung den stillen Wünschen des Herzogs entgegen zu kommen: Clerfait erschien erst am 16. August bei Arlon, Hohenlohe marschirte vier und zwanzig Tage von Manheim bis Merzig an der Saar. Indeß erhielt man Nachricht von der Revolution des 10. August: der König hatte seitdem keinen Gedanken mehr als unaufhaltsame Eile bis Paris; der Herzog gab in so weit nach, als er in ein Vorwärtsrücken bis zur Maas auch ohne vorhergegangene Einnahme der Moselfestungen willigte. So langte man am 23. August vor der kleinen Grenzfestung Longwy an, und nöthigte sie durch ein kurzes Bombardement am 26. zur Capitulation. Der Weg zur Invasion war damit eröffnet.

Auf der französischen Seite war bis dahin sehr wenig geschehen, um ihr zu begegnen. Fragt man, auf wen die Schuld dieser Unterlassungen zurückgeht, so ist die Antwort bei den meisten Geschichten der Revolution unzweifelhaft: die Regierung Ludwig XVI., die in den Preußen ihre Erretter gesehen, habe natürlicher Weise nichts gethan, um ihrem Einbruche Widerstand zu leisten, und so gebühre dem 10. August, gleichviel wie man ihn sonst beurtheile, wenigstens das Verdienst, die Streitkräfte Frankreich's gegen das Ausland flüssig gemacht zu haben. Allein die Thatsachen widersprechen dieser Ansicht vollständig. Zunächst das Ministerium der Gironde, welches den Krieg erklärt hatte, that alles ihm Mögliche, das Heer zu verstärken, und das Land zu rüsten. Wenn es dabei nur geringe Resultate erzielte, so lag die Schuld nicht an Ludwig XVI., der nicht die kleinste hierhin zielende Verfügung hintertreiben konnte,

sondern an der Verschleppung der Decrete in der Nationalversammlung, dem Geldmangel in der Staatscasse und der Unordnung in der Verwaltung. So mußte sich Servan überzeugen, daß die Pulvervorräthe in Mezieres in der Anarchie der letzten Zeit verdorben waren; er mußte erfahren, daß die Gewehrfabrik von Charleville seit 1790 statt 25,000 nur noch 5000 Flinten jährlich zu liefern vermochte; er mußte erleben, daß seine verschiedenen Aushebungen bei der Verwirrung in allen Theilen der Administration sich gegenseitig kreuzten und zuletzt gar kein Ergebniß lieferten. Als dann die Feuillans wieder eintraten, gewann der König keinen stärkeren Einfluß. Der Kriegsminister Lajard wurde völlig von Lafayette geleitet, und beide wollten zwar keinen Angriffskrieg nach der Weise der Jacobiner, aber ebenso wenig Ergebung an die Fremden und Obsiegen der Emigranten. Man darf solchen Versicherungen in ihrem Munde Glauben schenken, da sie von den Jacobinern das Beil und von den Emigranten den Strang erwarten mußten: es war für sie eine Frage des persönlichen Daseins, sich zu unüberwindlichem Widerstande zu waffnen, dadurch aber so schnell wie möglich den Frieden herbeizuführen. Aber gegen ihre Wünsche wirkten einmal alle Hindernisse, denen Servan's Rüstungen erlegen waren, und außerdem noch der Parteigeist der Girondisten und Jacobiner zusammen, welche bei der Entfernung der Preußen es nicht scheuten, auch die Landesvertheidigung zu schwächen, wenn nur die verhaßten Feuillans dadurch gedemüthigt wurden. Die Correspondenz der Minister mit den Generalen läßt darüber keinen Zweifel zu. Der Eine ist besorgter und rühriger als der Andere. Sie sinnen über neue Recrutirungen, Ausbesserung der festen Plätze, Anstiften einer belgischen Insurrection[1]: aber das letzte Wort ist immer, es sei nichts zu erreichen, so lange die Anarchie im Innern die Mittel lähme, und die Pariser Emeuten die Zeit der Minister vollständig in Anspruch nähmen. Da wurde an allen Festungen seit dem Februar geschanzt und gemauert; alle Ministerien wiederholten die Befehle dazu, das eine immer strenger als das andere:

[1] Lajard bevollmächtigt Luckner 25. Juni das belgische Revolutionscomité förmlich anzuerkennen.

aber was war vorwärts zu bringen, wenn die Soldaten und Arbeiter gleich widerspenstig, und die Unternehmer unaufhörlich von Geld entblößt waren? Hier und da kam böser Wille dazu, da unter den Officieren bis zum Herbste noch eine ziemliche Anzahl aristokratisch Gesinnter sich vorfand: ungleich stärker aber wirkte auf der anderen Seite die Unerfahrenheit der neuen Volksbehörden, die durch unbefugte und zweckwidrige Einmischung den militärischen Operationen unzählige Hindernisse in den Weg legten. Die Berichte der Pariser Commissare, welche Ende August in die Departements gingen [1]), und in dieser Richtung jede denkbare Glaubwürdigkeit verdienen, liefern dazu eine Menge Belege. Sicher war das Ergebniß, daß nicht eine einzige der Grenzfestungen, weder Metz noch Thionville, weder Verdun noch Sedan, weder Nancy noch Saarlouis in völligem Vertheidigungsstande waren.

Als die deutschen Rüstungen begannen, betrug Lafayette's Corps in Sedan 19,000 Mann, ungefähr eben so viel hatte nach Abzug der Garnisonen Luckner als Armee des Centrums in Metz. Etwas über 25,000 Mann, mithin beinahe zwei Drittel dieser Mannschaften waren Linienregimenter, die übrigen aber Nationalgarden, welche jedoch seit einem Jahre Felddienst thaten, seit vier Monaten im Lager standen und ihren militärischen Waffengenossen in keiner Beziehung etwas nachgaben. Offenbar aber ließ sich mit diesen 38,000 Mann der Stoß des großen deutschen Heeres nicht pariren. Lajard befahl also im Juli dem Generale Montesquiou, 20 Bataillone des Südheeres nach Metz zu entsenden, und hatte eine gleiche Bestimmung für Dumouriez mit den 6000 Mann des Lagers von Maulde getroffen. Beides zusammen hätte der Maaslinie eine Verstärkung von nahe an 18,000 Mann zugeführt, mithin den ganzen Stand der dortigen Streitkräfte auf 56,000 Mann gebracht. Da außerdem alle Festungen besetzt, über 11,000 Mann an der flandrischen Grenze und 22,000 Mann außer den Garnisonen beim Rheinheere verfügbar waren, so wären offenbar die Chancen gegen den Herzog von Braunschweig mit dessen 80,000

---

[1]) Zum Theile abgedruckt in den Révolutions de Paris, Sept. 1792.

Angreifern ziemlich gleich gewesen, es hätte zur Vertheidigung keiner Revolution des 10. August bedurft.

Allein wir sahen, wie die Pariser Patrioten nach dem Interesse ihrer Parteien die von Lajard beabsichtigte Verstärkung vereitelten. Um Montesquiou sich zu verpflichten, hinderte die Gironde die Absendung der 20 Bataillone; um Dumouriez an sich zu ketten, schafften ihm die Jacobiner die Erlaubniß in Maulde zu bleiben. Dafür brachten sie den Reichstag zu der Erklärung der Gefahr des Vaterlandes: dann trat der 10. August ein, Lafayette entfloh, sein Heer gerieth in tiefen moralischen Verfall. In Paris hatte man nach wie vor kein anderes Mittel, als Werbung der Massen und Aufgebot der Freiwilligen. Man sammelte sie, was ebenfalls noch Lajard angeregt hatte, in einem Lager zu Soissons, um sie auszurüsten und einzuüben, ehe man sie unter die Heere vertheilte. Die Acten darüber liegen mir vor, und geben den August hindurch ein klägliches Bild. Menschen kamen genug: am 4. August hatte man 6492 Mann, und sandte einen Theil derselben sogleich nach Metz und Sedan; am 21. zählte man im Lager wieder 10,000 Mann, und schickte davon vier Bataillone nach Metz; an demselben Tage meldete Servan 256 neue Compagnien aus verschiedenen Bezirken an, worauf aber der Chef des Lagers, General Duhoux, mit einigem Entsetzen erwiederte, das ergäbe ja ein ganzes Heer von 20,000 Mann, so daß er verloren wäre, wenn er sie nicht versorgen könnte. Gerade damit aber sah es traurig aus. Für die größte Mehrzahl hatte man weder Gewehre noch Schuhe noch Lebensmittel. Sie lebten denn auf Kosten der Bauern wie in Feindesland, rauften sich unter einander, und tumultuirten gegen die Verrätherei der Regierung. Die commandirenden Generale verbaten sich solchen Zuzug, welcher den Heeren nur den kärglich gemessenen Proviant schmälern könnte. Man kam also auf den Gedanken, das Lager zu theilen, die größeren Massen in Troyes, Rheims und Soissons unter zu bringen, die am besten Bewaffneten jedoch dem Kriegsschauplatze näher nach Chalons zu verlegen, und von hier allmälig zu den Heeren abgehen zu lassen. Luckner, dessen Unbrauchbarkeit

für den Felddienst sich täglich mehr herausstellte, wurde bei der Armee des Centrums durch Kellermann ersetzt, und als Generalissimus mit der Leitung dieses Lagerdienstes beauftragt. Den September hindurch sollen dann täglich etwa 1800 Mann bei ihm angelangt sein: Alles zusammen gerechnet, lieferte also bis zum 20. September die Gefahr des Vaterlandes 60,000 Mann, von denen jedoch nicht die Hälfte für den activen Dienst in Anschlag kam, und den Verlust, welchen die Heere durch die Störungen der Revolution — Desertion, schlechte Verpflegung und Zuchtlosigkeit — erlitten hatten, bei Weitem nicht aufwog. Um dies anschaulich zu machen, bemerke ich, daß allein in den Monaten Juli und August Lafayette's Corps 8000, die Armee des Centrums 4600, das Südheer nahe an 4000 Mann Abgang hatte[1]), ohne daß Jemand hätte sagen können, wohin sie gekommen wären. Wenn die Ziffern dieses Verlustes nicht ganz die Zahl der eintreffenden Freiwilligen erreichten, so wurde der Unterschied durch die schlechtere Qualität der neuen Truppen reichlich aufgewogen. Genug, so viel die Revolution gethan hatte, um die Stimmung des Volkes gegen die Fremden zu erhitzen, so viel hatte sie auch beigetragen, das Land gegen einen ernstlichen Angriff militärisch wehrlos zu machen.

So standen diese Mächte sich gegenüber: die Eine war so herunter gekommen an militärischer Stärke, daß nur der Muth der Verzweiflung auf glückliche Abwehr hoffen konnte: dafür trat die Andere in einer Schwäche der Angriffsmittel auf, mit der bei gewöhnlichen Verhältnissen kein Verständiger auch nur den Anfang eines Versuchs gemacht hätte. Der Herzog von Braunschweig war voll von Sorge über eine nicht vorhandene Kraft der Revolution, und der König stützte sein Vertrauen auf eine Gesinnung des französischen Volkes, von welcher das Gegentheil existirte. Die letzte Täuschung zerrann schnell genug; um so fester hielt Braunschweig an der ersten fest, die eigene Schwäche ließ es nicht zu einer Wahrnehmung der feindlichen Blößen kommen. So ging

[1]) Nach den Etats und den Correspondenzen der Generale.

es durch den Verlauf des ganzen Feldzuges hindurch. Es war nicht ein Ringen von Kraft gegen Kraft, von Talent gegen Talent, sondern ein Wetteifer der Mängel und Fehler. Was der Eine versah, machte der Andere durch größeres Versehen sogleich wieder quitt. Daraus ergaben sich eine Menge unerwarteter Wechselfälle, welche den Feldzug mit einer Reihe spannender Scenen erfüllten, dann aber stets in täuschendes Nichts zerrannen, so daß endlich nur das natürliche Ergebniß der Zahlenverhältnisse zurückblieb. Je länger der zuerst übermächtige Angriff dauerte, desto mehr schmolzen seine Mittel, während der Vertheidiger durch sein Weichen selbst sich stärkte. Sobald beide Theile im Gleichgewichte waren, hielt der Angriff inne, um im folgenden Moment den Rückzug anzutreten.

Als die Preußen die französische Grenze erreichten, war General Dumouriez seit dem 18. August zum Oberbefehlshaber ernannt. Wäre er nach Servan's Vorschrift mit allen verfügbaren Truppen sogleich an die Maas geeilt, so konnte er binnen einer Woche nach Sedan gelangen, und sich bei der Schwäche der belgischen Oestreicher unbedenklich von 11,000 Mann begleiten lassen. Er wäre damit während der Belagerung von Longwy in Sedan eingetroffen, hätte ohne ein Hinderniß in die Argonnen zurückgehen, Verdun decken und sich mit Kellermann vereinen können. Dann standen hier über 50,000 Mann, ehe ein Soldat des deutschen Heeres an der Maas erschienen war, und schwerlich würde irgend ein Mensch den Herzog über diesen Strom fortgedrängt haben. Nach aller Wahrscheinlichkeit wäre eine ziemlich langweilige Campagne um den Besitz der Maasfestungen erfolgt.

Allein Dumouriez war weit entfernt davon, die Lage der Dinge an der Maas und die Stellung seines Corps in Sedan für besonders gefährdet zu halten. Er fand in seinem erweiterten Commando nur verstärkten Antrieb, seinem Lieblingsplane, der Eroberung Belgien's, nachzuhängen. Statt nach Sedan abzugehen, bat er zu diesem Behufe den Minister um 20,000 Mann Verstärkung und eine Geldsumme von vier Millionen Livres. „Die Einnahme Belgien's, schrieb er am 23., überwiegt den Verlust von zwei oder drei Festungen an der Maas: Lafayette's Flucht

zeigt die Unmöglichkeit des Bürgerkriegs, die Gefahr aber des auswärtigen Angriffes ist nicht groß; der Feind erschöpft sich vor den Festungen und kommt nicht weiter.“ Am 26. antwortete darauf Servan mit dem gemessenen Befehle, nach Sedan abzugehen; Dumouriez gehorchte mit Widerwillen, fand in dem neuen Wirkungskreise Alles in der elendesten Verfassung, und bestärkte sich dadurch nur noch mehr in seinen belgischen Plänen. Er schrieb Servan am 29., mit solchen Soldaten sei kein Vertheidigungskrieg zu führen, es thue Noth, ihre Gesinnung erst durch glänzende Erfolge zu heben, und diese seien nur in Belgien zu finden. Um dieser Ansicht ein größeres Gewicht zu geben, versammelte er seine oberen Officiere zu einem Kriegsrathe, dem er dieselben Erwägungen unterbreitete. Die Verhandlung über den Vorschlag war nicht lang, weil Niemand mit den vorhandenen 19,000 Mann dem Angriffe des Herzogs die Spitze zu bieten, und darauf hin einen besseren Plan zu entwerfen wußte. Der General entwickelte die Erschöpfung des Landes, die Ungeübtheit der Truppen, die Uebermacht der Feinde. Es sei nichts zu thun, als Kellermann aus dem Inneren zu verstärken, so viel Freiwillige wie möglich in Chalons und Soissons zu sammeln, auf eine lange Ausdauer der Festungen zu hoffen. Indessen führe die Nordarmee einen kühnen Streich gegen Belgien aus, ändere damit den ganzen Charakter des Krieges, und setze die Gegner gründlich in Verwirrung. Die anwesenden Generale stimmten zu, Dillon schrieb noch ein Jahr später: ich war völlig von ihm überzeugt. Einige Subalternofficiere knirschten vor Wuth, aber ihre Stimmen zählten nicht. Der Kriegsrath brachte den Antrag Dumouriez's als den seinigen an den Minister: nur ein äußerstes Wagniß, schloß sein Bericht, kann uns bei der äußersten Gefahr des Vaterlandes erretten [1]).

So wenig ist es wahr, was Dumouriez in seinen Memoiren

---

[1]) Zuerst von Jomini erwähnt, dann von Schulz bezweifelt, dann aus dem Protocolle des Kriegsrathes durch Joinville (Spectateur militaire XXX) bestätigt. Ich habe außerdem noch die Berichte der anwesenden Officiere, General Dillon und Capitain Gobert, benutzt.

erzählt, daß dieser Kriegsrath nur von einem Rückzuge hinter die Loire gewußt, er selbst aber nachher seinem Adjutanten Thouvenot auf der Karte das Argonnengebirge mit den Worten gezeigt habe: hier sind Frankreichs Thermopylen. Das Verdienst, diese Stellung ausersehen zu haben, gebührt einem Anderen, dem Kriegsminister Servan. Schon am 31. zeichnete dieser dem General den Plan seines Feldzuges vor, empfahl ihm die Argonnen, wo er ebenfalls mehr einen Angriffs- als einen Vertheidigungskrieg führen, und sich bequem aus den Truppen der flandrischen Grenze verstärken könne. Den folgenden Tag wiederholte er sowohl ihm als Kellermann im Namen des Ministerrathes den Befehl, sich in den Pässen von Grandpre und Clermont zu vereinigen, um die Hauptstadt auf diesem günstigen Boden zu decken. Er war weit entfernt davon, die Stärke dieser Waldstellung zu überschätzen: das Wesentliche war ihm vielmehr die rückgängige Bewegung, durch welche die bisher getrennten und dem Feinde einzeln ausgesetzten Corps sich zwischen demselben und Paris vereinigt hätten. In mehreren seiner folgenden Depeschen redete er von einer Stellung hinter der Marne bei Chalons als dem gleichen Zwecke noch besser entsprechend. Was aber Dumouriez's Plan auf Belgien anging, so verwarf er ihn aus mehreren Gründen. Er fand, daß zunächst in Paris das Volk über Verrath schreien, und ihn als den Urheber desselben todtschlagen würde; dann aber würden durch die Eroberung Brabant's die Feinde sich nicht von dem Marsche auf Paris abhalten lassen, der ihnen Brabant ganz von selbst wieder schaffen mußte. Dumouriez hätte auf diese bündige Bemerkung höchstens antworten mögen, daß sein Plan sich nicht bloß auf die abstracten Regeln der Strategik, sondern vor Allem auf die Sicherheit stütze, die Oestreicher würden bei einer Bedrohung Belgien's ihre Corps sofort dahin abberufen, und Braunschweig dann mit 50,000 Mann sich allein nicht weiter in das Innere vorwagen.

Aber ehe er mit dem Minister darüber weiter verhandeln konnte, warfen ihn die Umstände gebieterisch in die von Servan gefundenen Wege hinein. Braunschweig hatte zwei Tage in Longwy mit der Anlage von Depots und Magazinen zugebracht, und sich

dann mit 40,000 Mann gegen Verdun in Marsch gesetzt, weil er, wie alle Welt, vermuthete, dorthin seien Dumouriez von Norden und Kellermann von Süden zu ihrer Vereinigung unterwegs. Eben deshalb war nördlich Clerfait gegen Stenai entsendet, um Dumouriez's vorausgesetzten Marsch zu verzögern, Hohenlohe aber belagerte Thionville, und hatte die Emigranten südlich vorgeschoben, um Flanke und Rücken des Heeres gegen Kellermann zu decken. Mit diesen Bewegungen war die völlige Zersprengung der französischen Streitkräfte eingeleitet: Dumouriez, der mit seinen belgischen Plänen beinahe eine Woche verzettelt hatte, sah sich plötzlich und auf allen Seiten mit vernichtenden Gefahren umringt. Er stand noch in Sedan, als die Preußen am 31. Verdun erreichten, das Corps des Grafen Kalkreuth über die Maas gehen ließen, und den Platz zu bombardiren begannen. Clerfait langte an demselben Tage mit etwa 13,000 Mann bei Stenai an, einige Märsche südlich von Dumouriez's Stellung, also zwischen diesem und Verdun. Da sah denn der französische Führer wohl, daß es mit den belgischen Hoffnungen vorüber war. Jetzt kam auch ihm der Gedanke an die Argonnen, noch nicht gerade als eine über den Feldzug entscheidenden Stellung, sondern als den einzigen Ausweg, auf dem er sich vor gänzlicher Umzingelung retten könnte. Meine kleine Armee, schrieb er Servan, würde in einer Mausefalle stecken, abgeschnitten von Paris, von Kellermann und von ihren Magazinen, sobald die Preußen mit 20,000 Mann das Gebirge besetzten. Ich muß die Maas aufgeben, Verdun sich selbst überlassen, und werde vielleicht genöthigt, auf dem kürzesten Wege nach Grandpre an die Aire zu ziehen, und den Paß von Autry zu vertheidigen, während ein besonderes Corps die Pässe von Clermont decken soll. Er zürnte nicht wenig über das Unheil, das ihn in diese Lage gebracht hatte, fand aber die Ursache davon auch jetzt noch in ganz anderen Dingen als seinem unnöthigen Aufenthalte in Sedan. Das sind die Folgen eures Defensivkrieges, schrieb er am 31., ohne die Einnahme von Longwy wäre ich niemals nach Sedan gegangen; jetzt werde ich hier compromittirt, ohne irgend etwas retten zu können. Immer aber blieb er trotz dieses Unmuthes

wegen des endlichen Ausganges vollkommen unbesorgt. Seitdem er erfahren, daß kaum 60,000 Mann zum Angriffe gegen ihn vorgingen [1]), schien ihm die augenblickliche Gefahr nur ein vorübergehendes Hinderniß auf ruhmreichen Bahnen: hätte ich nur erst meine Verstärkungen, schrieb er dem Minister am 2., daß ich diese langweilige Defensive aufgeben, und die Feinde aus dem Lande jagen könnte.

Denkt man sich einige Funken dieser rastlosen Keckheit in der Seele des Herzogs von Braunschweig, so wird man nicht absehen, wie die französischen Abtheilungen seiner concentrirten Macht hätten entrinnen können. Umgekehrt darf man hinzusetzen, daß er in seiner scharfsichtigen Bedächtigkeit an Dumouriez's Stelle gewiß nicht das Verderben sich in so dichte Nähe hätte rücken lassen. Das tollkühne Vertrauen auf günstiges Glück, mit welchem Dumouriez die Vertheidigung unaufhörlich gefährdete, würde dem angreifenden Herzog trefflich gestanden haben — vor Allem, wenn sein Heer um 50,000 Mann stärker gewesen wäre.

Einstweilen verschlimmerte sich die Lage der Franzosen von Stunde zu Stunde. An demselben Tage, an welchem Dumouriez jene vertrauensvollen Worte schrieb, capitulirte Verdun. Die Werke waren in elendem Zustande, die Bürgerschaft zeigte monarchische Gesinnung, der Kriegsrath verlor den Kopf und beschloß am Abend des 1. die Ergebung. Den Commandanten Beaurepaire fand man den folgenden Morgen in seinem Blute schwimmend, ein abgeschossenes Pistol in der Hand [2]). Die Stadt war gleich am nächsten Tage erfüllt von der Erzählung, mitten im Kriegsrathe habe er sich aus patriotischer Verzweiflung die Kugel durch den Kopf gejagt. Es war ebenso wie der Ruf der abziehenden Besatzung: auf Wiedersehen in der Champagne — ein bedenklicher Commentar zu den Erzählungen der Ausgewanderten über den monarchi-

---

[1]) Bericht seiner Spione vom 31. August — ganz richtig, da über 20,000 Mann theils vor Thionville, theils zur Deckung der Communicationen ꝛc. zurück waren.

[2]) Memoire des anwesenden General Lemoine, der sogar an dem Selbstmorde zweifelte.

schen Sinn des Volkes: immer aber war Braunschweig Herr der Stellung, und brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Ziel aller feindlichen Bewegungen, die Argonnen, binnen wenigen Stunden in seinen Besitz zu bringen. Das Gebirge zieht von Norden nach Süden beinahe parallel mit der Maas, von St. Menehould bis in die Nähe von Sedan: zu dem südlichsten seiner Pässe, den Isletten bei St. Menehould, hatte Braunschweig damals zehn, General Dillon aber, welchen Dumouriez dorthin bestimmt hatte, achtzehn Stunden. Graf Kalkreuth war noch am 2. bis Varennes und Avoncourt vorgegangen, und konnte von hier den mittleren und wichtigsten Paß bei Grandpre in vier Stunden erreichen, während Dumouriez acht Stunden entfernt und noch dazu durch Clerfait im Schach gehalten war. Selbst um die Belagerung von Verdun zu decken, wäre es, wie es scheint, natürlich gewesen, ein Corps in das Gebirge vorzuschieben, welchem immer bei ungünstigen Ereignissen, ohne irgend eine denkbare Gefährdung, der Rückzug auf das Hauptheer freigestanden hätte.

Aber so viel wie Dumouriez in Sedan durch Zögerung aus Lust zur Offensive verschuldet, so viel brachte ihm jetzt Braunschweig durch zaudernde Abneigung gegen den Angriff ein. Schon am 1. September, auf der Höhe St. Michel vor Verdun, hatte er seine Absicht ausgesprochen, die Maas nicht zu überschreiten[1]. Die Verheißung der Emigranten auf eine Gegenrevolution hatte sich eben so wenig wie das östreichische Versprechen von 106,000 Mann bewährt. Die Besetzung von Longwy und Verdun, die Belagerung von Thionville, die Deckung der Communicationen nahm leicht 20,000 Mann in Anspruch; ebenso viel konnte man auf gleiche Zwecke bei weiterem Vordringen bis Paris rechnen, im ungünstigsten Falle rafften die Kämpfe und Strapazen 10,000 hin: was sollte aus der Handvoll werden, mit welcher man dann vor dem bewaffneten und verzweifelten Paris erschien? Stunden

---

[1]) **Lettres sur l'ouvrage intitulé vie de Dumouriez.** Nach Malmesbury, diary 24. Jan. 1795, scheint das Buch unter den Augen des Herzogs geschrieben und durch Stampford in England zum Drucke besorgt. So weit ich die Correspondenz des Herzogs kenne, stimmt sie ganz zu dem Inhalte des Buches.

lang wurde darüber gestritten, endlich aber am Abend griff die persönliche Stimmung des Königs durch. Noch überwog bei ihm die Verachtung gegen die französischen Rebellen, noch meinte er nicht genug für seine Verbündeten gethan zu haben. Er befahl den weiteren Einmarsch. Je überspannter nun diese Kühnheit dem Herzoge erschien, desto dringender hielt er sich zu der ängstlichsten Behutsamkeit verpflichtet. Die Beschränktheit seiner Mittel, die einen anders geschaffenen Menschen zur Entfaltung der größten Kühnheit aufgefordert hätte, drückte seinen bedenklichen Charakter ganz darnieder: an sich ist es ein Fehlschluß, daß wenn von zwei Kämpfern der eine gewisse Blößen empfindet, der andere deshalb gleich tödtliche Streiche darauf führen könnte, und Braunschweig war überall geneigt, über dem Bewußtsein der eigenen Schwäche die Gefahren des Gegners zu vergessen. Dazu kam, das Maß des Unheils zu füllen, seine traurige Art, dem Könige gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen. Hätte er den Marschallstab dem Könige zurückgegeben, ehe er in eine, nach seiner Ueberzeugung verderbliche Unternehmung willigte, schwerlich hätte der König auf seinem Sinne bestanden, man hätte keine Lorbeeren hinter den Argonnen geerndtet, aber, so weit menschliche Voraussicht reicht, das Grenzgebiet bis zur Maas mit allen Festungen behauptet. Hätte er trotz seiner Ansichten als gehorsamer Officier den Plan des Königs übernommen, und dann mit Eifer und Raschheit durchgeführt, so hätte man schwerlich mit 60,000 Mann die Revolution bezwungen, wohl aber nach der ganzen Lage der Dinge glänzende Siege über die französischen Heerestheile davon getragen. In jedem Falle blieb das eigene Heer erhalten, kriegsfertig, moralisch überlegen, und eine treffliche Grundlage für den kommenden Feldzug. Statt dessen aber ging der Herzog mit Seufzen daran, die königliche Unbedachtsamkeit wenigstens in der Ausführung durch seine Langsamkeit abzukühlen. Nach allen Seiten hin gingen seine prüfenden Blicke, nur nicht vorwärts. Er war über Dumouriez's Bewegungen nicht unterrichtet, denn die Bevölkerung, besonders der Dörfer, die bei den Preußen keinen

lebhafteren Wunsch als Herstellung der Kirchenzehnten vermuthete hielt sich scheu und grimmig entfernt, so daß es äußerst schwer war, Spione zu bekommen. In dieser Ungewißheit fand der Herzog keinen Grund zur Eile nach den Argonnen, da aufgefangene Pariser Briefe erst Chalons als Sammelplatz der Franzosen bezeichneten. Desto unruhiger machten ihn Kellermann's Märsche in seiner linken Flanke, und vollends gar eine Nachricht von Bewegungen bei dem Rheinheere, die auf eine französische Operation im Rücken der Verbündeten zu deuten schienen. Demnach that er keinen Schritt vorwärts, bis er seine Verpflegung auf längere Zeit gesichert, und seine Kräfte so vollständig wie möglich zusammen genommen hatte. Er zog die Emigranten an sich heran, befahl Hohenlohe nur einen Theil seines Corps vor Thionville stehen zu lassen, mit dem Reste aber sich dem Hauptheere anzuschließen, und betrieb die Ankunft der Hessen, welche mit Transportmitteln schlecht versehen nur langsam vorwärts kamen[1]). Erst als diese am 10. in Verdun eingetroffen waren, befahl er die Fortsetzung der Operationen. Da war es aber zu spät, die Früchte der königlichen Kühnheit zu erndten, und nur die Gefahren einer übel begründeten Offensive blieben zurück.

Denn schon seit mehreren Tagen hatte Dumouriez den Kopf aus der Schlinge herausgezogen. Gleich am 2. war er aus seinen Stellungen bei Sedan, Mouzon und Stenai aufgebrochen. Dillon, der seinen Vortrab führte, bestand ein kleines Gefecht mit Clerfait's Oestreichern; dieser aber wagte auf eigene Faust keinen Angriff auf Stenai und noch weniger einen Uebergang über die Maas. So konnte Dumouriez am 4. September Grandpre, Dillon aber am 5., nach einem höchst beschwerlichen Marsche auf Wald- und Sumpfwegen, die Isletten erreichen. Sie athmeten doch nicht wenig auf, als sie die ersehnten Stellungen leer fanden. Dumouriez sagte: wenn jetzt der König von Preußen auf Paris

[1]) Braunschweig schreibt an Tauenzien 7. Septbr., es sei sicher, daß die feindlichen Heere sich zwischen Menehould und Chalons sammeln, und schon Verschanzungen in den Wäldern haben, es sei also von höchster Wichtigkeit, alle Kräfte zu versammeln, und sie von dort zu verjagen.

geht, so ist er verloren. Mit vollem Behagen begann er sich zwischen den Waldhügeln in dem engen Wiesenthal der Aire einzurichten, welches bei Grandpre den Zug der Argonnen durchsetzt; die natürlichen Vortheile der Stellung wurden durch Schanzen und Verhacke verstärkt, und Dumouriez fing an, den Ort als unüberwindlich zu preisen. Das Beste war wohl dabei, daß er einen Haltpunkt in den Operationen gab, den Servan zu rastlosem Herbeischaffen weiterer Truppen benutzen konnte. Die Zahl der aus Paris rückenden Freiwilligen stieg an einzelnen Tagen auf 2400 Mann: es war der Anfang des September, wo die Recrutirung beinahe das einzige Fluchtmittel vor dem demokratischen Dolche bot. Bis zum 9. waren davon bei Dumouriez 6000 angelangt, und 1500 versprach das Lager von Rheims zu liefern, so daß er und Dillon zusammen damals 26,000 Mann stark waren. Wichtiger war, daß auf Servan's Dringen der General Beurnonville endlich den Befehl erhalten hatte, aus den Lagern von Maulde und Maubeuge 11,000 Mann nach Chalons zu führen: dann aus Pont-sur-Sambre war General Duval mit einem aus verschiedenen Garnisonen zusammen gerafften Corps von etwa 5000 Mann unterwegs, welches sich allmälig bis auf 10,000 verstärkte[1]), und den nördlichsten Paß des Gebirges, bei Chene le Populeur besetzte: im Süden aber näherte sich, noch durch eine Division des Rheinheeres verstärkt, Kellermann mit beinahe 24,000 Mann[2]). Diese Corps bestanden sämmtlich aus Linientruppen oder älteren Nationalgarden: gelang es, die Argonnen bis zu ihrer Ankunft zu behaupten, so war man 70,000 Mann stark, denen tagtäglich neue Freiwillige zuströmten, während die Feinde der Natur der Sache nach bei jedem Schritte vorwärts zusammenschmelzen mußten. Auch Servan hatte jetzt keinen Zweifel mehr über den Ausgang: er selbst hätte die Stellung wohl noch etwas weiter rückwärts verlegt, um die entscheidende Vereinigung ganz aus dem Bereiche des Mißlingens zu versetzen; immer aber war er erfüllt von kräftiger Ent-

1) Joinville 379.

2) 14,400 Mann Infanterie, 4900 Mann Cavalerie, dazu 4000 Mann von Custine's Corps, die am 6. in Toul zu ihm stießen.

schlossenheit und erquickenden Hoffnungen. Vielleicht tödten uns, schrieb er am 4., die Feinde hundert Tausende, aber wahrlich, nicht Viele von ihnen sollen Nachrichten von ihrem ritterlichen Kreuzzuge nach Deutschland bringen. Zwei Tage später: „Die Americaner, in schlimmerem Clima und entblößt von Waffen und Munition, haben ihre Freiheit behauptet; warum sollte es uns nicht gelingen? Nur mit Muth durch den schlimmen Augenblick hindurch, und wir werden frei und das Einrücken der Fremden die letzte Stunde der Gegenrevolution sein. Diese Fürsten wissen nicht, wessen ein verzweifeltes Volk fähig ist: laßt sie nichts als Asche und Trümmer finden, und vernichtet sie, sobald der Winter beginnt.“ Dumouriez war noch fröhlicher und begeisterter, so ärmlich und hungrig es in seinem engen Waldlager auch herging. Von Euern Pikenmännern, meldete er am 7., habe ich noch nicht einen Einzigen gesehen, denke aber auch erst in Deutschland davon Gebrauch zu machen, wenn ich die flüchtigen Feinde vor mir herjage. Geht der König auf Paris, schrieb er an Kellermann, so hänge ich mich an seine Linke; dann hat er Euch an den Fersen, die Pariser vor sich, ein Wunder, wenn er entkäme.

Aber noch einmal sollte er erfahren, wie gefährlich es ist, sich in glänzenden Träumen zu wiegen und darüber den Pfad vor den Füßen zu verlieren. Seine Stellung war nicht schlecht, aber in keiner Hinsicht unangreifbar. Die Argonnen sind Höhen, wie etwa die niederhessischen Bergrücken[1]); ihr bestes Vertheidigungsmittel ist die Weiche des Thonbodens, der sich bei Regenwetter auflöst, und die Straßen zu Sümpfen macht; fragt man aber nach undurchdringlichem Walde, engen Bergpässen, steilen Felsschluchten, so ist davon nicht mehr zu entdecken, als an hundert und aber hundert Punkten der spätern Kriegstheater, welche kaum zu dem Hurrah eines Tiralleurschwarmes Anlaß gegeben haben[2]). Dürfen

---

1) Mittlere Erhebung von 100 Metres über der nächsten Thalsohle. Joinville 375.

2) Napoleon's Aeußerung über die Schwäche der Position ist bekannt. Nicht anders redet St. Cyr, campagnes du Rhin I., LXV. Die gleichzeitigen Generale hatten nach dem Ergebniß guten Grund die Stärke zu preisen, und fanden

wir die beiden Feldherren hier noch einmal in Gedanken die Stelle tauschen lassen, so scheint uns unzweifelhaft, daß Dumouriez an der Spitze der Deutschen die herrlichen Stellungen von Grandpre und den Isletten sofort mit dem Bajonett über den Haufen geworfen hätte, Braunschweig aber als Vertheidiger vielleicht nach Servan's Sinne in ruhigem Gefechte auf seine Verstärkungen zurückgegangen, sicher aber nicht an einem Punkte des Gebirges vollkommen wehrlos überrascht worden wäre. Dies aber ließ sich Dumouriez zu Schulden kommen.

Am 10. und 11. nämlich verließen alle Theile des preußischen Heeres Verdun, um sich gegen Dumouriez's Lager bei Grandpre zu richten. Hohenlohe Kirchberg und der Landgraf von Hessen, im Ganzen 14,000 Mann, beobachteten im Süden des Hauptheeres die Isletten, im Norden dagegen stand Clerfait, von Stenai vorwärts gezogen, mit 10 bis 11,000 Mann dem Passe des Waldkreuzes (zwischen Grandpre und Chene le Populeux) gegenüber. Den 12. wurden alle Stellungen der Franzosen alarmirt, sonst ohne Erfolg, allein am Waldkreuze fand Clerfait nur schwache feindliche Posten, und schob seinen Vortrab in den Paß hinein, wurde zwar am 13. durch den mit sechs Bataillonen eiligst herbeigesandten General Chazot hinaus geworfen, schlug diesen aber am 14. vollkommen, wurde Meister des Passes, und drängte Chazot nach Vouziers hin von jeder Verbindung mit Dumouriez ab. Darauf räumten die Franzosen auch Chene le Populeux, was jetzt von den Emigranten besetzt wurde. Der Durchgang durch das Gebirge war den Verbündeten geöffnet: wenn Clerfait ohne Aufhalten vorwärts drang, so konnte er noch am Abend den Paß von Grandpre im Rücken sperren, und Dumouriez für den Augenblick einschließen. Es wäre damit noch nicht Alles aus gewesen, da Kellermann und Beurnonville schon so nahe waren, daß sie in zwei Tagen mit 40,000 Mann zum Entsatze erscheinen konnten: und Clerfait hielt auch vorsichtig zurück, und wagte sich nicht allein in die vor ihm

---

die Möglichkeit dazu, weil kein Angriff sie erprobt hatte. Von neueren Schriftstellern kommt Ditfurth nach genauer Besichtigung zu dem angegebenen Urtheil, Joinville zu etwas günstigerer Schätzung, aber nach gleichem Material.

ausgedehnte Ebene der Champagne hinaus. Immer aber war Dumouriez's Stellung in Grandpre unhaltbar geworden, und damit sein Plan vollständig über den Haufen geworfen.

Er faßte sich schnell. Wenige Stunden nach Chazot's Niederlage traten seine Truppen in der Stille des Abenddunkels unter das Gewehr, und zogen die Nacht hindurch eilfertig nach Süden ab. Sein Vorsatz war, den Preußen die Ebene nach Chalons und Rheims hin Preis zu geben, sich hinter den Isletten Rücken an Rücken mit Dillon aufzustellen, und alle übrigen Corps, Chazot aus Vouziers, Harville aus Rheims, Dubouquet aus Chene le Populeux, Beurnonville aus Chalons, Kellermann aus Vitry eben dorthin zu entbieten. Sein Abzug wurde in der Nacht nicht beunruhigt: auch würden ihm die Preußen bei den Schwierigkeiten des Terrains im Walde selbst nicht viel angehabt haben. Bedenklicher wurde der Marsch des 15. in der Ebene hinter der Aisne: er hatte einen Vorsprung nur von wenigen Stunden, da die Preußen mit dem Grauen des Morgens in Grandpre eingerückt waren; seine Truppen empfanden trotz aller Energie des Führers ihre Gefahr, es zeigte sich sogleich, daß eine rasche und nachdrückliche Verfolgung das Heer zersprengt haben würde. Gegen Mittag holten nämlich die Husaren des preußischen Vortrabs die französische Nachhut ein: zugleich wurden seitwärts die Truppen Chazot's sichtbar, die ebenfalls nach St. Menehould auf dem Marsche waren. Als diese die Preußen erblickten, erneuerte sich der Schrecken vom Waldkreuze her; sie lösten sich auf, stürzten an Dumouriez's Nachtrab vorüber, und theilten ihre Verwirrung dem ganzen französischen Hauptcorps mit. Zehntausend Mann, sagte Dumouriez, flohen vor 1500 Husaren. Auch Beurnonville, der sich an diesem Tage von Rhetel nach St. Menehould bewegte, empfing seinen Antheil an dem allgemeinen Schrecken: er sah aus der Ferne Dumouriez's Colonnen, hielt sie für das preußische Hauptheer und zog eilfertig nach Chalons zurück. So wäre, wenn die Infanterie nur des Erbprinzen Hohenlohe, der die preußische Avantgarde führte, zur Hand gewesen, Dumouriez's Heer in alle Winde aus einander getrieben worden. Allein der Herzog wollte das Gebirge nicht eher verlassen,

bis er den Transport seines Brodes durch dessen Defileen geordnet hatte. Zum zweiten Male stellte er Dumouriez's Fehler durch seine Unterlassungen wieder her. Der französische General brachte seine unverfolgten Regimenter bald wieder zum Stehen, und bezog am 17. sein neues Lager bei St. Menehould. Noch zwei Tage blieb er hier allein, so daß Braunschweig ihn mit doppelter Uebermacht hätte angreifen können. Der König war äußerst ungnädig: man paßt nicht genug auf, sagte er, man läßt die Feinde entwischen: „nach seinem richtigen Gefühle suchte er die Schlacht". Aber der Herzog blieb unerbittlich zwei Tage in Landres, dicht am Ausgange des Passes von Grandpre halten, wo er sorgsam mit Bäckerei und Brodfuhren beschäftigt war, dann aber auch ein Manövre erdachte, um die Gemeinschaft mit Verdun wieder zu öffnen, den Islettenpaß zu gewinnen, und die Vernichtung des feindlichen Heeres herbeizuführen: Alles ohne vieles Blutvergießen, vielleicht ganz ohne zu schlagen, nur durch Umgehen und Abschneiden des Feindes von seinen Magazinen. Diese Ueberlegungen vollzogen sich unter langsamem unsicherem Umhertasten, wurden aber am 19., im Beginn der Ausführung, plötzlich wieder durch den König unterbrochen. An diesen gelangte eine falsche Meldung, daß die Franzosen nach Chalons abzuziehen begännen; er rief sogleich, sie sollten ihm nicht zum zweiten Male entrinnen, und führte sein Heer ohne Aufenthalt, nicht, wie der Herzog wünschte, in das Gebirge hinein, sondern in die Ebene hinaus, nicht in die Flanke, sondern in den Rücken der Franzosen, gerade auf die Straße von St. Menehould nach Chalons. Man überzeugte sich bald, daß der Feind ruhig in seiner Stellung verharrte, die Truppen aber waren sicher, daß es endlich zum Kampfe kommen werde, und eilten in dieser Aussicht mit jubelnder Begeisterung vorwärts.

Indeß hatte Dumouriez sich in seinem neuen Lager eingerichtet. Er stand, die Fronte gegen Paris gewandt, die Aisne im Rücken, zwischen zwei Nebenflüßchen derselben, der Auve und der Bionne, auf den Hügelrücken, welche St. Menehould im Westen umschließen, vor sich ein vielfach durchschnittenes und mit sumpfigen Wiesengründen erfülltes Terrain. Spät am 18. war Beurnonville, von

seinem Schrecken hergestellt, mit seinen eigenen Truppen und sieben Bataillons Freiwilliger aus Chalons, in das Lager eingerückt, dessen rechten Flügel er jetzt bildete, und dessen Stärke damit auf beinahe 40,000 Mann anwuchs. Am 14. langte auf der anderen Seite Kellermann mit 18,000 Mann an, so daß in diesem Augenblicke die Ueberlegenheit der Zahl entschieden auf der französischen Seite war, da das preußische Corps Kalkreuth zur Deckung der Communicationen weiter rückwärts stand, Clerfait aber nebst den Emigranten erst am Abend des 20. seine Vereinigung mit dem Hauptheere vollzog, dieses also bis dahin kaum mehr als 30,000 Mann zählen mochte. Man kam allmälig in den Zeitpunkt, in welchem die unausbleiblichen Gefahren der ausgedehnten Offensive sich fühlbar machen mußten. Noch hielt die innere Ueberlegenheit der preußischen Truppen über die desorganisirten Soldaten und regellosen Freiwilligen des Feindes das Gleichgewicht aufrecht: lange aber konnte die Entscheidung nicht mehr verzögert werden. In diesem Augenblicke gab ein neuer Fehler auf der französischen Seite den Angreifern die letzte Möglichkeit eines glänzenden Sieges.

Kellermann hatte Dumouriez's linken Flügel bilden und die Heereslinie auf dem südlichen Ufer der Auve über die Höhen von Dampierre fortsetzen sollen. Durch ein Mißverständniß aber der Instruction war er über die Auve herübergegangen, hatte sich vor Dumouriez's Stellung vorgeschoben, und seine Truppen auf dem Windmühlenberge von Valmy in gedrängten Massen aufgehäuft, ohne die Möglichkeit sich zu entfalten, neben sich sumpfige Niederungen, rechts eine einzige Brücke über die Auve, hinter sich die Straße nach St. Menehould durch das eigene Fuhrwerk verstopft. Als somit die preußischen Colonnen von Massige her die Straße von Chalons erreichten, und nun links gegen die französische Stellung einschwenkten, war Kellermann ihrem vollen Stoße ausgesetzt, und Dumouriez außer Stande, ihm rasche und unmittelbare Hülfe zukommen zu lassen. Um 6 Uhr Morgens bemerkte Kellermann die ersten preußischen Truppen; um 7 Uhr begann die Kanonade, beschädigte Kellermann's Cuirassiere gleich von Anfang an in hohem Grade, und nöthigte eine Colonne unter Chazot, welche Dumouriez

links neben Valmy hatte vorgehen lassen, zu schneller Flucht. Um 10 Uhr flogen bei Kellermann einige Pulverwagen in die Luft, worauf — Kellermann's Worte — allgemeine Unordnung entstand, die Fuhrleute hinwegflohen, das erste Glied der Infanterie eine rückgängige Bewegung machte. Die französischen Officiere hatten unendliche Mühe, die Ordnung einiger Maßen herzustellen: zugleich aber formirten die Preußen drei Angriffscolonnen, die sich unter frischem Muthe der Truppen zum Sturme des Hügels anschickten, so daß Kellermann mit doppeltem Eifer seine Leute harangirte, und mit Hutschwenken und Hurrah zu ermuthigen suchte. Halten wir einen Augenblick inne, befragen wir über die Aussichten der Lage die besten Kenner der beiden Parteien. Die ängstlich gespannte Haltung der französischen Schaaren, sagt Valentini, dagegen die ruhig besonnene Kampflust der preußischen, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß Kellermann auf Dumouriez, und beide zusammen in das Thal der Aisne hinabgestürzt worden wären; was würde nicht bei einer solchen Flucht verunglückt sein! Gouvion St. Cyr, selbst ein republikanischer General, der auch unter Napoleon dem Stolze auf diesen Ursprung nie untreu geworden, meint, daß bei der schlechten Ausbildung der damaligen französischen Truppen nur eine große Uebermacht oder eine unüberwindliche Stellung sie zu einem erfolgreichen Widerstand hätte befähigen können: ich zweifle nicht, sagt er, daß ein großes Unheil erfolgt wäre, wenn der Herzog den von dem Könige befohlenen Angriff sich hätte entwickeln lassen. Derselben Ansicht finden wir den Betheiligten selbst. Der Kriegsminister Servan forderte noch am 18. Dumouriez auf, sich auf kein Zusammentreffen einzulassen, sondern nach Kellermann's Wünschen auf Chalons und die Marne zurückzugehen: die Preußen sind verloren, schrieb er, wenn wir ohne Schlacht den Feldzug hinausziehen. Kellermann selbst, wie man sich denken kann, redet nicht so unumwunden wie Valentini, dafür bezeichnet er noch eine andere, nicht minder umfassende Gefahr. Er bemerkt in der Erörterung seiner ganz abscheulichen Stellung: wenn ein preußisches Corps, was es unangefochten thun konnte, die Höhen von Dampierre und Voilemont besetzte — eben die ihm selbst ursprünglich

bestimmte Stellung — so waren wir vollständig eingeschlossen und in den Niederungen bei St. Menehould, wie von Chalons so auch von Vitry, mithin von jeglicher Verpflegung abgeschnitten. Dillon, der noch immer die Isletten gegen Hohenlohe, und hiemit dem französischen Hauptheere den Rücken deckte, sah bereits diesen Fall so sicher vor Augen, daß er seine Soldaten dafür anwies, sich die Taschen mit Kartoffeln zu füllen, und sich einzeln durch die Wälder nach den Moselfestungen durchzuschleichen.

Allein gerade die doppelte Möglichkeit des Sieges lähmte, wie es scheint, die Thätigkeit der Preußen. Von ihren Führern dachte der eine zu fechten, der andere abzuschneiden, und jeder hinderte den anderen. Der König wollte stürmen und schlagen, und wich den Tag hindurch nicht aus dem Angesichte des Feindes, so daß jene Höhen durch die Preußen nicht besetzt wurden. Der Herzog aber wollte ein für allemal sich auf eine Schlacht nicht einlassen, da sie auch bei günstigem Ausgang Blut gekostet hätte, er aber jede Einbuße für unersetzlich, den Marsch auf Paris in jedem Falle für verderblich hielt, und durch die Aufopferung einiger Tausende seine Operation gegen die Maasfestungen, die er fortdauernd im Sinne hatte, zu gefährden fürchtete. Als demnach die Sturmcolonnen um 11 Uhr freudig antraten, faßte er noch einmal die feindliche Stellung in das Auge, und erklärte dann dem Könige, hier sei nicht zu schlagen. Die Kanonade dauerte fort, die höheren Befehlshaber verhandelten, die Stunden vergingen. Am Abend wickelte sich Kellermann aus seinem gefährlichen Posten heraus, und besetzte während der Nacht die Höhen südlich der Auve. Als der Herzog am folgenden Tage einige Abtheilungen ebenfalls nach Süden vorschob, um die feindliche Communication mit Vitry zu bedrohen, war es zu spät. Kellermann's ganzes Heer deckte diese Straße, und die preußische Demonstration wurde eine leere Scheinbewegung.

Der Tag des 20. hatte jedem Heere kaum zweihundert Mann gekostet. Der Eindruck aber war gewaltig auf beiden Seiten. Bei den Franzosen jubelten die jungen Soldaten, daß sie den Kriegern Friedrich II. Stand gehalten; so eben noch unsicher, zu

panischem Schrecken geneigt, sich selbst und den Führern mißtrauend, waren sie jetzt von einem Schwunge des Jubels und der Begeisterung erfüllt. Bei den Preußen war die Stimmung in gleichem Maaße gedrückt. Wir sind besiegt, rief der alte Husarengeneral Wolfradt, weil wir nicht geschlagen haben; wozu sind wir hergekommen als zu schlagen? Goethe, den einige mißmuthige Officiere um ein kräftiges Wort angingen, hatte den sehr richtigen, hier aber eben so leidigen Trost: von heute an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. In der That, von einem Erdrücken der jungen Republik war schon an dem Tage ihrer Entstehung keine Rede mehr. Nachdem die letzte Gelegenheit versäumt war, die französischen Heere einzeln im Augenblicke ihrer Vereinigung selbst zu schlagen, war der Rückzug der Preußen bei den täglich anschwellenden Massen ihrer Widersacher, der weit und weiter vorrückenden Jahreszeit, der sinkenden Stimmung, Zahl und Kraft der deutschen Truppen entschieden. Dumouriez hatte, einmal eine Lage der Dinge, wie sie am 21. wirklich eingetreten war, vorausgesetzt, schon längst darüber keinen Zweifel. Aber so keck er bisher die eigene Gefahr unterschätzt hatte, so unbefangen würdigte er jetzt die dem Gegner noch zu Gebote stehenden Mittel. Besiegt waren die Preußen in keiner Weise, die taktische Ueberlegenheit derselben ungebrochen, die Masse zu gefährlichen Streichen immer noch bedeutend genug. Wie wenn sie, nachdem sie im Norden die Argonnen durchbrochen, jetzt an der französischen Stellung vorüber das Gebirge im Süden umgingen, und so die Verheerungen des Krieges in das noch unberührte Lothringen trügen? Oder wenn sie auf dem alten Wege rasch umkehrend, sich plötzlich gegen die schwach besetzten Festungen Sedan und Montmedy wendeten, und durch deren Einnahme ihre Winterquartiere an der Maas sicherten? Wir wissen, daß eben dieser Gedanke den Herzog erfüllte, Dumouriez aber fühlte sich noch bei Weitem nicht stark genug, um gegen das Eine oder das Andere mit Gewißheit einstehen zu können. Bei dem Stande der französischen Recrutirungen konnte er vielleicht in wenigen Tagen sein Heer so weit heranwachsen sehen: Alles wäre gewonnen, wenn

er die Preußen so lange in ihrer jetzigen Stellung festhielte [1]). Er beschloß, sich diese Frist wo möglich durch Unterhandlungen zu schaffen [2]).

Daß in dem feindlichen Hauptquartiere auf mehreren Stellen Neigung zum Frieden vorhanden war, darüber konnte der französische General keinen Zweifel haben. Zwar von den Preußen hatte er keine unmittelbare Nachricht (denn Alles ohne Ausnahme, was über Unterhandlungen vor dem 20. erzählt worden, ist wie die Correspondenz beider Hauptquartiere gleichmäßig zeigt, vollkommen leere Fabel): einmal am 14. hatte Braunschweig den Wunsch einer Unterredung gemeldet, Dumouriez indeß, mit seinem Rückzuge aus Grandpre beschäftigt, den Vorschlag abgelehnt. Allein Dumouriez, der frühere Minister des Auswärtigen, bedurfte nicht erst eines besonderen Gespräches, um die in ganz Europa bekannte Thatsache zu erfahren, daß der Herzog nach der Neigung seines Herzens lieber gegen das Haus Lothringen als gegen Frankreich

---

1) An Servan, 26. September: ich suche mich auf 80,000 Mann zu verstärken, bis dahin amüsire ich die Feinde mit eitlen Unterhandlungen.

2) Die folgenden Unterhandlungen werde ich in diesem und dem nächsten Capitel um so ausführlicher darstellen, als ihr wirklicher Inhalt bisher vollkommen unbekannt, und der Gegenstand der mannichfaltigsten Conjecturen und Erfindungen war. Zuerst haben Marat und Genossen den General Dumouriez des Verrathes angeklagt; dann hat Beauchamp (memoires d'un homme d'état) angebliche Enthüllungen auf Kosten Braunschweig's gemacht, die unendlich oft, und zuletzt noch von Menzel wiederholt worden sind; neuerlich aber hat der Legitimist Michaud zu Marat's Anklagen das Gegenstück geliefert, indem er die alte Emigrantenfabel mit unglaublicher Sicherheit und zahllosen Details aufgewärmt hat, Braunschweig, Haugwitz u. s. w. seien mit der Beute der Septembermorde und den Krondiamanten bestochen worden. Joinville in Frankreich und Stramberg in Deutschland haben es getrost nachgesprochen. Ich erspare mir ihre Wiederlegung im Detail durch die Darstellung des wirklichen Ereignisses nach den ersten Quellen, den geheimen Papieren der Unterhandlung selbst. Dabei habe ich die Sicherheit, daß in Paris keine Materialien außer den von mir gebrauchten existiren; preußischer Seits liegen mir die Berichte Luchesini's an die Minister in Berlin vor, außer denen sich schwerlich etwas Erhebliches finden möchte. (Ich habe auch jetzt, nach den letzten Erörterungen Stramberg's, dieser Ausführung nichts hinzuzusetzen. So lange Michaud und Genossen nicht den Beweis für ihre Erfindungen beibringen, ist es kindisch, den authentischen Quellen gegenüber noch eine besondere Widerlegung jener Klatschereien zu fordern. Anmerkung der 2. Ausgabe.)

gefochten hätte, und daß auch sonst noch einflußreiche Stimmen dieser Ansicht beipflichteten. Was aber die Oestreicher betraf, so waren diese in ihrer Kriegslust ebenso abgekühlt wie ihre Bundesgenossen. Hohenlohe-Kirchberg hatte auch seinerseits auf Conferenzen bei Dumouriez angetragen: er war ein einfacher ernsthafter Mann, der unter dem Gewehre alt geworden [1]), und nie etwas Anderes als Soldat gewesen war: er am Wenigsten hätte einen solchen Schritt ohne höheren Auftrag unternommen. Aber Dumouriez, der von jeher sein politisches System auf Krieg gegen Oestreich und Frieden mit Preußen gestellt, warf die östreichischen Anträge weit hinweg, ohne einmal ihren Inhalt seinem Minister mitzutheilen. Um so rascher ergriff er dagegen einen Anlaß, sich dem Könige anzunähern, bei dem allein ja auch die Macht war, die Operationen auf einige Tage zu hemmen, und damit Dumouriez's nächsten militärischen Wunsch zu erfüllen.

Während der Kanonade am 20. hatte er den General Leveneur im Rücken der Preußen streifen lassen. Dieser war über die schwach gedeckte Bagage des Heeres gerathen, wo keine Seele einen feindlichen Angriff vermuthete: Fuhrwerk, Feldkasse, Bäckerei, Bureau- und Hospitalwesen war dort vereinigt, und nur mit Mühe wurde das größte Unheil abgewehrt. In diesem Getümmel wurde der Privatsecretär des Königs, Lombard, nebst einigen anderen Civilpersonen gefangen [2]), und ihm ließ Dumouriez, als er ihn den folgenden Tag auf Begehren des Königs in Freiheit setzte, durch einen Adjutanten einen kurze Denkschrift zustellen, in welcher die wachsende Stärke des französischen, die unbehagliche Lage des preußischen Heeres geschildert ward; sodann kam der Satz vor, ein weiteres Vorwärtsgehen würde das Schicksal Ludwig XVI. nur erschweren, ohne den Ehrgeiz der französischen Prinzen zu fördern; vor Allem aber wurde betont, daß Preußen kein Interesse

---

[1]) Urtheil des Herzogs von Braunschweig.

[2]) Ich führe dies Detail an, weil Jedermann bisher erzählt hat, Lombard habe sich fangen *lassen*. Er hätte sich dazu gewiß eine andere Stelle ausgesucht: überhaupt aber ist sicher, daß der Anfang des Unterhandels von Dumouriez ausging.

habe, sich für das ihm stets feindliche Oestreich zu opfern, und demnach ein Abkommen auf dem Fuße der einst im Frühling versuchten Unterhandlung angeboten. Der Herzog ergriff diese Dinge sogleich mit großer Lebhaftigkeit, und fand dabei die Unterstützung eines Mannes, den er sonst nicht gerade unter seinen Verehrern zählte, des Generaladjutanten Obersten Manstein. Dieser gehörte zu dem frömmelnden Kreise, der bei dem Könige hauptsächlich durch das Bedürfniß stets neuer Aufregung Einfluß übte: er hielt sich, ohne die Genüsse dieser Welt ganz zu verachten, äußerlich doch um so finsterer und verschlossener, als bei ihm zu der Kopfhängerei noch ein starker gallsüchtiger Ehrgeiz hinzukam, der ihn in militärischen Dingen gegen den Einfluß des Herzogs, und in diplomatischen gegen das Ansehen Bischoffswerder's stets regsam und argwöhnisch erhielt. Als praktischer Staatsmann war er reiner Egoist und Realist, kannte darin keine andere Forderung als den jedesmaligen Nutzen, und hatte ebenso wenig Gefühl für ideale oder ritterliche Bestrebungen wie für irgend eine Grundsatz- oder Tendenzpolitik. Bei dem hingebenden und großmüthigen Wesen des Königs hätte ein solches Gegengewicht zuweilen von Nutzen sein können, wäre Manstein's Gesichtskreis weiter und seine Selbstsucht überall eine nationale gewesen: er würde dann gesehen haben, daß es in gewissen Fällen auch der Klugheit entsprechen kann, für einen Augenblick das unmittelbare Staatsinteresse einem höheren Gesichtspunkte unterzuordnen. Wir werden ihn mit solchen Fragen noch vielfach beschäftigt und höchst einflußreich finden: damals bei Valmy machte er kein Hehl daraus, daß er den Friedensschluß für das dringendste Bedürfniß halte. Er war ganz der Ansicht Dumouriez's, daß Preußen sich auf unverantwortliche Weise von Oestreich benutzen lasse, und sich für eine ihm fremde, Oestreich allein betreffende Sache in Kosten und Gefahren stecke, während Oestreich dazu eine Handvoll Leute stelle, sonst sich pflege und stärke, und in Osteuropa gegen Preußen intriguire. Bei dieser Stimmung ging er lebhaft auf Dumouriez's Eröffnungen ein. Wie groß sein Eifer war, zeigte sich, als Dumouriez am 22. um eine mündliche Berathung in Dampierre bitten ließ. Der Bot-

schafter war Danton's Freund, Westermann, jener Elsasser, der am 10. August bei dem Sturme der Tuilerien befehligt hatte: aber auch diese Persönlichkeit, so widerwärtig sie dem Könige war, schreckte den Adjutanten nicht ab. Was den König vor Allem bestimmte, auf die Unterhandlung überhaupt sich einzulassen, waren die eben eintreffenden diplomatischen Nachrichten aus Wien und Petersburg. Catharina hielt fortdauernd mit ihrer Ansicht über Polen zurück, so daß die Theilung stets noch ungewiß erschien, der Kaiser aber fuhr allerdings fort, bei ihr die polnische Erwerbung Preußen's zu beantragen, blieb aber auch fest in seiner Bedingung, anstatt Belgien's Bayern, und dazu die beiden fränkischen Fürstenthümer zu erhalten. Der preußische Gesandte in Wien stellte ihm vergeblich vor, daß dadurch der Gewinn seines Staats auf Null heruntergebracht würde; das Einzige, was er erreichte, war ein Anerbieten, daß Preußen für die Fürstenthümer einen Theil der Lausitz erhalten sollte, sobald der sächsische Mannsstamm erlöschen würde. Unter diesen Umständen war der französische Krieg dem Könige auf das Höchste verleidet, und er gab seinem Adjutanten die Erlaubniß, am 23. in Dampierre den beiden französischen Generalen folgende Vorschläge als Grundlage der weitern Verhandlung zu machen:

Erstens: der König und seine Verbündeten wünschen einen Repräsentanten des französischen Volks in der Person Ludwig XVI., um mit diesem über den Frieden zu unterhandeln, wobei jedoch von sonstiger Herstellung des alten Regime keine Rede zu sein braucht.

Zweitens: der König und seine Verbündeten wünschen, daß französischer Seits alle Propaganda aufhört.

Drittens: man wünscht (vor allen anderen Erwägungen wird hinzuzudenken sein), daß Ludwig XVI. in Freiheit gesetzt werde.

Hier war also nicht von Emigranten, Gutsherren, Verfassungsfragen, es war von einer Verführung Dumouriez's so wenig wie von einem preußischen Separatfrieden die Rede. Herstellung Ludwig XVI. und Verzicht auf revolutionäre Eroberung bildeten das gesammte preußische Programm. Als Manstein es vorgetragen,

mußte aber Dumouriez gleich den folgenden Tag [1]) mit der Nachricht antworten, daß der Convent in seiner ersten Sitzung das Königthum abgeschafft hätte. Es war deutlich, daß der preußische Antrag damit seine Grundlage verloren hatte, und der Fortgang der Unterhandlungen völlig zweifelhaft war. Dumouriez bedauerte es aufrichtig. Denn hatte ihm allerdings die militärische Lage den ersten Anlaß für seine Note gegeben, so hätte er doch einen Frieden mit Preußen als den Brennpunkt aller guten Politik betrachtet und jede beliebige Verfassung dafür in den Kauf gegeben. So wurde denn auch nicht auf einmal abgebrochen, vielmehr gingen noch einige Botschaften hinüber und herüber, für welche ein Cartell zur Auswechselung der Kriegsgefangenen den Vorwand gab. Eine volle Woche verging damit: seinen ersten Zweck, Stillstand der militärischen Operationen, erreichte Dumouriez vollkommen.

Er benutzte diese Zeit mit unendlicher Thätigkeit, um seine Verstärkungen heran zu ziehen, das Gewonnene zu befestigen, immer neue Aussichten zu eröffnen. In Chalons und Rheims hatten die Generale Harville und Sparre über 10,000 Mann formirt, was die Armee der Champagne jetzt auf 70,000 Mann brachte. Dumouriez drängte außerdem den Minister, 15,000 Mann des Rheinheeres über Metz auf Verdun zu werfen, eine Gefahr für den preußischen Rückzug, wie es keine größere gab. Dazwischen bereitete ihm ganz unvermuthete Schwierigkeiten ein Zwist mit Kellermann und Servan: jener, der sich als den Sieger von Valmy fühlte, war reizbar gegen Dumouriez's unzweifelhaftes Uebergewicht, dieser wurde in Paris unaufhörlich wegen Deckung der Hauptstadt bestürmt, und beide drängten den General um die Wette, aus seiner kecken Stellung hinweg sich an die Marne zurück zu ziehen. Hier erscheint Dumouriez in dem vollen Glanze seines Talentes. Die Stellung, die am 15. vielleicht eine gewagte gewesen, die jetzt aber die Gegner unthätig am Boden fesselte, ließ er sich durch die Pariser so wenig wie durch die Deutschen entreißen. Er war damals der einzige Mensch in Frankreich, der

[1]) Tagebuch des Marquis Luchesini.

mit festem Muthe dem Lärmen der Hauptstadt trotzte, obgleich er durch die Freiwilligen des Heeres so grell und nahe wie möglich an sein Ohr schlug. Es wollte etwas bedeuten, die schwach disciplinirten, hungernden und rauflustigen Soldaten thatenlos in einer Stellung festzuhalten, wo der Feind sie von Paris und ihren Magazinen trennte, die Verpflegung häufig stockte, die Verhandlungen mit Manstein den Freiwilligen als offener Verrath erschienen. Aber Dumouriez verstand es, die Soldaten an sich zu ketten, die Freiwilligen zu unterwerfen, Kellermann zu imponiren, den Minister aufzuklären. Schon zeigte sich der Vortheil seines Systemes in der täglich schlimmeren Lage des Feindes. Die Preußen waren fünf Tage lang ganz ohne Brod, das ausgesogene Land konnte ihnen nichts liefern, die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten bei Menschen und Thieren, das naßkalte Wetter, welches sie schon auf dem Marsche geplagt, setzte sich jetzt in unaufhörlich strömendem Regen fest, der den Boden aufweichte, die Zelte zerstörte, und binnen wenigen Tagen eine mörderische Ruhrepidemie über ein Drittel des Heeres verbreitete. Unter diesen Umständen wurden die Aussichten täglich günstiger für Frankreich, und am 27. erhielt denn auch Dumouriez den förmlichen Oberbefehl über Kellermann, und damit die Genehmigung seines Feldzugsplanes. Hinzugefügt war freilich eine Mahnung, den Rückzug hinter die Marne zu erwägen, worauf aber Dumouriez umgehend antwortete, daß er sich hüten werde, einem so thörichten Befehle zu gehorchen.

Neben diesen militärischen Sorgen ging dann seine diplomatische Thätigkeit ihren Gang. Er drang lebhaft in Servan, die preußische Unterhandlung nicht fallen zu lassen. Ich gestehe, schrieb er am 26., nach meiner besten Ueberzeugung wäre nichts so wichtig für Frankreich, als die Abtrennung Preußen's von der Coalition. Bisher bin ich nur das Schlagnetz gewesen, um die Vorschläge hin und her zu werfen; da aber die Preußen mir als ehemaligem Minister Zutrauen schenken, so könnte ich gleich zu einer thätigen Unterhandlung schreiten, sobald es Euch heilsam erschiene. Er würde dann, sagt er, von dem Könige Anerkennung der Republik, Räumung Frankreich's, Auflösung des östreichischen Bundes,

ruhiges Zusehen bei dem östreichisch-französischen Kriege verlangen, auch müßte sich Preußen mit einer einfachen Verwendung für Ludwig XVI. ohne specielle Forderungen begnügen. Noch habe ich, schließt er, mich darüber gegen Manstein nicht eröffnet, wohl aber angedeutet, daß nur in solcher Richtung unterhandelt werden könne, übrigens den Franzosen wenig am Unterhandeln liege.

In Paris war man höchlich einverstanden mit diesen Gesichtspunkten, da die nächste Gefahr einmal überwunden, das Selbstgefühl keine Grenzen kannte. Die Parteien des Conventes ohne Unterschied hatten keine Gedanken als Siege, Revolutionirung, Beute, Eroberung, und Dumouriez's belgischer Plan stand bei Danton wie bei Lebrun in erster Linie der Hoffnungen. Dazu paßte nichts trefflicher als Spaltung des europäischen Bündnisses durch einen Separatfrieden mit Preußen; neben den sicheren Erfolgen gegen Oestreich, welch' eine triumphirende Genugthuung, wenn es vielleicht gelänge, den preußischen König sogar auf die Seite der Revolution hinüber zu ziehen. Man meinte nicht geringe Lockspeisen dafür bieten zu können, und so wurde die Unterhandlung in tiefem Geheimniß aber mit gespanntem Eifer aufgenommen. Dem Convente und den doctrinären Jacobinern zu Liebe verfügte der Ministerrath am 25., Dumouriez dürfe sich nicht eher auf eine Unterhandlung einlassen, bis die Feinde den französischen Boden geräumt hätten: im Stillen aber wurden Westermann und Benoit in das preußische Hauptquartier gesandt, um wo möglich einen Separatfrieden zu Stande zu bringen. Dumouriez hatte indeß vorzuarbeiten gesucht. Die Erklärung der Republik hatte Braunschweig's und Manstein's Eifer noch nicht abgekühlt; am 26. kam das Cartell über die Kriegsgefangenen zu Stande, in welchem Preußen sogar den Franzosen nachgab, die Emigranten ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Immer aber wollte sich keine Neigung des Königs zum Vertragsbruche gegen die Coalition zeigen, und Dumouriez, allmälig den Erfolg bezweifelnd, entschloß sich, diesen entscheidenden Punkt geradezu in Angriff zu nehmen[1]). Er

---

[1]) Il ne faut pas, schrieb er, que ceci dégenère en fourberie royale.

stellte am 27. dem Obersten Manstein eine neue Denkschrift für den König zu, in welcher er die Trennung Preußen's von Oestreich zum alleinigen Thema nahm und absichtlich in scharfen und derben Formen auftrat, um die Stärke der preußischen Neigungen sicher daran zu erproben.

Aber er hatte einen unglücklichen Augenblick für diese Mittheilung gewählt. Tages zuvor war nämlich der Marquis Lucchesini, der seit der Rückkehr des Ministers Schulenburg nach Berlin die diplomatischen Geschäfte des Hauptquartiers besorgte, jetzt aber einige Tage in Verdun gewesen war, wieder bei dem Könige eingetroffen, und hatte den dortigen Stand der Dinge vollkommen verwandelt. Er war Bischoffswerder's Schwager, aber mit Manstein nahe befreundet: er hatte das östreichische Bündniß, welches jener geschlossen, als eine Thorheit betrachtet wie dieser, aber er fand, daß sein militärischer College sich höchst unbesonnen auf bodenlose Wege einlasse. Lucchesini bemerkte vor allen Dingen, daß Dumouriez noch gar keine Vollmacht seines Ministers gezeigt habe, ja, daß es bei der damaligen Anarchie in Paris zweifelhaft sei, ob selbst der Minister zu solchen Unterhandlungen Kraft und Titel besitze. Sodann hob er hervor, daß offenbar nur Dumouriez von der bisherigen Waffenruhe Vortheil ziehe, was gegen die Aufrichtigkeit seiner Anträge doppeltes Mißtrauen erwecken müßte, während für Preußen nichts gewisser sei, als daß schon der Schein einer Unterhandlung es in falsches Licht bei seinen Verbündeten setzen würde. Dem Könige, der übrigens von aller Kriegslust geheilt war, und einen ehrenhaften Abschluß im höchsten Grade wünschte, leuchteten diese Erörterungen doch vollkommen ein; er meinte gleich, daß man ihn auf etwas leichtsinnige Art mit den Republikanern verwickelt habe. Da kam denn jene Denkschrift Dumouriez's sehr verkehrt für ihren Zweck: der König zürnte lebhaft, daß Dumouriez über das Verbleiben Preußen's in der Coalition unter Anderem sagte, es würde damit das Staatswohl einer Täuschung des Ehrgefühls geopfert. Manstein mußte sogleich erwiedern, daß jeder seine Grundsätze haben möge, der König aber als den höchsten die Treue gegen seine Bundesgenossen betrachte.

Es gab hierüber scharfe Erörterungen, bei denen, wie Lucchesini es höflich ausdrückt, der König sich durch seine Herzensgüte nicht abhalten ließ, dem Obersten, als dem ersten Betreiber einer solchen Unterhandlung, sein kräftiges Mißfallen kund zu thun. Auch der Herzog von Braunschweig wurde durch diese Ungnade mit betroffen, und mußte sich bequemen, am 28. ein neues Manifest zu erlassen, in dem er alle Drohungen des Juli den Franzosen wiederholte. Der König wollte selbst die Feindseligkeiten ohne Zaudern erneuern, die Emigranten jubelten nicht wenig, der russische Geschäftsträger Prinz Nassau-Siegen erbot sich sogar, seine Kaiserin um die Sendung eines russischen Heeres für die Operationen des Frühlings zu bitten. Allein solche Thätlichkeiten zu hindern, wurde dem Herzoge trotz seiner augenblicklichen Ungnade nicht schwer, da seit dem 20. das Verhältniß der beiden Heere sich völlig umgekehrt hatte. Gegen den doppelt zahlreichen Feind wäre mit den erschöpften und kranken Truppen nur eine völlige Niederlage zu erwarten gewesen. Hier war auch Lucchesini ganz mit dem Herzoge einverstanden, und der Gedanke einer Schlacht wurde ebenso schnell verlassen als er aufgetaucht war.

Wollte man aber nicht schlagen, so wuchs die Dringlichkeit des Rückzugs mit jeder Stunde. Jetzt schon war die Gefahr groß, den überlegenen Feind in der Flanke sich durch die sumpfigen Pässe der Argonnen hindurch zu winden. Da langten Benoit und Westermann zu gelegener Stunde an. Wenn bisher Dumouriez den militärischen Vortheil des Stillstandes geerndtet hatte, so kam jetzt die Reihe an Preußen, sich die Uebelstände des Rückzuges durch geschickt verlängerte Unterhandlung zu verringern.

Fünftes Capitel.

Rückzug aus Frankreich.

In den ersten Tagen des Conventes besaß die Gironde, die noch so eben für ihr Dasein hatte zittern müssen, nicht geringe Aussichten zur Herrschaft über Frankreich. Sie überwog im Ministerium, weil Danton, durch die Pariser Wähler zum Convente berufen, sein Portefeuille abgab, und in den inneren politischen Fragen seitdem Roland's Einfluß vorherrschte. Sie konnte sodann in den meisten Fällen auf die Mehrheit des Conventes rechnen. Denn der größte Theil der Wahlen war ja in offenem Gegensatze zu dem Streben der Pariser Commune und der Septembermänner erfolgt, so daß der Argwohn gegen die Dictatur derselben die vorwiegende Stimmung bildete, und der Gironde die Möglichkeit gab, bei richtiger Benutzung aller Mittel ihre Gegner sofort zu erdrücken. Die Jacobiner selbst konnten es sich nicht verhehlen. Alles Volk in Frankreich, sagte der jüngere Robespierre am 29. auf der Rednerbühne des Clubs, ist gegen uns; unsere einzige Hoffnung steht bei den Bürgern von Paris [1]): Freunde und Genossen, warnte darauf Desfieux, vertraut nicht zu fest auch auf diese letzte Aussicht; es ist nur zu gewiß, hier in Paris würden wir bei jeder Wahl besiegt werden, die in geheimer Abstimmung erfolgte. Der Club zeichnete sich darauf die strengste Behutsamkeit und eine fast ängstliche Defensive vor. Von den Septembermorden sprach man

---

[1]) Buchez XX., 300.

nur, um sie halb zu entschuldigen, halb zu verläugnen, und Collot d'Herbois galt für einen unvorsichtigen Menschen, als er einmal ohne alle Einschränkungen erklärte: der 2. September ist das Glaubenswort unserer Partei.

War nun allerdings die Mehrheit des Conventes den Jacobinern feindlich, so war sie deshalb noch nicht girondistisch gesinnt. Es ging hier, wie bei der abgetretenen Versammlung: die überwiegend größte Zahl der Abgeordneten hielt sich überhaupt von jeder Parteidisciplin entfernt, und stimmte einzeln nach ihren augenblicklichen Eindrücken. Ganz unbedingt als Partei der Gironde bekannten sich vielleicht nur dreißig Männer, und selbst diese werden wir bei den wichtigsten Fragen vielfach aus einander gehen sehen. Die Beseitigung dieses Uebelstandes hätte um so eifriger gesucht werden müssen, als die Bergpartei überall wie ein Mann zusammenhielt.

Revolutionär gesinnt waren übrigens die Mitglieder fast Alle. So viel hatte das Auftreten der Pariser Commune und ihrer Genossen in den Provinzen durchgängig bewirkt, daß die Anhänger des alten Zustandes und die ausgesprochenen Constitutionellen von den Wahlen entfernt geblieben waren. Die Vendee selbst, welche die Stimmung ihrer gesammten Bevölkerung bald mit den Waffen auf die gewaltigste Weise bekunden sollte, hatte in den Wahlen radicale Deputirte ernannt. Die Gironde selbst stimmte auch in dieser Beziehung zu der Mehrzahl ihrer Collegen: sie war nur in so weit conservativ, als sie die Dolche des Septembers für sich selbst fürchtete, im Uebrigen hatte sie noch keinen ihrer Umsturzgedanken abgelegt. Sie war also einmal nicht im Stande, die anderen Parteien der Rechten, Constitutionelle und Priester, Monarchisten und Feudale, zu dem Kampfe gegen die Jacobiner um sich zu vereinen: sie zertrümmerte sodann durch ihre meisten Gesetze jedes Stückchen Boden selbst, was sie durch ihre Polizeidecrete der äußersten Linken abgewann. Bei einer solchen Lage der Dinge wäre das Natürlichste eine Versöhnung der beiden Parteien gewesen, auf billige Theilung des persönlichen Einflusses: denn auf andere Dinge kam es bei dem Streite überhaupt nicht an, oder

im höchsten Falle lag eine Meinungsverschiedenheit über die Mittel vor. Es wurde denn auch in den ersten Tagen des Convents ein Versuch zu diesem Ziele gemacht, die Häupter traten zusammen, und besonders Danton mahnte zur Eintracht. Aber das Blut des September stand zwischen ihnen. Die Girondisten wollten Rache für ihre Bedrohung, und wiesen den Vorschlag einer allseitigen Amnestie fast als ein Verbrechen zurück. Da brach Robespierre die Verhandlung kurz und hochmüthig ab.

Am 22. befahl der Convent die Neuwahl aller Verwaltungsbeamten in ganz Frankreich. Die Departemensbehörden hatten sich vor dem August fast sämmtlich constitutionell gezeigt; sie fielen also mit der von ihnen vertretenen Verfassung. Am 23. bewirkte Danton ein gleiches Decret für die richterlichen Beamten: Billaud wollte überhaupt keine Gerichte mehr, da zwei von den Parteien jedesmal zu ernennende Schiedsrichter den Zweck erfüllen würden; und wenn dies auch nicht durchging, so wurde doch die Wahl nicht mehr auf gebildete Juristen beschränkt, als welche eine besonders schändliche Aristokratie ausmachten.

Nach dieser Probe demokratischer Gesinnung vernahm der Convent den Minister Roland über den allgemeinen Zustand des Landes. Dessen Bericht war ein trauriges Zeugniß über die Wirkungen der Revolution, die Lähmung des Ackerbaues, die Zerrüttung der Gewerbe, die Vernichtung des Handels, den Verfall der Staatsanstalten und öffentlichen Bauten. Er gab zugleich aber in allen Zeilen das Angriffssignal gegen die Bergpartei, indem er als den einzigen Grund des Uebels die Wühlerei und die Gesetzlosigkeit bezeichnete, und eine besoldete Truppe zum Schutze des Conventes und der Regierung begehrte. Den folgenden Tag stellten Kersaint und Buzot die entsprechenden Anträge, jener auf Erlaß eines Strafgesetzes gegen die Anstifter von Mord und Todtschlag, dieser auf Versammlung einer Garde des Convents aus allen Departemens. Beides ging an einen Ausschuß zum Berichte. Dann gab es Angriffe auf die Personen. Barbaroux und Buzot holten die Geschichte hervor, wie sich Robespierre am 9. August den Marseiller Föderirten als Dictator hatte antragen lassen; die Gironde mußte dagegen

hören, daß sie Frankreich in eine Anzahl unabhängiger Staaten nach amerikanischem Muster auflösen wolle. Sie entgegnete, daß die Pariser die Departemens zu beherrschen trachteten, wie einst Rom die Provinzen, und ließ dann selbst die Einheit und Untheilbarkeit der Republik decretiren. Diese Zänkereien lieferten sonst kein Ergebniß als gesteigerte Erbitterung nach allen Seiten: bald sammelte sich die Aufmerksamkeit gänzlich auf die Mittel der äußeren Gewalt, die Pariser Commune auf der einen Seite, deren diensteifrige Proletarier von der Masse der Abgeordneten höchlich gefürchtet wurden, und die Garde des Convents auf der anderen, mit welcher die Gironde zunächst Sicherheit der Abstimmungen und damit die völlige Unterdrückung der Gegner zu erzielen hoffte. Buzot erstattete den Bericht darüber am 8. October, der Druck desselben wurde beschlossen, und dann die Sache zurückgelegt: die Gironde hatte bemerkt, daß zahlreiche Deputirte sich fürchteten, für den in Paris verfluchten Antrag zu stimmen, und deshalb den Ausweg erwählt, zunächst auch ohne Gesetz bewaffnete Schaaren aus den ihr ergebenen Departemens kommen zu lassen, und durch deren Schutz ihre Anhänger zu ermuthigen. Es war auch dieses Mal Marseille, welches den Reigen eröffnete, und wie im Juli für die Revolution, so jetzt im October für die Regierung die ersten Föderirten aufstellte. Inzwischen wurde der Stadtrath von Paris in jeder Weise beängstigt, Nachforschung über seine großen Räubereien und Unterschleife angeordnet, der Justizminister mit einer allgemeinen Untersuchung über die Septembermorde beauftragt, und bei der Neuwahl der Commune die geheime Abstimmung mit Strenge durchgeführt. Wirklich wurde Pethion mit großer Mehrheit zum Maire erwählt, und als dieser seinen Sitz im Convente vorzog, auf's Neue der Candidat der Gironde, der Arzt Chambon gegen den Jacobiner Lhuillier durchgesetzt. Neun Zehntel der Bürger aber hielten sich von der Wahl entfernt.

So war die Gironde bis zum Ende des October in stetem Fortschreiten geblieben. Aber ein wesentlicher, die Zukunft beherrschender Erfolg war doch an keiner Stelle erreicht worden. Das Wirksamste war die Ankunft der neuen Föderirten, denn die

Abspannung gegen innere Politik war so groß, daß ein paar Tausend rüstige Arme hinreichten, um die Banden der Jacobiner in Ehrfurcht zu halten. Aber welch eine traurige Auskunft, mit einem so völlig anarchischen Mittel die Sache der Ordnung vertheidigen zu sollen! Roland sah es sehr wohl und traf den entscheidenden Punkt mit der stets wiederholten Forderung, die Befugnisse des Ministeriums zu steigern und den Stadträthen insbesondere die Requisition der bewaffneten Macht zu nehmen. Aber seine Parteigenossen hielten die Sache entweder für unerreichbar im Convente, oder für zu unverträglich mit ihrer bisherigen Haltung, genug, es kam nicht einmal zu einem Antrage darüber.

Da war es denn für die Jacobiner doppelt erwünscht, daß die Finanzen des Staates ganz in der bisherigen Weise fort verwaltet wurden. An ihrer Spitze stand jetzt wieder Claviere, der zwar wie seine girondistischen Freunde von einer förmlichen Abschaffung des Eigenthums, von Zwangstaxen, Zwangscoursen und Prehensionen nichts wissen wollte, sonst aber Alles that, um die Macht des Eigenthums zu erschüttern und den Staat durch fortdauernde Steigerung der Bedürfnisse auf die Bahn des Raubes hinzuführen. Unter allgemeiner Einstimmigkeit wurde am 19. October die Plünderung der Emigranten fortgesetzt, indem man alle Bankiers und Notare aufforderte, bei Todesstrafe die ihnen anvertrauten Gelder und Werthpapiere der Ausgewanderten an die Staatskasse abzuliefern. Bereits waren — 30. September — alle Verwaltungsbehörden für den Verkauf der Güter verantwortlich gemacht worden, und als etwas später [1]) Manuel meinte, man müsse doch unterscheiden zwischen den Rittern des Coblenzer Hofes und den am 2. September Entflohenen, wurde er beschieden, es handele sich um kriegerische Nothwehr, bei welcher man es mit Recht und Gerechtigkeit nicht so genau nehmen könne. Die Verwendung des hiemit gewonnenen Reichthums ging dieselben Wege wie der Staatshaushalt der früheren Versammlungen. Die Stadt Paris erhielt zunächst sechs, dann drei Millionen zur Unterstützung

[1]) 17. November.

des nothleidenden Volkes: Claviere vermehrte die Masse der kleinen Assignaten, und der Convent decretirte eine neue Schöpfung von 400 Millionen. Die Girondisten hatten nichts einzuwenden, weil sie keine anderen Mittel für die stets wachsenden Ausgaben aufzutreiben wußten. Allerdings, es hätte eine Auskunft gegeben, den Staat von einer monatlichen Ausgabe von 100 Millionen zu befreien; sie hieß Beendigung des Krieges, und zeigte sich seit dem 20. September nach der Stimmung des Königs von Preußen vollkommen erreichbar. Allein hier waren Berg und Gironde vollkommen einverstanden: sie Alle hatten keinen heißeren Drang als Weltbefreiung und Welteroberung. Es ist einleuchtend, daß eine Partei, welche in Frankreich damals Ordnung und Eigenthum predigte, mit eigenen Händen ihr Grab aushöhlte, indem sie Anarchie und Aussaugung über Europa auszudehnen trachtete.

Wie gesagt, in diesem Punkte gab es keinen Unterschied zwischen den Parteien. Danton und dessen Genossen, die Girondisten Brissot und Claviere, Dumouriez's Freund Lebrun, sie Alle hatten über die revolutionäre Verwandlung Europa's keinen anderen Gedanken als die Demagogen des Stadthauses und die Fanatiker des Jacobinerclubs. Vernichtung aller Könige, Republicanisirung der Länder, Vereinigung mit Frankreich, das waren die einzigen Gesichtspunkte, welche in Paris verlauten durften. Auf das Weiteste griffen die ehrgeizigen und weltstürmenden Gedanken umher. Wenn Preußen sich einschläfern ließe, so hielt man den Sturz des deutschen Reiches gesichert; bei dem Erscheinen einer französischen Armee und Flotte glaubte man eine Revolution in Italien und der Schweiz erwarten zu können; eine zweite Flottenabtheilung, hoffte man, würde die Türken zu neuem Kriege gegen die beiden Kaiserhöfe bestimmen; England zeigte sich vorsichtig und friedliebend, schlimmsten Falles aber rechnete man auch dort auf eine republikanische Partei und vor Allem auf das gedrückte und gährende Irland. Was blieb dann noch übrig von dem alten Zustand der Dinge in unserem Welttheile?

Noch im September begannen die ersten Schritte zu diesen Operationen. Seit dem 10. August drängte das Ministerium den

General Montesquiou unaufhörlich zu dem längst entworfenen Angriffe auf Savoyen, welcher das Kriegsfeuer mit einem Schlage über Alpen und Apenninen in ihrer ganzen Ausdehnung entzünden sollte. Man hatte in Paris aus allen Punkten Italiens die hoffnungsreichsten Nachrichten. Die diplomatischen Agenten, welche Dumouriez im Frühling ausgesandt hatte, waren ein jeder an seiner Stelle unermüdlich. Da schrieb Henin aus Venedig, daß man in Deutschland harten Widerstand finden, und die Deutschen endlich nur in Italien besiegen werde. Man müsse also eine Flotte in Spezzia landen lassen, welche von hier über Sestri ein Heer nach Parma, Modena und Piacenza entsende; Parma werde die reichste Verpflegung, Piacenza schweres Geschütz, Modena einen Schatz von mehreren Millionen liefern; weder Mailand noch Mantua können bei raschem Auftreten einem solchen Plane Widerstand leisten, und die päpstlichen Städte Bologna und Ferrara werden die Franzosen als Befreier begrüßen. Wenn zugleich eine zweite Flotte sich der Mündungen des Po bemeistere, Ravenna und Ancona besetze, das schwache Venedig fast ohne Schwertstreich überwältige, so sei das ganze Unternehmen zwar im Anfange kostspielig, dann aber werde Italien die französischen Heere reichlich ernähren, und das Schicksal Europa's entschieden sein.

Man glaubt sich bei diesen Plänen in das Jahr 1796 und das Hauptquartier des jungen General Bonaparte versetzt. Vorschläge und Berichte derselben Tendenz lieferte Salicetti aus Corsica über die Insel Sardinien, Semonville aus Genua über Piemont, Chateauneuf aus Genf über Savoyen [1]. Ueberall warben sie Einheimische für die Befreiung des Volkes durch den französischen Angriff: ich habe, meldete Henin den 18. August, an mehreren Punkten Italiens meinen Anhang formirt, zuverlässige und eifrige Männer, die nur meinen Wink zum Losschlagen erwarten. In Savoyen hatte man Verständnisse in den meisten Städten, in Genf rührten sich Claviere's Correspondenten Dassier und Flournoy [2], um Bürger und Anwohner gegen die Patricier in Harnisch zu

[1] Alle im Pariser Kriegsarchiv, armée du midi.

[2] Montesquiou memoire justificativ. Claviere's Antwort darauf.

bringen: es war dies Claviere's Herzenssache, da er, ein geborener Genfer, 1782 durch die Aristokraten vertrieben worden war, und einem lange gesammelten Hasse jetzt Luft zu machen hoffte. Er gewann Servan für seine Pläne durch die Angabe von 20,000 Gewehren in dem Genfer Arsenale, Cambon durch die Hinweisung auf drei Millionen Livres in dem Genfer Staatsschatze, und übernahm es, durch seine Genfer Freunde einen staatsrechtlichen Vorwand für den Angriff zu besorgen. Auch in die Schweiz griffen diese Umtriebe hinüber. Der französische Gesandte Barthelemy, ein gewandter und leise auftretender Mann, hatte eine große Anzahl, besonders jüngerer Leute in Bern und Zürich gewonnen, und erstreckte seine Correspondenz durch alle Cantone. Durchgängig kam ihm in den Städten der Kaufmannsstand entgegen, der nach seinen Handelsbeziehungen viele Assignaten besaß, und bei einem Siege der Verbündeten zu verlieren fürchtete [1]). Von den Regierungen war die Berner eigentlich die einzige, welche klar in die Zukunft sah, und keine Wahl, als die Erdrückung der französischen oder den Ausbruch einer helvetischen Revolution erblickte. Sie hätte also am Liebsten sich mit voller Kraft an dem deutschen Kriege betheiligt, wurde aber von den kleinen Cantonen, die um jeden Preis den Frieden begehrten, zurückgehalten.

Auf diese Verhältnisse baute die Regierung des 10. August ihre Hoffnungen für Südeuropa. Montesquiou sollte auf der Stelle den Einbruch in Savoyen eröffnen, sich von dort ohne Zaudern nach Genf wenden, und damit gleich sehr Italien und die Schweiz bedrohen. Anselme würde unter seinem Oberbefehle die Grafschaft Nizza besetzen, Admiral Truguet einen zum Angriffe günstigen Küstenpunkt aufsuchen. Dann brachte aber die Entsendung von 10 Bataillonen für Luckner einen unvermutheten Aufenthalt: denn die neuen Recrutirungen, meldete Montesquiou, gehen langsam, noch habe ich keinen Mann zu Gesicht bekommen, die Bürger haben zu viel mit Volks-, Ur- und Wahlversammlungen zu thun. Andere Störungen, noch bedenklicherer Art, entwickelten sich aus den Um-

---

[1]) Bouillé memoires. Mallet du Pan.

trieben des Prinzen von Hessen, der sich selbst das Commando wünschte und demnach den General als Monarchisten und Aristokraten in Paris verklagte. Es waren die letzten Tage des August, und Servan deutete Montesquiou an, die öffentliche Meinung, die jetzt eine unermeßliche Macht geworden, rühre sich stark gegen ihn. Am 29. beschloß der Ministerrath die Absetzung des Generals, und Servan befahl ihm für's Erste die Einstellung aller ferneren Thätigkeit. Gleich nachher aber erhielt er ein Schreiben Montesquiou's vom 4. September, worin dieser anzeigte, daß er seine kriegsmuthigen Truppen nicht mehr halten, für den Erfolg in Savoyen aber in jedem Sinne einstehen könne, und deshalb dringend um Erlaubniß zum Abmarsche bitte. Darauf zog der Ministerrath seinen früheren Beschluß zurück; die Unterbrechung war aber einmal erfolgt, und Montesquiou bedurfte nochmals vierzehn Tage, um den Feldzug zu eröffnen. Indeß war er immer guten Muthes: am 11. meldete er Claviere, Alles werde gelingen, am 1. October werde er vor den Thoren von Genf erscheinen. Claviere schrieb sofort an Flournoy, daß die Befreiung dieser Stadt von der Herrschaft der Aristokraten fest stehe, und nur schleunige Unterwerfung sie erretten könne: sein Zweck dabei war, Genf zu einem Hülfegesuch bei Bern zu veranlassen, aus welchem sich dann größere Weiterungen hervorspinnen ließen. Es wäre auch Alles ohne Anstoß gelungen, wenn Montesquiou in vollem Einverständniß geblieben wäre. Gegen diesen aber setzte Hessen seine Angriffe mit doppelter Erbitterung fort, und ließ endlich seine Verdächtigungen in einer gelesenen girondistischen Zeitung abdrucken. Als Servan ihn darüber hart zur Rede stellte, antwortete er: ich bin kein Narr, der ohne Beweise anklagt, und bleibe dabei, Montesquiou ist ein Verräther; verletzt Euch mein derber Styl, so seid Ihr Eures Amtes nicht werth; gebt mir Gerechtigkeit oder ich trete an der Barre des Conventes auf. Dies schrieb er am 22.: am 23. erklärte Danton im Convente, daß Montesquiou nicht an der Spitze des Heeres bleiben könnte.

Dieses Mal aber war der Officier dem Demagogen zuvorgekommen. In der Nacht vom 21. auf den 22. hatte Montesquiou

mit 19,000 Mann den Paß von San Parelliano an der Isere besetzt; die Piemontesen, 15,000 Mann stark, versuchten keinen Widerstand, sondern zogen sich in zwei Colonnen nach Montmelian und Annecy zurück. Sie waren, trotz der monatlangen Rüstungen des Feindes, unvorbereitet und außer aller Fassung. Ihr König hatte zwar seine Neigung längst der Coalition gewidmet, war aber bei Oestreich dem altgewurzelten Mißtrauen dieses Staates gegen Piemont begegnet, und hatte im Sommer die trockene Erklärung aus Wien empfangen, es sei den Mächten ganz gleichgültig, ob er sich bei dem Angriffe auf Frankreich betheilige oder nicht [1]). Mit Mühe erlangte er dann das Versprechen, bei einer französischen Offensive 8000 Oestreicher aus Mailand zur Unterstützung zu erhalten: da er sie jedoch verpflegen und bezahlen sollte, hatte er sie aus Sparsamkeit bisher nicht requirirt, und fand sich so im entscheidenden Augenblicke hülflos. Am 25. waren die Franzosen in Chambery, worauf die Sardinier, mit Ausnahme der Tarantaise, die ganze Provinz räumten. In derselben Zeit besetzte General Anselme die Grafschaft Nizza mit 10,000 Mann ohne Schwertstreich; die Einwohner, welche Montesquiou aufgefordert hatte, sich von ihren Tyrannen zu trennen und in ihren Hütten den Frieden zu genießen, zeigten sich überall bereitwillig und entgegenkommend, Alles schien den besten Fortgang zu haben. Schon war ein Detachement nach Carouge in der nächsten Nähe von Genf unterwegs, um, nach Montesquiou's Meldung, den dortigen Aristokraten Furcht und der Volkspartei Luft zu machen. So unmittelbar bedroht, zauderte Genf nicht länger, und nahm die bundesfreundliche Hülfe Bern's in Anspruch. Der Landamman Steiger sandte auf der Stelle 1600 Mann und ließ in der Waadt ein Beobachtungscorps von 9000 Mann zusammenziehen, eine Macht, die für die erste Sicherstellung Genf's vollkommen ausreichte.

Vor solchen Erfolgen Montesquiou's hielt natürlich die lächerliche Anklage auf Verrath nicht Stich, und am 8. October wurde seine Absetzung zum zweiten Male zurückgenommen. Ihn aber hatte

---

1) Berichte des holländischen Gesandten von Haeften in Wien.

die neue Erfahrung doch bedeutend abgekühlt. Er war von Haus aus kein schlechter, wenn auch ein schwacher und eitler Mensch. Hatten ihn Parteigeist und Ruhmesdurst eine Weile fortgerissen, so fand er sich jetzt wieder in den Wegen der einfachen Pflicht zurecht. Jene Forderung des Despotismus, daß der Gehorsam des Soldaten in den Geboten weder der Religion noch der Sitte eine Schranke habe, war damals noch nicht zu einem Lehrsatze des Staatsrechtes geworden, am Wenigsten in dem französischen Heere, welches durch seine damaligen Regenten erst vor wenigen Monaten das Lob der unbedingten Insurrectionspflicht vernommen hatte. Montesquiou war entschlossen, den nationalen und militärischen Interessen Frankreich's nichts zu vergeben, sich aber zu keiner Räuberei in Claviere's Sinn mißbrauchen zu lassen. So kam er bald auf allen Punkten seines Commando's mit den Tendenzen seiner Regierung in Widerspruch.

In Nizza trat General Anselme ganz nach dem Herzen Danton's und Cambon's auf. Er fand, daß die katholischen Bauern nicht auf der Höhe der Revolution ständen, und folglich auch nicht die Wohlthaten der Revolution verdienten. Er war eingerückt als Freund und Befreier, ergriff dann aber im Namen Frankreich's Besitz von dem Lande, ernannte neue Behörden, und verheerte durch seine Erpressungen die Grafschaft ärger als ein blutiger Krieg es vermocht hätte[1]). Dann, wie Montesquiou gegen Genf, wandte er sich gegen das ebenso neutrale und noch reichere Genua, und forderte unter kategorischen Drohungen eine Anleihe von 31 Millionen. Montesquiou war entrüstet darüber, theils aus Rechtsgefühl, theils aus politischer Klugheit: als er aber in diesem Sinne an den neuen Kriegsminister Pache berichtete, wurde von diesem Anselme selbstständig gestellt, und ihm drei gleichgesinnte Conventscommissare zur Ordnung der Civilverhältnisse beigegeben. Die Requisitionen gingen ihren Gang, dafür wurden wichtige militärische Maßregeln, wie die Einnahme des beherrschenden Passes von Saorgio versäumt.

---

[1]) Eigene Worte Servan's.

Um so strenger blieb in Savoyen Montesquiou wenigstens der Form nach bei dem ursprünglichen Programme stehen. Die königlichen Behörden wurden beseitigt, aber die Einwohner zur Erwählung neuer Beamten aufgefordert. Indeß kamen von Paris zahlreiche Sendboten der Regierung und der Jacobiner, welche in allen Städten Töchterclubs einrichteten, und sogleich die Frage aufwarfen, ob Savoyen sich nicht lieber der großen französischen Familie anschließen wollte, statt auf enger Selbstständigkeit zu beharren. In einigen Bezirken erhob sich die Stimmung dafür: in Paris war der besonnene Servan dagegen[1]), auch im Convent warnte Bancal vor einer Eroberungspolitik, die Frankreich in endlose Wirren verwickeln würde, und Louvet drang wenigstens darauf, dem savoyischen Volke wahre und volle Selbstbestimmung zu lassen. Da erwiederte aber Danton[2]): wenn ein Volk einfältig genug sei, an einer schädlichen Verfassung festzuhalten, so dürfe Frankreich ihm nicht nachgeben; überhaupt müsse der Convent sich als großen Empörungsausschuß gegen alle Könige constituiren, und eine Commission niedersetzen, welche die Mittel zu einem Gesammtaufstande der Völker in Betracht nehme. Der Convent zog dies in Erwägung und überwies die Frage an den diplomatischen Ausschuß.

Verwickelter stellten sich die Genfer Verhältnisse. Im Jahre 1782 hatten Frankreich, die Schweiz und Sardinien die dortigen Unruhen unterdrückt und mit Genf einen Vertrag geschlossen, nach welchem in Zukunft die drei Staaten nur gemeinsam in den Angelegenheiten der Stadt interveniren sollten. Daß jetzt ohne französische Erlaubniß jene 1600 Schweizer in Genf eingerückt waren, wurde als ein Bruch des Vertrages betrachtet, und eben auf Herbeiführung dieses Bruches hatte Claviere seine Schritte berechnet. Die Genfer bezogen sich auf die Natur der Sache und auf ältere Verträge, wonach im Falle eines Krieges zwischen zwei der Schutzstaaten selbst, die Stadt das Recht habe, ihre Grenzen mit Hülfe der dritten zu decken. Aber Frankreich schritt unerbittlich voran. Der französische Geschäftsträger wurde abberufen, und Montes-

[1]) Depesche an Montesquiou vom 29. September.

[2]) 28. September.

quiou erhielt den offnen Befehl, die Schweizer nöthigenfalls mit Waffengewalt aus Genf zu verjagen, sonst aber die Selbstständigkeit der Republik zu schonen und nur die Bestrafung der schuldigen Magistrate zu fordern. Daneben gingen geheime Anweisungen, die 20,000 Flinten in jedem Falle wegzunehmen, das Aristokratennest, wie sich Claviere ausdrückte, zu zerstören und die dorthin geflüchteten Reichthümer zu fischen, jedenfalls aber 4 bis 5000 Mann als Garnison dort zu lassen, und aus Genf ein Bollwerk Frankreich's zu machen. Montesquiou stellte darauf vor, daß er zu schwach sei, um einen Krieg mit der Schweiz zu unternehmen: alle bisherigen Vortheile würden bedroht, sobald man die Schweiz zum Aufgeben ihrer Neutralität zwinge; ein Vertragsbruch liege nicht vor, vielmehr seien es nur Claviere's Umtriebe, welche Genf zu seinem Hülfsgesuche veranlaßt hätten; die Schweizer würden abziehen, sobald die Stadt Sicherheit für ihre Selbstständigkeit hätte, dann aber könne Frankreich ganz unzweifelhaft auf die Genfer Demokraten selbst rechnen. Am 8. October beschied ihn darauf Lebrun, er möge nach Gutdünken belagern oder unterhandeln, nur müsse im letzten Falle die Unterhandlung mit dem Einlaß einer französischen Garnison endigen, und das Ganze so erledigt werden, daß es nicht den Schluß der französischen Erfolge bilde. Hierauf eröffnete Montesquiou eine Conferenz mit Schweizer Bevollmächtigten, und erklärte gleich Anfangs, im Widerspruche mit jener Instruction, daß Frankreich kein anderes Begehren, als Entfernung der 1600 Berner habe, worauf Genf erwiederte, daß es vor Allem Frieden mit Frankreich wünsche, und sich gerne mit 600 Mann für zwei Monate zur Erhaltung der inneren Ruhe begnügen wollte. Montesquiou empfahl dies mit dringender Wärme, fand im Ministerrathe Unterstützung durch Roland, und erwirkte sich dadurch eine allgemeine Vollmacht, die Mißverständnisse mit der Schweizer Tagsatzung auszugleichen. Demnach schloß er am 23. October ab: 600 Schweizer bleiben bis zum 1. December, die französischen Batterien gehen auf der Stelle, die anderen Truppen am 1. December 12 Stunden von Genf zurück, alle alten Verträge bleiben in Kraft. In Paris war man auf der Stelle entschlossen, sich auf eine solche

Abkunft nicht einzulassen. Der Vertrag wurde nicht bestätigt, eine zweite, etwas schärfere Fassung, welche Montesquiou am 2. November einschickte, mit gleicher Heftigkeit verworfen, und am 9. gegen den General als einen Vaterlandsverräther der Anklagestand proponirt. Als ich ihn aufforderte, rief Dubois-Crancé, einige Bomben in die Stadt zu werfen, antwortete er: hört ihr nicht das Wehgeschrei der Pariser Capitalisten? Der Berichterstatter Rovere sagte: beauftragt mit zwei höchst wichtigen Missionen, die heilsamen Grundsätze der Menschenrechte zu verbreiten, und als Gesandter der Republik mit Genf zu unterhandeln, hat er sich mit den Genfer Aristokraten eingelassen, und den ehrlosen Artikel über den Rückzug der Franzosen unterschrieben. Das anklagende Decret wurde darauf ohne Widerspruch genehmigt.

Mit knapper Noth entkam Montesquiou der Verhaftung durch rasche Flucht aus seinem Lager nach Genf selbst. Die Feindseligkeiten wurden zwar bei der Schwäche des französischen Corps nicht sogleich begonnen, aber auch kein Abkommen mit Genf geschlossen. Das Schwert blieb über dem Haupte der kleinen Stadt: wir werden sehen, wie bald und scharf es niederfiel.

So begann die kriegerische Propaganda, und die als Befreiung auftretende Ausbeutung der Nachbarländer im Süden ihre Laufbahn. Noch wichtiger für den großen Krieg war es, daß zu derselben Zeit auch die Grenzen des deutschen Reiches von ihr durchbrochen wurden.

Es ist bereits erwähnt, daß die Franzosen im Elsaß außer 25,000 Mann Garnisonen noch 22,000 Mann verfügbare Feldtruppen besaßen, die unter dem Titel der Rheinarmee von Biron an erster und Custine an zweiter Stelle befehligt wurden. Von ihnen hatte Kellermann 4000 für seinen Zug in die Argonnen erhalten, Dumouriez später noch 15,000 zu einem Seitenangriff auf Verdun und die Rückzugslinie der Preußen begehrt. Allein als seine Forderung in Paris und Straßburg anlangte, war über diese Streitkräfte bereits anderweitig verfügt. Anziehend genug war nämlich die Aussicht auf die Gegenden des deutschen Rheinthals. Der größte Theil des Landes war von ohnmächtigen geistlichen

Herrschaften erfüllt. Dort waren die Beamten meistens auswärts geborene Cleriker, die weder durch Vergangenheit noch Zukunft an den Boden gebunden waren und ihren Dienst nur als Quelle persönlicher Versorgung betrachteten. Alle Federn des Staatslebens waren erschlafft, Finanzen und Truppen verwahrlost, Industrie und Unterricht sehr mittelmäßig, die Masse der Bevölkerung nur auf Erhaltung des überkommenen Privatwohles bedacht. Dabei Hader zwischen Bischöfen und Capiteln, zwischen der geistlichen Regierung und den Landständen, in den Bürgerschaften vielfache Regung des neuen Freiheitssinnes, in dem Volke keine Spur eines größeren nationalen Bewußtseins. Die militärischen Deckungsanstalten waren elend, die meisten jener Fürsten nur auf Frieden und Ruhe, einer oder der andere selbst auf Freundschaft mit Frankreich bedacht, 10,000 Oestreicher im Breisgau, 2000 Mainzer mit 1200 Kaiserlichen in Speier, ungefähr eben so viele Reichstruppen in Mainz. Das 7000 Mann starke Corps des Grafen Erbach war seit dem 10. September an die obere Mosel gezogen worden. Wenn den in Straßburg und Landau versammelten Franzosen die leichte Aufgabe gelang, dem weit entfernten Esterhazy um einige Märsche zuvorzukommen, so gab es weit und breit kein Hinderniß für den lockendsten Eroberungszug.

Den ersten Gedanken an die Ausbeutung dieser Vortheile hatte der General Custine. Ehemals ein glänzender Marquis des alten Regime, zu diplomatischen Missionen gebraucht, von Kaiser Joseph mit mehrfachem Vertrauen beehrt, von der preußischen Regierung günstig behandelt, war er mit dem Selbstgefühl zugleich des alten Politikers und des rüstigen Soldaten in die Revolution getreten. Wie die meisten seiner Genossen, hatte er keine Ahnung von dem Unermeßlichen, was hier auf dem Spiele stand, und kein Bewußtsein von den Pflichten, deren Vernachlässigung ein allgemeines Verderben schaffen mußte. Er sah nur eine herrliche Frucht der Aufklärung, Machtgewinn für Frankreich und Gedeihen seiner eigenen Interessen vor sich. Mit flammendem Eifer schritt er voran; jetzt war er so weit, daß er gar nicht mehr zurück konnte, seinen alten Adelstitel selbst gut zu machen hatte, und sich als den Radi-

calsten unter den Generalen des Rheinheeres zeigen mußte. An Unruhe und Ehrgeiz kam er Dumouriez vollkommen gleich, an jugendlicher Unbesonnenheit übertraf er ihn weit, noch weiter aber blieb er an militärischer Tüchtigkeit hinter ihm zurück.

Dieser Mann schlug bereits im August ein Unternehmen gegen Speier vor, mußte sich aber gleich von dem Obergenerale Biron seine leichtsinnige Keckheit verweisen lassen. Was sollte es heißen, 15,000 Mann in diese Ferne wegzugeben, während hunderttausend Deutsche sich zu einem vernichtenden Angriffe auf Paris anschickten? Aber Custine ruhte nicht. Er hatte mehrere Canäle zu der herrschenden Partei der Gironde, besonders durch seinen Freund Guyton-Morveau, der im Convente zu den bedeutenderen Männern dieser Farbe zählte: er setzte sein Drängen und seine Zurüstungen fort, und schon am 9. September meldete Biron dem Kriegsminister, daß Custine Lust habe etwas zu unternehmen, und er ihm freie Hand lasse und nur Vorsicht anempfehle. Acht Tage später schlug Custine selbst dem Minister den Zug auf Speier vor: man muß die feindlichen Magazine zerstören, die Beamten und Geistlichen zu Contributionen zwingen, das Volk aber schonen, um es zu gewinnen. Man sieht, er wußte, was in Paris gerne vernommen wurde. Servan, durch Dumouriez angeregt, hatte Bedenken; Custine selbst befreundete sich einmal mit dem Gedanken, 18,000 M. nach Metz zu führen, blieb aber zuletzt doch bei dem Plane, das geistliche Rheinland, die Pfaffenstraße, heimzusuchen. Endlich erklärte sich auch der Minister einverstanden, und Custine setzte sich am 28. in Bewegung, mit 18,000 Mann. Den 30. überfiel er Speier, zersprengte die Besatzung und nahm die in der Stadt befindlichen Magazine. General Neuwinger ging dann nach Worms vor, wo sich kein Mensch seinem Einzuge widersetzte. Sogleich wurde auf Magistrat, Bischof und Capitel eine Contribution von zwölf, in Speier aber von nahe an sechs hunderttausend Franken gelegt, ohne daß die Bürger hinzu gezogen worden wären. Denn: Krieg den Palästen der Tyrannen und Friede den Hütten der Gerechten, lautete Custine's erste Verkündigung. Der Eindruck, den dieser Erfolg der Franzosen im westlichen Deutschland machte, war

ungeheuer, ein vernichtendes Zeugniß für die Faulheit des damaligen Zustandes. In dem nahen Mainz, welches durch das Speierer Unglück seine Truppen verloren, herrschte allgemeine Bestürzung. Man hatte noch 1300 Mann Reichssoldaten (Nassauer und Fulder) und 800 Oestreicher, also nicht die Hälfte der nöthigen Mannschaft, und dabei waren die Festungswerke in traurig verfallenem Zustande. Der Churfürst kam am 8. October aus Aschaffenburg eiligst in die Stadt, war aber bei seiner gutmüthigen Schwäche sehr einverstanden, als der preußische Geschäftsträger Stein ihm sagte, er dürfe sich selbst der Gefahr nicht aussetzen [1]), und reiste noch am Abend wieder nach Würzburg ab. Die zurückgelassene Statthalterschaft sandte dringende Bitten an den Landgrafen von Darmstadt, dessen Truppen — etwa 4000 Mann — die Vertheidigung gesichert hätten. Dieser Fürst hatte sich noch das Jahr vorher als ein heftiger Franzosenhasser gezeigt, und auf das Flehentlichste den Reichstag gebeten, ihm wieder zu seinen Elsasser Guts- und Herrenrechten zu verhelfen, damit nicht, schrieb er, ein seit Jahrhunderten verehrungswürdig gewesener Fürst der Katten in seinem eigenen Lande auf's Möglichste unvermögend werde. Jetzt aber war von einer solchen Gesinnung nichts mehr zu spüren. Er antwortete den Mainzern, die Franzosen hätten seine Güter im Elsaß so gut behandelt, daß er sich nicht mit ihnen überwerfen wolle. Was er an Truppen besaß, wurde deshalb über den Rhein nach Darmstadt gezogen, Alles zum weiteren Rückzuge nach Gießen vorbereitet, und die Aemter angewiesen, den Franzosen keinen Anstoß zu geben, und sie sub reservatione reservandarum wohl zu verpflegen [2]). In Mainz griff man darauf zu dem verzweifelten Mittel der Volksbewaffnung, die Studenten waren sogleich frisch bei der Sache, auch die Rheingauer Bauern strömten in die Stadt, ihrer 1500 wurden in zwei Tagen bewaffnet. Dafür erlebte man, daß bei

[1]) Dessen Depesche in das Hauptquartier, 6. Oct. Stein gab diesen Rath mit gutem Grunde im Interesse der Vertheidigung, deren er sich überhaupt in allen Einzelnheiten annahm. Die Verdächtigung, er habe zu dem Verrathe der Stadt mitgewirkt, ist aus der Luft gegriffen.

[2]) Biron konnte das Circular gleich nach Paris einsenden.

einem falschen Alarm die tapfern Reichstruppen auseinander liefen und nicht zu finden waren. Wohin man blicken mochte, Hülfe ließ sich nicht erwarten. Pfalzbayern stellte an der Grenze seiner Besitzungen große Tafeln mit der französischen Inschrift auf: Pfälzisch neutrales Gebiet; ja seine Behörden gaben französischen Spionen Pässe, die auf Pfälzer Officiere lauteten[1]). In Churtrier dachte man nur an Flucht und Rettung. Zuerst der Minister, dann der Churfürst eilten aus Coblenz stromabwärts, eine Menge wohlhabender Einwohner folgten, kein leeres Schiff durfte abfahren, damit man stets die nöthigen Reisemittel habe. Die Bürgerschaft sah diesen schamlosen Fluchten mit Unwillen zu, und brach endlich in lauten Tumulten dagegen los. Es half aber wenig. Man hatte nur eine Compagnie Jäger in Coblenz, zwar langten am 12. October noch 1200 Mann aus Trier an, und die Einwohner von Thal Ehrenbreitstein erklärten, sich zur Vertheidigung der Feste bewaffnen zu wollen: allein Regierung und Kriegsrath gaben ihr förmliches Gutachten dahin ab: wenn der Feind anrückte, sollte man ihm durch eine Deputation eine Brandschatzung anbieten, ihm die preußischen Magazine in Coblenz überliefern, und, wenn er es wünsche, auch den Ehrenbreitstein einräumen. Unter all' dieser Verächtlichkeit klänge es fast komisch, wenn es nicht so beschämend wäre, daß Custine eben in Speier vom Pferde gestiegen, bereits ein Schreiben des Magistrats von Wetzlar empfing, worin dieser versicherte, die Stadt sei im höchsten Grade neutral, und habe keinen anderen Wunsch als eine Sauvegarde[2]).

Dies Alles trug sich zu, noch ehe Mainz genommen war. Ein schwaches feindliches Streifcorps, von einem wortreichen und mittelmäßigen General geführt, reichte aus, durch sein bloßes Erscheinen von Kehl bis Cöln alle Köpfe zu verwirren. Custine selbst ließ es sich anfangs nicht träumen, und wollte keine weiteren Bewegungen machen, aus Furcht, sich die Oestreicher auf den Hals zu ziehen. Allein Esterhazy wagte sich nicht über Rastadt hinaus, und am 6. October empfing Custine Nachrichten über den Zustand der

1) Stein's Depeschen.

2) Custine an den Kriegsminister 5. October.

Dinge in Mainz. Zunächst schlug er Biron vor, mit allen Truppen bei Kehl über den Rhein zu gehen, er selbst werde bei Philippsburg folgen, gemeinsam wolle man dann die östreichischen Truppen und Erblande aufsuchen. Als jener aber wegen der Stellung der Preußen in Lothringen den Elsaß nicht verlassen wollte, entschloß sich Custine zu einem Handstreiche gegen Mainz, und brach am 16. mit einem eiligen Nachtmarsche gegen die Festung auf. Er verließ sich auf die schlechte Qualität der Besatzung, die Angst der Behörden, endlich auf seine Einverständnisse mit einigen Bürgern. In seinen Depeschen finde ich den oft beargwohnten Major Eikemeier nicht genannt, wohl aber die Patrioten Georg Wedekind und Böhmer, und einen mainzischen Officier des Namens Stamm. Der Anblick seiner Colonnen reichte hin, die schwachen Gemüther zu überwältigen. Commandant Gymnich verlangte sogleich zu capituliren. Die 800 Oestreicher verließen die Stadt, um verkehrter Weise nicht nach Coblenz, sondern über den Westerwald nach Cöln zu marschiren. Die Behörden flohen, am 20. October rückten die Franzosen ein.

Die Nachricht von diesem neuen Verluste fiel nun vollends wie ein Donnerschlag in das deutsche Reich. Man dachte zunächst, daß Custine sogleich auch Coblenz besetzen und dem preußischen Heere den Rückzug abschneiden würde. In der That ist darüber unter den französischen Generalen Vieles verhandelt, und später Custine wegen der Unterlassung hart getadelt worden. Indeß konnte er sich die Bodenlosigkeit der Verwirrung unmöglich so vorstellen, wie sie wirklich war: er hätte höchstens 8000 Mann nach Coblenz vorschieben können, und setzte diese, wenn nicht ein panischer Schrecken sofort die Thore des Ehrenbreitstein öffnete, bei dem Anrücken der Preußen völlig auf das Spiel. Das Abschneiden des preußischen Heeres durch eine solche Handvoll Leute ist an sich nur eine Phrase: fiel wirklich Coblenz in Feindes Hand, so war dies übel genug für die deutsche Grenze, das preußische Heer aber konnte von Trier in aller Ruhe Bonn und Cöln so gut wie Coblenz erreichen. Entschieden wurde aber Custine durch die damalige Richtung der diplomatischen Verhältnisse, auf die ich bald

näher zurückkomme: sein Gedanke wie Dumouriez's war, die Preußen von Oestreich zu trennen, und deshalb seine Schläge zunächst gegen das offen stehende deutsche Reich zu richten, bei dem sich Oestreich eben jetzt eifrig um den Reichskrieg gegen Frankreich bemühte. Er ließ deshalb durch den General Neuwinger Frankfurt besetzen, und wieder eine Contribution auf die reichen Einwohner legen, worauf jedoch die Armen zum Verdrusse des revolutionären Generals erklärten, daß sie sich nicht über ihre vornehmen Bürger zu beklagen hätten: von Frankfurt aus ging dann ein Commando nordwärts bis Friedberg, ein anderes südwärts bis zum Neckar. An die hessischen Truppen erließ Custine eine Proclamation, die sie zum Abfall von dem Landgrafen aufforderte, von dem Ungeheuer, welches nicht zu wissen scheine, daß der Tag des Gerichts für alle ungerechten Fürsten gekommen sei. Er erzielte damit aber das Gegentheil seiner Wünsche: die Entrüstung war allgemein und tief in Hessen, bei den Truppen wie bei dem Volke. Alle Welt ergriff die Waffen; hier wäre der Volkskrieg ohne Zaudern aufgelodert, wenn nicht der Landgraf selbst in seiner steten Besorgniß vor Unruhen überall gesteuert hätte. Dies war aber auch die einzige Stelle, wo sich Lust und Kraft zum Widerstande regte. Die Mainzer zeigten freilich Lauheit und Abneigung gegen Custine's Befehle, sich als freies Volk zu constituiren; dafür aber langte am 26. aus Coblenz der Syndicus der Landstände, Lassaulx, an, der im Auftrage derselben den General nach Coblenz zu kommen und die Stadt zu schonen einlud. Die Fürstin von Neuwied empfahl sich seiner Milde, in Bonn und Cöln begannen die Behörden zu packen, aus Cassel flüchtete die landgräfliche Familie. Nicht anders sah es in den oberen Landen aus. In Würzburg und Bamberg erwartete man den Angriff mit Zittern, Würtemberg und Baden betheuerten ihre Neutralität, ja die Gesandten des Regensburger Reichstages mietheten sich Schiffe, um die Donau hinabzufahren, sobald die Franzosen in Nürnberg anlangen würden. Was soll man zu einem so erniedrigenden Schauspiele sagen? zu einer solchen Wegwerfung aller Machthaber auf einem Landstriche von wenigstens acht Millionen Einwohnern, unter einer arbeitsamen, loya-

len und tapferen Bevölkerung, die nur durch das Elend ihrer politischen Verfassung zu diesem Zittern vor 18,000 Franzosen gebracht wurde? Die eine Erinnerung mag ausreichen, es waren eben die geistlichen Gebiete, deren Untergang unsere ultramontane Partei beklagt, es waren außerdem die späteren Rheinbundsstaaten, die ihre Souveränität seitdem so oft als das Wesen deutscher Freiheit haben schildern wollen.

So hoch, wie die Sorge dieser Potentaten, ging natürlich auch die Zuversicht der Gegner. Frankreich, schrieb Custine dem Minister am 24., darf mit den Despoten nicht unterhandeln, es ist allen Völkern die Befreiung schuldig. Die Zeit ist da für die Despoten, ihr Haupt beugen zu müssen, die neutralen Fürsten werden sich jeder kleinen Aufmerksamkeit unserer Generale freuen. Meine hessische Proclamation, meldete er am 28., ist nur der Anfang meines großen Planes, des Sturzes aller Tyrannen, schon bereitet sich das deutsche Reich, meine Wohlthat zu empfangen, nur ist es vor Allem wichtig, Preußen durch das Erbieten einer französischen Allianz einzuschläfern. Lebrun antwortete darauf am 30: ihr sollt alle Unterstützung haben; fegt die Feinde rechts und links von den Ufern des Rheines hinweg: die Städte und Völker behandelt mit Brüderlichkeit, denn sie sind uns schon zugeneigt.

Dies war die Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des October. Nach allen Seiten entfaltete sich der Wunsch der französischen Regierung, die Völker zur Freiheit zu rufen, die Fürsten zu stürzen, die Lande zu unterwerfen. Was Preußen anging, so war es stets derselbe Gedanke, es zum Separatfrieden zu bestimmen, es einzuschläfern, und dann mit dem zersplitterten Deutschland nach Belieben zu verfahren. Versetzen wir uns nun um vier Wochen in die Hauptquartiere von St. Menehould und La Lune zurück, um die auf diesen großen Zweck gerichtete Unterhandlung zu verfolgen.

Dumouriez, so empfänglich er für die Vortheile eines preußischen Separatfriedens war, beurtheilte doch den inneren Zustand Frankreich's zu richtig, als daß er sich unbedingt dem kopflosen Fanatismus der Gironde oder der rohen Beutelust Danton's hätte anschließen sollen. Er schwärmte noch immer für die Eroberung

Belgien's, aber er hätte auch diese der inneren Herstellung Frankreich's gerne zum Opfer gebracht. Am 29. September, gleich nachdem er Braunschweig's letztes Manifest empfangen und darauf hin den Waffenstillstand gekündigt hatte, schrieb er an Lebrun: obgleich diese Leute ein tiefes Bedürfniß nach Frieden haben, und nur wegen des Decorum nicht dazu gelangen können, so glaube ich doch, der König wird die Oestreicher ganz sicher nicht verlassen. Uebrigens, setzte er hinzu, geht auch für diesen Fall meine Ansicht dahin, daß ein allgemeiner Frieden, den wir auf ruhmreiche Bedingungen erlangen würden, besser für uns wäre, als die Gefahr eines langen Krieges: denn man wird weder Geld noch Land von uns begehren, und wir werden nicht so elend sein, auf etwas Ehrwidriges einzugehen. Sein Genosse Kellermann meldete in gleichem Sinne: Preußen wird sich mit den Emigranten nicht mehr befassen, aber nur mit Ludwig nach den constitutionellen Formeln unterhandeln; ich glaube, daß dies annehmbar ist, und man den König einfach in die Tuilerien zurückschicken sollte.

Ein merkwürdiger Contrast zwischen der Armee und Paris. Hier die Demagogen, welche den Krieg entzündet haben, um Ludwig XVI. zu stürzen, und ihn fortsetzen wollen, um Europa zu revolutioniren. Dort die Generale, welche die Gefahr bestanden, und jetzt den Lorbeer der Eroberung auf allen Seiten winken sehen, welche aber mit ehrenwerther Mäßigung für Frieden stimmen, um dem Vaterlande Ruhe und Freiheit zu sichern.

Dabei traf Dumouriez in seinem Urtheile über Preußen der Sache nach durchaus das Richtige. Der König sowie seine Generale und Minister sämmtlich hatten dringend den Wunsch nach Frieden, aber keiner von ihnen wollte die gemeinsame Sache einseitig verlassen. Mehrere Gründe, deren jeder für sich ausreichend gewesen, wirkten dafür zusammen. Der König wollte das Schwert nicht einstecken, ohne wenigstens die persönliche Freiheit Ludwig XVI. erwirkt zu haben. Er wollte gegen Oestreich nicht bundesbrüchig werden, es wäre denn in dem äußersten Falle, daß diese Macht sich eine ausdrückliche Feindseligkeit gegen Preußen erlaubte. Er sah endlich keine Möglichkeit, bei einem Separatfrieden seine pol-

nischen Wünsche durchzusetzen, da deren Erfüllung vor Allem von Rußland abhing, und man hier sich erst vor wenigen Wochen durch einen neuen Bundesvertrag zu dem französischen Kriege verpflichtet hatte, ein Verhältniß, dessen volle Bedeutung wir in einem späteren Zusammenhange kennen lernen werden. Alle diese Rücksichten machten den Abschluß eines Separatfriedens unmöglich. Aber so tief empfand man im Hauptquartier die Schäden der bisherigen Politik, so lebhaft die erlittenen Verluste des Heeres, des Schatzes, des Ruhmes, so ängstlich die Gefahren einer fortgesetzten Feindseligkeit, daß man vielleicht selbst auf die polnischen Ansprüche verzichtet hätte, wäre damit auf der Stelle der allgemeine Frieden zu erkaufen gewesen.

Indeß vor jeder anderen Frage war zunächst die Aufgabe dringend, das tiefgeschwächte Heer durch die grundlosen Engpässe der Argonnen unbeschädigt hindurch zu bringen. Fest entschlossen, auf keinen Separatfrieden einzugehen, nahm man für's Erste doch die Unterhändler desselben, Benoit und Westermann, die am 29. September anlangten, äußerst freundlich auf, eröffnete die Unterhandlung, und begann am 30. ohne Zaudern den Rückzug. Die Franzosen waren so erfüllt von ihrem Uebergewicht und ihren Hoffnungen, daß es nicht viel bedurfte, um sie in die freudigste Sicherheit einzuwiegen. Man hütete sich sehr vor bindenden Aeußerungen; es war genug, die in Wahrheit vorhandene Abneigung gegen weiteren Krieg bei jeder Gelegenheit auszusprechen. Bei Westermann kamen, wie es scheint, klingende Gründe hinzu; er war für dergleichen sehr empfänglich, und hatte mehr als einen Unterschleif auf dem Gewissen; es heißt, daß er dieses Mal 25,000 L. für eine entgegenkommende Unterhandlung empfangen hätte[1]). Jedenfalls war er voll von Jubel und Begeisterung. Was möchtest du haben? schrieb er an einen Freund in Straßburg: ich bin allmächtig, ich habe gestern bei dem Könige gespeist, Preußen trennt sich von Oestreich, das ganze Weltall kann die Republik nicht mehr beschädigen. Das Uebrige that das Benehmen einzelner preußi-

---

[1]) Morris an Washington 7. Januar 1793.

scher Officiere, namentlich des Grafen Kalkreuth, die geflissentlich ihren Widerwillen gegen Oestreicher und Emigranten zur Schau trugen. Der ehrliche General Duval meldete seinem Freunde Merlin, alle diese Generale hätten nur eine Ansicht, Trennung von Oestreich und Bund mit der französischen Republik: er berichtete damit keine Unwahrheit, nur war es ein Irrthum, hieraus einen Schluß auf die Gesinnung des Königs zu machen. Unter solchen Gesprächen zog das preußische Heer ruhig durch die Argonnen. Dumouriez selbst hatte wieder Hoffnung auf den Separatfrieden, und hemmte die Verfolgung: Kellermann, der zuerst mit Eifer auf die abmarschirenden Preußen hatte stoßen wollen, wurde zurückgehalten, dann in das Geheimniß gezogen, und hierauf beinahe ebenso entzückt wie Westermann. Die Preußen, meldete er Servan am 3., scheinen gar nicht abgeneigt, die Emigranten zu verlassen, wir könnten sie mit geringen Kosten gewinnen, und den Kaiser völlig erdrücken. Er warf dann seine Blicke weiter in Europa umher: wir überlieferten das besiegte Oestreich den Preußen, die ihm den Rest von Schlesien abnehmen, und sich in den Besitz von Danzig und Thorn setzen möchten; sie verwickelten sich dadurch mit den Russen, und wir schickten eine Flotte ihnen zu Hülfe in die Ostsee. Diese Gedanken wucherten ebenso in den Köpfen der Pariser Machthaber wie in dem Haupte des Generals; preußischer Seits brauchte man nur nicht gerade zu widersprechen, um allen Vortheil davon zu erndten. Die anwesenden Conventscommissare sandten Westermann mit so hoffnungsvollen Botschaften nach Paris zurück, und bemühten sich eifrig zum Schlusse zu kommen. Als aber die Preußen das Gebirge passirt hatten, und von ernstlicher Gefahr für ihren Rückzug keine Rede mehr war, kam gleich wieder die Bundespflicht gegen Oestreich zum Vorschein, und das letzte Wort bei jeder Verhandlung war ein Waffenstillstand, welcher auch die östreichischen Heere mit einschlösse. Die Commissare und Kellermann sahen darin nur ein natürliches Zögern bei einem so gewichtigen Schritte, wie offener Vertragsbruch und gänzlicher Systemwechsel gewesen wäre: der schärfer urtheilende Dumouriez aber kam sofort auf seine erste Ueberzeugung zurück,

und erblickte den tiefen Schaden, welchen die neue Unterhandlung den Franzosen, in nicht geringerem Maße als die erste den Preußen, gebracht hatte. Die Gegner, deren Truppentheile jetzt wieder vereinigt waren, hatten noch etwa 60,000 Mann zur Verfügung; sie waren durch Krankheiten stark angegriffen, aber auch die Franzosen hatten gleich schwere Strapazen und zu großem Theile mit junger und schwacher Mannschaft erlitten. So meldete Dumouriez schon am 5. October dem neuen Kriegsminister Pache: er sei außer Stande, seinen früheren Plan auszuführen, und die Preußen ganz aus dem französischen Gebiete zu vertreiben; er wolle deshalb durch Kellermann einen Handstreich gegen Verdun versuchen, sonst aber die Champagne durch neue Rüstungen für den Frühling stärken, und zunächst mit der Hälfte seines Heeres Lille entsetzen, welches seit einigen Wochen von 12,000 Oestreichern berannt wurde. Er hatte seine belgischen Pläne wieder aufgenommen, und heiße Sehnsucht, von dem jetzt undankbaren französischen Kriegstheater dorthin abzugehen. Er war sicher, daß Preußen keinen Separatfrieden, Frankreich keinen allgemeinen Frieden schließen würde; er dachte nur noch auf die Mittel zu ferneren glänzenden Eroberungen, befahl Beurnonville, 32,000 Mann des französischen Heeres an die flandrische Grenze zu führen, und eilte den 10. nach Paris, um sich mit dem Ministerium über Belgien zu verständigen. Kellermann sollte mit ungefähr 40,000 Mann die Verfolgung der Preußen fortsetzen.

In der That hatte Braunschweig jetzt die bestimmte Absicht, seinem alten Wunsche gemäß, die Eroberung der Maasfestungen zu vollenden. Clerfait sollte Sedan einnehmen, Hohenlohe-Kirchberg die Belagerung von Thionville fortsetzen: er selbst wollte in der Mitte zwischen ihnen bei Verdun stehen bleiben, um nach Bedürfniß dem einen oder dem anderen zu Hülfe zu kommen. Er war in seiner Vorsicht nicht ganz sicher über das Gelingen: aber da Dumouriez bereits den Befehl für den Abmarsch der 32,000 Mann gegeben hatte, so war nach menschlicher Voraussicht Kellermann mit dem Reste des Heeres außer Stande, die Absicht des Herzogs zu kreuzen. Dann hätte dieser im Inneren Frankreich's

eine feste Stellung bewahrt, aus der man im Frühlinge neu verstärkt eine jedenfalls gefahrdrohende Offensive hätte beginnen können. Die Franzosen hätten Anlaß gehabt, ihren Eroberungstaumel abzukühlen, und dem preußischen Wunsche auf allgemeinen Frieden ein bereitwilligeres Ohr zu leihen. Denn es war klar, Danton und Lebrun gegenüber mußte man eine bedeutende Stellung einnehmen, um sie von ihren Offensivgedanken abzubringen. In diesem Sinne ließ auch der König Anfang October kräftige Vorstellungen nach Madrid und London ergehen: er sei nicht geneigt, fernerhin die Last dieses Krieges allein zu tragen, England aber und Spanien hätten kein geringeres Interesse an dem Zwecke desselben, an der Herstellung des Königthums in Frankreich.

Alle diese Pläne aber erhielten kaum geboren den Todesstoß von einer höchst unerwarteten Seite her. Die Oestreicher, sowohl beim Heere als in Belgien, betrachteten die Gespräche zwischen den Preußen und Franzosen mit tiefem Mißtrauen. Clerfait, Hohenlohe-Kirchberg, der Erzherzog Carl selbst hatten darüber dieselbe Ansicht wie Westermann und Kellermann, und meinten jeden Augenblick, die neue Allianz zwischen Preußen und Frankreich erklärt zu sehen. Die Franzosen thaten das Ihrige, diesen Argwohn zu steigern, indem sie noch stärker, als ihren wirklichen Hoffnungen entsprach, die Freundschaft für Preußen zur Schau trugen. Kellermann, sonst nicht gerade mit besonderer Schlauheit gerüstet, war hierin unvergleichlich. Oeffentlich sagte er z. B. dem Grafen Kalkreuth, so schwer auch Oestreich sich gegen die Republik versündigt habe, so reiche doch der Wunsch des Königs von Preußen aus, um ihn in einem Stillstand mit Preußen auch die Oestreicher begreifen zu lassen. Noch stärker war eine Aeußerung gegen den Grafen Lindenau, die ganz aus Kellermann's uns bekannten Plänen entsprang: die französische Regierung wisse, daß Preußen auf eine neue Theilung Polens sinne, werde sich aber jeder Stärkung einer neuen Macht erfreuen, die früher oder später ihre Bundesgenossin sein müsse. Diese und hundert ähnliche Reden wurden umhergetragen, erweitert, vergiftet: es half nichts, daß der diplomatische Vertreter Oestreich's, der Fürst Reuß, mit allen Einzeln-

heiten der französischen Unterhandlungen bekannt war, vielmehr klagte er Lucchesini selbst, er fürchte in Wien den Eindruck jener Gerüchte nicht ganz verwischen zu können. So drängten die östreichischen Generale mit allen Kräften aus Frankreich hinweg, wo sie das Opfer einer beispiellosen Verrätherei zu werden fürchteten; sie hielten darauf, immer preußische Truppen zwischen sich und dem Feinde zu haben, und richteten darüber manche Verwirrung in den Marschrouten an. Am 8. October schrieb Hohenlohe-Kirchberg, als er einmal den äußersten Nachtrab bilden sollte, in halber Verzweiflung an den Herzog, berief sich auf dessen Vaterpflichten gegen das gesammte Heer, und schlug endlich vor, gegen gänzliche Räumung des französischen Bodens sich einen sofortigen Waffenstillstand zu erwirken[1]).

Dies Alles war nun lautere Thorheit, da der König fester als je zum Innehalten des östreichischen Bündnisses entschlossen war[2]), sein wirklich vorhandener Wunsch auf allgemeinen Frieden den Oestreichern selbst im höchsten Grade hätte willkommen sein müssen, und das halbe Ohr, das man den französischen Anträgen auf Separatfrieden geliehen hatte, dem Rückzug der Oestreicher ebenso wie der Preußen zu Gute gekommen war. Allein es wirkte entscheidend auf die Ansichten der Brüsseler Regierung. Man kam dort zu dem Entschlusse, um des Fortgangs willen der preußischen Waffen nicht länger einen Tropfen östreichischen Blutes auf das Spiel zu setzen, sondern zunächst auf eigene Hand zu operiren. Eben am 8., als Hohenlohe sein Herz in jene Klagen ergoß, erhielt Braunschweig die Anzeige, daß die Brüsseler Regierung die beiden Corps der Generale Clerfait und Hohenlohe von dem Heere abrufe. Dieser sollte eine deckende Stellung im Luxemburgischen nehmen, jener aber zur Belagerung von Lille abgehen, wo die bisherigen Kräfte zu völliger Einschließung nicht ausgereicht hatten,

---

[1]) Ich führe dies sonst unbedeutende Detail an, weil es wahrscheinlich der Ausgangspunkt für die durch den homme d'état verbreitete Angabe ist, es sei wirklich eine solche Convention geschlossen worden.

[2]) Berichte Lucchesini's an das Berliner Ministerium vom 9., 17. und 19. October.

von einer solchen aber die Uebergabe des Platzes erwartet wurde [1]). Zugleich empfing man die erste Nachricht von Custine's Erfolgen, und der Landgraf von Hessen eilte Hals über Kopf nach Hause, mit dem gemessenen Befehle an seine Truppen, ebenfalls so schnell als möglich den Rückmarsch anzutreten. Damit war Braunschweig allein auf seine 30,000 Preußen angewiesen, und jede Möglichkeit verschwunden, sich mit so geringen Mitteln auf französischem Boden zu behaupten. Auch die Zurücklassung einer Garnison in Verdun wäre eine ganz nutzlose Aufopferung derselben gewesen: die Festung capitulirte also am 13. und der Rückmarsch wurde auf Longwy fortgesetzt. Die Schwierigkeiten und Opfer desselben wuchsen mit dem Vorrücken der Jahreszeit und der Ermüdung der Truppen auf jedem Schritte; Kanonen und Fuhrwerk wurde nur noch mit requirirten Bauernpferden fortgeschleppt, die Musketen waren durch den anhaltenden Regen zu großem Theil ruinirt, die Ruhr grassirte von Tag zu Tag entsetzlicher. Unter solchen Umständen leistete Kalkreuth's Diplomatie von Neuem gute Dienste; er meldete Braunschweig am 14., die Conventscommissare ließen sich zu einem Waffenstillstand mit Einschluß der Oestreicher herbei, allerdings unter unausführbaren Bedingungen, immer aber habe er mit diesen Verhandlungen ruhige Arrieregarde geschafft, und die französischen Generale lachten jetzt selbst darüber, daß er sie überlistet und sogar die Oestreicher in Sicherheit gebracht hätte. Andererseits beschwerte sich der Herzog über diese Bundesgenossen bitterlich, welche dem preußischen Kriegscommissariate in Luxemburg vielfache Hindernisse in den Weg legten, als wenn, schrieb Lucchesini, der Krieg sie nichts mehr als den Großsultan anginge. Die Stimmung wurde nicht verbessert durch eine letzte Unterredung, welche der König am 16. mit Hohenlohe-Kirchberg hatte, um ihn zur Mitbeschützung wenigstens Longwy's für den Winter zu bestimmen. Die Scene wurde sehr lebhaft, blieb aber ohne Wirkung: Hohenlohe erklärte, daß bei seinen Instructionen nichts in der Welt ihn jenseits der Grenze festhalten könnte — worauf denn am 22. auch

---

[1]) Braunschweig an Tauenzien 8. October.

Longwy capitulirte, und gleich nachher die deutschen Truppen den Boden Frankreich's völlig räumten.

In demselben Augenblicke griff eine diplomatische Wendung ein, welche für die Schicksale Europa's und der Revolution nicht verhängnißvoller gedacht werden konnte [1]).

In Wien war man bisher dem Verlaufe des Feldzuges, wie sich denken läßt, mit großer Spannung gefolgt. Franz II., obwohl als Erzherzog das Haupt der Kriegspartei, ließ seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten nichts als Klagen über die unglückselige Verwickelung und die lauteste Sehnsucht nach Frieden vernehmen. Grund genug zu einer solchen Stimmung war in der That vorhanden. Die Nation und der Staatsschatz waren durch die stets noch blutenden Wunden des Türkenkrieges erschöpft; die inneren Wirren der josephinischen Zeit machten sich in zahlreichen Nachwehen fühlbar; der Kampf gegen Frankreich zeigte überall Gefahren, aber schwache Vortheile, und der Minister Cobenzl wie der größte Theil der vornehmen Gesellschaft in Wien überboten sich in dem Ausdrucke der Gesinnung, welche Leopold einst über die französische Frage zur Herrschaft gebracht hatte. Allein hinter allem Abscheu vor dem Kriege verbarg der junge Kaiser im innersten Herzen ganz andere Gedanken. Ich werde noch davon zu reden haben, an wie vielen Punkten seit seiner Thronbesteigung die Personen und Tendenzen der josephinischen Zeit wieder zum Vorschein kamen; Franz II. selbst fühlte sich ganz als den Liebling und Nachfolger des großen Oheims, und war ungeduldig, nach diesem Muster die engeren Schranken der letzten beiden Jahre zu durchbrechen. Er hatte niemals ein Herz für die Denkweise seines Vaters gehabt; sein Geist war nicht weit genug, um den in die Ferne blickenden Entwürfen Leopold's zu folgen; seine Affecte, obwohl selten hervortretend, waren zu eigenwillig, als daß er nach der Art des Vaters hätte abwarten, berechnen, weichen und wiederkommen mögen. So war er Anfangs, noch ganz dem väterlichen Antriebe folgend, mit jenem polnisch-sächsischen Plane hervor-

[1]) Alles Folgende nach den Depeschen Lucchesini's an die Minister in Berlin, und van Haeftens, holländischen Gesandten in Wien, an die Generalstaaten.

getreten; kaum aber hatte er sich selbst in den Geschäften zurecht gefunden, so war er ohne Zaudern zum ersten und lebhaftesten Beförderer des gerade entgegengesetzten Systems, einer polnischen Theilung, geworden, sobald ihm das lockende Bild einer eigenen Vergrößerung erschienen war. Allerdings ergaben sich, wie wir sahen, bei der näheren Bestimmung derselben die bedeutendsten Schwierigkeiten. Der Vertreter des bayerischen Tauschplanes war vor Allen Baron Spielmann, ein Staatsmann des josephinischen Systems, der unter Leopold wenig zu bedeuten gehabt hatte, ein musterhafter Subalternbeamter, dessen Actenkenntniß man in der Staatskanzlei kaum entbehren konnte, der aber zu den großen Geschäften wenige andere Vorzüge als einen oft sehr kurzsichtigen Eifer mitbrachte. Dem Kaiser, der nicht gerade zu erörtern und zu discutiren liebte, war ein solches Werkzeug sehr bequem, und Graf Cobenzl, der bei dem hohen Alter des Fürsten Kaunitz sonst als der eigentliche Lenker des auswärtigen Amtes galt, begann in Spielmann bereits einen lästigen Nebenbuhler zu beargwohnen. Dieser erging sich täglich in Erörterungen, wie man Preußen's Widerstand gegen die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer brechen werde, und hielt unter großem Wohlgefallen des Kaisers diese Ueberzeugung trotz aller Zweifel seiner Collegen fest. Andere Pläne regte der unerwartete und einmüthige Widerstand an, welchen Frankreich dem Angriffe der Mächte entgegensetzte. Man hatte bisher jeden Gedanken an die Eroberung französischer Provinzen hinweggewiesen, um dort nicht alle Parteien zu erbittern, und um König Ludwig, zu dessen Rettung man auszog, nicht zu berauben. Jetzt wurde die Herstellung des bourbonischen Thrones höchst zweifelhaft, und trotz aller Uneigennützigkeit sahen die deutschen Höfe alle Parteien Frankreich's unter den Waffen gegen die Fremden. In Wien gewann demnach hier und da die Vorstellung Raum, daß die gewünschte Entschädigung viel einfacher in Frankreich als in dem verwickelten bayerischen Tauschgeschäfte zu suchen sei. Indessen behauptete für den Augenblick Spielmann seinen Weg, und setzte in einem großen Ministerrathe am 5. September seine Meinung durch. Es wurde hier beschlossen, eine doppelte Unter-

handlung zu beginnen. Die eine sollte in friedfertigen Formen auftreten. Da man bei der Annäherung der Deutschen gegen Paris ein Nachlassen des revolutionären Trotzes erwartete, würden Graf Mercy, der ehemalige Gesandte in Paris, und Baron Thugut, der Unterhändler des Teschener Friedens, sich nach Luxemburg verfügen, um bei etwaigen Unterhandlungen im Vereine mit Preußen als sachkundige Berather zur Hand zu sein. Man beschied sogar, um der Heftigkeit der Emigranten ein Gegengewicht zu geben, den Vertreter Ludwig XVI., den Baron Breteuil zu diesem Friedenscongresse hinzu. Aber Alles war nur ein leerer Schein; der wahre kaiserliche Gedanke kam erst in der zweiten daneben hergehenden Unterhandlung zum Vorschein. Unmittelbar nämlich in das preußische Hauptquartier wurde Spielmann nebst dem Cabinetsactuar Baron Collenbach gesandt, um dort dem Könige endlich die Abtretung von Ansbach und Baireuth gegen Erlangung der polnischen Provinz zu entreißen, und vor allen Dingen Preußen zu eifriger Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Cobenzl, sonst nicht gerade für diese Tendenz begeistert, ließ sich die Sendung gefallen, um der unbequemen Nähe Spielmann's bei der Person des Kaisers entledigt zu werden, und dieser ging dann am 12. September aus Wien zum Kriegsschauplatze ab.

Es dauerte lange, ehe er sein Ziel erreichte. Er reiste um so langsamer, je mehr er sich der französischen Grenze annäherte; in Belgien fand er alle Welt erschüttert und geängstigt durch das Mißgeschick des Feldzugs und die angebliche preußische Verrätherei; endlich langte er Mitte October in Longwy an, in heller Furcht vor französischer Gefangenschaft. Im Hauptquartier fand er sich dann einem alten Bekannten gegenüber, dem Grafen Haugwitz, welcher den Sommer hindurch Gesandter in Wien gewesen, mit Spielmann nach Frankreich hinübergegangen und gleich nach seiner Ankunft zum Cabinetsminister ernannt worden war. Er mochte dies als ein gutes Vorzeichen begrüßen, da Schulenburg in Ungnade nach Berlin zurückgekehrt und der einzige im Hauptquartier noch anwesende Diplomat, Luchesini, von jeher wegen seiner stachlichen Sarcasmen in Wien eben so mißliebig, wie nach seiner

fridericianischen Gesinnung ein scharfer Gegner des östreichischen Bündnisses gewesen war. Haugwitz aber stand aus dem Treiben der Rosenkreuzer her mit Bischoffswerder in engem Vernehmen, und galt in Wien für einen ebenso liebenswürdigen Gesellschafter wie bequemen Politiker. Spielmann ging demnach um so unbefangener mit der Sprache heraus. Er schilderte, wie Oestreich eigentlich nicht das mindeste Interesse an einer Fortsetzung des Krieges habe, wie der Kaiser im Grunde sich ganz wohl zur Anerkennung der Republik verstehen könne, da unter einer solchen Staatsform die französische Macht nothwendig sinken müsse. Wenn unter diesen Umständen Oestreich den Krieg fortsetzen solle, so müsse es darin greifbare Vortheile für sein Interesse wahrnehmen; Preußen müsse einwilligen, daß es Bayern nebst Ansbach und Baireuth erhalte; am Besten sei es, den Charakter des Krieges, ohne weitere Rücksicht auf die monarchische Restauration in Frankreich, geradezu zu ändern, sich für die Kriegskosten auch in Frankreich territoriale Entschädigung zu verschaffen, und diesem Endzwecke das bisherige Vertheidigungs- in ein Angriffsbündniß zu verwandeln.

Mit dieser Eröffnung fiel die letzte Hülle, welche bisher den wahren Charakter des von den deutschen Mächten geführten Krieges noch verdeckt hatte. Er war niemals, wie wir jetzt wissen, das gewesen, wofür er so unzählige Male ausgegeben worden ist, ein Angriffs- oder ein Principienkrieg. Er war widerwillig begonnen worden, zur Abwehr der von der Revolution erhobenen Offensive. Er hatte in seinem ersten Augenblicke begehrliche Pläne in Wien und in Berlin gezeitigt, dem Namen nach auf Entschädigung, in der Sache auf Eroberuug gerichtet. Aber man hatte bisher wenigstens in dem Mittelpunkte des Kampfes, in der Behandlung der französischen Angelegenheiten, jede Einmischung jener Selbstsucht vermieden, und dem Nationalconvente gegenüber stets nur von der Herstellung der Ruhe, der Ordnung und des Friedens geredet. Jetzt sollte auch diese letzte Scheu beseitigt werden. Was Spielmann vorschlug, hieß, Ludwig XVI. aufzugeben, jede Anknüpfung mit einer gemäßigten Partei unmöglich zu machen, die Revolution

durch Entflammung des französischen Nationalstolzes in das Unendliche zu steigern.

An einen allgemeinen Frieden war unter diesen Umständen offenbar auf keiner Seite zu denken. Der König von Preußen hatte das Ende des Feldzuges, für das nächste Jahr unübersehbare kriegerische Verwickelungen, bei seinem Bundesgenossen die unbequemsten Forderungen vor Augen. Aus Petersburg meldete Golz, daß Oestreich auch dort auf Baireuth und Ansbach dringe, daß Rußland unbezweifelt zur polnischen Theilung entschlossen sei. Der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, der sich auf Befehl seiner Regierung in das Hauptquartier begeben, floß von Bezeugungen der Ergebenheit und Freundschaft über. Nach Erwägung dieser Verhältnisse war der König mit allen seinen Rathgebern einverstanden, daß man nicht länger zaudern dürfe, daß die Zeit zu einem durchgreifenden Schritte gekommen sei. Vor Allem erließ er am 17. October ein eigenhändiges Schreiben an die Kaiserin Catharina, er sei durch die Ungunst der Elemente zum Rückzug gezwungen worden, werde aber die große Sache nicht verlassen. Indeß ehe er über die Fortsetzung des Krieges beschließen könne, schulde er es sich und seinem Volke, seine Gedanken über die ihm gebührende Entschädigung festzustellen. Die Kaiserin wünsche seine Begehren zu kennen, er habe seinen Ministern den Befehl zu den einschlagenden Eröffnungen gegeben. Der Inhalt der letzteren hatte unterdessen eine sehr erhebliche Aenderung durch Haugwitz erfahren. Dieser hob nämlich hervor, daß die bisherige Forderung des Königs eine Entschädigung für den eben beendigten Feldzug im Auge gehabt habe; jetzt aber sei an der Fortsetzung des Krieges und einem zweiten Feldzuge nicht zu zweifeln, und folglich mit dem Aufwand an Kraft auch der Anspruch auf Entschädigung zu steigern. Der König, einmal im Eifer seiner polnischen Wünsche, genehmigte es auf der Stelle.

Ehe es zu der entscheidenden Verhandlung mit Spielmann kam — der Baron war einige Tage durch Krankheit verhindert — hatte der Herzog von Braunschweig, am 21., bei der Capitulation von Longwy wieder ein Gespräch mit dem General Valence. Die-

ser erklärte zu großer Ueberraschung des Herzogs, daß seine Regierung zum allgemeinen Frieden sich herbei lassen würde, wenn Oestreich seine belgischen Provinzen entweder zum Freistaat machte, oder einem minder mächtigen Fürsten überließe; der Convent würde in diesem Falle Ludwig XVI. in Freiheit setzen und den Ausgewanderten Amnestie gewähren. Ein solcher Vorschlag schien nicht übel zu dem bayerischen Tauschplane zu passen, und Haugwitz beeilte sich also, ihn Spielmann mitzutheilen, welcher dann auch sogleich den Fürsten Reuß und Lucchesini zu einer weiteren Zusammenkunft mit dem feindlichen Oberbefehlshaber Kellermann am 26. auf dem Schlosse Aubange veranlaßte. Valence, der ebenfalls dort anwesend war, wiederholte seine Erörterungen, und nannte geradezu den Churfürsten von Bayern als einen Frankreich genehmen Beherrscher Belgiens: es zeigte sich aber auf der Stelle, daß die Generale ohne bestimmte Vollmacht ihrer Regierung waren, und selbst einen Waffenstillstand nur unter völlig unzulässigen Bedingungen schließen wollten. Lucchesini beeilte sich demnach, das hoffnungslose Gespräch abzubrechen. Der König, welcher dieses Ergebniß vorausgesehen, hatte in denselben Stunden die übrigen, im Hauptquartier befindlichen östreichischen Staatsmänner, Spielmann, Mercy und Thugut, zu sich berufen. Er empfing sie in dem Dorfe Merle, dicht vor den Thoren Luxemburg's, und gab ihnen dort seine unwiderrufliche Erklärung über den künftigen Feldzug ab. Er wiederholte, was er der Kaiserin Catharina geschrieben, wies die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer ein für alle Male zurück, und forderte eine erweiterte Entschädigung in Polen, wenn er im nächsten Jahre mehr als 20,000 Mann zum französischen Kriege stellen sollte. Seine speciellen Begehren, schloß er, sei Haugwitz vorzulegen beauftragt.

Mit diesem pflog dann Spielmann in Luxemburg eine sehr aufgeregte Verhandlung. Man habe stets den Grundsatz völliger Gleichheit, sagte er, für die Erwerbungen beider Mächte aufgestellt; wie könne Preußen jetzt ein System aufstellen, nach welchem es eine große polnische Provinz erlange, Oestreich aber nicht eine Quadratmeile, sondern nur eine bessere Abrundung gewinne. Haug-

witz entgegnete, der Grundsatz der Gleichheit könne offenbar nur da zur Anwendung kommen, wo es sich um einen von beiden Mächten nach gegenseitigem Gutdünken unternommenen Krieg handele: hier aber sei Oestreich der allein angegriffene Theil, welchem Preußen aus freiem Entschlusse Hülfe weit über die Bundespflicht hinaus leiste; Preußen müsse hier eine seiner Anstrengung entsprechende Schadloshaltung fordern, und es Oestreich überlassen, sich selbst an dem angreifenden Feinde, an Frankreich, zu erholen. Das sind, rief Spielmann, ganz neue Dinge, das ist das Grab der Allianz. Ich bin überzeugt, antwortete Haugwitz, daß der Kaiser die einleuchtende Billigkeit dieser Grundsätze anerkennen wird. Er breitete darauf eine Karte von Polen aus, auf welcher der König eigenhändig die Grenzlinie seiner künftigen Provinz gezogen hatte, ungefähr das Doppelte des in Mainz begehrten Bezirks umfassend. Wenn wir diesen Landstrich in Besitz genommen haben, sagte er, dann werden wir fortfahren, mit voller Kraft gegen Frankreich mitzuwirken: wenn man uns daran hindert, so werden wir nur die 20,000 Mann stellen, wozu uns das Februarbündniß verpflichtet, übrigens uns aber auch dann für den jetzigen Feldzug mit einer kleineren polnischen Provinz entschädigen. Er überreichte hiemit dem kaiserlichen Minister eine von dem Könige am 25. in Merle dictirte Note, welche diese Forderungen entwickelte. Vergebens rief Spielmann den Fürsten Reuß zu seiner Unterstützung heran; sie stritten drei Stunden lang; Haugwitz blieb bei seinem ersten Worte, und forderte sie auf, die Note nach Wien einzusenden. Ich muß es thun, sagte endlich Spielmann, ich bin ein gestürzter Mann.

Die französische Unterhandlung schlief unter diesen Umständen von selbst ein. Zwar meldete nach Luxemburg der in Cöln accreditirte Kreisgesandte Dohm, ein Agent des französischen Ministeriums, Namens Mandrillon, habe auch ihm Anträge zu Frieden und Bündniß gemacht: Lucchesini aber redigirte am 29. sogleich eine bündige Antwort, welche folgende Punkte hervorhob. Da Frankreich nicht vor Räumung seines Gebietes unterhandeln wolle, so müsse man preußischer Seits darauf bestehen, daß vor allen Dingen Custine den deutschen Reichsboden verlasse; da der König

nach wie vor sich für das Schicksal Ludwig XVI. interessire, so erwarte er vorläufige Aufklärung über die Mittel, welche das Ministerium besitze, um diesem die Freiheit zu schaffen; endlich aber könne der König ohne die Zustimmung Oestreich's einer weiteren Unterhandlung nicht Statt geben. Wir werden später sehen, daß sich die französische Regierung dadurch noch nicht abschrecken ließ, obgleich ihre Absichten schon so weit umher griffen, daß Preußen keine Möglichkeit der Neutralität, sondern nur des Krieges oder des Bündnisses mit Frankreich blieb. Dumouriez erkannte es mit zutreffender Schärfe, und war des ferneren Krieges vollkommen gewiß. Er verbot schon am 28. dem General Valence, sich noch ferner mit Unterhandlungen zu ergötzen; es seien das verlorene Tage, nützlich allein für die Schelme, welche Frankreich mit dieser angeblichen Unterhandlung ködern wollten; die Republik könne nicht mit Braunschweig, dem Urheber der ehrenrührigen Manifeste, und wolle überhaupt nicht mit Despoten über die Freiheit des belgischen Volkes unterhandeln. Er drängte den General demnach, so rasch wie möglich mit seinem Armeecorps in Belgien einzufallen, und schrieb Kellermann, sich an Luxemburg vorüber auf Trier und Coblenz zu werfen, und die Pfaffenstraße zu municipalisiren. „Es ist nöthig, sagte er, diesen Winter unsere 150,000 Mann jenseit der Grenzen zu haben, theils um uns Geld zu verschaffen und Assignaten abzusetzen, theils um nicht die Lebensmittel unseres Landes für die Armeen zu erschöpfen. Ich hoffe euch im Frühling über Cöln die Hand zu reichen. Der Rhein muß die Grenze unseres Feldzuges sein, von Genf bis Holland, vielleicht bis an das Meer. Haben wir diese Aufgabe erfüllt, so komme was kommen kann, die europäische Revolution hat immer einen mächtigen Fortschritt gemacht." In gleichem Sinne entschied das Ministerium: die Armeen ohne Ausnahme sollen am Rheine überwintern.

So erhob sich die Revolution, nachdem sie die Kräfte Frankreich's zerstört hatte, um jenseit der Grenzen Lebensunterhalt, Beute und Eroberung zu suchen. Ihr gegenüber dachten die alten Regierungen nicht mehr auf den Sturz der Anarchie, sondern waren mit dem Getümmel zufrieden, um eigenen Vortheil darin zu suchen.

In Wien schrieb am 29. October der Kaiser an den König von Preußen: „Ew. Majestät möge von meinem festen Entschlusse überzeugt sein, alle möglichen Anstrengungen gegen den gemeinsamen Feind zu machen, und uns jede Gewähr und alle Entschädigungen zu verschaffen, die wir zu fordern berechtigt, und durch die Gewalt unserer vereinten Kräfte zu erlangen im Stande sind.“ Es war wieder der vorwärts dringende Eifer Joseph II., der hier aus dem Munde seines Lieblingsneffen sprach, und die Mächte, die zur Erstickung der wühlenden Revolution gewaffnet hatten, jetzt selbst in die Wege der streitenden Revolution hineintrieb. Komme was kommen kann: diese Worte des kecken französischen Feldherren wurden gleichzeitig die Losung Deutschland's und Frankreich's und damit der europäischen Politik.

Druck von G. D. Bädeker in Essen.